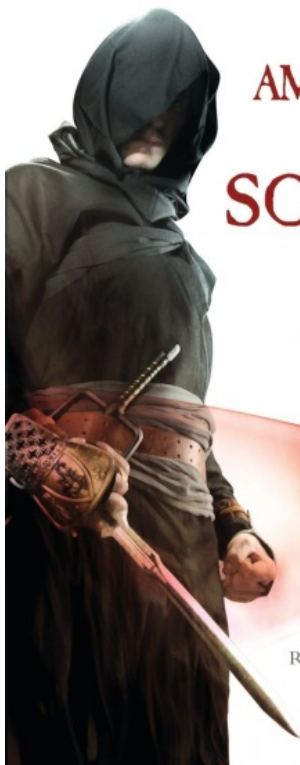


blanvalet

BRENT WEEKS

AM RANDE
DER
SCHATTEN



ROMAN

Inhaltsverzeichnis

[Titel](#)

[Widmung](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Kapitel 25](#)

[Kapitel 26](#)

[Kapitel 27](#)

[Kapitel 28](#)

[Kapitel 29](#)

[Kapitel 30](#)

[Kapitel 31](#)

[Kapitel 32](#)

[Kapitel 33](#)

[Kapitel 34](#)

[Kapitel 35](#)

[Kapitel 36](#)

[Kapitel 37](#)

[Kapitel 38](#)

[Kapitel 39](#)

[Kapitel 40](#)

[Kapitel 41](#)

[Kapitel 42](#)

[Kapitel 43](#)

[Kapitel 44](#)

[Kapitel 45](#)

[Kapitel 46](#)

[Kapitel 47](#)

[Kapitel 48](#)

[Kapitel 49](#)

[Kapitel 50](#)

[Kapitel 51](#)

[Kapitel 52](#)

[Kapitel 53](#)

[Kapitel 54](#)

[Kapitel 55](#)

[Kapitel 56](#)

[Kapitel 57](#)

[Kapitel 58](#)

[Kapitel 59](#)

[Kapitel 60](#)

[Kapitel 61](#)

[Kapitel 62](#)

[Kapitel 63](#)

[Kapitel 64](#)

[Kapitel 65](#)

[Kapitel 66](#)

[Kapitel 67](#)

[Kapitel 68](#)

[Kapitel 69](#)

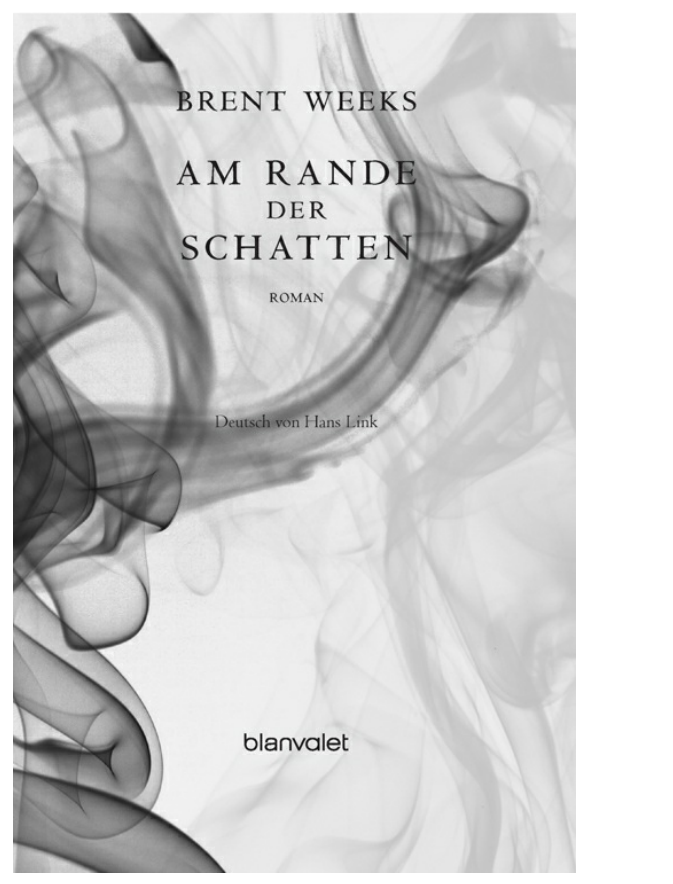
[Kapitel 70](#)

[Kapitel 71](#)

[Kapitel 72](#)

[*Epilog*](#)

[*Copyright*](#)



BRENT WEEKS

AM RANDE
DER
SCHATTEN

ROMAN

Deutsch von Hans Link

blanvalet

*Für Kristi, weil sie niemals zweifelte -
nicht einmal, als ich es tat.*

*Für Kevin, weil es die Aufgabe eines großen Bruders ist, den kleinen Bruder
abzuhärten. Was du mich gelehrt hast, habe ich gebraucht. (Aber seit der
Sache mit dem Erdklumpen war ich nie wieder ganz der Alte.)*

»Wir haben einen Auftrag für dich«, sagte Momma K. Wie immer saß sie da wie eine Königin, den Rücken durchgedrückt, das prächtige Kleid von perfektem Sitz, das Haar tadellos frisiert, wenn auch grau an den Wurzeln. An diesem Morgen hatte sie dunkle Ringe unter den Augen. Kylar vermutete, dass keiner der überlebenden Anführer der Sa'kagé seit der khalidorischen Invasion viel geschlafen hatte.

»Euch auch einen guten Morgen«, erwiderte Kylar, während er sich in dem Ohrensessel im Arbeitszimmer niederließ.

Momma K wandte sich ihm nicht zu, sondern blickte aus dem Fenster. Der Regen der vergangenen Nacht hatte den größten Teil der Brände in der Stadt gelöscht, aber viele schwelten noch immer und tauchten die Stadt mit ihrer Glut in eine blutrote Morgendämmerung. Das Wasser des Plith, der den reichen, östlichen Teil der Stadt Cenaria vom Labyrinth trennte, war rot wie Blut. Kylar war sich nicht sicher, ob das nur an der von Rauch verhüllten Sonne lag. In der Woche seit dem Staatsstreich und der Invasion hatten die Khalidori Tausende von Menschen massakriert.

Momma K sagte: »Die Sache hat einen Haken. Das Opfer weiß Bescheid.«

»Woher?« Die Sa'kagé waren im Allgemeinen nicht so schlampig.

»Wir haben es ihm gesagt.«

Kylar rieb sich die Schläfen. Die Sa'kagé würden ein Opfer nur deshalb einweihen, damit sie nicht kompromittiert wurden, sollte der Anschlag scheitern. Das bedeutete, dass es sich bei dem Opfer nur um einen Mann handeln konnte: Cenarias Eroberer, Khalidors Gottkönig, Garoth Ursuul.

»Ich bin nur gekommen, um mein Geld zu holen«, erklärte Kylar. »Alle sicheren Häuser Durzos – auch *meine* sicheren Häuser sind niedergebrannt. Ich brauche nur genug, um die Torwachen zu bestechen.« Er hatte ihr seit seiner Kindheit einen Teil seiner Löhne gegeben, damit sie das Geld investierte. Sie sollte reichlich haben für einige Bestechungen.

Momma K blätterte schweigend die Blätter Reispapier auf ihrem Schreibtisch durch und reichte Kylar eins davon. Zuerst machten ihn die Zahlen sprachlos. Er war an dem illegalen Import von Gras und einem halben Dutzend anderer süchtig machender Pflanzen beteiligt, hielt Anteile an einer Brauerei und

mehreren Geschäften, besaß ein Rennpferd und Importwaren wie Seide und Edelsteine, die gesetzlich erlaubt waren, wenn man von der Tatsache absah, dass die Sa'kagé zwanzig Prozent für Bestechungen bezahlten, statt fünfzig Prozent Zollgebühren. Die schiere Menge an Informationen auf der Seite war sinnverwirrend. Bei der Hälfte der Einträge wusste er nicht, was sie bedeuteten.

»Ich besitze ein Haus?«, fragte Kylar.

»Du hast eins besessen«, antwortete Momma K. »In dieser Spalte ist vermerkt, wenn etwas bei den Bränden oder Plünderungen verloren gegangen ist.« Das Zeichen stand bei allen Eintragungen, nur nicht bei jenen Expeditionen, die unterwegs waren, um Seide beziehungsweise Gras ins Land zu bringen. Beinahe alles, was er besessen hatte, war verloren gegangen. »Es wird Monate dauern, bis eine der beiden Expeditionen zurückkehrt, falls sie überhaupt zurückkehren. Wenn der Gottkönig weiter zivile Schiffe beschlagnahmt, werden sie gewiss nicht zurückkommen. Natürlich, wenn er tot wäre ...«

Er konnte erkennen, worauf das hinauslief »Hier steht, dass mein Anteil immer noch zehn- bis fünfzehntausend wert ist. Ich werde ihn Euch für tausend verkaufen. Das ist alles, was ich brauche.«

Sie beachtete ihn nicht. »Sie brauchen einen dritten Blutjungen, um sicherzustellen, dass es funktioniert. Fünfzigtausend Gunder für einen Mord, Kylar. Mit so viel Geld könntest du Elene und Uly überallhin bringen. Du hättest der Welt einen Dienst erwiesen, und du würdest nie wieder arbeiten müssen. Es ist nur ein letzter Auftrag.«

Er schwankte bloß einen Moment lang. »Es gibt immer einen letzten Auftrag. Ich bin fertig.«

»Es liegt an Elene, nicht wahr?«, fragte Momma K.

»Momma K, denkt Ihr, ein Mensch kann sich ändern?«

Sie sah ihn mit einer tiefen Traurigkeit an. »Nein. Und am Ende wird er jeden hassen, der das von ihm verlangt.«

Kylar stand auf und trat durch die Tür. Im Flur begegnete er Jarl. Jarl grinste, wie er es getan hatte, als sie auf den Straßen aufgewachsen waren und er nichts Gutes im Schilde geführt hatte. Jarl trug ein Gewand, das wohl der neuesten Mode entsprach, eine lange Jacke mit übertrieben breiten Schultern, gepaart mit einer schmal geschnittenen Hose, die in hohen Stiefeln steckte. Das Ganze wirkte vage khalidorisch. Das Haar hatte er sich zu winzigen, kunstvollen

Zöpfen geflochten, die mit goldenen Perlen bedeckt waren; die Perlen brachten seine schwarze Haut besonders gut zur Geltung.

»Ich habe den perfekten Auftrag für dich«, sagte Jarl mit gesenkter Stimme, aber ohne zu bereuen, dass er gelauscht hatte.

»Kein Mord?«, hakte Kylar nach.

»Nicht direkt.«

»Euer Heiligkeit, die Feiglinge stehen bereit, um ihre Schuld zu begleichen«, erklärte Vürdmeister Neph Dada, dessen Stimme sich über die Menge erhob. Er war ein alter Mann mit deutlich hervortretenden Adern und zahlreichen Leberflecken, gebeugt und nach Tod stinkend, den er mit Magie in Schach hielt. Sein Atem rasselte von der Anstrengung, nachdem er das Podest im großen Innenhof von Burg Cenaria erklommen hatte. Zwölf mit Knoten versehene Schnüre hingen über den Schultern seiner schwarzen Robe, Sinnbild für die zwölf Shu'ras, die er gemeistert hatte. Neph kniete mit einiger Mühe nieder und hielt dem Gottkönig eine Handvoll Stroh hin.

Gottkönig Garoth Ursuul stand auf dem Podest und musterte seine Truppen. Vorn und in der Mitte standen fast zweihundert Hochländer aus Graavar, hochgewachsene, blauäugige Wilde mit mächtigem Oberkörper, die ihr schwarzes Haar kurz und ihre Schnurrbärte lang trugen. Zu beiden Seiten standen die anderen Eliteeinheiten der Hochlandstämme, die die Burg erobert hatten. Hinter ihnen wartete der Rest der regulären Armee, die seit der Befreiung in Cenaria einmarschiert war.

Zu beiden Seiten der Burg erhob sich Nebel über dem Plith, glitt unter die rostigen Zähne des eisernen Fallgitters und ließ die Menge frieren. Die Graavar waren in fünfzehn Gruppen von jeweils dreizehn Männern aufgeteilt worden, und sie allein hatten weder Waffen noch Rüstung noch Roben. Sie standen in ihren Hosen da, die bleichen Gesichter starr, aber statt an dem kühlen Herbstmorgen zu zittern, schwitzten sie.

Es gab niemals Unruhe, wenn der Gottkönig seine Truppen begutachtete, aber heute schmerzte das Schweigen, obwohl Tausende gekommen waren, um zuzuschauen. Garoth hatte so viele Soldaten wie möglich versammelt und den cenarischen Dienstboten, den Adligen und den kleinen Leuten ebenfalls gestattet zuzusehen. Meister in ihren schwarz-roten Halbumhängen standen Schulter an

Schulter mit in Roben gewandeten Vürdmeistern, Soldaten, Kleinbauern, Fassbindern, Adligen, Feldarbeitern, Mägden, Seeleuten und cenarischen Spionen.

Der Gottkönig trug einen weiten, weißen Umhang mit Hermelinbesatz, um seine breiten Schultern gewaltig wirken zu lassen. Darunter befand sich eine ärmellose, weiße Robe über weiten, weißen Hosen. All das Weiß ließ seine bleiche khalidorische Haut geisterhaft erscheinen und lenkte die Aufmerksamkeit auf die Vir, die auf seiner Haut spielten. Schwarze Ranken der Macht stiegen an die Oberfläche seiner Arme. Große Knoten hoben und senkten sich, Knoten, umrahmt von Dornen, die sich nicht nur hin und her bewegten, sondern auch in Wellen von oben und unten aufstiegen und sich aus seiner Haut drückten. Die Vir beschränkten sich nicht auf seine Arme. Sie erhoben sich, um sein Gesicht einzurahmen. Sie erhoben sich zu seinem kahlen Schädel und durchdrangen die Haut, sodass sie eine dornige, bebende, schwarze Krone bildeten. Blut rann an den Seiten seines Gesichts hinab.

Für viele Cenarier war es das erste Mal, dass sie den Gottkönig sahen. Ihre Münder standen vor Staunen weit offen. Sie schauderten, als sein Blick über sie hinwegglitt. Es war genauso, wie er es beabsichtigt hatte.

Schließlich wählte Garoth einen der Strohhalme von Neph Dada und brach ihn entzwei. Eine Hälfte warf er weg und griff dann nach zwölf unversehrten Halmen. »So soll Khali sprechen«, sagte er, seine Stimme kraftvoll vor Macht.

Er bedeutete den Graavar, auf das Podest zu steigen. Während der Befreiung hatten sie den Befehl gehabt, diesen Innenhof zu sichern, damit die cenarischen Edelleute nicht entkommen und später ermordet werden konnten. Stattdessen waren die Hochländer in die Flucht geschlagen worden, und Terah Graesin und ihre Edelleute waren geflohen. Dies war inakzeptabel, unerklärlich und untypisch für die grimmigen Graavar. Garoth verstand nicht, was Männer dazu brachte, an einem Tag zu kämpfen und am nächsten zu fliehen.

Was er jedoch verstand, war Scham. Während der vergangenen Woche hatten die Graavar Ställe ausgemistet, Nachttöpfe geleert und Böden geschrubbt. Es war ihnen nicht gestattet worden zu schlafen, stattdessen hatten sie die Nächte damit verbracht, die Rüstungen und Waffen Höhergestellter zu polieren. Heute würden sie ihre Schuld sühnen, und während des nächsten Jahres würden sie erpicht darauf sein, ihre Heldenhaftigkeit zu beweisen. Als er sich zusammen mit Neph der ersten Gruppe näherte, zog er die Vir aus seinen Händen zurück. Wenn

die Männer ihre Strohhalme zogen, durften sie es nicht für das Wirken von Magie halten oder für das Wohlwollen des Gottkönigs, das den einen verschonte und den anderen verdammt. Stattdessen war es schlichtes Schicksal, die unausweichliche Konsequenz ihrer eigenen Feigheit.

Garoth hob die Hände, und alle Khalidori beteten einstimmig: »*Khali vas, Khalivos ras en me, Khali mevirtu rapt, recu virtum defite.*«

Während die Worte verklangen, trat der erste Soldat vor. Er war noch keine sechzehn und auf seiner Lippe nur der Hauch eines Schnurrbart. Er schien am Rand eines Zusammenbruchs zu stehen, während sein Blick von dem eisigen Gesicht des Gottkönigs zu den Strohhalmen flackerte. Auf seiner nackten Brust leuchtete Schweiß im heller werdenden Licht des Morgens, und seine Muskeln zuckten. Er zog einen Strohalm. Er war lang.

Die Hälfte der Anspannung wich aus seinem Körper, aber nur die Hälfte. Der junge Mann neben ihm, der ihm so ähnlich sah, dass es sich um seinen älteren Bruder handeln musste, befeuchtete sich die Lippen und griff nach einem Strohalm. Er war kurz.

Die fast Übelkeit erregende Erleichterung des Rests der Gruppe war mit Händen greifbar, und die vielen tausend Zuschauer, die den kurzen Strohalm unmöglich sehen konnten, wussten aufgrund dieser Reaktion, dass er gezogen worden war. Der Mann, der den kurzen Strohalm in der Hand hielt, sah seinen kleinen Bruder an. Der jüngere Mann schaute ihm nicht ins Gesicht. Der Verurteilte richtete einen ungläubigen Blick auf den Gottkönig und reichte ihm den kurzen Strohalm.

Garoth trat zurück. »Khali hat gesprochen«, erklärte er. Die Menge sog beinahe gleichzeitig die Luft ein, und er nickte der Gruppe zu.

Sie schlossen sich um den jungen Mann, jeder Einzelne von ihnen – selbst sein Bruder –, und begannen auf ihn einzuschlagen.

Es wäre schneller gegangen, hätte Garoth der Gruppe gestattet, Panzerhandschuhe zu tragen oder das stumpfe Ende von Speeren oder die Flachseite von Klingen zu benutzen, aber er hielt es für besser so. Wenn das Blut zu fließen begann und aus dem Fleisch spritzte, während auf den Verurteilten eingedroschen wurde, sollte es nicht von der Kleidung der übrigen Männer abgefangen werden. Sie sollten es auf der Haut spüren. Sie sollten die Wärme des Blutes dieses Jungen spüren, während er starb. Sie sollten den Preis für Feigheit erfahren. Khalidori flohen nicht.

Die Gruppe griff mit beträchtlichem Elan an. Der Kreis schloss sich, und Schreie wurden laut. Es hatte etwas Intimes, wie nacktes Fleisch auf nacktes Fleisch drosch. Der junge Mann verschwand, und alles, was noch zu sehen war, waren Ellbogen, die sich erhoben und mit jedem Hieb verschwanden, und Füße, die zu neuen Tritten zurückgezogen wurden. Und Augenblicke später Blut. Mit dem kurzen Strohhalbm war der junge Mann zu ihrer Schwäche geworden. Es war Khalis Erlass. Er war nicht länger Bruder oder Freund, er war alles, was sie falsch gemacht hatten.

Binnen zwei Minuten war der junge Mann tot.

Die Gruppe formierte sich neu, blutbespritzt und schwer atmend vor Anstrengung und Erregung. Sie betrachteten den Leichnam zu ihren Füßen nicht. Garoth musterte sie der Reihe nach, schaute jedem Einzelnen von ihnen in die Augen und ließ seinen Blick auf dem Bruder verweilen. Dann trat er vor den Leichnam und streckte eine Hand aus. Die Vir lugten aus seinem Handgelenk hervor und dehnten sich aus, krallenartig und zerklüftet, und umfassten den Kopf des Leichnams. Dann zuckten die Krallen, und der Kopf knackte, ein Geräusch, das Dutzenden von Cenariern Brechreiz verursachte.

»Euer Opfer ist akzeptiert worden. Dadurch seid ihr gereinigt«, verkündete er und salutierte ihnen.

Sie erwiderten seinen Salut voller Stolz und nahmen ihre Plätze im hinteren Teil der Formation auf dem Innenhof ein, während der Leichnam weggeschleift wurde.

Er deutete auf die nächste Gruppe. Die nächsten vierzehn Wiederholungen würden nichts Neues bringen. Obwohl jede einzelne Gruppe noch immer voller Anspannung war – selbst diejenigen, die fertig waren, würden Freunde und Verwandte in anderen Gruppen verlieren -, erlosch Garoths Interesse. »Neph, erzählt mir, was Ihr über diesen Mann erfahren habt, diesen *Nachtengel*, der meinen Sohn getötet hat.«

Burg Cenaria gehörte nicht unbedingt zu den Orten, zu denen es Kylar besonders hinzog. Er war als Gerber getarnt, mit einem schmutzigen, wollenen Handwerkerkittel, die Hände und Arme bis zu den Ellbogen mit Farbe befleckt, und hatte sich mit einigen Tropfen des speziellen Parfüms benetzt, das Durzo Blint, sein toter Meister, entwickelt hatte. Er stank nur eine Spur weniger, als

ein echter Gerber gestunken hätte. Durzo hatte stets Tarnungen als Gerber, Schweinebauer oder Bettler und dergleichen bevorzugt – Typen eben, die zu übersehen respektable Leute ihr Bestes gaben, weil sie nicht umhinkonnten, sie zu riechen. Das Parfüm wurde nur auf die äußeren Kleidungsstücke aufgetragen, die man, sollte es notwendig werden, abstreifen konnte. Ein Teil des Gestanks würde ihm trotzdem anhaften, aber jede Tarnung hatte ihre Nachteile. Die Kunst bestand darin, die Nachteile dem Auftrag anzupassen.

Die Ostbrücke oder, wie sie eigentlich hieß, Östliche Königsbrücke, war während des Kampfes um Burg Cenaria abgebrannt, und obwohl die Meister sie größtenteils wieder instand gesetzt hatten, war sie immer noch gesperrt. Daher musste Kylar vom Westufer des Flusses aus über die Westbrücke oder Westliche Königsbrücke gehen, um zu der auf einer Insel im Plith gelegenen Burg zu gelangen. Die khalidorischen Wachen würdigten ihn kaum eines Blickes, als er vorbeiging. Es schien, als sei die Aufmerksamkeit aller – selbst der Meister – auf ein Podest in der Mitte des Burghofs und auf eine Gruppe von Hochländern gerichtet, die barbrüstig in der Kälte standen. Kylar ignorierte die Gruppe auf dem Podest, während er nach möglichen Bedrohungen Ausschau hielt. Er war sich immer noch nicht sicher, ob Meister seine magische Begabung wahrnehmen konnten, obwohl er vermutete, dass sie es nicht konnten, solange er seine Magie nicht benutzte. Ihre Fähigkeiten schienen mehr als die der Magi an den Geruch gebunden zu sein – was der Hauptgrund dafür war, dass er als Gerber gekommen war. Wenn ein Meister ihm nahe kam, konnte Kylar nur hoffen, dass weltliche Gerüche die magischen überlagerten.

Vier Wachen standen an jeder Seite des Tores, sechs auf jedem Teilstück der diamantförmigen Burgmauer und vielleicht tausend in Formation auf dem Hof zusätzlich zu den etwa zweihundert Graavar-Hochländern. In der mehrere tausend Menschen umfassenden Menge hatten in regelmäßigen Abständen fünfzig Meister Aufstellung genommen. In der Mitte des Ganzen befanden sich auf dem Podest eine Anzahl ceranischer Adliger, mehrere verstümmelte Leichen und Gottkönig Garoth Ursuul selbst, der mit einem Vürdmeister sprach. Es war lächerlich, aber selbst angesichts der Anzahl von Soldaten und Meistern hier war dies wahrscheinlich die beste Chance, die ein Blutjunge haben konnte, um den Mann zu töten.

Aber Kylar war nicht hier, um zu töten. Er war hier, um wegen des seltsamsten Auftrags, den er je angenommen hatte, einen Mann in Augenschein

zu nehmen. Er suchte in der Menge nach dem Mann, von dem Jarl ihm erzählt hatte, und fand ihn sehr bald. Baron Kirof war ein Vasall der Gyres gewesen. Da sein Lord tot war und seine Ländereien nahe der Stadt lagen, war er einer der ersten cenarischen Edelleute gewesen, die das Knie vor Garoth Ursuul gebeugt hatten. Er war ein fetter Mann mit rotem Bart, den er im Stil der Khalidori aus dem Tiefland kantig geschnitten hatte, großer, gebogener Nase, schwachem Kinn und dicken, buschigen Augenbrauen.

Kylar ging näher heran. Baron Kirof schwitzte und wischte sich die Hände an seiner Robe ab, während er sich nervös mit den khalidorischen Edelleuten unterhielt, mit denen er zusammen dand. Kylar schob sich gerade um einen hochgewachsenen, stinkenden Schmied herum, als der Mann ihm plötzlich einen Ellbogen in die Magengrube ramnte.

Der Schlag trieb alle Luft aus Kylars Lunge, und noch während er sich vorbeugte, erschien in seiner Hand der Ka'kari und formte einen Dolch.

»Wenn du einen besseren Blick haben willst, komm gefälligst frühzeitig, wie wir anderen es getan haben«, sagte der Schmied. Er verschränkte die Arme vor der Brust und schob seine Ärmel hoch, um gewaltige Muskeln zu zeigen.

Mit einiger Mühe zwang Kylar den Ka'kari zurück in seine Haut und entschuldigte sich mit niedergeschlagenen Augen. Der Schmied lachte höhnisch und wandte sich um, um weiter den Spaß zu beobachten.

Kylar begann sich mit dem, was er von seinem Platz aus sehen konnte. Baron Kirof. Der Gottkönig hatte etwa die Hälfte der Hochländereinheiten abgearbeitet, und Buchmacher der Sa'kagé nahmen bereits Wetten darauf an, welcher Mann aus jeder der noch verbliebenen dreizehnköpfigen Gruppen sterben würde. Die khalidorischen Soldaten bemerkten es. Kylar fragte sich, wie viele Cenarier wegen der Herzlosigkeit der Buchmacher sterben würden, wenn die khalidorischen Soldaten heute Nacht durch die Stadt streifen, in Trauer um ihre Toten und voller Zorn darüber, dass die Sa'kagé alles besudelten, was sie berührten.

Ich muss raus aus dieser verdammten Stadt.

Die nächste Gruppe musste bis zum zehnten Mann warten, ohne dass der kurze Strohalm gezogen wurde. Es lohnte sich beinahe, dem Geschehen Beachtung zu schenken, da die sichtbare Verzweiflung der Männer wuchs, während jeder

ihrer Nachbarn verschont blieb und ihre eigenen Chancen schlechter wurden. Der elfte Mann, um die vierzig und sehnig, zog den kurzen Strohalm. Er kaute an den Enden seines Schnurrbarts, während er dem Gottkönig den Strohalm zurückgab, zeigte ansonsten jedoch keine Regung.

Neph schaute zu Herzogin Jadwin und ihrem Gemahl hinüber, die auf dem Podest saßen. »Ich habe den Thronsaal untersucht, und ich bin auf etwas gestoßen, das mir noch nie zuvor untergekommen ist. Die ganze Burg riecht nach der Magie, die so viele unserer Meister getötet hat. Aber einige Stellen im Thronsaal ... tun das einfach nicht. Es ist, als sei ein Feuer im Haus, aber wenn man einen bestimmten Raum betritt, riecht es dort nicht nach Rauch.«

Blutspritzer flogen jetzt durch die Luft, und Garoth war einigermaßen sicher, dass der Mann tot sein musste, aber die Gruppe schlug immer weiter und weiter und weiter zu.

»Das passt nicht zu dem, was wir über den silbernen Ka'kari wissen«, sagte Garoth.

»Nein, Euer Heiligkeit. Ich denke, es gibt einen siebten Ka'kari, einen geheimen Ka'kari. Ich denke, er kehrt Magie um, und ich denke, dass dieser Nachtengel ihn hat.«

Garoth dachte darüber nach, während die Ränge sich neu formierten und eine Leiche zwischen ihnen lag. Das Gesicht des Mannes war vollkommen zerstört. Es war eine beeindruckende Arbeit. Die Gruppe hatte sich entweder besonders ins Zeug gelegt, um ihre Hingabe zu beweisen, oder die Männer hatten den armen Bastard nicht gemocht. Garoth nickte erfreut. Er streckte die Virkrallen wieder aus und zerquetschte den Kopf des Toten. »Euer Opfer ist akzeptiert worden. Dadurch seid Ihr gereinigt.«

Zwei seiner Leibwachen schafften den Leichnam an den Rand des Podests. Die Leichen lagen dort in ihrem Blut aufgestapelt, sodass die Cenarier, wenn sie schon nicht das Sterben eines jeden einzelnen Mannes beobachten konnten, doch zumindest das Ergebnis der Bestrafung zu Gesicht bekamen.

Als die nächste Gruppe begann, fragte Garoth: »Ein Ka'kari, der siebenhundert Jahre lang versteckt war? Welche Meisterschaft verleiht er? Das Verborgensein? Was bedeutet das für mich?«

»Euer Heiligkeit, mit einem solchen Ka'kari könntet Ihr oder Euer Beauftragter ins Herz der Chantry spazieren und Euch jeden Schatz nehmen, den sie dort haben. Ungesehen. Es wäre möglich, dass Euer Beauftragter selbst Ezras

Wald betreten und Artefakte für Euch holen könnte, die dort seit siebenhundert Jahren liegen. Dann gäbe es keinen Grund mehr für Armeen oder vorsichtiges Vorgehen. Auf einen Streich könntet Ihr ganz Midcyru an der Kehle packen.«

Mein Beauftragter. Zweifellos würde Neph sich mutig er bieten, die gefährliche Aufgabe selbst zu übernehmen. Trotzdem, der bloße Gedanke an einen solchen Ka'kari beschäftigte Garoth während des Sterbens eines weiteren Halbwüchsigen, zweier Männer im besten Alter und eines erfahrenen Veteranen, der einen der höchsten Verdienstorden trug, die der Gottkönig verlieh. Einzig dieser Mann hatte so etwas wie Verrat in den Augen.

»Geht der Sache nach«, sagte Garoth. Er fragte sich, ob Khali von diesem siebten Ka'kari wusste. Er fragte sich, ob Dorian davon wusste. Dorian, sein erster anerkannter Sohn, Dorian, der sein Erbe gewesen wäre, Dorian der Prophet, Dorian der Verräter. Dorian war hier gewesen, dessen war sich Garoth gewiss. Einzig Dorian konnte Curoch mitgebracht haben, Jorsin Alkestes' mächtiges Schwert. Irgendein Magus war für einen einzigen Augenblick mit Curoch erschienen und hatte fünfzig Meister und drei Vürdmeister ausgelöscht, bevor er verschwunden war. Neph wartete offensichtlich darauf, dass Garoth ihn deswegen befragen würde, aber Garoth hatte die Suche nach Curoch aufgegeben. Dorian war kein Narr. Er hätte Curoch nicht hergebracht, wenn er gedacht hätte, dass er ihn vielleicht verlieren würde. Wie überlistete man einen Menschen, der in die Zukunft schauen konnte?

Der Gottkönig blinzelte, während er einen weiteren Kopf zerquetschte. Wann immer er das tat, bekam er Blut auf seine schneeweiße Kleidung. Es geschah mit Absicht – war aber dennoch ärgerlich, und es war nichts Würdevolles daran, wenn einem Blut in die Augen spritzte. »Euer Opfer ist akzeptiert worden«, erklärte er den Männern. »Dadurch seid Ihr gereinigt.« Er trat an den vorderen Rand des Podests, während die Gruppe ihren Platz hinten auf dem Paradesfeld einnahm. Während der ganzen Angelegenheit hatte er sich nicht zu den Cenariern umgedreht, die hinter ihm auf dem Podest saßen. Jetzt tat er es.

Die Vir erwachten zum Leben, als er sich umwandte. Schwarze Ranken krochen sein Gesicht hinauf, glitten über seine Arme, durch seine Beine und kamen sogar aus seinen Pupillen heraus. Er ließ ihnen einen Augenblick Zeit, das Licht in sich aufzusaugen, sodass der Gottkönig ein unnatürlicher Flecken Dunkelheit im aufkommenden Morgenlicht zu sein schien. Dann machte er dem ein Ende. Er wollte, dass die Edelleute ihn sahen.

Da war nicht ein Auge, das nicht riesig gewesen wäre. Es waren nicht ausschließlich die Vir oder Garoths angeborene Würde, die sie sprachlos machten. Es waren die Leichen, die links und rechts von ihm und hinter ihm aufgestapelt waren wie Holzscheite und ihn umrahmten wie ein Gemälde. Es war die mit Blut und Hirnmasse bespritzte weiße Kleidung, die er trug. Er war ehrfürchtgebietend in seiner Macht und schrecklich in seiner Erhabenheit. Falls sie überlebte, würde er Herzogin Trudana Jadwin die Szene vielleicht malen lassen.

Der Gottkönig betrachtete die Edelleute, und die Edelleute auf dem Podest betrachteten den Gottkönig. Er fragte sich, ob einige von ihnen schon ihre eigene Zahl ermittelt hatten: dreizehn.

Er streckte seine Hand voller Strohhalme den Edelleuten entgegen. »Kommt«, forderte er sie auf. »Khali wird Euch reinigen.« Diesmal hatte er nicht die Absicht, vom Schicksal entscheiden zu lassen, wer sterben würde.

Kommandant Gher sah den Gottkönig an. »Euer Heiligkeit, da muss ein ...« Er brach ab. Gottkönige machten keine Fehler. Alle Farbe wich aus Gher's Gesicht. Er zog einen langen Strohalm. Es verstrichen einige Augenblicke, bevor ihm in den Sinn kam, dass er nicht allzu erleichtert wirken sollte.

Die meisten der Übrigen waren Edelleute von geringerem Stand – die Männer und Frauen, die dafür gesorgt hatten, dass die Regierung des verstorbenen Königs Aleine Gunder IX. funktioniert hatte. Es war so leicht gewesen, sie zu stürzen. Erpressung konnte so einfach sein. Aber es brachte Garoth nichts ein, diese Tagelöhner zu töten, selbst wenn sie ihn enttäuscht hatten.

Dies führte ihn zu einer schwitzenden Trudana Jadwin. Sie war die Zwölfte in der Reihe, und ihr Gemahl war der Letzte.

Garoth hielt inne. Er ließ die beiden einander ansehen. Sie wussten, allen Zuschauern war klar, dass einer von ihnen sterben würde, und es hing alles von dem Strohalm ab, den Trudana zog. Der Herzog schluckte krampfhaft. Garoth sagte: »Von allen Edelleuten hier seid Ihr, Herzog Jadwin, derjenige, der nie in meinen Diensten stand. Also habt Ihr mich offenkundig nicht enttäuscht. Eure Gemahlin dagegen hat es getan.«

»Was?«, fragte der Herzog und sah Trudana an.

»Wusstet Ihr nicht, dass sie Euch mit dem Prinzen betrogen hat? Sie hat ihn auf meinen Befehl hin ermordet«, erklärte Garoth.

Es hatte etwas sehr Schönes, inmitten von etwas zu stehen, das eigentlich ein

zutiefst privater Augenblick hätte sein sollen. Das vor Furcht bleiche Gesicht des Herzogs wurde grau. Er war offensichtlich noch weniger scharfsinnig gewesen als die meisten gehörnten Gatten. Garoth konnte sehen, wie die Erkenntnis den armen Mann ansprang. Jeder dumpfe Verdacht, den er jemals beiseitegewischt hatte, jede schlechte Ausrede, die er je gehört hatte, stürzten auf ihn ein.

Faszinierenderweise wirkte Trudana Jadwin erschüttert. Ihre Miene war nicht so selbstgerecht, wie Garoth erwartet hatte. Er hatte gedacht, dass sie den Finger ausstrecken und ihrem Gemahl sagen würde, warum dies sein Fehler gewesen war. Stattdessen sprachen ihre Augen von reiner Schuld. Garoth konnte nur vermuten, dass der Herzog ein anständiger Gemahl gewesen war, und sie es wusste. Sie hatte ihn betrogen, weil sie es hatte tun wollen, und jetzt stürzten zwei Jahrzehnte der Lügen in sich zusammen.

»Trudana«, sagte der Gottkönig, bevor einer der beiden etwas erwidern konnte, »Ihr habt mir gute Dienste geleistet, aber Ihr hättet mir noch bessere leisten können. Also ist hier Euer Lohn und Eure Strafe.« Er hielt ihr die Strohhalme hin. »Der kurze Strohalm ist der linke.«

Sie blickte in Garoths von Vir verdunkelte Augen, dann auf die Strohhalme und schließlich in die Augen ihres Gemahls. Es war ein unsterblicher Moment. Garoth wusste, dass der klagende Ausdruck in den Augen des Herzogs Trudana verfolgen würde, solange sie lebte. Der Gottkönig hatte keinen Zweifel daran, wie sie sich entscheiden würde, aber offensichtlich hielt Trudana sich der Selbstaufopferung für fähig.

Sie wappnete sich, streckte die Hand nach dem kurzen Strohalm aus und hielt dann inne. Sie sah ihren Mann an, sah weg und zog schließlich den langen Strohalm für sich selbst.

Der Herzog heulte auf. Es war zauberhaft. Das Geräusch durchstach jedes cenarische Herz im Hof. Es schien genau die richtige Tonhöhe zu haben, um die Botschaft des Gottkönigs zu verbreiten: Dies könntest du sein.

Während die Edelleute, darunter auch Trudana, den Herzog mit Tod im Herzen umringten – jeder Einzelne von ihnen fühlte sich verdammt für seine Teilnahme, nahm jedoch dennoch teil –, wandte der Herzog sich an seine Gemahlin. »Ich liebe dich, Trudana«, sagte er. »Ich habe dich immer geliebt.« Dann zog er sich den Umhang übers Gesicht und verschwand im Hämmern von Fleisch auf Fleisch.

Der Gottkönig konnte nur lächeln.

Während Trudana mit ihrer Entscheidung zögerte, dachte Kylar, dass dies, hätte er Momma Ks Auftrag angenommen, der perfekte Augenblick gewesen wäre, um zuzuschlagen. Aller Augen ruhten auf dem Podest.

Kylar hatte sich Baron Kirof zugewandt und studierte, wie Schock und Entsetzen sich auf dessen Gesicht abzeichneten. Dann bemerkte er, dass nur noch fünf Wachen auf der Mauer hinter dem Baron standen. Er zählte schnell noch einmal durch: sechs, aber eine von ihnen hielt einen Bogen und eine Handvoll Pfeile in der Bogenhand.

Ein lautes Krachen erklang in der Mitte des Hofes, und Kylar konnte sehen, wie der hintere Teil des provisorischen Podests absplitterte und fiel. Etwas, das sprühende Farben aufblitzen ließ, flog in die Luft. Während alle anderen sich dem Geschehen zuwandten, wandte Kylar sich davon ab. Die Glitzerbombe explodierte mit einer kleinen Erschütterung und einem enormen, weißen Blitz. Während Hunderte von Zivilisten und Soldaten gleichermaßen geblendet aufschrien, sah Kylar den sechsten Soldaten auf der Mauer einen Pfeil anlegen. Es war Jonus Severing, ein Blutjunge, der sich fünfzig von ihm ausgeführter Morde rühmen konnte. Ein Pfeil mit goldener Spitze schoss auf den Gottkönig zu.

Der Gottkönig hatte sich die Hände auf die Augen gepresst, aber Schilde wie Blasen blühten bereits um ihn herum auf. Der Pfeil traf den äußersten Schild, blieb stecken und ging in Flammen auf, als der Schild zerplatze. Ein weiterer Pfeil war bereits unterwegs, und er durchdrang den zersplitternden äußeren Schild und traf einen, der dem Gottkönig näher war. Der nächste Schild zersprang und der nächste, während Jonus Severing mit erstaunlicher Geschwindigkeit schoss. Er benutzte seine Magie, um seine Ersatzpfeile in der Luft zu halten, sodass der nächste Pfeil bereits in seine Fingerspitzen glitt, sobald er einen Schuss abgegeben hatte. Die Schilde brachen schneller, als der Gottkönig sie neu bilden konnte.

Die Menschen schrien blind durcheinander. Die fünfzig Meister auf dem Hof rissen Schilde um sich selbst hoch und stießen alle in ihrer Nähe von den Füßen.

Der Blutjunge, der sich unter dem Podest versteckt hatte, sprang auf der

blinden Seite des Gottkönigs auf das Gerüst. Er zögerte, während einige Zoll von der Haut des Gottkönigs entfernt ein letzter, schwankender Schild erblühte, und Kylar sah, dass er überhaupt kein Blutjunge war. Es war ein Kind von vielleicht vierzehn Jahren, Jonus Severings Lehrling. Der Junge war so auf den Gottkönig konzentriert, dass er sich nicht geduckt hielt, nicht in Bewegung blieb. Kylar hörte das Sirren einer Bogensehne in der Nähe und sah den Jungen stürzen, noch während der letzte Schild des Gottkönigs zerplatzte.

Die Menschen stürmten auf die Tore zu und trampelten ihre Nachbarn nieder. Mehrere der Meister, noch immer blind und von Panik erfüllt, schleuderten wahllos grüne Wurfgeschosse in die Menge und auf die Soldaten um sie herum. Einer der Leibwächter des Gottkönigs versuchte, den Gottkönig niederzuwerfen, um ihn zu schützen. Benommen deutete der Gottkönig den Schritt des Mannes fehl, und eine Explosion von Vir schleuderte den riesigen Hochländer durch die Edelleute auf dem Podest.

Kylar drehte sich um, um festzustellen, wer den Lehrling des Blutjungen getötet hatte. Keine zehn Schritt entfernt stand Hu Gibbet, der Schlächter, der Logans gesamte Familie niedergemetzelt hatte, der beste Blutjunge in der Stadt, jetzt, da Durzo Blint tot war.

Jonus Severing floh bereits und erübrigte nicht einmal einen Moment des Schmerzes für seinen toten Lehrling. Hu ließ seinen zweiten Pfeil fliegen, und Kylar sah, wie er sich Jonus Severing in den Rücken bohrte. Der Blutjunge stürzte kopfüber von der Mauer und geriet außer Sicht, aber Kylar zweifelte nicht daran, dass er tot war.

Hu Gibbet hatte die Sa'kagé verraten, und jetzt hatte er den Gottkönig gerettet. Der Ka'kari war in Kylars Hand, bevor er sich dessen auch nur bewusst war. *Was, ich wollte den Architekten von Cenarias Zerstörung nicht töten, aber jetzt werde ich einen Leibwächter töten?* Natürlich, wenn man Hu Gibbet als Leibwächter bezeichnete, konnte man geradeso gut einen Bären als pelziges Tierchen bezeichnen, aber das Argument blieb stichhaltig. Kylar zog den Ka'kari zurück in seine Haut.

Dann duckte er sich, damit Hu sein Gesicht nicht sah, und schloss sich dem Strom panischer Cenarier an, der sich durch das Burgtor ergoss.

Das Anwesen der Familie Jadwin war nicht wie die meisten anderen Häuser der großen Familien von ihren Eigentümern in Brand gesetzt worden und hatte das große Feuer in der Stadt schadlos überstanden. Kylar erreichte das schwer bewachte vordere Tor, und die Wachen öffneten ihm wortlos. Er hatte nur innegehalten, um seine Gerbertarnung abzustreifen und sich mit Alkohol zu schrubben, um den Geruch loszuwerden, und war sich sicher, dass er vor der Herzogin eingetroffen war. Aber die Kunde vom Tod des Herzogs war ihm vorausgeeilt. Die Wachen hatten sich schwarze Stoffstreifen um die Arme gebunden. »Ist es wahr?«, fragte einer von ihnen.

Kylar nickte und ging zu der Hütte hinter dem Herrenhaus, wo die Cromwylls lebten. Elene war das letzte Waisenkind gewesen, das die Cromwylls aufgenommen hatten, und all ihre Geschwister hatten sich anderen Gewerben zugewandt oder taten Dienst in anderen Häusern. Einzig ihre Ziehmutter diente noch bei den Jadwins. Seit dem Staatsstreich lebten Kylar, Elene und Uly hier. Da Kylars sichere Häuser niedergebrannt oder unzugänglich waren, war das die einzige Möglichkeit. Kylar wurde für tot gehalten, daher wollte er in keinem der sicheren Häuser der Sa'kagé wohnen, wo man ihn möglicherweise erkannte. Außerdem platzte jedes sichere Haus aus allen Nähten. Wegen der umherstreifenden Banden von Khalidori fühlte sich auf den Straßen niemand mehr sicher.

Es war niemand in der Hütte, daher ging Kylar in die Küche des Herrenhauses. Die elfjährige Uly stand auf einem Hocker, beugte sich über einen Zuber mit Seifenwasser und schrubbte Töpfe. Kylar stürmte hinein, klemmte sie sich unter den Arm und wirbelte sie herum, bis sie juchzte, dann stellte er sie wieder auf den Hocker. Er warf ihr einen wilden Blick zu. »Du hast Elene vor Schwierigkeiten bewahrt, wie ich es dir aufgetragen habe?«, fragte er das kleine Mädchen.

Uly seufzte. »Ich habe es versucht, aber ich denke, sie ist ein hoffnungsloser Fall.«

Kylar lachte, und sie lachte ebenfalls. Uly war von Dienstboten auf Burg Cenaria großgezogen worden, und man hatte sie zu ihrem eigenen Schutz glauben lassen, sie sei eine Waise. In Wahrheit war sie die Tochter von

Momma K und Durzo Blint. Durzo hatte erst in den letzten Tagen seines Lebens von ihr erfahren, und Kylar hatte ihm versprochen, sich um das Mädchen zu kümmern. Nach der anfänglichen Peinlichkeit, ihr erklären zu müssen, dass er nicht ihr Vater sei, hatten die Dinge sich besser entwickelt, als Kylar hatte erwarten können.

»Hoffnungslos? Ich werde dir hoffnungslos zeigen«, erklang eine Stimme. Elene trug einen riesigen Kessel, an dessen Seiten die Reste des gestrigen Eintopfs festgebacken waren, und stellte ihn neben Ulys Geschirrstapel.

Uly stöhnte, und Elene kicherte boshaff. Kylar staunte darüber, wie sehr sie sich in nur einer Woche verändert hatte. Oder vielleicht sah er sie auch lediglich auf andere Weise. Elene hatte noch immer die wulstigen Narben, die Ratte ihr als Kind zugefügt hatte: ein X über ihren vollen Lippen, ein weiteres auf ihrer Wange und eine Mondsichel, die sich von ihrer Augenbraue bis zum Mundwinkel erstreckte. Aber Kylar bemerkte sie kaum. Jetzt sah er strahlende Haut, Augen, in denen Intelligenz und Glück leuchteten, und ihr schiefes Grinsen, das nicht wegen einer Narbe schief war, sondern wegen irgendeines Unfalls, den sie plante. Und wie eine Frau in bescheidenen Wollgewändern und einer Dienstubenschürze so gut aussehen konnte, war eins der größten Rätsel des Universum.

Elene nahm eine Schürze vom Haken und musterte Kylar mit einem räuberischen Glanz in den Augen. »Oh nein. Nicht ich«, sagte Kylar.

Sie streifte ihm die Schürze über den Kopf und zog ihn langsam und verführerisch an sich. Sie schaute auf seine Lippen, und er konnte nicht anders, er starrte ihre an, während sie sie mit der Zunge befeuchtete. »Ich denke«, erwiderte sie mit leiser Stimme, während sie die Hände über seine Hüften gleiten ließ, »das ...«

Uly hüstelte laut, aber keiner der beiden nahm Notiz von ihr.

Elene zog ihn enger an sich, wobei sie ihm die Hände ins Kreuz legte und ihm den Mund entgegenreckte. Ihr süßer Duff drang an seine Nase. »... das ist viel besser.« Sie verknötete die Schürze hinter seinem Rücken, ließ ihn abrupt los und trat außer Reichweite. »Jetzt kannst du mir helfen. Willst du die Kartoffeln schneiden oder die Zwiebeln?« Sie und Uly lachten über die Entrüstung, die sich deutlich auf seinem Gesicht abzeichnete.

Kylar machte einen Satz nach vorn, und Elene versuchte, ihm auszuweichen, aber er benutzte seine Magie, um sie zu packen. Er hatte während der letzten

Woche geübt, und obwohl er seine Reichweite nur um etwa einen Schritt ausdehnen konnte, war das diesmal genug. Er zog Elene an sich und küsste sie. Sie tat kaum so, als wehre sie sich, bevor sie seinen Kuss mit der gleichen Inbrunst erwiderte. Einen Moment lang zog sich die Welt auf die Weichheit von Elenes Lippen zusammen und auf das Gefühl ihres Körpers dicht an seinem.

Irgendwo begann Uly lautstark zu würgen. Kylar streckte die Hand aus und spritzte Spülwasser in Richtung der Quelle seines Ärgers. Das Würgen verwandelte sich abrupt in ein Aufheulen. Elene löste sich von ihm und hielt sich den Mund zu, um nicht zu lachen.

Kylar war es gelungen, Ulys Gesicht vollkommen zu durchnässen. Sie hob die Hand und spritzte ihrerseits Wasser in seine Richtung, und er ließ sich davon treffen. Er zerzauste ihr das nasse Haar auf eine Weise, von der er wusste, dass sie ihr nicht gefiel, und sagte: »Also schön, Knirps, das hatte ich verdient. Jetzt schließen wir Waffenstillstand. Wo sind diese Kartoffeln?«

Sie fügten sich nahtlos in die unbefangene Routine der Küchenarbeit. Elene fragte ihn, was er gesehen und erfahren habe, und obwohl er ständig auf der Hut vor Lauschern war, erzählte er ihr, dass er den Baron beobachtet und hilflos den Mordversuch mitverfolgt habe. Ein solcher Austausch war vielleicht das Langweiligste, was ein Paar tun konnte, aber Kylar war sein Leben lang der langweilige Luxus einer alltäglichen Liebe verwehrt gewesen. Kleine Dinge miteinander zu teilen, einfach einer Person, die Anteil nahm, die Wahrheit zu erzählen, war etwas unvorstellbar Kostbares. Ein Blutjunge, so hatte Durzo Kylar gelehrt, musste imstande sein, sich von einem Augenblick auf den anderen von allem zu lösen. Ein Blutjunge ist immer allein.

Also war dieser Moment, diese Gemeinschaft der Grund, warum Kylar mit dem Weg der Schatten fertig war. Er hatte mehr als die Hälfte seines Lebens darauf verwandt, unermüdlich zu trainieren, um der perfekte Mörder zu werden. Er wollte niemanden mehr ermorden.

»Sie brauchten einen dritten Mann für den Auftrag«, sagte Kylar. »Als Späher und Verstärkung. Wir hätten es schaffen können. Sie hatten den Zeitpunkt wirklich gut gewählt. Eine Sekunde mehr oder weniger, und sie hätten es mit nur zwei Personen geschafft. Wenn ich mitgemacht hätte, wären Hu Gibbet und der Gottkönig beide tot gewesen. Und wir besäßen jetzt fünfzigtausend Gunder.« Er verweilte bei einem schwarzen Gedanken. »Gunder. Ich schätze, jetzt, da alle Gunders tot sind, werden sie sie nicht mehr

so nennen.« Er seufzte.

»Du willst wissen, ob du das Richtige getan hast«, bemerkte Elene.

»Ja.«

»Kylar, es wird immer Menschen geben, die so schlecht sind, dass sie unserer Meinung nach den Tod verdient haben. In der Burg, als Roth dir wehtat, war ich so nahe daran, zu versuchen, ihn selbst zu töten. Wenn es nur ein Weilchen länger gedauert hätte ... Ich weiß nicht. Eines jedoch weiß ich mit Bestimmtheit: was du mir darüber erzählt hast, was das Morden mit deiner Seele gemacht hat. Ganz gleich, wie gut es für die Welt zu sein scheint, dich zerstört es. Dabei kann ich nicht zusehen, Kylar. Ich werde nicht dabei zusehen. Dafür bedeutest du mir zu viel.«

Es war eine der Bedingungen gewesen, die Elene gestellt hatte, bevor sie mit Kylar die Stadt verlassen würde: dass er das Morden und die Gewalttätigkeit aufgab. Er war immer noch so verwirrt. Er wusste nicht, ob Elenes Weg der richtige war, aber er hatte genug gesehen, um zu wissen, dass Durzos und Momma Ks Weg es nicht war. »Glaubst du wirklich, dass Gewalt Gewalt erzeugt? Dass am Ende weniger unschuldige Menschen sterben werden, wenn ich das Morden aufgebe?«

»Ja, das glaube ich wirklich«, antwortete Elene.

»In Ordnung«, sagte Kylar. »Dann muss ich heute Nacht noch einen Auftrag erledigen. Wir sollten morgen früh aufbrechen können.«

»Das Arschloch der Hölle« war kein Ort für einen König. Passenderweise war das Loch das unterste Ende des Gefängnisses, das die Cenarier den Schlund nannten. Der Eingang zum Schlund war eine aus gezacktem, schwarzem Feuerglas gemeißelte Fratze. Gefangene wurden direkt in sein offenes Maul geführt, eine Rampe hinunter, die häufig glitschig war, weil die Unglücklichen in besinnungsloser Furcht die Kontrolle über ihre Blase verloren. Im Loch selbst hatte man auf die Kunst des Steinmetzes verzichten können; die Enge, die Dunkelheit, die Höhe und das unheimliche Heulen des aus den Tiefen emporsteigenden Windes reichten, um eine tief sitzende Angst hervorzurufen, und ein Übriges tat das Wissen, dass jeder Gefangene, der hier den Neuankömmling erwartete, eines sauberen Todes für unwürdig befunden worden war. Das Loch war gnadenlos heiß und stank nach Schwefel und menschlichem Dreck in seiner dreifachen Form: Scheiße, Tod und ungewaschenes Fleisch. Es gab nur eine einzige Fackel weit oben auf der anderen Seite des Gitters, das die menschlichen Tiere im »Arschloch« von den übrigen Gefangenen im Schlund trennte.

Elf Männer und eine Frau teilten das Loch mit Logan Gyre. Sie hassten ihn wegen seines Messers, seines kräftigen Körpers und seines kultivierten Akzents. Irgendwie war er selbst in dieser albtraumhaften Menagerie von Ungeheuern und Verrückten anders und isoliert.

Logan saß an die Wand gelehnt da. Es gab nur eine einzige Wand, weil das Loch rund war. In der Mitte befand sich ein fünf Schritt breites Loch, das in einen Schacht führte. Dessen absolut lotrechte Wand bestand aus absolut reinem Feuerglas. Wie tief der Schacht war, konnte man nicht erahnen. Wenn die Gefangenen ihre Exkreme in das Loch traten, verschwanden diese geräuschlos – kein Laut kündete von einer Landung irgendwo in der Tiefe. Das Einzige, was dem Loch entkam, waren der Gestank einer schwefligen Hölle und das unablässige Heulen des Windes, der Geister oder der gequälten Seelen der Toten, oder was immer es mochte, was dieses Geräusch verursachte, das einem den Verstand raubte.

Zuerst hatte Logan sich gefragt, warum seine Gefährten hier ihre Notdurft an der Wand verrichteten und die Fäkalien erst später – wenn überhaupt je – in das

Loch hinuntertraten. Als er das erste Mal hatte hingehen müssen, hatte er es begriffen: Man musste wahnsinnig sein, um in der Nähe des Lochs in die Hocke zu gehen. Man konnte hier unten nichts tun, um sich noch verletzbarer zu machen. Wenn ein Insasse an einem anderen vorbeigehen musste, schlurfte er schnell und argwöhnisch vorüber, und er knurrte, zischte und fluchte in einer solchen Abfolge, dass die Worte ihre Bedeutung verloren. Einen anderen Insassen in das Loch zu stoßen, war die einfachste Art zu töten.

Schlimmer wurde das Ganze noch dadurch, dass der Felskragen, der um das Loch herumlief, nur drei Schritt breit war und zum Loch hin abfiel. Dieser Felskragen war für die Insassen des Lochs die ganze Welt. Er war die dünne, glitschige Schräge hinab in den Tod. Logan hatte in den sieben Tagen seit dem Überfall auf die Burg nicht geschlafen. Er blinzelte. Sieben Tage. Langsam wurde er schwach. Selbst Fin, der den größten Teil des letzten Fleisches bekommen hatte, hatte seit vier Tagen nichts mehr gegessen.

»Du bringst Pech, Dreizehn«, sagte Fin und funkelte ihn über den Abgrund hinweg an. »Seit du hergekommen bist, haben sie uns nichts mehr zu essen gegeben.« Fin war der Einzige, der ihn Dreizehn nannte. Die Übrigen hatten den Namen akzeptiert, den er sich selbst in einem Augenblick des Wahnsinns gegeben hatte: König.

»Du meinst, seit du den letzten Wachposten *gegessen* hast?«, fragte Logan. »Du denkst, das könnte etwas damit zu tun haben?«

Dies entlockte allen ein Kichern, nur nicht dem einfältigen Knirscher, der lediglich mit zu scharfen, spitzen, abgefeilten Zähnen ausdruckslos lächelte. Fin sagte nichts, sondern kaute nur weiter an dem Seil in seinen Händen. Der Mann trug eine ganze Spule Seil am Leib, die so dick war, dass sie seinen Körper, der beinahe so sehnig war wie die Seile selbst, fast völlig verdeckte. Fin war der gefürchtetste unter den Insassen. Logan wollte ihn nicht den Anführer nennen, weil das bedeutet hätte, dass es unter den Insassen eine gesellschaftliche Ordnung gab. Die Männer waren wie Tiere: zottig, ihre Haut so schmutzig, dass er nicht erraten konnte, welche Farbe sie vor ihrer Einkerkering gehabt hatte, die Augen wild, die Ohren gespitzt, um noch das leiseste Geräusch aufzufangen. Alle hatten einen leichten Schlaf. Sie hatten seit dem Tag, an dem er hergekommen war, zwei Männer *gegessen*.

Hergekommen? Ich bin selbst hineingesprungen. Ich hätte einen schönen, sauberen Tod haben können. Jetzt sitze ich hier für immer fest oder zumindest

bis zu dem Tag, an dem sie mich verspeisen. Götter, sie werden mich essen!

Eine Bewegung auf der anderen Seite des Lochs lenkte ihn von seinem wachsenden Entsetzen und seiner Verzweiflung ab. Es war Lilly. Sie allein klammerte sich nicht an die Wand. Sie hatte keine Angst vor dem Loch. Ein Mann streckte eine Hand aus und packte ihr Kleid. »Nicht jetzt, Jake«, sagte sie zu dem Einäugigen.

Jake hielt sie noch einen Moment länger fest, aber als sie eine Augenbraue hochzog, ließ er die Hand sinken und fluchte. Lilly setzte sich neben Logan. Sie war eine reizlose Frau von unbestimmbarem Alter. Sie hätte fünfzig sein können, aber Logan vermutete, dass sie den zwanzig näher war. Sie hatte noch immer die meisten ihrer Zähne.

Lange Zeit schwieg sie. Dann, als sich das Interesse an der Frage gelegt hatte, warum sie sich bewegt hatte, kratzte sie sich geistesabwesend im Schritt und fragte: »Was wirst du tun?« Ihre Stimme war jung.

»Ich werde von hier fortkommen, und ich werde mir mein Land zurückholen«, antwortete er.

»Du hältst wirklich an diesem Königsscheiß fest«, sagte sie. »Die anderen halten dich deshalb für verrückt. Ich sehe, dass du dich wie ein verlorener kleiner Junge umschaust. Du lebst mit Tieren. Wenn du am Leben bleiben willst, musst du ein Ungeheuer sein. Wenn du etwas festhalten willst, musst du es tief vergraben. Dann tu, was du tun musst.« Sie tätschelte sein Knie und ging zu Jake hinüber.

Sekunden später begann sich Jake über ihr mit heftigen Stößen zu bewegen. Die Tiere kümmerten sich nicht darum. Sie schauten nicht einmal zu.

Der Wahnsinn holte ihn ein. Einzig der Instinkt hielt Dorian im Sattel. Die äußere Welt wirkte fern, unwichtig, begraben unter Nebel, während die Visionen nahe waren, kraftvoll, lebendig. Das Spiel hatte begonnen, und die Steine bewegten sich, und Dorians Vision dehnte sich aus, wie sie es noch nie zuvor getan hatte. Der Nachtengel würde nach Caernarvon fliehen, und seine Kräfte wuchsen, aber er benutzte sie nicht.

Was tust du, Junge? Dorian hielt sich an diesem Leben fest und folgte ihm rückwärts. Er hatte einmal mit Kylar gesprochen und seinen Tod prophezeit. Jetzt wusste er, warum er nicht auch vorhergesehen hatte, dass dieser Nachtengel

sterben und doch nicht sterben würde. Durzo hatte ihn verwirrt. Dorian hatte gesehen, wie Durzos Leben sich mit anderen Leben überkreuzte. Er hatte es gesehen, aber er hatte es nicht verstanden.

Er fühlte sich versucht, sich zu bemühen, Durzos Leben zurück zu seinem ersten Leben zu folgen, als Durzo den Ka'kari empfangen hatte, den jetzt Kylar trug. Er fühlte sich versucht festzustellen, ob er das Leben Ezras des Wahnsinnigen finden konnte – gewiss würde ein solches Leben so hell brennen, dass er es nicht verfehlen konnte. Vielleicht konnte er dort Ezra folgen, konnte erfahren, was Ezra wusste, erfahren, wie er es erfahren hatte. Ezra hatte den Ka'kari vor sieben Jahrhunderten geschaffen, und der Ka'kari hatte Kylar unsterblich gemacht. Es waren nur drei Schritte zu einem der angesehensten und meistgeschmähten Magi der Geschichte. Drei Schritte! Um jemand so Berühmten zu finden, der vor so langer Zeit gestorben war. Es war eine Versuchung, aber es würde Zeit kosten. Vielleicht Monate. Aber oh, die Dinge, die er lernen könnte!

Die Dinge, die ich über die Vergangenheit lernen könnte, während in der Gegenwart alles zerbricht. Konzentrier dich, Dorian. Konzentrier dich.

Dorian kehrte zu Kylars Leben zurück und folgte ihm Schritt für Schritt, von seiner Jugend im Labyrinth, seiner Freundschaft mit Elene und Jarl, Jarls Vergewaltigung, Elenes Verstümmelung, Kylars erstem Mord mit elf Jahren, der Lehrzeit bei Durzo, Momma Ks Unterweisung, Graf Drakes milderndem Einfluss, Kylars Freundschaft mit Logan, dem Wiedersehen mit Elene, dem Diebstahl des Ka'kari, den Kämpfen in der Burg, der Tötung seines Herrn ... bis zum Auffinden von Roth Ursuul. Roth Ursuul, meinem kleinen Bruder, dachte Dorian, und ein ebensolches Ungeheuer, wie ich es einst war.

Konzentrier dich, Dorian. Er glaubte, etwas zu hören, einen Aufschrei, irgendeine Bewegung in der irdischen Welt, aber er wollte sich nicht davon ablenken lassen. Seine Vision wurde gerade interessant. Da! Er sah zu, wie Kylar der Gerechtigkeit halber Momma K vergiftete und ihr aus Barmherzigkeit das Gegenmittel verabreichte.

Er konnte erfahren, welche Entscheidung ein Mann traf, aber ohne dessen Beweggründe zu kennen, würde Dorian nicht erraten können, welchen Weg Kylar in der Zukunft einschlagen würde. Kylar hatte bereits gezeigt, dass er auch weniger wahrscheinliche Wege beschritt, unmögliche Wege. Vor die Wahl gestellt, sich zwischen dem Leben seiner Geliebten und dem seines Mentors zu

entscheiden, hatte er sich dafür entschieden, sein eigenes zu opfern. Der Bulle hatte ihm jedes seiner Hörner dargeboten, und Kylar hatte sich über den Kopf des Bullen geschwungen. Das war der Kylar, der zählte. In diesem Augenblick sah Dorian Kylars nackte Seele. *Jetzt habe ich dich, Kylar. Jetzt kenne ich dich.*

Ein plötzlicher Schmerz durchzuckte Dorians Arm, aber jetzt, da er Kylar zu fassen bekommen hatte, würde er ihn nicht mehr loslassen. Kylar sehnte sich danach, die grausamen Realitäten der Straße mit den frommen Impulsen zu verschmelzen, mit denen Graf Drake ihn irgendwie vergiftet hatte. Vergiftet? Das Wort kam von Kylar. Also sah auch er wie Durzo Barmherzigkeit manchmal als Schwäche an.

Du wirst abscheulich schwierig sein, nicht wahr? Dorian lachte, während er beobachtete, wie Kylar sich mit Caernarvons unfähiger Sa'kagé herumschlug, wie Kylar Kräuter sammelte, wie er Steuern zahlte, wie er mit Elene streiten würde, wie er versuchte, ein normales menschliches Wesen zu sein. Aber er hält sich nicht gut, der Druck baut sich auf Kylar holt die grauen Roben eines Blutjungen hervor, steigt auf die Dächer – *komisch, er tut das ungeachtet der Entscheidungen, die er bis zu diesem Punkt trifft* -, und dann klopft es eines Nachts an der Tür, und Jarl taucht auf, um Kylar zu einer weiteren Entscheidung zu zwingen, zwischen der Frau, die er liebt, und dem Leben, das er hasst, und dem Freund, den er liebt, und dem Leben, das er hassen sollte, und zwischen einer Pflicht und einer anderen, zwischen Ehre und Verrat. Kylar ist Schatten im Zwielficht, ein wachsender Koloss, der mit einem Fuß im Tag steht und mit dem anderen in der Nacht, aber ein Schatten ist ein vergängliches Tier, und Zwielficht muss entweder der Nacht entgegendämmern oder sich zum Tag hin erhellern. Kylar öffnet Jarl die Tür, die Zukunft verschiedener Personen bricht zusammen ...

»Verdammt, Dorian!« Feir gab ihm eine Ohrfeige. Dorian wurde plötzlich bewusst, dass Feir dies bereits mehrere Male getan hatte, denn sein Kiefer pulsierte auf beiden Seiten. Außerdem musste irgendetwas mit seinem linken Arm nicht in Ordnung sein. Er schaute hin, verwirrt, und versuchte, sich dem Lauf der Zeit in der Gegenwart anzupassen.

Ein Pfeil ragte aus seinem Arm. Ein schwarz gebeizter khalidorischer Hochländerpfeil. Vergiftet.

Feir schlug ihn abermals.

»Hör auf! Hör auf!«, sagte Dorian und wedelte mit den Händen. Der Schmerz

in seinem linken Arm blühte auf. Er stöhnte und presste die Augen fest zu. Aber er war wieder da. Geistig klar. »Was ist passiert?«, fragte er.

»Plünderer«, antwortete Feir.

»Ein Haufen Idioten hat versucht, etwas mit nach Hause zu nehmen, um prahlen zu können«, bemerkte Solon. Bei diesem Etwas hätte es sich natürlich um Solons, Feirs und Dorians Ohren gehandelt. Eine der vier Leichen trug bereits zwei Ohren an einer Halskette. Sie sahen frisch aus.

»Sie sind alle tot?«, fragte Dorian. Es wurde Zeit, etwas wegen dieses Pfeils zu unternehmen.

Solon nickte unglücklich, und Dorian las die Geschichte der kurzen Schlacht im Umkreis ihres Lagers. Der Angriff war erfolgt, während Feir und Solon das Lager errichtet hatten. Die Sonne stand tief in einer Bresche in den Faltierbergen, und der Plündertrupp war vom Berg gekommen, in der Annahme, dass die Sonne ihre Opfer blenden würde. Zwei Bogenschützen versuchten, ihren angreifenden Freunden Deckung zu geben, aber sie mussten steil bergab schießen, und ihre ersten Pfeile waren fehlgegangen.

Danach war der Ausgang beschlossene Sache gewesen. Solon verstand sich nicht schlecht auf den Umgang mit einem Schwert, und Feir – der massige, ungeheuer starke und schnelle Feir – war ein Schwertmeister Zweiten Grades. Solon hatte die Schwertkämpfer Feir überlassen und beide Bogenschützen mit Magie getötet. Aber da war Dorian bereits von einem Pfeil getroffen worden. Das Ganze hatte wahrscheinlich weniger als zwei Minuten gedauert.

»Der Jammer ist, dass sie dem Churaq-Clan angehören«, sagte Solon, während er einen der schwarz tätowierten jungen Männer mit dem Fuß anstieß. »Sie hätten mit Freuden die Bastarde vom Hraagl-Clan getötet, die den khalidorischen Gepäckzug bewachen, dem wir folgen.«

»Ich dachte, Schreiende Winde sei uneinnehmbar«, bemerkte Feir. »Wie sind die Plünderer auf diese Seite der Grenze gelangt?«

Solon schüttelte den Kopf. Dies lenkte Dorians Aufmerksamkeit auf das Haar seines Freundes, das pechschwarz war – außer an den Wurzeln. Da Solon mit Hilfe von Curoch fünfzig Meister getötet hatte – und durch die schiere Menge an Magie, die ihn durchströmt hatte, beinahe umgebracht worden wäre –, wuchs sein Haar weiß nach. Es war nicht graumeliert wie das Haar alter Männer, sondern von einem Schneeweiß, das einen scharfen Kontrast zu einem Gesicht bildete, das einen Mann in der Blüte seiner Jahre zeigte, gutaussehend, mit der

olivfarbenen Haut eines Sethi und Gesichtszügen, in denen ein militärisches Leben seine Spuren hinterlassen hatte. Zuerst hatte Solon sich außerdem darüber beklagt, dass er alles entweder in wilden Farben oder in Schwarzweiß sah, nachdem er Curoch benutzt hatte, aber dies schien sich gelegt zu haben. »Uneinnehmbar, ja«, sagte Solon. »Unpassierbar für eine Armee, ja. Aber so spät im Sommer können diese jungen Männer die Berge besteigen. Viele von ihnen sterben beim Aufstieg, oder Stürme kommen aus dem Nichts und spülen sie vom Fels, aber wenn sie Glück haben und stark sind, kann nichts sie auf halten. Bist du schon so weit mit diesem Pfeil, Dorian?«

Obwohl alle drei Männer Magi waren, kam es nicht in Frage, dass sie ihm halfen, nicht dabei. Dorian war ein Hoth'salar, ein Bruder der Heilkunst; seine Hoffnung, seinen eigenen wachsenden Wahnsinn zu heilen, hatte ihn in die höchsten Ränge der Heiler getrieben.

Plötzlich durchnässte Wasser Dorians Arm rund um die Pfeilspitze.

»Was war das?«, fragte Feir, der grün im Gesicht war.

»All die Feuchtigkeit aus dem Blut, das bereits vergiftet war. Sie sollte zur Gänze auf den Pfeil kleben, wenn du ihn herausziehst«, sagte Dorian.

»Ich?«, fragte Feir, und der zimperliche Ausdruck auf seinem Gesicht passte so gar nicht zu seinem gewaltigen Körper.

»Du bist armselig«, erwiderte Solon. Er beugte sich vor und riss den Pfeil heraus. Dorian keuchte auf, und Feir musste ihn auffangen. Solon startete den Pfeil an. Die Widerhaken waren so flachgedrückt worden, dass sie auf dem Weg hinaus das Fleisch nicht zerrissen, aber der Schaft war mit einer schwarzen Hülle aus Blut und Gift von kristalliner Struktur umgeben. Sie hatte den Schaft auf das Dreifache seiner ursprünglichen Größe anschwellen lassen.

Während Dorian schwer atmete, begannen Ströme von Magie wie winzige Libellen in der Luft zu tanzen, wie hundert Spinnen, die leuchtende Netze woben, Bildteppiche aus Licht. Das war der Teil, der die anderen Männer beeindruckte. Theoretisch konnte jeder Magus sich selbst heilen, aber aus irgendeinem Grund funktionierte es nicht nur oft nicht, es war auch ungeheuer schmerzhaft, mehr als die kleinste Wunde zu heilen. Es war, als müsse der Patient während der gesamten Zeit der Heilung jeden Schmerz, jedes Ungemach und jeden Juckreiz spüren, den eine Wunde ihm zugefügt hätte. Wenn ein Magus einen anderen heilte, konnte er den Patienten betäuben. Wenn er sich selbst heilte, konnte eine Betäubung zu Fehlern und Tod führen. Weibliche

Magi, Magae, dagegen hatten solche Probleme nicht. Sie heilten sich regelmäßig.

»Du bist unglaublich«, sagte Solon. »Wie machst du das?«

»Es ist nur eine Frage der Konzentration«, antwortete Dorian. »Ich hatte jede Menge Übung.« Er lächelte und schüttelte sich, als streife er seine Müdigkeit ab, und plötzlich war sein Gesicht lebhaft, und er war auf eine Weise präsent, die immer seltener wurde.

Solon wirkte bekümmert. Dorians Wahnsinn war unumkehrbar. Er würde wachsen, bis sein Freund ein plappernder Idiot war, der draußen oder in Scheunen schlief. Man würde ihm keinerlei Beachtung mehr schenken, und er würde in jedem Jahr nur ein oder zwei Augenblicke der Klarheit haben. Manchmal würden diese Augenblicke kommen, wenn niemand in der Nähe war, dem er erzählen konnte, was er erfahren hatte.

»Beruhige dich«, sagte Dorian zu Solon. »Ich hatte gerade eine Offenbarung.« Er sagte es mit einem kleinen Grinsen, um sie wissen zu lassen, dass es wirklich eine Offenbarung gewesen war. »Wir gehen in die falsche Richtung. Zumindest du tust es«, fügte er hinzu und deutete auf Feir. »Du musst Curoch nach Süden folgen, nach Ceura.«

»Was soll das heißen?«, fragte Feir. »Ich dachte, wir würden dem Schwert schon folgen. Wie dem auch sei, mein Platz ist bei dir.«

»Solon, du und ich müssen nach Norden gehen, nach Schreiende Winde«, erklärte Dorian.

»Moment mal«, wandte Feir ein.

Aber Dorians Augen waren wieder glasig geworden. Er war fort.

»Entzückend«, sagte Feir. »Einfach entzückend. Ich schwöre, das macht er mit Absicht.«

Es war nach Mitternacht, als Jarl in der kleinen Hütte der Cromwylls zu ihnen stieß. Er kam mehr als eine Stunde zu spät. Elenes Ziehmutter schlief in dem Schlafzimmer, das sie alle sich teilten, daher saßen Kylar, Elene und Uly im vorderen Zimmer. Uly war an Kylar gelehnt eingeschlafen, aber sie fuhr bei Jarls Eintritt sofort erschrocken hoch.

In was für einen Schlamassel ziehe ich dieses kleine Mädchen hinein?, dachte Kylar. Aber er drückte sie nur an sich, und als sie richtig wach war, beruhigte sie sich verlegen.

»Entschuldigt«, sagte Jarl. »Die Bleichen ... bestrafen das Labyrinth für den Mordversuch. Ich wollte hingehen, um nach einigen Dingen zu sehen, aber sie haben die Brücken abgesperrt. Heute ist kein Bestechungsgeld hoch genug.« Kylar konnte erkennen, dass Jarl Einzelheiten vermied, weil Uly im Raum war, aber wenn man bedachte, wie schlimm es vor dem Mordversuch im Labyrinth ausgesehen hatte, konnte Kylar sich kaum vorstellen, wie es heute Nacht dort sein musste.

Kylar fragte sich, wie viel schlimmer es wohl gewesen wäre, wenn der Gottkönig tatsächlich getötet worden wäre. Gewalt erzeugt Gewalt, in der Tat. »Bedeutet das, dass der Auftrag abgesagt ist?«, erkundigte er sich, damit Elene und Uly keine weiteren Fragen wegen des Labyrinths stellen würden.

»Nein, ist er nicht«, erwiderte Jarl. Er reichte Elene eine Börse. Sie wirkte verdächtig leicht. »Ich habe mir die Freiheit genommen, die Torwachen im Voraus zu bestechen. Der Preis ist bereits gestiegen, und ich garantiere, dass er morgen erneut steigen wird. Du hast die Liste der Uhrzeiten, zu denen die bestochenen Wachen in dieser Woche arbeiten?« Jarl öffnete ein Bündel und nahm eine cremefarbene Robe, Hosen und hohe schwarze Stiefel heraus.

»Ich habe sie auswendig gelernt«, sagte Kylar.

»Hör mal«, meldete Elene sich zu Wort, »ich weiß, dass Kylar es gewohnt ist, Aufträge zu übernehmen, ohne nachzufragen und ohne zu wissen, warum er tut, was er tut, aber ich muss diese Angelegenheit verstehen. Warum bezahlt jemand Kylar fünfhundert Gunder dafür, dass er seinen Tod vortäuscht? Das ist ein Vermögen!«

»Nicht für einen khalidorischen Herzog. Und soweit ich es mir

zusammenreimen konnte, hat es damit Folgendes auf sich«, sagte Jarl. »Die Herzöge in Khalidor sind nicht wie unsere Herzöge, weil der Adel in Khalidor stets unter den Meistern steht. Aber die Meister brauchen trotzdem Menschen, die die Aufsicht über die Bauern führen und so weiter, daher ist Herzog Vargun zwar reich, aber er muss um jedes Quäntchen seiner Macht kämpfen. Er ist in der Hoffnung nach Cenaria gekommen, im Rang aufzusteigen, aber die Position, auf die er gehofft hatte – die Führung der königlichen cenarischen Wache –, wurde Leutnant Hurin Gher zugesprochen, dem jetzigen Kommandanten Gher.«

»Als Belohnung dafür, dass er während des Staatsstreichs cenarische Edelleute in einen Hinterhalt geführt hat, der Verräter«, bemerkte Kylar.

»Genau. Kommandant Gher geht jede Woche an einem Morgen mit einigen Männern seines Vertrauens zum Hafen, um sich von der Sa'kagé dafür bezahlen zu lassen, dass seine Patrouillen nur sehr lasch durchgeführt werden. Heute Morgen wird er sehen, wie sein Rivale, Herzog Vargun, einen cenarischen Adligen geringeren Ranges ermordet, Baron Kirof Kommandant Gher wird den Herzog mit Freuden verhaften. In einigen Tagen oder Wochen wird der »tote« Baron Kirof auftauchen. Kommandant Gher wird in Schande fallen, weil er ohne Grund einen Herzog verhaftet hat, und höchstwahrscheinlich wird Herzog Vargun seine Aufgaben übernehmen. Etliche Dinge könnten schiefgehen, was der Grund ist, warum Kylar nur fünfhundert Gunder bekommt.«

»Es klingt schrecklich kompliziert«, sagte Elene.

»Vertraut mir«, erwiderte Jarl. »Gemessen an den Maßstäben khalidorischer Politik ist es ganz simpel.«

»Wie wird die Sa'kagé diese Angelegenheit zu ihrem Vorteil ausnutzen?«, fragte Kylar.

Jarl grinste. »Wir haben versucht, Baron Kirof zu fassen zu bekommen, aber anscheinend ist der Herzog nicht allzu dumm. Kirof ist bereits fort.«

»Die Sa'kagé hätten Baron Kirof entführt? Warum?«, wollte Elene wissen.

Kylar sagte: »Wenn die Sa'kagé Kirof geschnappt hätten, könnten sie Kommandant Gher erpressen. Kommandant Gher würde wissen, dass sein Untergang in dem Moment besiegelt wäre, in dem Kirof auftauchte, daher hätten die Sa'kagé ihn in der Tasche gehabt.«

»Weißt du«, sagte Elene, »manchmal versuche ich mir vorzustellen, wie diese Stadt ohne die Sa'kagé wäre, und ich kann es nicht. Ich möchte fort von hier, Kylar. Kann ich heute Nacht mit dir gehen?«

»Es wird nicht genug Platz für einen erwachsenen Menschen geben«, antwortete Jarl an Kylars Stelle. »Wie dem auch sei, sie werden bis zum Morgengrauen zurück sein. Uly? Kylar? Seid ihr bereit?«

Kylar nickte, und Uly ahmte seine Geste mit grimmiger Miene nach.

Zwei Stunden später waren sie am Hafen und bereit, sich aufzuteilen. Uly würde sich unter einem Pier auf einem Floss verstecken, das als ein Klumpen Treibholz getarnt war. Wenn Kylar ins Wasser fiel, würde sie ihm eine Stange hinhalten, an der er sich festhalten konnte, damit er außer Sichtweite wieder an die Oberfläche steigen konnte. Nachdem er aufgetaucht war, würde das »Treibholz« einige hundert Schritt weit stromabwärts zu einem anderen Pier treiben, wo sie an Land gehen würden.

»Was ist, wenn alles schiefgeht? Ich meine, wirklich schief?«, fragte Uly. Ihre Wangen waren von der nächtlichen Kälte gerötet. Es ließ sie noch jünger aussehen.

»Dann sag Elene, dass es mir leidtut.« Kylar strich über die Vorderseite seiner cremefarbenen Robe. Seine Hände zitterten.

»Kylar, ich habe Angst.«

»Uly«, erwiderte er und schaute in ihre großen, braunen Augen. »Ich wollte dir sagen ... Ich meine, ich wünschte ...« Er wandte den Blick ab. »Hm, ich wünschte, du würdest mich nicht bei meinem richtigen Namen nennen, während wir den Auftrag erledigen.« Er tätschelte ihr den Kopf. Sie hasste das. »Wie sehe ich aus?«

»Genau wie Baron Kirof ... Wenn ich die Augen ganz fest zusammenkneife.« Das war für das Kopftätscheln, das wusste er.

»Habe ich dir je gesagt, dass du eine Nervensäge bist?«, fragte er.

Sie grinste nur.

In wenigen Stunden würde es im Hafen nur so wimmeln von Schauerleuten und Schiffsbesatzungen, die ihre Fracht für die aufgehende Sonne vorbereiteten. Für den Augenblick jedoch war es, bis auf das Plätschern der Wellen, still. Der private Nachtwächter des Hafens war bestochen worden, aber die größere Furcht galt den Gruppen khalidorischer Soldaten, die möglicherweise vorbeigeschlendert kamen und auf Blut aus waren. Barmherzigerweise schien es, als seien die meisten von ihnen heute Nacht im Labyrinth.

»Nun denn, ich sehe dich auf der anderen Seite«, sagte er grinsend. Es war die falsche Bemerkung gewesen. Ulys Augen füllten sich mit Tränen. »Nur zu«,

sagte er in sanfterem Tonfall. »Mir wird schon nichts passieren.« Sie ging, und als sie außer Sichtweite war, begann sein Gesicht zu schimmern. Kylars hagerem, jungem Gesicht wuchs ein Doppelkinn, ein roter Bart begann nach khalidorischer Mode zu sprießen, seine Nase wurde schief, und seine Augenbrauen wurden zu dicken, breiten Büscheln. *Jetzt* war er Baron Kirof.

Er zog einen Handspiegel hervor und betrachtete sich stimrunzelnd. Die falsche Nase schrumpfte ein wenig. Er öffnete den Mund, lächelte, runzelte die Stirn und zwinkerte, um festzustellen, wie das Gesicht sich bewegte. Es war nicht gut, aber es würde genügen müssen. Uly hätte ihm geholfen, das Gesicht richtig hinzubekommen, aber je weniger sie über seine Talente wusste, umso besser. Er machte sich auf den Weg zum verabredeten Pier.

»Bei allen Göttern«, sagte Herzog Tenser Vargun, als er näher kam. »Seid Ihr das?« Selbst im Licht der Fackeln am Ende des Piers sah der Herzog verschwitzt und totenbleich aus.

»Herzog Vargun, ich habe Eure Nachricht erhalten«, erwiderte Kylar laut, während er die Hand ausstreckte und das Handgelenk des Herzogs umfasste. Dann senkte er die Stimme. »Es wird schon gutgehen. Macht einfach alles so, wie wir es geplant haben.«

»Baron Kirof, vielen Dank«, sagte der Herzog ein wenig dramatisch, bevor er die Stimme wieder senkte. »Ihr seid also der Spieler.«

»Ja. Lasst uns versuchen, mich nicht um meine Arbeit zu bringen.«

»Ich habe noch niemals zuvor jemanden getötet.«

»Dann lasst uns dafür sorgen, dass Ihr es heute Nacht nicht zum ersten Mal tut«, entgegnete Kylar. Er betrachtete den juwelenbesetzten Dolch im Gürtel des Herzogs. Es war ein Erbstück der herzoglichen Familie, und sein unerklärlicher Verlust würde Teil des Beweises dafür sein, dass der Herzog Baron Kirof tatsächlich getötet hatte. »Wenn Ihr das tut, werdet Ihr ins Gefängnis gehen, und zwar nicht in ein besonders nettes. Wir können die Sache immer noch abblasen.« Kylar wedelte mit den Händen, während er sprach, wie der echte Baron Kirofes tat, wenn er nervös war.

»Nein, nein.« Der Herzog klang, als versuche er sich selbst zu überzeugen. »Habt Ihr so etwas schon zuvor getan?«

»Jemanden hereingelegt, indem ich mich als jemand anderer ausbebe? Sicher. So getan, als würde ich getötet? Nicht so oft.«

»Keine Bange«, sagte der Herzog. »Ich ...« Sein Blick flackerte an Kylar

vorbei, und im nächsten Moment klang seine Stimme gepresst vor Angst. »Sie sind hier.«

Kylar zuckte vor dem Herzog zurück, als sei er erschrocken. »Ist das eine Drohung?«, blaffte er. Es war nur eine mittelmäßige Imitation der Stimme des Barons, aber Blut verdeckt eine Vielzahl schauspielerischer Sünden.

Der Herzog packte ihn am Arm. »Ihr werdet tun, was ich Euch sage!«

»Oder was? Der Gottkönig wird davon erfahren.« Jetzt hatten sie definitiv die Aufmerksamkeit der Wachen.

»Ihr werdet nichts sagen!«

Kylar riss seinen Arm los. »Ihr seid nicht klug genug, um den Thron für Euch zu erobern, Herzog Vargun. Ihr seid ein Feigling und ...« Er senkte die Stimme. »Ein Stich. Die Blutblase befindet sich direkt über meinem Herzen. Alles andere übernehme ich.« Er verzog Baron Kiroß Gesicht zu einem höhnischen Grinsen und wandte sich ab.

Der Herzog hielt Kylar am Arm fest und riss ihn zurück. Mit einer wilden Bewegung rammte Vargun den Dolch – nicht in die mit Blut gefüllte Schafblase, sondern in Kylars Magen. Er stach einmal zu, zweimal, dann wieder und wieder. Rückwärts taumelnd senkte Kylar den Blick. Seine cremefarbene Seidenrobe war durchnässt von rotschwarzem Blut. Tensors Hände waren blutverschmiert, und rote Flecken sprenkelten das Blau seines Umhangs.

»Was tut Ihr da?«, stieß Kylar erstickt hervor; die Pfeife, die am anderen Ende des Piers geblasen wurde, hörte er kaum. Er taumelte und griff nach dem Geländer, um sich aufrecht zu halten.

Heftig schwitzend, das schwarze Haar schlaff herabhängend, ignorierte ihn Herzog Vargun. Jede Spur des zögerlichen, unsicheren Adligen, der er noch vor einer Minute gewesen war, verschwand. Er packte Kylar an den Haaren und hatte Glück dabei. Einen Zoll weiter vorn, und er hätte das illusionäre Gesicht, das Kylar trug, zerstört.

Als Schritte über den Pier hallten, ließ Herzog Vargun Kylar auf die Knie fallen. Mit vor Schmerz getrübbtem Blick sah Kylar Kommandant Gher mit gezücktem Schwert das Dock hinunterstürmen, dicht gefolgt von zwei Wachen. Herzog Vargun schlitze Kylar mit seinem Dolch die Kehle auf, und das Blut schoss heraus. Dann rammte Vargun Kylar die Waffe ohne jede Gefühlsregung in die Schulter.

»Haltet ein! Haltet sofort ein oder sterbt!«, brüllte Kommandant Gher.

Herzog Vargun stellte einen Kalbslederstiefel auf Kylars Schulter und lächelte. Dann stieß er Kylar mit dem Fuß vom Pier in den Fluss.

Das Wasser war so kalt, dass es Kylar sofort benommen machte – vielleicht lag das aber auch am Blutverlust. Er atmete ein, bevor er auf dem Wasser aufschlug, aber die Lunge versagte ihm den Dienst. Binnen weniger Augenblicke gurgelte Luft aus seinem Mund und – beunruhigenderweise – aus seiner Kehle.

Dann war da nur noch Qual, als er das schmutzige Wasser des Plith einatmete. Er schlug schwach mit den Armen um sich, aber nur für einen Moment. Dann senkte sich Ruhe über ihn. Sein schmerzender Körper wurde zu einem fernen Puls. Etwas stach in seinen Leib, und er versuchte instinktiv, danach zu greifen. Er sollte danach greifen. Da war etwas, an das er sich erinnern sollte ...

Aber ob seine Hand sich überhaupt bewegte, konnte er nicht erkennen. Die Welt wurde nicht schwarz, dämmerte nicht der Dunkelheit entgegen. Alles, was er vor sich sah, war weiß, denn sein Gehirn hungerte, während ihm das Blut aus dem Hals strömte. Wieder stach etwas in sein Fleisch. Er wünschte, es würde weggehen. Das Wasser war warm, eine perfekte, friedliche Wolke.

Herzog Tenser Vargun riss den Blick von dem hungrigen Fluss los und hob die Hände. Langsam drehte er sich um und sagte: »Ich bin unbewaffnet. Ich ergebe mich.« Er lächelte, als könne er einfach nicht anders. »Und Euch auch einen guten Abend, *Kommandant*.«

Wird dieser Gottkönig mich auspeitschen oder vögeln?

Vi Sovari saß im Empfangssalon vor dem Thronsaal von Burg Cenaria und spitzte die Ohren, um den Gottkönig zu belauschen, während sie mit dem Wachposten spielte, der nicht anders konnte, als sie anzustarren. Alles, was sie darüber in Erfahrung bringen konnte, warum sie hergerufen worden war, könnte ihr das Leben retten. Ihr Meister, Hu Gibbet, hatte soeben Herzog Tenser Vargun hergebracht – einen der khalidorischen Adligen, die ins Land gekommen waren, um zu helfen, Cenaria dem khalidorischen Reich anzupassen. Anscheinend hatte der Herzog irgendeinen cenarischen Edelmann ermordet.

Es musste ein interessantes Problem für den König sein, der sich wie ein Gott gab. Tenser Vargun war ein Vasall, der sein Vertrauen genoss, aber wenn er ihm diese Tat einfach durchgehen ließ, würde das ernsthafte Konsequenzen haben. Die cenarischen Adligen, die das Knie beugten, um Garoth zu dienen, und denen gestattet worden war, zumindest einen Teil ihres Landes zu behalten, würden vielleicht ihr Rückgrat entdecken und rebellieren. Die cenarischen Adligen, die sich verborgen hielten, würden einen neuen Beweis für khalidorische Brutalität haben, um noch mehr Menschen hinter ihren Bannern zu versammeln.

Aber warum ist Meister Gibbet hier? Hu hatte diese Haltung gewitzter Selbstzufriedenheit eingenommen, die Vi nur allzu gut kannte.

Sie schlug die Beine übereinander, um die Aufmerksamkeit des Wachpostens erneut auf sich zu ziehen. In Begriffen des Kämpfens ausgedrückt, den Begriffen, die Hu Gibbet Vi gelehrt hatte, war es eine Finte. Die Bewegung ihrer Beine erregte seine Aufmerksamkeit, der Umstand, dass sie den Kopf zur Seite drehte, gab ihm Sicherheit, und indem sie sich vorbeugte, eröffnete sie ihm einen Einblick. Sie wagte es nicht, in solcher Nähe zum Gottkönig einen Glanzzauber zu wirken, aber das war in Ordnung. Ein Dekolletee hatte seine eigene Magie.

Sie trug ein maßgeschneidertes, tiefblaues Kleid von solch leichter Beschaffenheit, dass es beinahe durchsichtig war. Sie hatte Meister Piccun ihre Absichten verdeutlicht, damit der Schneider das Kleid schlicht hielt – kaum Stickerei, nur einige wenige Stiche im altkhalidorischen runischen Stil am Saum und an den Handgelenken, eine Inschrift aus einem alten erotischen

Gedicht. Keine Spitze, keine Rüschchen, nur saubere Linien und Kurven. Meister Piccun war ein unverbesserlicher Wüstling, und dies war das einzige Kleid, das seiner Meinung nach für den Gottkönig taugte. »Der Mann hat Dutzende von Gemahlinnen«, hatte der Schneider erklärt. »Sollen diese Kühe mit Seide sprechen. Ihr werdet die süßen Töne des Fleisches singen.«

Wenn der Wachposten wie die meisten Männer war, würde er sie zwei bis vier Sekunden lang anstarren, sich dann davon überzeugen, dass niemand es bemerkte, und sie dann erneut anstarren. Der Trick war – *Jetzt*.

Vi hob jäh den Blick und erappte den Wachposten genau in dem Moment, als er wieder zu starren begann. Sie drückte ihn mit den Augen an die Wand. Ein Ausdruck schlechten Gewissens huschte über seine Züge, und bevor er dies mit Kühnheit verdecken oder den Blick abwenden konnte, stand sie auf und ging auf ihn zu.

Er war natürlich ein Khalidori, daher passte sie ihr Verhalten entsprechend an. Einem Khalidori musste man deutlich näher kommen als einem Cenarier, um ihm das Gefühl zu geben, dass man sich für ihn persönlich interessierte. Er musste dazu nicht nur ihr Parfüm riechen können, sondern auch ihren Atem. Sie machte einen Schritt auf ihn zu und hielt ihn noch eine weitere Sekunde lang mit den Augen gefangen, bis er den Mund öffnete, um zu sprechen.

»Ich bitte um Entschuldigung«, sagte sie, wobei sie ihm immer noch mit eindringlicher Miene in die Augen sah. »Darf ich mich hierhersetzen?«

»Ich habe Euch nicht angestarrt – ich meine ...«

Sie setzte sich dreißig Zentimeter entfernt von der Tür auf seinen Stuhl, die Schultern vorgebeugt, das Gesicht engelsgleich emporgehoben. Sie trug das blonde Haar hochgesteckt, damit die kunstvoll geflochtenen Zöpfe nicht in ihr Blickfeld gerieten.

Die Versuchung war zu groß. Der Blick des Wachpostens wanderte kurz von ihren Augen zu ihrem Dekolleté hinab, dann sah er ihr hastig wieder ins Gesicht. »Bitte?«, fragte sie mit einem kleinen Lächeln, das ihm sagte, ja, sie hatte es gesehen, und nein, es machte ihr nichts aus.

Er räusperte sich. »Ich, ähm, denke nicht, dass das ein Problem wäre«, antwortete er.

Vi vergaß ihn sofort und lauschte.

»... kann nicht direkt ins Loch gehen, das würde dem Zweck zuwiderlaufen«, sagte eine Tenorstimme. Das musste Herzog Vargun sein. Aber er klang

zuversichtlich.

Was? Wie kann er zuversichtlich klingen?

Vi hörte ihren Meister antworten, konnte aber nicht verstehen, was er sagte. Dann sprach der Gottkönig, aber sie bekam nichts anderes mit als »... gewöhnliche Zelle bis zur Verhandlung ... dann das Loch ...«

»Ja, Euer Heiligkeit«, erwiderte Herzog Vargun.

Vi drehte sich der Kopf. Was immer sie planten, in der Stimme des khalidorischen Herzogs lag nichts, was auf einen Gefangenen deutete, der um Gnade flehte. Er klang wie ein gehorsamer Vasall, der ein hehres Ziel verfolgte, an dessen Ende eine Belohnung auf ihn wartete.

Sie hatte keine Zeit, um zu versuchen, sich das Ganze zusammenzureimen, bevor die Türen geöffnet wurden und ihr Meister Herzog Vargun hinausführte. Im Widerspruch zu dem, was sie soeben gehört hatte, wirkte der Herzog geschlagen, sowohl körperlich als auch geistig; seine Kleidung war unordentlich und schmutzig, und er hielt den Blick fest auf den Boden gerichtet.

Hu Gibbet drehte sich zu ihr um, als sie vorbeiging. Der Blutjunge hatte so zarte Gesichtszüge, dass die Beschreibung »gutausschend« ihm nicht gerecht wurde. Mit feinem blondem Haar, das ihm bis auf die Schultern fiel, großen Augen und einer wie vom Bildhauer geformten Statur war er selbst mit Mitte dreißig immer noch schön. Er schenkte Vi sein Schlangenlächeln und sagte: »Der Gottkönig wird dich jetzt empfangen.«

Ein Frösteln überlief Vi, aber sie stand ohne Zögern auf und ging in den Thronsaal. In diesem Raum hatte der verstorbene König Gunder sie beauftragt, Kylar Stern zu töten. Während sie bei Hu Gibbet ihre Lehre gemacht hatte, war Kylar der Lehrling des anderen großen Blutjungen der Stadt gewesen, Durzo Blint, der größeren Respekt und das gleiche Maß an Furcht genoss und weniger Schmähungen über sich ergehen lassen musste als ihr eigener Meister. Der Mord an Kylar hätte Vis Meisterstück sein sollen, der letzte Mord während ihrer Lehrlingszeit. Er hätte Freiheit bedeutet, Freiheit von Hu.

Sie hatte es vermasselt, und später am selben Tag in eben diesem Raum hatte jemand, den sie den Nachtengel nannten, dreißig Khalidori getötet, fünf Hexer und den Sohn des Gottkönigs selbst. Vi dachte, dass sie vielleicht die einzige Person war, die argwöhnte, dass Kylar der Nachtengel war. *Nysos! Kylar wurde am selben Tag zur Legende, an dem ich ihn unter meinem Messer hatte. Ich hätte eine Legende getötet.*

Jetzt gab es keine Spuren mehr von der Schlacht. Der Thronsaal war von Blut, Feuer und Magie gereinigt worden und erstrahlte in makellosem Glanz. Auf jeder Seite trugen sieben Säulen die gewölbte Decke, und dicke, khalidorische Bildteppiche hingen an den Wänden, um die herbstliche Kühle abzuhalten. Der Gottkönig saß auf dem Thron, umringt von Wachen, Vürdmeistern in ihren schwarz-roten Roben, Ratgebern und Dienern.

Vi hatte damit gerechnet, zum Gottkönig gerufen zu werden, aber sie hatte keine Ahnung, was der Grund dafür war. Wusste der Gottkönig, dass Kylar der Nachtengel war? Sollte sie dafür bestraft werden, dass sie den Sohn des Gottkönigs hatte sterben lassen? Wollte der Mann mit den Dutzenden von Gemahlinnen ein weiteres hübsches Mädchen vögeln? Oder war er nur neugierig, den einzigen weiblichen Blutjungen der Stadt zu sehen?

»Du hältst dich für klug, Viridiana Sovari?«, fragte der Gottkönig. Garoth Ursuul war jünger, als sie erwartet hatte, vielleicht fünfzig Jahre alt, und immer noch kraftvoll. Er hatte dicke Arme und einen dicken Leib, er war kahl wie ein Ei, und sein Blick fiel auf sie wie ein Mühlstein.

»Vergebt mir, Euer Heiligkeit.« Sie hatte es eigentlich als Frage klingen lassen wollen, doch sie änderte ihre Meinung wieder. »Ja. Und ich heiße Vi.«

Er winkte sie heran, und sie stieg die vierzehn Stufen hinauf, um direkt vor seinen Thron zu treten. Er musterte sie von Kopf bis Fuß, weder verstohlen, wie Männer es so häufig taten, noch heiß und kühn. Garoth Ursuul sah sie an, als sei sie ein Haufen Getreide und als versuche er, ihr Gewicht zu schätzen.

»Zieh dein Kleid aus«, sagte er.

Der Klang seiner Stimme gab ihr keinerlei Hinweis, was seine Absichten betraf. Es hätte eine Bemerkung übers Wetter sein können. Wollte er, dass sie ihn verführte? Es kümmerte sie nicht, ob Garoth Ursuul sie besprang, aber sie beabsichtigte, lausig zu sein, falls er es tat. Die Geliebte des Gottkönigs zu werden, war zu gefährlich. Sie hatte seit der Pubertät einem Ungeheuer das Bett gewärmt, und ihr stand nicht der Sinn danach, sich hochzuschlafen. Trotzdem, Gott oder König oder Ungeheuer, Garoth Ursuul war kein Mann, dem man widersprach.

Also gehorchte Vi sofort. Nach zwei Sekunden glitt Meister Piccuns Kleid zu Boden. Vi hatte keine Untergewänder getragen, und sie hatte sich Parfüm zwischen die Knie getupft. Er konnte ihr deswegen keinen Vorwurf machen, aber gleichzeitig wusste sie, dass plötzliche Nacktheit nicht annähernd so verlockend

war wie ein langsames Ablegen von Kleidungsstücken oder der neckische Reiz von Spitzenunterwäsche. Sollte Ursuul sie doch für untauglich halten, sollte er sie für eine Schlampe halten, sollte er denken, was immer er wollte, solange er es aus einer gewissen Entfernung tat. Vi spürte die Blicke eines jeden Höflings, Ratgebers, Vürdmeisters, Dieners und Wachpostens im Raum. Es scherte sie nicht. Ihre Nacktheit war ihre Rüstung. Sie blendete die sabbernden Narren. Sie konnten nichts anderes sehen, solange sie ihren Körper sahen.

Garoth Ursuul musterte sie abermals von Kopf bis Fuß, und seine Augen verrieten absolut nichts. »Du würdest mir kein Vergnügen bereiten«, sagte der Gottkönig. »Du bist bereits eine Hure.«

Aus irgendeinem Grund bohrten sich diese Worte von diesem schrecklichen Mann mit Widerhaken in ihr Fleisch. Sie stand nackt vor ihm, und er hatte jedes Interesse verloren. Es war das, was sie gewollt hatte, aber es schmerzte trotzdem.

»Alle Frauen sind Huren«, erwiderte sie. »Ob sie einem Mann ihren Körper verkaufen oder ihr Lächeln und ihren Charme oder ihre fruchtbaren Jahre und ihre Unterwerfung. Die Welt macht eine Frau zur Hure, aber eine Frau stellt ihre Bedingungen. Euer Heiligkeit.«

Ihr plötzliches Feuer schien ihn zu erheitern, aber seine Erheiterung verging. »Hast du gedacht, ich würde nicht sehen, was du mit meinem Wachposten gemacht hast? Hast du gedacht, du könntest *mich* belauschen?«

»Natürlich habe ich das gedacht«, antwortete Vi, aber jetzt war ihre schnippische Haltung eine Farce. *Er hat mich gesehen? Durch die Wand?* Sie wusste, dass sie ihre gespielte Tapferkeit beibehalten musste, oder sie würde womöglich im Boden versinken. Wenn man bei dem Gottkönig gewinnen wollte, musste man spielen, als verachte man das Leben. Aber sie hatte von Spielern gehört, die verloren hatten.

Der Gottkönig kicherte, und seine Höflinge folgten seinem Beispiel. »Natürlich hast du das gedacht«, sagte er. »Du gefällst mir, *Moulina*. Ich werde dich heute nicht töten. Nicht viele Frauen würden sich auf ein Wettpinkeln mit einem König einlassen, geschweige denn mit einem Gott.«

»Ich bin anders als jede Frau, der Ihr je begegnet seid«, sagte Vi, bevor sie sich bremsen konnte.

Sein Lächeln verwelkte. »Du hast eine zu hohe Meinung von dir selbst. Dafür werde ich dich brechen. Aber nicht heute. Eure Sa'kagé machen uns Probleme.

Geh zu euren kleinen Unterweltfreunden und finde heraus, wer der wahre Shinga ist. Keine Galionsfigur. Finde es heraus und töte ihn.«

Vi fühlte sich zum ersten Mal nackt. Ihre Rüstung geriet ins Wanken. Gott oder Mann, Garoth Ursuul hatte titanisches Selbstbewusstsein. Er erklärte ihr, dass er sie brechen werde, und dann zeigte er nicht die geringste Sorge, dass sie ihm den Gehorsam verweigern könnte. Es war kein Bluff. Es war keine Arroganz. Es war eine simple Ausübung der Vorrechte gewaltiger Macht. Die Höflinge beäugten sie jetzt, wie die Hunde unter dem Tisch eines Königs einen schönen Brocken Fleisch beäugten, der vielleicht auf den Boden fiel. Vi fragte sich, ob der König sie einem von ihnen geben würde – oder ihnen allen.

»Weißt du«, begann der Gottkönig, »dass du hexergeboren bist? Mit magischer Begabung, wie ihr Leute aus dem Süden sagt. Hier ist also dein Anreiz. Wenn du diesen Shinga tötest, werden wir es dein Meisterwerk nennen, und du wirst nicht nur ein Meisterblutjunge sein, sondern ich werde dich selbst ausbilden. Ich werde dir eine Macht geben, die alles, was Hu Gibbet sich jemals auch nur vorstellen könnte, um ein Vielfaches übersteigt. Macht über ihn, wenn du es wünschst. Aber wenn du mich enttäuschst – nun.« Er zeigte ein schmallippiges Lächeln. »Enttäusch mich nicht. Und nun fort mit dir.«

Sie ging mit hämmerndem Herzen. Erfolg bedeutete Verrat an ihrer Welt. Verrat an der cenarischen Sa'kagé, der meistgefürchteten Unterweltorganisation in Midcyru! Es bedeutete, dass sie ihren Anführer für eine Belohnung töten sollte, von der sie sich nicht einmal sicher war, ob sie sie wollte. Eine Ausbildung beim Gottkönig selbst, um zur Hexerin zu werden? Noch während er gesprochen hatte, hatte sie sich vorgestellt, dass seine Worte Netze seien, die sie immer fester und fester an ihn banden. Es war beinahe mit Händen zu greifen, ein Zauber, der sich wie ein Netz über sie legte und sie herausforderte, dagegen anzukämpfen. Ihr war übel. Gehorsam war die einzige Möglichkeit. Wie schlimm ein Erfolg auch wäre, Versagen war keine Möglichkeit. Sie hatte die Geschichten gehört.

»Vi!«, rief der Gottkönig. Auf halbem Weg zur Tür blieb sie stehen, und ein Schauer überlief sie, da dieser Gräuel ihren Namen benutzte. Aber der Gottkönig lächelte. Jetzt berührte sein Blick ihr nacktes Fleisch, wie der Blick eines Mannes es tun mochte. Etwas flog wie ein Schatten auf sie zu, und sie fing den Ballen Stoff instinktiv aus der Luft auf. »Nimm dein Kleid mit«, sagte er.

»Ich fühle mich, als hätte ich eine Woche lang Sägespäne eingeatmet«, sagte Kylar.

»Flusswasser. Fünf Minuten«, erwiderte Uly. Angespannt. Schnodderig.

Kylar bemühte sich, die Augen zu öffnen, aber als er es tat, konnte er immer noch nichts sehen. »Du hast mich also herausgezogen. Wo sind wir, Uly?«

»Schnupper mal.« Sie stellte sich hart, was bedeutete, dass er ihr wirklich höllische Angst gemacht hatte. *Ist es das, was kleine Mädchen tun?*

Er bekam einen halben Atemzug in die Lunge, bevor er wegen des Gestanks husten musste. Sie waren in Momma Ks Bootshaus auf dem Plith.

»Es geht doch nichts über warme Abwässer in einer kühlen Nacht, hm?«, meinte Uly.

Kylar rollte sich auf die Seite. »Ich dachte, das sei dein Atem.«

»Der so gut riecht, wie du aussiehst«, entgegnete sie.

»Du solltest respektvoll sein.«

»Du solltest tot sein. Schlafjetzt.«

»Denkst du, Herrschsucht sei niedlich?«

»Du brauchst Schlaf. Ich weiß nicht, was Herrschsucht damit zu tun hat.«

Kylar lachte. Es tat weh.

»Siehst du?«, sagte Uly.

»Hast du den Dolch bekommen?«

»Welchen Dolch?«

Kylar packte sie an der Vorderseite ihres Gewands.

»Oh, den, den ich nur mit einem Stemmeisen aus deiner Schulter bekommen konnte?«, fragte sie. Kein Wunder, dass seine Schulter schmerzte. Er hatte Uly noch nie gar so schnodderig und zungenfertig erlebt. Wenn er nicht aufpasste, würde sie in Tränen ausbrechen. Es war eine Sache, sich wie ein Esel zu fühlen. Eine ganze andere war es, sich wie ein hilfloser Esel zu fühlen.

»Wie lange war ich ... bewusstlos?«

»Einen Tag und eine Nacht.«

Er fluchte leise. Es war das zweite Mal, dass Uly ihn ermordet und mit verstümmeltem Leib gesehen hatte. Falls sie wirklich so felsenfest überzeugt war, dass Kylar zurückkommen würde, konnte er nur froh darüber sein. Er hatte

ihr versprochen, dass er es tun würde, aber er hatte es selbst nicht gewusst. Er hatte nur gewusst, dass er einmal zurückgekommen war. Der Wolf, der seltsame, gelbäugige Mann, dem er an dem Ort zwischen Leben und Tod begegnet war, hatte keine Garantien gegeben. In der Tat, diesmal war Kylar ihm überhaupt nicht begegnet. Kylar hatte darauf gehofft, ihm einige Fragen stellen zu können, wie zum Beispiel, wie viele Leben er hatte. Was, wenn es nur zwei gewesen waren?

»Und Elene?«, fragte er.

»Sie ist gegangen, um den Wagen zu holen. Die Wachen, die Jarl bestochen hat, sind nur noch eine Stunde lang im Dienst.«

Elene war allein fortgegangen, um den Wagen zu holen? Kylar war so müde. Er konnte erkennen, dass Uly wieder den Tränen nah war. Was für ein Mann ließ ein kleines Mädchen so etwas durchmachen? Als Ersatzvater taugte er nicht viel, aber er hatte immer gedacht, dass er besser sei als gar nichts.

»Du solltest schlafen«, sagte sie und tat ihr Bestes, wieder schroff zu klingen.

»Sorge dafür ...« Er hatte solche Schmerzen, dass er den Gedanken nicht vollenden konnte, geschweige denn den Satz.

»Ich werde mich um dich kümmern, keine Bange«, sagte Uly.

»Uly?«

»Ja?«

»Du hast gute Arbeit geleistet. Großartige Arbeit. Ich stehe in deiner Schuld. Danke. Es tut mir leid.« Kylar konnte beinahe spüren, wie die Luft um das Mädchen herum ganz warm und klebrig wurde. Er stöhnte. Er wollte etwas Witziges und Scharfsinniges sagen, wie Durzo es getan hätte, aber bevor er die richtigen Worte finden konnte, schlief er auch schon.

Als Kaldrosa Wyn sich gegen Mittag in die Schlange an der Taverne zum Leichten Rock stellte, standen bereits zweihundert Frauen vor dem Bordell. Als die Schlange sich zwei Stunden später in Bewegung setzte, war die Zahl auf das Dreifache angestiegen. Die Frauen waren so unterschiedlich, wie man sie im Labyrinth nur finden konnte, angefangen von Gilderatten, die gerade einmal zehn Jahre alt waren – und die wussten, dass Momma K sie nicht einstellen würde, die aber verzweifelt genug waren, um trotzdem zu kommen –, bis hin zu Frauen, die noch vor einem Monat auf der reichen Ostseite gelebt, aber ihre Häuser bei den Bränden verloren hatten und anschließend ins Labyrinth getrieben worden waren. Einige aus letzterer Gruppe weinten. Andere hatten einen vollkommen leeren Gesichtsausdruck und umklammerten Schals, die sie sich um die Schultern gelegt hatten. Und einige waren »Karnickel«, alteingesessene Bewohnerinnen des Labyrinths oder »Karnickelbaus«, die mit ihren Freunden lachten und scherzten.

Eine Anstellung bei Momma K war das Sicherste, was eine Hure bekommen konnte. Sie erzählten sich Geschichten darüber, wie die Herrin der Wonnen mit ihrer neuen khalidorischen Kundschaft verfuhr. Sie behaupteten, dass die Perversen, wenn sie einer Hure wehtaten, genug Silbermünzen zahlen müssten, um die blauen Flecken zu verdecken. Eine andere Frau behauptete, es müssten genug Kronen sein, um sie zu verdecken, aber niemand glaubte ihr.

Als Herzogin Terah Graesin – ihr Vater, der alte Herzog, war während des Staatsstreichs getötet worden – die Widerständler aus der Stadt geführt hatte, hatten ihre Anhänger all ihre Läden und Wohnhäuser in Brand gesteckt. Das Feuer hatte natürlich nicht innegehalten, nachdem es die Anwesen jener dem Erdboden gleichgemacht hatte, die fortgegangen waren. Tausende, die geblieben waren, waren obdachlos geworden. Im Labyrinth war es noch schlimmer, wo die Armen zusammengepfercht wie Vieh lebten. Hunderte und Aberhunderte waren ums Leben gekommen. Die Feuer hatten tagelang gebrannt.

Die Khalidori wollten, dass die Ostseite so schnell wie möglich wieder normal funktionierte. Die Obdachlosen wurden als Hindernis angesehen, daher zwangen die Soldaten sie ins Labyrinth. Die Edelleute und Handwerker, die ihren Besitz verloren hatten, waren verzweifelt, aber Verzweiflung änderte nichts.

Ins Labyrinth getrieben zu werden, war ein Todesurteil.

Während des vergangenen Monats hatte der Gottkönig seinen Soldaten gestattet, im Labyrinth zu tun, was immer sie wünschten. Die Männer fielen in Rudeln über die Menschen her, um jedwede Gelüste zu befriedigen, die sie antrieben. Während sie jenes gottverdammte Gebet an Khali gesungen hatten, hatten sie vergewaltigt, getötet und die kargen Besitztümer der Karnickel gestohlen, nur um sie in den Fluss zu werfen und darüber zu lachen. Es schien, als könnte es nicht schlimmer werden, aber nach dem Mordversuch war es schlimmer geworden.

Die Khalidori waren in organisierten Gruppen durchs Labyrinth gestreift und hatten sich einen Block nach dem anderen vorgenommen. Sie zwangen Mütter zu entscheiden, welche ihrer Kinder weiterleben und welche durch das Schwert umkommen sollten. Frauen wurden vor ihren Familien vergewaltigt. Hexer spielten kranke Spiele, bei denen sie Körperteile wegsprengten. Wenn Menschen Widerstand leisteten, wurden sie zusammengetrieben und dutzendweise öffentlich hingerichtet.

Es gab Gerüchte über sichere Verstecke tiefer im Labyrinth, unter der Erde, aber nur Menschen, die gute Beziehungen zu den Sa'kagé hatten, konnten dort hineingelangen. Jeder hatte Orte, an denen er sich verstecken konnte, aber die Soldaten kamen jede Nacht und manchmal auch tagsüber. Es war nur eine Frage der Zeit, bevor sie einen schnappten. Schönheit war zu einem Fluch geworden. Viele der Frauen, die Geliebte oder Ehemänner oder sogar Brüder mit ausgeprägtem Beschützerinstinkt hatten, hatten diese verloren. Widerstand bedeutete Tod.

Also kamen die Frauen in Momma Ks Bordelle, weil sie die einzig sicheren Orte im Labyrinth waren. Wenn man schon vergewaltigt wurde, so überlegten viele, konnte man genauso gut dafür bezahlt werden. Anscheinend machten die Bordelle immer noch gute Geschäfte. Einige Khalidori schätzten die Risiken eines Ausflugs ins Labyrinth nicht. Andere wollten einfach sicher sein, dass sie sauberes Bettzeug und schöne Frauen bekamen.

Doch schon jetzt hatten die Bordelle nicht mehr viele freie Stellen – und niemand wollte darüber spekulieren, warum sie überhaupt noch welche hatten.

Kaldrosa hatte so lange wie nur möglich gezögert. So hätte es nicht sein dürfen. Dieser Vürdmeister, Neph Dada, hatte sie eigens in Dienst genommen, weil sie eine ehemalige sethische Piratin war, die vor Jahren im Labyrinth

gestrandet war – es war zehn Jahre her gewesen, dass sie auf den Planken eines Schiffes gestanden hatte -, und sie war nie Kapitän gewesen, obwohl sie das dem Vürdmeister gegenüber behauptet hatte. Aber sie war eine Sethi, und sie hatte versprochen, dass sie ein khalidorisches Schiff durch den Schmugglerarchipel den Plith hinauf zur Burg navigieren könne. Als Gegenleistung würde sie das Schiff behalten dürfen.

Es hatte nach einem guten Preis für eine schmutzige Arbeit geklungen. Kaldrosa Wyn verspürte Cenaria gegenüber keine Loyalität, aber die Notwendigkeit, für die Khalidori zu arbeiten, genügte, um jedem eine Gänsehaut über den Rücken zu jagen.

Vielleicht hätten sie sogar ihren Teil des Handels eingehalten und ihr diese Seekuh von einer Barkasse gegeben, die die Nägel nicht wert war, die sie zusammenhielten. Vielleicht hätte sie eine Mannschaft auf die Beine stellen können, die sich ihr anschloss – nur dass irgendein Bastard ihr Schiff während der Invasion versenkt hatte.

Sie hatte ans Ufer schwimmen können, was mehr war, als sie von den zweihundert bewaffneten Clansmännern sagen konnte, die sie übergesetzt hatte und die inzwischen Fischfutter waren. Vier Vergewaltigungen später und nachdem Tomman, ihr Ehemann, zweimal halbtot geschlagen worden war, stand sie nun hier.

»Name?«, fragte das Mädchen an der Tür, das eine Schreibfeder und Papier bereithielt. Sie musste etwa achtzehn sein, ein gutes Jahrzehnt jünger als Kaldrosa, und sie war umwerfend: perfektes Haar, perfekte Zähne, lange Beine, Wespentaille, volle Lippen und ein moschussüßer Geruch, der Kaldrosa bewusst machte, wie abscheulich sie selbst riechen musste. Sie war verzweifelt.

»Kaldrosa Wyn.«

»Beschäftigung oder besondere Talente?«

»Ich war Piratin.«

Das Mädchen merkte auf »Sethi?«

Kaldrosa nickte, und das Mädchen schickte sie ins obere Stockwerk hinauf. Eine halbe Stunde später trat Kaldrosa Wyn in eins der kleinen Schlafzimmer.

Die Frau hier war ebenfalls jung und schön. Blond, zierlich, aber dennoch kurvenreich, mit großen Augen und bemerkenswerten Kleidern.

»Ich bin Daydra. Hast du schon jemals zwischen den Laken gearbeitet?«

»Ich nehme nicht an, dass du damit Segel meinst.«

Daydra kicherte, und selbst das war hübsch. »Eine echte Piratin, hm?«

Kaldrosa berührte ihre Clanringe, vier kleine Reifen in einem Halbmond, der ihren linken Wangenknochen umrahmte. »Vom Tetsu-Clan hinter der Hokkai-Insel.« Sie deutete auf die Kapitänskette, die sie trug – und die sie angelegt hatte, sobald sie den Auftrag für Khalidor angenommen hatte. Sie hatte sich für die feinste silberne Fischgrätkette entschieden, die sie sich leisten konnte. Sie hing zwischen ihrem linken Ohrläppchen und dem niedrigsten ihrer Clanringe. Es war die Kette eines Handelskapitäns, eines Handelskapitäns von bescheidener Geburt. Militärische Kapitäne und die kühneren Piratenkapitäne trugen Ketten, die sich hinter ihrem Kopf von einem Ohrläppchen zum anderen zogen, sodass die Gefahr geringer war, dass sie ihnen im Kampf abgerissen wurden. »Eine Piratenkapitänin«, sagte sie, »aber ich bin niemals gefangen genommen worden. Wenn man gefangen genommen wird, wird man entweder gehängt, oder sie reißen einem die Ringe heraus und schicken einen in die Verbannung. Die Meinungen gehen auseinander, welches der beiden Schicksale das schlimmere ist.«

»Warum hast du damit aufgehört?«

»Ich habe einige Stunden vor einem Sturm mit einem königlichen sethischen Piratenjäger gekämpft. Wir haben uns wacker geschlagen, aber der Sturm trieb uns auf die Felsen des Schmugglerarchipels. Seither habe ich getan, was immer sich mir bot.« Kaldrosa erwähnte nicht, dass zu dem »was immer« eine Ehe gehörten und die Arbeit für Khalidor.

»Zeig mir deine Brüste.«

Kaldrosa öffnete ihr Mieder und streifte das Oberteil ab.

»Ich will verdammt sein«, sagte Daydra. »Sehr schön. Ich denke, du wirst deine Sache gut machen.«

»Aber ihr seid alle so schön«, erwiderte Kaldrosa. So dumm es war zu protestieren, sie konnte nicht glauben, dass ihr Glück sich wendete.

Daydra lächelte. »Schöne Frauen haben wir genug. Jedes einzelne von Momma Ks Mädchen muss hübsch sein, und du bist hübsch. Was du hast, ist exotisch. Schau dich nur an. Clanringe. Olivfarbene Haut. Selbst deine Brüste sind gebräunt!«

Kaldrosa war plötzlich dankbar dafür, dass sie auf ihrem Schiff so halsstarrig gewesen und barbusig herumgelaufen war, damit die khalidorischen Soldaten sie anstarrten. Sie hatte sich einen furchtbaren Sonnenbrand zugezogen, aber ihre

Haut hatte sich verdunkelt, und die Farbe war noch nicht verblasst.

»Ich weiß nicht, wie du es geschafft hast, dir eine Sonnenbräune zuzulegen«, sagte Daydra, »aber du wirst sie dir erhalten müssen, und du musst reden wie eine Piratin. Wenn du für Momma K arbeiten willst, wirst du das sethische Piratenmädchen sein. Hast du einen Ehemann oder einen Geliebten?«

Kaldrosa zögerte. »Einen Ehemann«, gab sie zu. »Bei den letzten Prügeln wäre er beinahe gestorben.«

»Wenn du dies tust, wirst du ihn niemals zurückbekommen. Ein Mann kann einer Frau verzeihen, die die Hurerei um seinetwillen aufgibt, aber er verzeiht niemals einer Frau, die für ihn zur Hure wird.«

»Das ist es mir wert«, erwiderte Kaldrosa. »Wenn ich damit sein Leben rette, ist es mir das wert.«

»Eins noch. Denn früher oder später wirst du danach fragen. Wir wissen nicht, warum die Bleichen es tun. In jedem Land gibt es Perverse, die Huren gern Schmerz zufügen, aber dies ist etwas anderes. Einige gehen zunächst ihrer Lust nach und tun dir erst anschließend weh, als sei es ihnen peinlich. Einige werden dir überhaupt nicht wehtun, aber sie werden anschließend damit prahlen, sie hätten es getan, und Momma Ks Honorare bezahlen, ohne sich zu beklagen. Aber sie werden immer die gleichen Worte sagen. Du hast sie gehört?«

Kaldrosa nickte. »*Khali vas* blablabla?«

»Es ist Altkhalidorisch, ein Zauber oder ein Gebet oder so etwas. Denk nicht darüber nach. Finde keine Entschuldigungen für sie. Sie sind Tiere. Wir werden dich, so gut wir können, beschützen, und die Bezahlung ist ordentlich, aber du wirst sie jeden Tag ertragen müssen. Kannst du das tun?«

Kaldrosas Kehle war wie zugeschnürt, daher nickte sie nur abermals.

»Dann geh zu Meister Piccun und sag ihm, dass du drei Piratinnenkostüme willst. Und sieh zu, dass er zuerst all deine Maße nimmt, bevor er dich vögelt.«

Kaldrosas Augenbrauen zuckten in die Höhe.

»Es sei denn, du hast ein Problem damit.«

»Du glaubst doch nicht, dass wir Probleme haben werden, oder?«, fragte Elene. Sie lagen im Wagen und verbrachten nach drei Wochen auf der Straße eine letzte Nacht unter den Sternen. Morgen würden sie Caernarvon erreichen und damit ihr neues Leben beginnen.

»Ich habe all meine Probleme in Cenaria gelassen. Nun, bis auf die beiden, die ich mitgeschleppt habe«, antwortete Kylar.

»He!«, sagte Uly. Sie zeichnete sich zwar durch die gleiche beängstigende Klugheit aus wie ihre leibliche Mutter, Momma K, ließ sich mit ihren erst elf Jahren aber wesentlich leichter herausfordern.

»Mitgeschleppt?«, wiederholte Elene und stützte sich auf einen Ellbogen. »Wenn ich mich recht erinnere, ist dies mein Wagen.« Das stimmte. Jarl hatte ihnen den Wagen gegeben, und Momma K hatte ihn mit Kräutern beladen, die Kylar benutzen konnte, um einen kleinen Heilmittelladen aufzumachen. Vielleicht mit Rücksicht auf Elenes Empfindlichkeit waren die meisten davon sogar legal. »Wenn jemand mitgeschleppt worden ist, dann warst das du.«

»Ich?«, fragte Kylar.

»Du hast ein solch jämmerliches Schauspiel geboten, dass es mir peinlich für dich war. Ich habe es nur getan, um deinem Gebettel ein Ende machen.«

»Nun, und da dachte ich, du seist eine hilflose ...«, begann Kylar.

»Und jetzt weißt du es besser«, erklärte Elene selbstzufrieden, während sie sich wieder in ihre Decken hüllte.

»In der Tat! Du hast so viele Verteidigungsmöglichkeiten, dass ein Mann sich glücklich schätzen könnte, einmal in tausend Jahren bei dir Glück zu haben«, sagte Kylar mit einem Seufzen.

Elene sog scharf die Luft ein und richtete sich auf »Kylar Thaddeus Stern!«

Kylar kicherte. »Thaddeus? Der ist gut. Ich kannte mal einen Thaddeus.«

»Ich auch. Er war ein blinder Idiot.«

»Wirklich?«, fragte Kylar, und seine Augen tanzten. »Der, den ich kannte, war berühmt für seinen gigantischen ...«

»Kylar!«, unterbrach ihn Elene und deutete auf Uly.

»Seinen gigantischen was?«, fragte Uly.

»Jetzt hast du's geschafft«, erklärte Elene. »Seinen gigantischen was, Kylar?«

»Seine gigantischen Füße. Und du weißt ja, was man über große Füße sagt.« Er zwinkerte Elene lüstern zu.

»Was?«, fragte Uly.

»Große Schuhe«, antwortete Kylar. Er ließ sich in seine eigenen Decken nieder, gradeso selbstgefällig, wie Elene es Sekunden zuvor gewesen war.

»Ich verstehe es nicht«, sagte Uly. »Was bedeutet das, Elene?«

Kylar kicherte boshaff.

»Ich werde es dir erklären, wenn du älter bist«, sagte Elene.

»Ich will es nicht wissen, wenn ich älter bin. Ich will es jetzt wissen«, verlangte Uly.

Elene gab ihr keine Antwort. Stattdessen boxte sie Kylar gegen den Arm. Er ächzte.

»Werdet ihr jetzt miteinander ringen?«, wollte Uly wissen. Sie krabbelte aus ihren Decken und setzte sich zwischen sie. »Denn am Ende fängt ihr immer an, euch zu küssen. Es ist widerlich.« Sie verzog das Gesicht und machte schmatzende Kussgeräusche.

»Unser kleines Verhütungsmittel«, bemerkte Kylar. So sehr er Uly liebte, Kylar war davon überzeugt, dass sie der einzige Grund war, warum er nach drei wunderbaren Wochen unterwegs mit der Frau seines Herzens immer noch Jungfrau war.

»Machst du das noch mal?«, fragte Elene Uly lachend und lenkte so klug von der Was-ist-ein-Verhütungsmittel-Frage ab.

Uly schnitt eine Grimasse und machte erneut Kussgeräusche, und schon bald brachen die drei in Gelächter aus, das einen heftigen Kitzelkampf nach sich zog.

Anschließend lauschte Kylar, der vor lauter Lachen Seitenstechen hatte, dem Atem der beiden Mädchen. Elene hatte die Gabe einzuschlafen, sobald ihr Kopf ein Kissen berührte, und Uly brauchte nicht viel länger. Heute Nacht war Kylars Schlaflosigkeit kein Fluch. Seine bloße Haut strahlte vor Liebe. Elene rollte sich herüber und schmiegte sich an seine Brust. Er sog den frischen Duff ihres Haares ein. Er konnte sich nicht daran erinnern, sich jemals in seinem Leben so gut gefühlt zu haben, so akzeptiert. Sie würde ihn vollsabbern, das wusste er, aber es spielte keine Rolle. Sabbern war irgendwie niedlich, wenn Elene es tat.

Kein Wunder, dass Uly so angewidert war. Er *war* jämmerlich. Aber zum ersten Mal in seinem Leben fühlte sich Kylar wie ein guter Mann. Er hatte immer das eine oder andere gut gekonnt, er war gut darin, Schlösser aufzubrechen, gut darin zu klettern, sich zu verstecken, zu kämpfen, zu vergiften, sich zu verkleiden und zu töten. Aber bis Elene aufgetaucht war, hatte er sich niemals *gut* gefühlt. Wenn sie ihn anschaute, war der Kylar, den er in ihren Augen widergespiegelt sah, nicht abstoßend. Er war kein Mörder; er war der Ersatzvater, der sich mit einer Elfjährigen Kitzelkämpfe lieferte; er war der Geliebte, den Elene sagte, dass sie schön sei, und der es fertigbrachte, dass sie

dies zum ersten Mal in ihrem Leben glaubte; er war der Mann, der etwas zu geben hatte.

Das war der Mann, den Elene sah, wenn sie ihn anblickte. Sie glaubte so viele gute Dinge von ihm, dass Kylar zwischen zwei Möglichkeiten schwankte; manchmal glaubte er es selbst, dann wieder dachte er, dass sie absolut verrückt sei. Aber es fühlte sich großartig an, überzeugt zu werden.

Morgen würden sie Caernarvon erreichen, und für eine Weile würden sie bei Elenes Tante Mea unterkommen. Mit ihrer Hilfe – sie war Hebamme und verstand sich auf Kräuterkunde – würde Kylar einen kleinen Kräuterladen eröffnen. Dann würde er Elenes verblassende Einwände gegen Unzucht überwinden, und der Weg der Schatten würde für alle Zeit hinter ihm liegen.

Nach vielleicht zwölf Tagen, vielleicht fünfzehn – oder fühlte es sich nur so an, als seien es so viele gewesen? – ergab Logan sich endlich dem Schlaf. Im Traum hörte er Stimmen. Sie flüsterten, aber in der Steinkammer des Lochs war jedes Flüstern für alle vernehmbar.

»Er hat ein Messer.«

»Wenn wir uns alle auf ihn stürzen, spielt es keine Rolle. Seht nur, wie viel Fleisch er auf den Knochen hat!«

»Still«, sagte jemand. Logan wusste, dass er sich bewegen sollte, dass er nach dem Messer sehen sollte, dass er aufwachen sollte, aber er war so müde. Er konnte nicht bis in alle Ewigkeit wach bleiben. Es war zu schwer.

Er glaubte, die Stimme einer Frau zu hören, die schrie, obwohl ihr jemand den Mund zuhielt. Ein Schlag folgte, und der Schrei brach ab. Dann war noch ein Schlag zu hören und noch einer und noch einer.

»Immer mit der Ruhe, Fin. Wenn du Lilly tötest, werden wir dich ausweiden. Sie ist die einzige Möse, die wir haben.«

Fin verfluchte Sniffles, dann sagte er: »Wenn du noch mal schreist, Miststück, reiße ich dir die Haare und die Fingernägel aus. Die brauchst du nicht zum Ficken. Kapiert?«

Dann wurde die Stimme schwächer, die Hitze erträglicher, das Heulen und der Gestank ließen nach, und Logan begann wahrhaft zu träumen. Er träumte von seiner Hochzeitsnacht. Er war mit einem Mädchen verheiratet, das er kaum kannte, aber während er in ihrem Schlafgemach redete, genauso nervös wie die schöne Fünfzehnjährige ihm gegenüber, blühte in seinem Herzen jähe Hoffnung auf. Dieses Mädchen war eine Frau, die er lieben konnte, und unerklärlicherweise gehörte sie ihm. Jenine würde seine Gemahlin sein und eines Tages seine Königin, und er wusste, dass er sie lieben konnte.

Jenine ist tot. Hör auf damit.

Er sah in ihren großen Augen, dass sie auch ihn lieben könnte, dass ihr Ehebett kein Ort der Pflicht sein würde, sondern ein Ort der Freude. Ihre Wangen röteten sich, als er sie als seine Gemahlin anschaute. Seine Augen forderten sie für sich – nicht arrogant, sondern zuversichtlich und sanft, mit einem Ausdruck, der besagte, dass er sie akzeptierte und sich an ihrer Schönheit

erfreute -, und als er sie an sich zog, schmiegte sie sich in seine Arme. Ihre Lippen waren warm.

Dann, es schien nur eine Sekunde vergangen zu sein, küssten sie einander noch immer, zogen einander noch immer die Kleider aus, und Füße stampften die Treppe hinauf in Richtung ihres Schlafgemachs. Logan zog sich von ihr zurück, und die Tür brach auf, und khalidorische Soldaten strömten in den Raum ...

Logan riss die Augen auf, und seine Fäuste flogen, als Leiber auf ihm landeten.

Es war ein jämmerlicher Kampf Logan hatte seit zwei Wochen nichts mehr gegessen, daher war er so schwach wie ein Welp. Aber die anderen Insassen hatten abgesehen von dem Fleisch, das sie sich vor einigen Wochen einverleibt hatten, monate- oder jahrelang nur von Brot und Wasser gelebt. Sie waren ausgezehrt, hohle Schatten der Männer, die sie einst gewesen waren, daher gestaltete sich der Kampf langsam und unbeholfen.

Logan stieß einen Mann von sich und versetzte einem anderen einen Kinnhaken, aber sofort waren zwei weitere da, und ihr Fleisch war glitschig und schlammig von ihrem Schmutz und ihrem Schweiß. Fin landete auf Logans Hüfte, während Jake mit langen Nägeln Logans Gesicht bearbeitete. Logan schüttelte einen anderen Mann ab, rappelte sich hoch und schleuderte Jake von sich.

Der Mann fiel in das Loch und verschwand.

Der Kampf war vorüber, einfach so.

»Weshalb hast du das getan?«, fragte Sniffles. »Wir hätten dieses Fleisch gebrauchen können. Du Bastard, du hast Fleisch weggeworfen.«

Einen Moment lang war ihr Zorn auf dem Höhepunkt, und Logan dachte, sie würden erneut angreifen. Er griff sich an die Hüfte, um das Messer herauszuziehen. Es war fort.

Von der anderen Seite des Lochs sah Fin ihn an. Er stocherte mit der Spitze des Messers in seinem blutigen, von Skorbut befallenen Zahnfleisch herum. Jetzt war die Zeit auf seiner Seite.

Logan hatte gedacht, die Locher hätten keine Gesellschaft, aber er hatte sich geirrt. Die Locher waren geteilt in die Tiere und die Ungeheuer, die Schwachen und die Starken. Fin führte die Tiere an, deren Rang zum größten Teil nach ihren Verbrechen bemessen wurde: erst Mörder, dann Vergewaltiger, dann

Sklavenhändler, dann Kinderschänder. Die Ungeheuer waren Yimbo, ein großknochiger, rothaariger Ceuraner, dem man die Zunge herausgeschnitten hatte; Tatts, ein bleicher Lodricari, der mit Tätowierungen bedeckt war und der sprechen konnte, es aber niemals tat; und Knirscher, ein missgestalter Narr mit gewaltigen Schultern, einem verbogenen Rückgrat und zu scharfen Spitzen gefeilten Zähnen. Die Ungeheuer überlebten nur durch die Angst der anderen vor ihnen und ihre Bereitschaft zu kämpfen.

Jetzt, da sie alle hungerten, brach die wackelige Gesellschaft zusammen. Logan hatte keine Freunde, kein Messer, keinen Platz. Unter den Tieren war er jetzt ein Wolf ohne Rudel. Unter den Ungeheuern war er ein Hund ohne seinen stählernen Zahn.

Er hatte versucht, die Insassen als Menschen zu betrachten. Menschen, die entwürdigt und gedemütigt und verunglimpft und böse waren, aber dennoch Menschen. Er versuchte, in ihnen etwas Gutes zu sehen, einen Abglanz von dem Gott oder den Göttern, die sie geschaffen hatten. Aber in der Dunkelheit des Lochs sah er nur Tiere und Ungeheuer.

Logan ging zu Knirscher hinüber und setzte sich neben ihn. Der Mann schenkte ihm ein Narrenlächeln, das durch seine abgefeilten Zähne grauenvoll wirkte.

Dann war ein Geräusch zu hören, das alle erstarren ließ. Schritte hallten durch den Flur über dem Archloch. Logan schlüpfte in den einzigen schmalen Überhang, der ihn vor Blicken schützen würde, während ein von einer Fackel erhelltes Gesicht über ihnen erschien. »Hallo, meine Täubchen«, sagte der Wachposten. Er war schwarzhaarig, blass und massig, mit einer eingeschlagenen Nase und offenkundig khalidorischer Herkunft.

Der Wachposten öffnete das Gitter, behielt aber die Insassen fünf Meter unter ihm genau im Auge. Fin entwirrte nicht einmal seine Seile.

»Ich hätte gedacht, dass ein paar von euch inzwischen gestorben wären«, sagte der Wachposten. »Ihr müsst doch richtig Hunger haben.« Er griff in einen Sack und holte einen großen Laib Brot heraus. Sämtliche Insassen sahen ihn mit solcher Sehnsucht an, dass er lachte. »Also gut, für euch.« Der Wachmann warf den Brotlaib, aber er segelte ins Loch.

Die Gefangenen schrien auf, weil sie dachten, es sei ein Versehen gewesen. Der Wachposten holte einen weiteren Laib hervor und warf ihn ebenfalls ins Loch. Die Gefangenen scharten sich um das Loch, selbst Fin und Lilly. Der

nächste Laib prallte von Sniffles Fingerspitzen ab, und er fiel beinahe hinter dem Brot her in das Loch.

Der Wachposten lachte. Er verspernte das Gitter und ging, eine fröhliche Melodie pfeifend, davon. Mehrere der Insassen weinten.

Er kam nicht zurück. Die Tage vergingen in purer Qual. Logan hatte noch nie eine so entkräftende Schwäche erlebt.

Vier Nächte später – auch wenn der Ausdruck bedeutungslos war, hielt Logan es für Nacht, weil die meisten Bewohner des Lochs schliefen und die heulenden Winde am lautesten zu der Zeit schrien, die die Locher Mittag nannten – schlitze Fin einem der Kinderschänder die Kehle auf. Binnen weniger Augenblicke waren alle wach und kämpften um den Leichnam. Als Sniffles anfieng, auf Knirscher einzuprügeln, um den Mann dazu zu bringen, einen blutigen Brocken loszulassen, den Logan lieber nicht identifizieren wollte, warf Knirscher den Brocken beiseite und griff Sniffles an. Sniffles versuchte, ihn abzuwehren, aber er konnte Knirscher nicht mehr entgegensetzen als ein Kind. Knirscher riss Sniffles' Arme zur Seite und bohrte seine abgefeilten Zähne in den Hals des Mannes.

Während des folgenden Kampfes um die Leiche wurde ein ganzes Bein sauber abgerissen und landete neben Logan. Als Scab darauf zustürzte, riss Logan es hoch. Zu seinem eigenen Entsetzen starrte er Scab so lange an, bis der Mann sich umdrehte und kehrtmachte.

Logan ging mit dem Bein zurück zur Wand und weinte, denn ganz gleich, wie konzentriert er es betrachtete, er sah nur Fleisch.

Verglichen mit Cenaria war Caernarvon das Paradies. Hier gab es kein Labyrinth, keine harte Einteilung in Haben und Nichthaben, keine Besatzungsarmee, keinen Gestank von Asche und Tod, keine leeren Blicke der Verzweiflung. Die Hauptstadt von Waeddryn war unter einer ungebrochenen Reihe von zweiundzwanzig Königinnen gediehen.

Zweiundzwanzig Königinnen. Der Gedanke war seltsam für Kylar, bis ihm klar wurde, dass Momma K seit mehr als zwanzig Jahren über die Sa'kagé und die Straßen von Cenaria herrschte.

»Erklärt Euer Anliegen«, sagte der Torwächter und musterte ihren Wagen. Die Menschen hier waren größer als Cenarier, und Kylar hatte noch nie so viele mit blauen Augen oder mit so leuchtendem Haar gesehen – das gab es in allen Farben, angefangen von fast Weiß bis hin zu feurigem Rot.

»Ich kaufe und verkaufe medizinische Kräuter. Wir sind hergekommen, um eine Apotheke zu eröffnen«, erklärte Kylar.

»Woher?«

»Cenaria.«

Der Wachposten blickte nachdenklich drein. »Wie ich höre, ist die Lage dort wirklich schlimm. Wenn Ihr Euren Laden im Süden der Stadt eröffnet, seid vorsichtig. Da unten gibt es einige raue Viertel ...« Er verstummte, als er die Narben auf Elenes Gesicht erblickte.

Schneller, als er es für möglich gehalten hätte, geriet Kylar in Zorn. Elenes Narben waren alles, was ihre ansonsten perfekte Schönheit beeinträchtigte. Ein strahlendes Lächeln, dunkelbraune Augen, die die langweilige Reizlosigkeit des Wortes Braun Lügen strafen, Augen, die nur ein Poet angemessen beschreiben und die nur eine Legion von Barden angemessen rühmen konnte, Haut, die darum flehte, berührt zu werden, und Kurven, die es verlangten ... *Wie kann er bei all dem nur Narben sehen?* Aber wenn er etwas gesagt hätte, hätte er damit nur eine Szene heraufbeschworen. Der Wachposten blinzelte. »Ähm, fährt weiter«, sagte er.

»Danke.« Kylar machte sich keine Sorgen wegen Caernarvons Sa'kagé. Sie beschränkten sich streng auf kleine Verbrechen: Straßenraub, Taschendiebstahl, Prostitution und Wetten auf Hundekämpfe und das Bullenreizen. Einige

Bordelle und Spielhöhlen blieben sogar im Geschäft, ohne den Sa'kagé angeschlossen zu sein. Die Straßenbande aus Kylars Kindheit war besser organisiert als das Verbrechen hier.

Sie fuhren durch die Stadt und gafften die Menschen und ihre Umgebung an wie Bauertölpel. Caernarvon lag am Zusammenfluss des Wy, des Roten Flusses, und des Brombeerflusses, und seine Straßen fassten kaum all den Handel und Wandel sowie die Vielzahl der Menschen, die davon angezogen wurden. Sie sahen olivhäutige Sethi mit ausgeprägten Gesichtszügen in kurzen Hosen und weißen Roben, rothaarige Ceuraner mit ihren beiden Schwertern und ihrer eigenartigen Mode, vielfarbige Haarlocken in ihr eigenes Haar zu flechten, einige wenige Ladeshi und sogar einen mandeläugigen Ymmuri. Sie machten ein Spiel daraus, wiesen einander verstohlen auf einzelne Personen hin und versuchten zu erraten, wer von wo kam.

»Was ist mit dem da?«, fragte Uly und deutete auf einen unauffälligen Mann in schlichter Wollgewandung. Kylar runzelte die Stirn.

»Ja, lass hören, du Ass«, sagte Elene mit einem koboldhaften Grinsen. »Und du sollst nicht auf Leute zeigen, Uly.« Der Mann hatte keine besonderen Merkmale, keine Tätowierungen. Er trug eine für Caernarvon alltägliche Robe und ebenso alltägliche Hosen, hatte kurz geschnittenes, braunes Haar, keine für Modaini typische Patriziarmase, nichts, was ihn irgendwie von anderen abhob; selbst seine leicht gebräunte Haut hätte aus einem halben Dutzend Länder kommen können. »Ah«, sagte Kylar. »Alitaeri.«

»Beweis es«, verlangte Elene.

»Nur Alitaeri sehen so selbstgefällig aus.«

»Ich glaube das nicht.«

»Frag ihn«, sagte Kylar.

Elene schüttelte den Kopf und zog sich mit plötzlicher Schüchternheit zurück.

»He, Master!«, rief Uly, als ihr Wagen an ihm vorbeirollte. »Woher kommt Ihr?«

»Uly!«, sagte Elene gequält.

Der Mann drehte sich um und richtete sich zu seiner vollen Größe auf. »Ich stamme aus Alitaera, durch die Gnade des Gottes die größte Nation in ganz Midcyru.«

»Die Gnade der Götter, meint Ihr«, warf der Waeddryni ein, mit dem er gerade ein Geschäft abschloss.

»Nein, im Gegensatz zu euch waeddrynischen Hunden sagen Alitaeri, was sie meinen«, erwiderte der Kaufmann, und binnen eines Augenblicks stritten sie über Religion und Politik, und Uly war vergessen.

»Ich bin ziemlich gut«, sagte Kylar.

Elene stöhnte. »Du bist wahrscheinlich selbst Alitaeri.«

Kylar lachte, aber dieses »wahrscheinlich« hinterließ einen bitteren Nachgeschmack in seinem Mund. *Wahrscheinlich*, weil er eine Gilderatte war, eine Waise, vielleicht das Kind von Sklaven. Er konnte nicht einmal errahnen, woher seine Eltern gekommen waren. Er konnte nicht errahnen, warum sie ihn im Stich gelassen hatten. Waren sie tot? Lebten sie? Waren sie wichtige Personen, wie in den Träumen eines jeden Waisenkindes? Während Jarl emsig beschäftigt gewesen war, Geld zu sparen, um aus der Gilde herauszukommen, hatte Kylar Träumen darüber nachgehangen, warum seine adligen Eltern gezwungen gewesen sein könnten, ihn im Stich zu lassen. Es war nutzlos und töricht, und er hatte gedacht, dass er es vor langer Zeit aufgeben hätte.

Der Mensch, der für ihn einem Vater am nächsten gekommen war, war Durzo gewesen – und Kylar hatte sich einer Tat schuldig gemacht, die alle Menschen verfluchten: des Vaternords. Und nun war er hier, ein loser Faden, an nichts vor ihm oder hinter ihm gebunden.

Nein, das stimmte nicht. Er hatte Elene und Uly. Und er hatte die Freiheit zu lieben. Diese Freiheit kostete etwas, aber sie war den Preis wert.

»Geht es dir gut?«, fragte Elene mit einem besorgten Ausdruck in den braunen Augen.

»Nein«, antwortete Kylar. »Solange wir zusammen sind, geht es mir großartig.«

Nach wenigen Minuten hatten sie die nördlichen Märkte hinter sich gelassen und fuhren tiefer in die Stadt hinein. Selbst hier, in der Umgebung der Häfen, waren fast alle Gebäude aus Stein – ganz anders als in Cenaria, wo Stein so teuer war, dass die meisten Häuser aus Holz und Reispapier gebaut wurden. Tagediebe lümmelten sich auf den Veranden von Häusern, Lagerhäusern und Mühlen und sahen ihnen mit der universellen Miene von Halbwüchsigen nach, die etwas zu beweisen hatten.

»Bist du dir sicher, dass dies die richtige Straße ist?«, fragte Kylar.

Elene zuckte zusammen. »Nein ...«

Kylar fuhr weiter, aber es spielte keine Rolle. Sechs der Jugendlichen standen

auf und folgten einem Mann mit schwarzen Zähnen und fettigen schwarzen Haaren, und die ganze Gruppe kam auf sie zu. Die Jugendlichen holten unter Treppen und Müllhaufen Waffen hervor. Es waren Straßenwaffen, Knüppel und Messer und eine schwere Kette. Der Mann, der sie anführte, trat vor den Wagen und griff in das Zaumzeug des Pferdes, das ihm am nächsten war.

»Nun, Schatz«, sagte Kylar, »es wird Zeit, die freundlichen Sa'kagé aus der Nachbarschaft zu begrüßen.«

»Kylar, denk daran, was du versprochen hast«, erwiderte Elene und griff nach seinem Arm.

»Du erwartest doch nicht wirklich von mir ...« Er ließ die Frage in der Luft hängen, als er den Ausdruck in ihren Augen sah.

»Guten Tag«, sagte der Anführer der Bande und schlug mit seinem Knüppel auf die Innenfläche seiner Hand. Er lächelte breit und zeigte dabei seine schwarzen Zähne.

»Schatz«, begann Kylar von neuem, ohne den Mann zu beachten. »Dies hier ist etwas anderes. Das musst du doch einsehen.«

»Andere Leute stehen so etwas durch, ohne dass jemand stirbt.«

»Niemand wird sterben, wenn wir dies auf meine Weise machen«, entgegnete Kylar.

Der Mann mit den schwarzen Zähnen räusperte sich. Schmutz schien dauerhaft in seine Züge eintätowiert zu sein, und zwei vorspringende, schiefe und geschwärzte Schneidezähne beherrschten sein Gesicht. »Entschuldigt mich, ihr Turteltauben. Ich wollte nicht stören.«

»Du kannst warten«, sagte Kylar in einem Tonfall, der keinen Widerspruch duldete. Dann wandte er sich wieder Elene zu. »Schatz.«

»Entweder du tust, was du versprochen hast, oder du tust, was du immer getan hast«, sagte Elene.

»Das ist keine Erlaubnis.«

»Nein. Das ist es nicht.«

»Entschuldigung«, sagte der Mann noch einmal. »Dies ist ...«

»Lass mich raten«, äffte Kylar den Akzent und die Großspurigkeit des Mannes nach. »Dies hier ist eine Zollstraße, und wir müssen einen Zoll entrichten.«

»Ähm. Das ist richtig«, räumte der Mann ein.

»Wie habe ich das bloß erraten?«

»Ich wollte fragen ... he, du hältst den Mund. Ich bin Tom Grau, und dies hier ...«

»Ist deine Straße. Klar. Wie viel?«, fragte Kylar.

Tom Grau runzelte die Stirn. »Dreizehn Silbermünzen?«, antwortete er.

Kylar zählte laut die sieben Männer ab. »Moment mal, werden deine Schläger da nicht sauer? Sie kriegen jeder eine Silbermünze, und du kriegst sechs?«, fragte Kylar. Tom Grau erbleichte. Die Jungen sahen ihn wütend an. Kylar hatte natürlich recht. »Ich werde euch sieben geben«, erklärte Kylar.

Er zog seine kleine Münzbörse hervor und warf jedem der jungen Männer eine Silbermünze hin. »So viel bekommt ihr ohne Anstrengung. Warum einen Kampf riskieren? Mehr hätte Tom euch ohnehin nicht gegeben.«

»Moment mal«, protestierte Tom. »Wenn er uns so viel ohne Gegenwehr gibt, muss er noch mehr haben. Holen wir ihn uns.«

Aber die jungen Männer gingen nicht darauf ein. Sie zuckten die Achseln, schüttelten den Kopf und schlurften zurück auf ihre Verandas.

»Was macht ihr da?«, fragte Tom scharf. »He!«

Kylar nahm die Zügel auf, und die Pferde setzten sich in Bewegung. Tom musste zur Seite springen, um nicht zerquetscht zu werden. Als er landete, verrenkte er sich den Knöchel. Kylar zog die Lippen zurück, damit seine Zähne genauso vorsprangen wie die von Tom, und hob hilflos die Hände. Die jungen Männer und Uly lachten.

Sie verbrachten die Nacht in einem Gasthaus, und Tante Mea holte sie früh am Morgen ab und führte sie durch ein Gewirr von Gassen zu ihrem Haus. Sie war in den Vierzigern, sah ein Jahrzehnt älter aus und lebte seit beinahe zwanzig Jahren als Witwe, seit der Zeit kurz nach der Geburt ihres Sohnes Braen. Ihr Mann war ein erfolgreicher Teppichhändler gewesen, daher war ihr Haus groß, und sie versicherte Kylar und Elene, dass sie so lange bleiben konnten, wie sie mochten. Tante Mea war eine Hebamme und Heilerin mit reizlosen Gesichtszügen, funkelnden Augen und Schultern wie ein Schauermann.

»Also«, sagte Tante Mea nach einem Frühstück aus Eiern und Schinken, »wie lange seid ihr zwei verheiratet?«

»Seit ungefähr einem Jahr«, antwortete Kylar. Er vermutete, dass Elene, wenn er die Lügen in Gang setzte, sie vielleicht würde aufrechterhalten können. Elene war eine schrecklich schlechte Lügnerin. Er sah sie an, und tatsächlich, sie errötete.

Tante Mea wertete es als Verlegenheit und lachte. »Nun, ich hatte mir schon gedacht, dass du ein wenig zu jung bist, um die leibliche Mutter dieser jungen Dame zu sein. Wie bist du zu deiner neuen Mutter und deinem neuen Vater gekommen, Uly?«

Kylar lehnte sich zurück und erstickte den Drang, die Antwort selbst zu liefern. Wenn er für alle antwortete, würde er nicht nur wie ein Mistkerl wirken, er würde verdächtig wirken. Manchmal musste man die Würfel einfach rollen lassen, wie sie wollten.

»Durch den Krieg«, erklärte Uly. Sie schluckte, senkte den Blick auf ihren Teller und sagte nichts mehr. Es war nicht einmal eine Lüge, und die Gefühle auf Ulys Gesicht waren echt. Ulys Amme war während der Kämpfe ums Leben gekommen. Uly weinte deshalb manchmal noch immer.

»Sie war während des Staatsstreichs und des Angriffs der Khalidori in der Burg«, warf Elene ein.

Tante Mea legte Messer und Löffel beiseite – in Caernarvon benutzte man sehr zu Kylars Irritation keine Gabeln. »Ich sag dir was, Uly. Wir werden gut auf dich achtgeben. Du wirst in Sicherheit sein, und du wirst sogar dein eigenes Zimmer haben.«

»Und Spielzeug?«, fragte Uly.

Etwas an dem offenen, hoffnungsvollen Ausdruck auf Ulys Gesicht schnitt Kylar ins Herz. Kleine Mädchen sollten mit Puppen spielen – warum hatte er Uly niemals eine Puppe geschenkt? –, statt Leichen aus Flüssen zu fischen.

Tante Mea lachte. »Und Spielzeug«, bestätigte sie.

»Tante Mea«, sagte Elene. »Du tust schon viel zu viel für uns. Wir haben Geld für Spielzeug, und Uly kann bei uns schlafen. Du hast bereits ...«

»Davon will ich nichts hören«, unterbrach Tante Mea sie. »Außerdem seid ihr zwei noch immer Jungvermählte. Ihr braucht so viel Zeit für euch allein, wie ihr nur bekommen könnt, obwohl der Himmel weiß, dass Gavin und ich es geschafft haben, recht häufig die Furche zu pflügen, als wir uns noch eine aus einem Zimmer bestehende Hütte mit seinen Eltern geteilt haben.« Elene lief dunkelrot an, doch Tante Mea sprach weiter. »Aber ich schätze, eine Elfjährige versteht sich nicht gar so gut darauf, Geräusche in der Nacht zu ignorieren. Hab ich recht?«

Jetzt errötete Kylar. Tante Mea sah zuerst ihn an und dann Uly, die verwirrt wirkte.

»Wollt ihr mir erzählen, dass ihr es nicht getan habt, seit ihr Cenaria verlassen habt?«, fragte Tante Mea. »Gewiss habt ihr euch manchmal am Morgen davongestohlen, wenn Uly noch schlief? Nein? Diese Reise muss wie lange gedauert haben – drei Wochen? Das ist eine Ewigkeit für euch junge Leute. Nun. Heute Nachmittag werden Uly und ich einen schönen langen Spaziergang unternehmen. Das Bett in eurem Zimmer knarrt ein wenig, aber wenn ihr euch über solche Dinge zu sehr den Kopf zerbrecht, wird Uly niemals einen kleinen Bruder bekommen, hm?«

»Bitte«, flehte Kylar kopfschüttelnd. Elene wand sich in Qualen.

»Hmpf«, machte Tante Mea und sah Elene an. »Nun. Wenn ihr fertig mit eurem Frühstück seid, warum gehen wir dann nicht zu meinem Sohn?«

Braen Schmied arbeitete in einer Werkstatt direkt neben dem Haus. Er hatte die reizlosen Gesichtszüge und die breiten Schultern seiner Mutter. Als sie näher kamen, warf er einen Fassreifen, den er geformt hatte, auf einen Stapel gleichartiger Reifen und zog dann seine Handschuhe aus. »Morgen«, sagte er.

Als Erstes sah er Elene an. Ein schneller Blick auf ihr vernarbtes Gesicht und dann ein zu anerkennendes Abwägen ihrer Vorzüge. Es war nicht die schnelle Musterung, mit der Männer instinktiv jede Frau bedachten. Dagegen hätte Kylar

nichts einzuwenden gehabt. Aber dies war nicht nur ein einzelner Blick. Der Mann starrte Elene direkt ins Gesicht. Oder vielmehr starrte er auf ihre Brüste.

»Freut mich, euch kennenzulernen«, sagte Braen und hielt Kylar die Hand hin. Er blickte Kylar abschätzend an. Und wie vorauszusehen war, versuchte er, Kylars Hand zu zerquetschen.

Ein Rinnsal Magie regelte das Problem. Ohne ein Wispern von Anspannung in seinem Gesicht oder seinem Unterarm umfasste Kylar die monströse Pranke in seiner Hand und drückte sie, bis sie beinahe brach. Eine Spur mehr, und jeder Knochen in der Hand des Mannes würde zerspringen. Einen Moment später ließ er nach und nahm es ohne Magie mit dem Mann auf, eine rohe Hand in der anderen, Muskel an Muskel und Auge in Auge – selbst wenn er aufblicken musste und Braen um ein Drittel schwerer war als er. Die Panik wich aus Braens Augen, und Kylar konnte erkennen, dass er sich fragte, ob er sich die anfängliche Kraft von Kylars Griff nur eingebildet hatte.

»Kylar«, murmelte Elene mit zusammengebrochenen Zähnen, als gebärde er sich zu aufdringlich. Aber Kylar hielt dem Blick des anderen Mannes entschlossen stand. Hier wurde etwas entschieden, und wenn es primitiv und barbarisch und schäbig und dumm war, war es trotzdem wichtig.

Elene schätzte es nicht, ignoriert zu werden. »Ich nehme an, als Nächstes werdet ihr die Größe eurer ...« Sie brach verlegen ab.

»Gute Idee«, bemerkte Kylar, als der Mann endlich seine Hand losließ. »Was sagst du dazu, Braen?« Kylar löste seinen Gürtel.

Glücklicherweise lachte Braen nur. Die anderen folgten seinem Beispiel, aber Kylar mochte ihn trotzdem nicht. Braen mochte ihn ebenfalls trotzdem nicht. Kylar konnte es erkennen.

»Nun, freut mich, euch kennenzulernen«, wiederholte Braen. »Ich muss einen großen Auftrag fertigstellen.« Er neigte kurz den Kopf, griff nach einem Hammer und bog verstohlen seine schmerzenden Finger.

Für den Rest des Vormittags und auch am Nachmittag führte Tante Mea sie in Caemarvon herum. Obwohl es größer war als Cenaria, wirkte die Stadt nicht so chaotisch wie Kylars Heimat. Die meisten Straßen waren gepflastert und breit genug für zwei Wagen und zahlreiche Fußgänger gleichzeitig. Händler, die mit ihren Läden diesen Platz für sich beanspruchten, wurden so schnell bestraft, dass nur wenige es versuchten. Wann immer zwei Wagen die Straße befuhren, wurden die Menschen zusammengedrängt, aber es gab hier allgemein akzeptierte

Richtmaße, und zwar schon so lange, dass die Wagen alle in fünfzehn Zentimeter tiefen Furchen im Pflaster rollten. Selbst die Abwässer in den Straßen flossen durch Rohre, und es waren in regelmäßigen Abständen Gitter eingelassen, um neue Abwässer zu sammeln. Das Ergebnis war, dass die Stadt beinahe nicht wie eine Stadt roch.

Burg Caernarvon beherrschte den Nordteil der Stadt. Sie wurde bisweilen wegen ihres bläulichen Granits der Blaue Riese genannt. Die blauen Mauern waren fugenlos und so glatt wie Glas, bis auf die zahlreichen Bogenschlitze und Mordlöcher an den Toren. Vor zweihundert Jahren, erzählte Tante Mea, hatten achtzehn Männer die Burg sechs Tage lang gegen fünftausend gehalten.

Rund um die Burg standen natürlich die großen Häuser. Die Stadt wurde umso schmutziger und überfüllter, je näher sie den Flüssen mit ihren Hafeneinrichtungen kamen. Wie an den meisten Orten lebten die Reichen und Adligen gern abseits von allen anderen, und alle anderen lebten gern so nah wie nur möglich bei den Reichen. Hier gab es keine von Vorschriften geregelte Grenze zwischen Arm und Reich – anders als in Cenaria, wo das Gesetz die Armen am Westufer des Plith festhielt. Hier konnten jene, die das Geld verdienten, um umzuziehen, das auch tun. Die Chance auf einen Aufstieg schien die ganze Stadt zu beleben.

Caernarvon war das Gold und das glitzernde Narrengold der Hoffnung. Sein Laster war Habgier. In seiner eigenen Fantasie war jeder Kaufmann hier der Herrscher des nächsten Handelsreiches. Cenaria war die erstickende, stinkende Decke der Verzweiflung. Sein Laster war Neid. Dort gründete niemand Reiche. Man wollte lediglich ein Stück des Reiches von jemand anderem.

»Du bist schrecklich still«, bemerkte Elene.

»Es ist anders hier«, erwiderte Kylar. »Schon bevor Khalidor kam, war Cenaria krank. Dies ist besser. Ich denke, hier können wir ein Zuhause finden.«

Götter, er war drauf und dran, einer von diesen Kaufleuten zu werden, die er so sehr verachtet hatte. Nicht dass er großen Ehrgeiz gehabt hätte. Die Arbeit eines Kräuterkundigen und Apothekers war tatsächlich das Einzige, worauf er sich neben dem Töten verstand. Es war nichts, wovon er jemals träumen würde. Wovon würde er träumen? Von der Eröffnung eines zweiten Ladens? Davon, den Kräuterhandel der Stadt zu beherrschen? Er hatte einmal die Zukunft eines ganzen Landes in Händen gehalten – er hätte alles mit einem einzigen Verrat verändern können, mit der Ermordung eines Mannes, den er am Ende dann

ohnehin ermordet hatte.

Wenn ich es getan hätte, würde Logan noch leben ...

Während Tante Mea sie zurück nach Hause brachte, versuchte er, seinen Geist in die Spur kaufmännischen Denkens zu zwingen. Er hatte eine kleine Menge Gold im Wagen versteckt und ein Vermögen an Kräutern. Wären sie auf dem Weg hierher ausgeraubt worden, hätten die Banditen nicht einmal gewusst, was sie stehlen sollten.

»Nun, das Haus ist nur ein kleines Stück weiter die Straße hinunter«, sagte Tante Mea. »Braen ist weggegangen, um Vorräte zu kaufen. Uly und ich werden zu einem kleinen Süßigkeitenladen gehen, damit ihr zwei ein wenig Zeit habt, eure Bekanntschaft zu erneuern.« Sie zwinkerte Kylar zu, und Elene errötete, aber dann verdüsterte sich Tante Meas Miene. »Was ist das?«, fragte sie.

Kylar folgte ihrem Blick die Straße entlang. Etwa dort, wo Tante Meas Haus lag, stiegen Rauchschwaden auf und wurden schnell schwärzer.

Er schloss sich der Menschenmenge an, die auf das Feuer zurannte – in der Stadt war ein Brand eine so große Gefahr, dass alle sich Eimer schnappten und herbeiliefen, um zu helfen –, aber als er dort ankam, war die Scheune schon zur Gänze von Flammen verzehrt. Es war zu spät, um irgendetwas zu retten. Die Menge besprengte die umstehenden Gebäude mit Wasser, während Kylar stumm Elene und Uly im Arm hielt.

Die Scheune war ein Totalverlust. Von ihren beiden Pferden und Tante Meas altem Gaul waren nur stinkende, rauchende Fleischbrocken übrig geblieben. Von dem Wagen war fast nichts mehr übrig. Der Brandstifter hatte die versteckte Truhe mit dem Gold gefunden. Das Vermögen an Kräutern war in Rauch aufgegangen.

Das Einzige, was übrig geblieben war, war ein langer, schmaler Kasten, der an die verbogene Achse des Wagens gebunden war. Das Schloss war unversehrt. Kylar öffnete den Kasten, in dem seine grauen Blutjungenroben und sein Schwert Vergeltung lagen. Sie waren unberührt, rochen nicht einmal nach Rauch und schienen seiner Ohnmacht Hohn zu sprechen.

»Schlechte Neuigkeiten, Euer Heiligkeit«, sagte Neph Dada, als er das Schlafgemach des Gottkönigs betrat. Eine junge cenarische Edelfrau namens Magdalyn Drake war an das Bett gefesselt und wimmerte in ihren Knebel, aber sowohl sie als auch der Gottkönig waren immer noch bekleidet.

Garoth saß neben ihr auf dem Bett. Mit einem Messer liebkostete er ihre nackte Wade. »Oh, was gibt es denn?«

»Eine Eurer Spioninnen in der Chantry, Jessie al'Gwaydin, ist tot. Das letzte Mal wurde sie im Dorf Torras Bend gesehen.«

»Der Dunkle Jäger hat sie getötet?«

»Ich nehme es an. Unser Mann sagte, Jessie habe beabsichtigt, die Kreatur zu studieren«, antwortete Neph.

»Also ist sie in den Wald gegangen und nie mehr zurückgekommen.«

»Ja, Euer Heiligkeit«, sagte Neph. Er rieb sich den gebeugten Rücken, als litte er Schmerzen. Dies tat er nicht nur, um den Gottkönig an sein Alter zu erinnern, sondern auch an die Lasten, die Neph in seinem Dienst trug.

Mit einer heftigen Bewegung stieß der Gottkönig das Messer so hoch zwischen Magdalyns Beinen in die Matratze, dass Neph dachte, er habe das Mädchen erdolcht. Sie kreischte durch den Knebel und bäumte sich auf, versuchte wegzurutschen. Dessen ungeachtet zog Garoth das Messer bis zu ihren Füßen hinab und schlitzte das Kleid bis zum Saum auf, und Federn stoben in die Luft.

Abrupt war er wieder ruhig. Er ließ das Messer in der Matratze stecken, zog das zerrissene Kleid zurück und legte eine Hand sanft auf den nackten Schenkel des Mädchens. Sie zitterte unkontrolliert.

»Es ist so schwierig, Spione in die Chantry einzuschleusen. Warum bestehen sie darauf, ihr Leben wegzuerwerfen, Neph?«

»Aus dem gleichen Grund, warum sie sich uns überhaupt anschließen, Euer Heiligkeit: Ehrgeiz.«

Garoth sah den Vürdmeister müde an. »Das war eine rhetorische Frage.«

»Ich habe auch gute Neuigkeiten«, sagte Neph. Er richtete sich ein wenig auf und vergaß dabei seinen Rücken. »Wir haben einen Barden aus Ladesh gefangen, einen Mann namens Aristarchos. Ich denke, Ihr werdet ihn persönlich

befragen wollen.«

»Warum?«

»Weil ich ihn einer Sehung unterzogen habe, und was er gesehen hat, ist bemerkenswert.«

Garoth kniff die Augen zusammen. »Heraus damit.«

»Er glaubt, den Träger eines Ka'kari gesehen zu haben. Eines schwarzen Ka'kari.«

»Hör auf, mich anzusehen!«, sagte Stephan. Er war ein fatter Tuchhändler, irgendein ehemaliger Liebhaber mit einem Groll, der schwor, dass er Vi sagen könne, wer der Shinga war. Entweder war der Shinga eine Frau, oder Stephan war es gleichgültig, welches Feld er pflügte, denn dies war sein Preis gewesen.

Vi lag unter ihm. Sie bewegte sich mit der Geschicklichkeit einer Athletin und dem Können einer Kurtisane, die von Momma K selbst ausgebildet worden war, aber der Ausdruck in ihren Augen war vollkommen leidenschaftslos. Sie stöhnte nicht, verzog nicht das Gesicht. Sie würde keine Lust vortäuschen, und das machte Stephan Probleme. Wie die meisten Männer war er drei Viertel Gerede und ein Viertel Schwanz. Etwas weniger als ein Viertel im Augenblick.

Er zog sich zurück und verfluchte seine Schläfheit. Er war verschwitzt, und er stank unter dem Geruch seiner feinen Öle. Vi konnte nicht umhin, ihm ein herablassendes Lächeln zu schenken. »Ich dachte, du würdest es mir ordentlich besorgen«, sagte sie.

Sein Gesicht errötete, und sie fragte sich, warum sie seine Bemühungen hintertrieb. Er war nicht mehr oder weniger als jeder andere Mann, und sie musste immer noch herausfinden, was er ihr zu erzählen hatte. Wenn sie ihn aufzog, würde dies hier nur umso länger dauern.

»Lass dein Haar herunter«, verlangte er.

»Vergiss mein Haar.« Nysos, konnten sie dieses verdammte Haar nicht einfach ignorieren? Sie rollte sich auf die Seite und wiegte die Hüften, dann streckte sie ihre Magie aus, um nach ihm zu greifen. Anschließend tat sie Dinge, um ihm zu helfen zu vergessen.

Als sie fünfzehn war und Meister Gibbet sie zu Momma K gebracht hatte, hatte die Kurtisane zugesehen, wie der Blutjunge sie bumste, und dann gesagt: »Kind, du fickst, als würdest du es nicht einmal spüren. Tust du es?«

Momma K konnte man nicht belügen, daher hatte Vi es zugegeben. Ihr Geschlecht war total taub. »Nun«, hatte Momma K gesagt, »du wirst niemals zu den Besten gehören, aber es ist nichts, was wir nicht überwinden könnten. Die älteste Magie ist Geschlechtsmagie. Mit deinen Brüsten und deinem magischen Talent kann ich dich trotzdem zu etwas Besonderem machen.« Also benutzte Vi ihre Fähigkeiten jetzt und verfluchte das krafflose Arschloch mit einem Wispern – die Worte brauchten nicht zu ihrer Absicht zu passen, aber wie alle magiebegabten Frauen musste sie sprechen, um ihre Kräfte zu benutzen.

Stephan stöhnte wie ein vernunftloses Tier, und binnen Sekunden war er fertig. Während er noch benommen war, wischte sie sich mit seinem feinen Umhang trocken und setzte sich in der Panzerung ihrer Nacktheit im Schneidersitz aufs Bett.

»Sag es mir, fetter Mann«, verlangte sie und betrachtete seine bleichen Wülste mit solchem Abscheu, dass er sich beschämt bedeckte. Er wandte sich ab.

»Bei allen Göttern, musst du ...«

»Sag es mir.«

Stephan bedeckte die Augen. »Er hat Läufer beauftragt. Sie wussten, dass sie in mein Haus kommen sollten. Manchmal habe ich Bruchstücke mitgehört, aber er war immer sehr vorsichtig. Die wenigen Briefe, die er hatte, verbrannte er, und er ging immer nach draußen, um mit den Läufern zu reden. Aber in der Nacht der Invas...- der Befreiung – holte er einen Läufer, und er schrieb einen Brief« Stephan schnappte sich eine Robe und hüllte sich darin ein, bevor er zu seinem Schreibtisch hinüberging. Er zog einen Bogen ceuranisches Reispapier hervor und reichte ihn ihr. Er war leer.

»Halte ihn ins Licht«, sagte er.

Sie hielt das Papier vor eine Laterne und konnte schwache Abdrücke darauf erkennen. »Rettet Logan Gyre«, stand dort in einer ordentlichen, winzigen Schrift geschrieben, »und das Mädchen und die vernarbte Frau, wenn Ihr könnt. Ich werde Euch so belohnen, dass es Eure wildesten Träume übersteigt.« Statt eines Namens war das Schreiben mit zwei Symbolen unterzeichnet: einem Auge mit schwerem Lid, das einen Stern umschloss, und einem neunzackigen Stern. Das erste Bild war das Zeichen der Sa'kagé; das zweite das Symbol des Shinga. Die beiden zusammen bedeuteten, dass alle Mittel, die die Sa'kagé hatte, dem Empfänger zur Verfügung standen.

»Danach ist er gegangen«, fuhr Stephan fort. »Und nie mehr zurückgekommen. Ich habe ihm gesagt, dass ich ihn liebe, und er will mich nicht einmal sehen.«

»Sein Name, fetter Mann. Nenne mir seinen Namen.«

»Jarl«, antwortete er. »Die Götter mögen mir vergeben, der Shinga ist Jarl.«

In einem ihrer ärmsten sicheren Häuser, das ganz aus Dunkelheit und Ratten und Kakerlaken bestand – wie jedes andere Haus im Labyrinth –, trafen Jarl und Momma K sich mit einem Toten. Er lächelte, als er den Raum betrat. Sein rechtes Bein war an Schienen gebunden, sodass er das Knie nicht beugen konnte, und den rechten Arm trug er in einer Schlinge. Blut war durch den Verband um seinen Ellbogen gesickert. Er hatte eine Krücke, aber statt sie unter den Arm zu schieben, musste er sie in der rechten Hand halten. Die Verletzung an seinem Ellbogen hinderte ihn daran, die Krücke auf der Seite zu halten, die sein Knie verlangte, daher hüpfte er mehr, als dass er humpelte. Er trug das graue Haar kurz geschoren und war auf eine sehnige Altmännerart muskulös, und obwohl sein Gesicht hager und grau war, lächelte er.

»Gwinvere«, sagte er. »Es ist gut zu sehen, dass die Jahre zumindest Euch respektiert haben.«

Sie lächelte, und statt eine Bemerkung über seine Erscheinung zu machen – er sah aus, als hätte er in der Gosse geschlafen, seine feinen Gewänder waren besudelt, und er stank –, sagte sie: »Es ist gut zu sehen, dass Ihr Eure silberne Zunge nicht verloren habt.«

Brant Agon hüpfte zu einem Stuhl und setzte sich. »Berichtet über mein Dahinscheiden und all das.«

»Brant, dies ist Jarl, der neue Shinga. Jarl, dies ist Baronet Brant Agon, der ehemalige Lordgeneral von Cenaria.«

»Was kann ich für Euch tun, Lordgeneral?«, fragte Jarl.

»Ihr seid zu freundlich. Ich bin hergekommen als nur wenig mehr als das, was Ihr seht: Ich sehe aus wie ein Bettler, und ich bin gekommen, um zu betteln. Aber ich bin mehr als ein Bettler. Ich habe an jeder Grenze gekämpft, die dieses Land hat. Ich habe Duelle ausgefochten. Ich habe Truppen von zwei Männern geführt, und ich habe Feldzüge mit fünftausend angeführt. Euch steht ein Kampf bevor. Khalidor hat unsere Armeen in alle Winde zerstreut, aber die

Macht in Cenaria ist die Sa'kagé, und der Gottkönig weiß es. Er wird Euch vernichten, wenn Ihr ihn nicht zuerst vernichtet. Ihr braucht Krieger, und ich bin einer. Blutjungen haben ihren Platz, aber sie können nicht alles tun – wie Ihr vor einigen Wochen gesehen habt, machen sie die Dinge vielleicht nur schlimmer. Ich dagegen kann dafür sorgen, dass Eure Männer tüchtiger werden, diszipliniertes und besser im Töten. Gebt mir nur einen Platz und das Kommando über Männer.«

Jarl schaukelte auf seinem Stuhl und legte die Fingerspitzen aneinander. Dann sah er Brant Agon lange an. Momma K zwang sich zu schweigen. Sie war so lange Shinga gewesen, dass es ihr schwerfiel zu riskieren, dass Jarl Fehler machte, aber sie hatte ihre Entscheidung getroffen. Sollte Jarl das Leben und die Macht und die grauen Haare nehmen. Sie würde helfen, bis er ihre Hilfe nicht mehr brauchte.

»Warum seid Ihr hier, Lord Agon?«, fragte Jarl. »Warum ich? Terah Graesin hat eine Armee. Wenn es nach Euch ginge, wären die Sa'kagé schon vor Jahren ausgelöscht worden.«

Momma K sagte: »Wir haben gehört, dass Ihr bei einem Hinterhalt getötet wurdet.«

»Roth Ursuul hat mich verschont«, erwiderte Brant verbittert. »Als Lohn für meine Dummheit. Es war meine Idee, dass Logan Gyre mit Jenine Gunder verheiratet werden sollte. Ich dachte, wenn die Linie des Königs gesichert wäre, würde dies einen Staatsstreich verhindern. Stattdessen hat es nur dazu geführt, dass auch Logan und Jenine den Tod fanden.«

»Khalidor hätte sie niemals am Leben gelassen«, erklärte Momma K. »Tatsächlich war es eine Gnade für Jenine. Ursuul hätte sie zu seinem Vergnügen nehmen können, und die Geschichten, die ich gehört habe ...«

»Wie dem auch sei«, unterbrach Agon sie, nicht bereit, sich irgendeine Art von Absolution anzuhören. »Ich bin davongekrochen. Als ich nach Hause kam, hatte man meine Frau fortgeholt. Ich weiß nicht, ob sie tot ist oder ob sie eins der ›Vergnügen‹ geworden ist.«

»Oh, Brant, es tut mir so leid«, sagte Momma K.

Mit starrer Miene und ohne sie anzusehen, fuhr er fort: »Ich habe beschlossen, weiterzuleben und mich nützlich zu machen, Shinga. Die noblen Häuser wollen einen gewöhnlichen Krieg ausfechten. Herzogin Graesin wird versuchen, sich ihren Weg zum Thron zu erschmeicheln. Sie haben nicht den Willen zum Sieg

... Ich habe ihn, und ich denke, Ihr habt ihn ebenfalls. Ich will siegen. Wenn das nicht möglich ist, will ich so viele Khalidori wie nur möglich töten.«

»Schlagt Ihr vor, mir zu dienen oder mein Partner zu werden?«, fragte Jarl.

»Das schert mich einen Rattenarsch«, antwortete Brant. Er hielt inne. »Und ich weiß jetzt erheblich mehr über Rattenärsche, als ich es je für möglich gehalten hätte.«

»Und was geschieht, wenn wir siegen?«, fragte Jarl. »Ihr werdet abermals versuchen, uns auszulöschen?«

»Wenn wir siegen, werdet Ihr wahrscheinlich zu dem Schluss kommen, dass ich zu gefährlich bin, und mich töten lassen.« Brant lächelte dünn. »Im Augenblick kümmert mich das nicht besonders.«

»Ich verstehe.« Jarl fuhr sich nachdenklich mit den Händen über die vielen dunklen Zöpfchen, zu denen er sein Haar gebunden hatte. »Ich werde keine geteilte Loyalität dulden, Brant. Ihr werdet mir dienen und nur mir. Habt Ihr damit ein Problem?«

»Alle, denen ich irgendetwas geschworen habe, sind tot«, sagte Brant und zuckte die Achseln. »Bis auf meine Gemahlin vielleicht. Aber ich habe einige Fragen. Wenn Ihr der neue Shinga seid, wer ist dann der alte? Lebt er noch? Wie viele Fronten wird dieser Krieg haben?«

Jarl schwieg.

»Ich bin der alte Shinga«, sagte Momma K. »Ich habe mich zurückgezogen, und zwar nicht deshalb, weil Jarl mich dazu gezwungen hat. Ich habe ihn seit Jahren dazu ausgebildet, aber jetzt haben die Ereignisse uns gezwungen, unsere Karten aufzudecken. Das Labyrinth ist unser Machtzentrum, Brant, und die Menschen sterben. Der Hunger ist schon jetzt ein Problem, aber die Pest kommt als Nächstes. Den Gottkönig schert nicht, was hier geschieht. Er hat überhaupt keine Machtstrukturen errichtet. Wenn wir überleben wollen – und mit mir meine ich die Sa'kagé, aber ich meine auch Cenaria und jede erbärmliche Seele im Labyrinth –, müssen die Dinge sich ändern. Wir können immer noch Wagen und Boote herholen; die Soldaten überprüfen die Ladungen auf Waffen, und sie verlangen Bestechungsgelder, aber das können wir überleben. Was wir nicht überleben können, ist das, was geschieht, wenn jeder Wagen, der mit Essen beladen hereinkommt, geplündert wird. Die Menschen hungern, und es gibt keine Wachen, die die Diebstähle verhindern könnten, und wenn ein Wagen geplündert wird, werden alle später kommenden Wagen ebenfalls geplündert.

Wenn das geschieht, werden die Kaufleute aufhören, etwas herzuschicken. Dann werden alle sterben. Wir haben diesen Punkt noch nicht erreicht, aber wir sind nahe dran.«

»Was wollt Ihr also tun?«, fragte Brant.

»Wir werden eine stille Regierung schaffen. Jeder kennt mich«, antwortete Momma K. »Ich kann Schläger einstellen, die die Wagen bewachen; ich kann Streitigkeiten schlichten; ich kann den Bau von Unterkünften überwachen.«

»Das macht Euch zur Zielscheibe«, sagte Brant.

»Ich bin eine Zielscheibe, ganz gleich, was ich tue«, entgegnete Momma K. »Wir haben einige der Blutjungen verloren, und damit meine ich nicht, dass sie tot sind. Die Blutjungen schwören dem Shinga einen magisch bindenden Gehorsamseid. Der Gottkönig hat diese Bindung zerbrochen. Ich habe erfahren, dass Hu Gibbet dem Gottkönig verraten hat, wer ich bin. Garoth glaubt nicht, dass eine Frau der Shinga sein kann, daher sucht er jetzt nach dem echten Shinga. Aber er könnte jederzeit seine Meinung ändern, ob ich nun öffentlich agiere oder mich im Schatten halte. Darüber habe ich keine Kontrolle, daher kann ich geradeso gut tun, was getan werden muss.«

Momma K war so gelassen wie jeder Kriegsveteran, der in die Schlacht zog. Sie konnte erkennen, dass Brant Agon erstaunt war.

»Sagt mir, welche Rolle ich spielen werde«, bat Brant.

Jarl antwortete: »Ihr wählt Eure Männer unter meinen Leuten aus und macht sie zu Hexerjägern. Danach will ich, dass Ihr Verteidigungswälle errichtet, die wir benutzen können, falls eine Armee ins Labyrinth eindringt. Die Khalidori haben Hexer, Soldaten und einige unserer besten Leute auf ihrer Seite. Der einzige Grund, warum ich noch lebe, ist der, dass sie meine Identität nicht kennen. Aber willkommen an Bord.«

»Ist mir ein Vergnügen.« Brant Agon verneigte sich, unbeholfen wegen seiner Verletzungen, und folgte einem hochgewachsenen Leibwächter zur Tür hinaus.

Als er fort war, wandte sich Jarl an Momma K. »Ihr habt mir nicht erzählt, dass Ihr einander kennt.«

»Ich denke nicht, dass ich diesen Brant Agon kenne«, erwiderte sie.

»Beantwortet die Frage.«

Ein schwaches Lächeln glitt über ihre Lippen, erheitert und ein wenig stolz, dass Jarl das Kommando übernahm. »Vor dreißig Jahren hat Brant sich in mich

verliebt. Ich war naiv. Ich dachte, dass ich ihn ebenfalls liebte, und ich habe ihn ruiniert.«

»Habt Ihr ihn geliebt?«, fragte Jarl, statt zu fragen, was geschehen war. Die Frage war für Momma K Beweis genug, dass sie den richtigen Mann als ihren Nachfolger erwählt hatte. Jarl konnte Risse finden. Aber es war eines, seine Tüchtigkeit zu bewundern, und etwas anderes, sie an sich selbst exerziert zu finden.

Sie lächelte ein Lächeln, das ihre Augen nicht erreichte. Es würde Jarl keine Sekunde lang täuschen, aber nach all den Jahren war die Maske purer Reflex. »Ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nicht. Was spielt das für eine Rolle?«

»Gaelan Sternenfeuer hat den blauen Ka’kari angeblich ins Meer geworfen und damit den Tlaxini-Strudel geschaffen«, sagte Neph. »Wenn dem so ist, könnte er durchaus noch dort sein, aber ich habe keine Ahnung, wie wir ihn aus dem Meer holen könnten. Der weiße ist seit sechs Jahrhunderten verloren. Einmal glaubten wir, er sei in der Chantry, aber Eure Großmutter hat das widerlegt. Den grünen hat Hrothan Stahlbeuger nach Ladesh gebracht und verloren. Ich habe die Bestätigung dafür gefunden, dass Hrothan vor etwa zweihundertzwanzig Jahren in Ladesh eingetroffen ist, konnte jedoch nicht mehr in Erfahrung bringen. Der silberne ging während des Hundertjährigen Krieges verloren und könnte überall sein, angefangen von Alitaera bis Ceura, es sei denn, Garric Schattenbann hätte ihn irgendwie zerstört. Den roten hat Ferric Feuerherz ins Herz des Aschenwindberges – des heutigen Berges Tenji in Ceura – gestoßen. Der braune befindet sich Gerüchten zufolge in der Schöpferschule in Ossein, aber ich bezweifle es.«

»Warum?«, fragte Garoth Ursuul.

»Ich glaube nicht, dass sie der Versuchung widerstehen könnten, ihn zu benutzen. Die Beherrschung der Erde würde diese engstirnigen Schöpfer binnen eines Herzschlags hundertmal tüchtiger machen. Etwas, das sie geschaffen haben, würde früher oder später auftauchen, und es würde klar werden, dass jemand etwas auf dem Niveau geschaffen hat, wie sie es in alten Zeiten getan haben. Das ist nicht geschehen. Entweder sind die Männer dieser Schule weniger ehrgeizig, als ich es für möglich halte, oder der Ka’kari ist nicht dort. Das andere Gerücht besagte, dass er an Caernarvons Blauen Riesen – die Burg – gebunden sei. Ich halte dies für nicht mehr als eine auf Halbwissen beruhende Prahlerei. Die Burg wäre kein besonders raffiniertes Versteck für einen Ka’kari.«

»Aber wir haben eine konkrete Spur, was den roten Ka’kari betrifft?«

»Als Vürdmeister Quintus durch Cenaria kam, sagte er, dass die Explosionen des Tenji zumindest zum Teil auf Magie zurückzuführen seien. Das Problem mit dem roten wie mit dem blauen Ka’kari ist, dass – selbst wenn wir an sie herankönnten – gewisse Zweifel bestehen, ob sie noch unversehrt wären, nachdem sie so lange Zeit solch großen Elementarmächten ausgesetzt waren.«

»Ihr gebt mir nicht viel, Neph.«

»Es ist nicht gerade wie das Sammeln von Muscheln.« Seine Stimme klang ölig. Er hasste das.

»Ein tiefer Einblick.« Garoth seufzte. »Und der schwarze?«

»Nicht einmal ein Wispern darüber. Nicht einmal in den ältesten Büchern. Wenn das, was ich bei der Sehung erfahren habe, echt war und der Ladeshi nicht einfach unter Wahnvorstellungen leidet, ist er das bestgehütete Geheimnis, von dem ich je gehört habe.«

»Das ist der Sinn eines Geheimnisses, nicht wahr?«, fragte Garoth.

»Hm?«

»Holt unseren Singvogel aus Ladesh. Ich werde ein paar Samenkörnchen für ihn brauchen.«

Elene wollte, dass er das Schwert verkaufte. Während der vergangenen zehn Nächte hatten sie ihre Rollen gespielt, als seien sie Holzpuppen. Nur dass ab und zu sogar Puppen verschiedene Rollen spielen müssen.

»Du hast es nicht einmal angeschaut, Kylar. Es liegt einfach in dieser Truhe unter dem Bett.« Sie zog die dunklen Brauen zusammen, sodass die kleinen Sorgenfalten entstanden, die er langsam so gut kannte.

Er saß auf dem Bett und massierte sich die Schläfen. Er war so müde. Er war das alles so müde. Erwartete sie wirklich eine Antwort von ihm? Natürlich tat sie das. Es waren nur Worte und vergeudete Luft. Warum glaubten Frauen immer, dass das Reden über ein Problem das Problem lösen würde? Einige Probleme waren Leichen. Heiße Luft ließ sie gären und verfaulen und breitete ihre Krankheit auf alles andere aus. Besser, das Problem zu begraben und weiterzuziehen.

Wie Durzo. Futter für die Würmer.

»Es war das Schwert meines Meisters. Er hat es mir geschenkt«, sagte Kylar, der nur eine Spur zu spät auf sein Stichwort reagierte.

»Dein Meister hat dir viele Dinge gegeben, nicht zuletzt Prügel. Er war ein böser Mann.«

Diese Bemerkung weckte einen gewissen Zorn in ihm. »Du weißt nichts über Durzo Blint. Er war ein großer Mann. Er ist gestorben, um mir eine Chance zu geben ...«

»Schön, schön! Lass uns über Dinge reden, über die ich tatsächlich etwas

weiß«, unterbrach ihn Elene. Sie war wieder einmal den Tränen nahe, die verdammte Frau. Sie war einfach genauso frustriert wie er. Schlimmer wurde es dadurch, dass sie nicht versuchte, ihn mit diesen Tränen zu manipulieren. »Wir sind mittellos. Wir haben alles verloren, und durch unsere Schuld haben Tante Mea und Braen ebenfalls viel verloren. Wir haben dennoch die Mittel dazu, es wiedergutzumachen, und sie haben es verdient. Es ist unsere Schuld, dass diese Verbrecher die Scheune in Brand gesetzt haben.«

»Du meinst, es ist meine Schuld«, sagte Kylar. Er konnte Uly in ihrem Zimmer weinen hören. Sie konnte ihren Streit durch die Wand hören.

Wenn er auf seine Weise mit Tom Grau verfahren wäre, hätte der Mann zu große Angst gehabt, um sich Tante Meas Haus auch nur auf fünf Blocks zu nähern. Kylar kannte die Musik der Straßen. Er sprach die Sprache des Fleisches, spielte die raffinierten Akkorde der Einschüchterung, sang Furcht in die Herzen von Männern. Er kannte und liebte diese Musik. Durzo hatte ihn zu einem Virtuosen darin gemacht.

Das Leitmotiv des Blutjungen war Leiden, wann immer er spielte, denn jeder versteht Schmerz. Es war brutal, aber nicht ohne Nuancen. Ohne seine Magie zu verraten, hätte Kylar es mit allen sechs Straßenschlägern und Tom Grau aufnehmen können. Die jungen Männer wären mit blauen Flecken davongekommen. Tom hätte Kylar verletzt. Wie sehr, wäre Toms Entscheidung gewesen. Aber selbst wenn sie es ihm erlaubt hätte, hätte er Elene das zeigen können? Was, wenn sie seine Freude gesehen hätte?

Er betrachtete ihr Gesicht, und sie war so schön, dass er plötzlich gegen Tränen anblinzeln musste.

Was zur Hölle war das denn?

Kylar sagte: »Wie wär's, wenn wir diese ganze Pferdescheiße überspringen würden, bei der ich sage, das Schwert sei unbezahlbar, und du sagst, es bedeute, dass wir genug Geld hätten, um unseren Laden aufzumachen, und ich sage, dass ich es einfach nicht tun kann, aber nicht erklären könne, warum, sodass du sagst, dass ich in Wirklichkeit sehr wohl ein Blutjunge sein möchte und du mich lediglich zurückhältst – und dann fängst du an zu weinen. Warum fängst du also nicht gleich an zu weinen, und dann nehme ich dich in den Arm, und dann küssen wir uns eine Stunde lang, und dann wirst du mich daran hindern weiterzugehen, und dann wirst du mühelos einschlafen, während ich mit schmerzenden Eiern im Bett liege? Können wir gleich zum Küssen übergehen?

Denn der einzige Teil unseres ganzen beschissenen Lebens, der mir Freude bereitet, ist die Zeit, wenn ich denke, dass du es genauso genießt wie ich, und ich denke, dass wir heute Nacht vielleicht endlich miteinander schlafen werden. Was sagst du dazu?«

Elene nahm es einfach hin. Er konnte Tränen in ihren Augen aufsteigen sehen, aber sie weinte nicht.

»Ich habe gesagt, dass ich dich liebe, Kylar«, erwiderte Elene leise. Ihr Gesicht wurde ruhig, und die Sorgenfalte verschwand. »Ich glaube an dich, und ich stehe zu dir, was immer auch geschieht. Ich liebe dich. Hörst du mich? Ich liebe dich. Ich kann nicht verstehen, warum du das Schwert nicht verkaufen willst ...«, flüsterte sie. »Aber ich kann es akzeptieren. In Ordnung? Ich werde es nicht noch einmal zur Sprache bringen.«

Jetzt war er also wirklich der Bastard. Er saß auf einem Vermögen, statt es dazu zu benutzen, seine Frau und seine Tochter zu ernähren und seine Schuld bei den Menschen zu begleichen, die um seinetwillen gelitten hatten. Aber sie würde es akzeptieren. Wie nobel. Das Schlimmste daran war, dass er wusste – verdammt, er wusste es, weil er sie immer durchschauen konnte –, dass sie nicht den moralischen Aspekt herauskehrte, um ein Miststück zu sein. Sie versuchte, das Richtige zu tun. Es machte den Gegensatz zwischen ihnen beiden umso deutlicher.

Sie kennt mich nicht. Sie glaubt, mich zu kennen, aber sie tut es nicht. Sie hat mich akzeptiert, weil sie denkt, Kylar sei lediglich eine ältere, leicht beschmutzte Version von Azoth. Ich bin nicht schmutzig, ich bin Abschaum. Ich töte Menschen, weil es mir gefällt.

»Komm ins Bett, Schatz«, sagte Elene. Sie entkleidete sich, und die Wölbung ihrer Brüste durch ihr Hemd und die Kurven ihrer Hüften und ihre langen Beine weckten dasselbe Feuer in ihm, das sie immer weckten. Ihre Haut schimmerte im Kerzenlicht, und sein Blick heftete sich auf die Spitze einer Brustwarze, als sie die Kerze ausblies. Er trug bereits nur noch seine Unterwäsche, und er wollte sie. Er wollte sie so heftig, dass es ihn erschütterte.

Er legte sich nieder, berührte sie jedoch nicht. Der Ka'kari hatte ihn dazu verflucht, in jeder Dunkelheit sehen zu können. Verflucht, weil er sie immer noch sehen konnte. Er konnte den Schmerz auf ihrem Gesicht sehen. Sein Verlangen war eine Kette, und er fühlte sich wie ihr Sklave, und es widerte ihn an; als sie sich daher zu ihm umdrehte und ihn berührte, bewegte er sich nicht.

Er rollte sich auf den Rücken und startete zur Decke empor.

Sieht so aus, als hätte ich alles übersprungen bis zu dem Teil mit den schmerzenden Eiern.

Ich sollte nicht hier sein. Was tue ich? Glück ist nicht für Mörder bestimmt. Ich kann mich nicht ändern. Ich bin wertlos. Ich bin nichts. Ein Kräuterkundiger ohne Kräuter, ein Vater, der kein Vater ist, ein Ehemann, der kein Ehemann ist, ein Mörder, der nicht mordet.

Dieses Schwert bin ich. Das ist der Grund, warum ich es nicht verkaufen kann. Es ist das, was ich bin. Ein in der Scheide steckendes Schwert, das ein Vermögen wert ist und unten in einer Truhe liegt. Schlimmer als nutzlos. Eine Vergeudung.

Er richtete sich im Bett auf, dann erhob er sich. Er griff unter das Bett und zog die schmale Truhe hervor.

Elene richtete sich auf, als er gerade seine grauen Blutjungeroben hervorholte. »Schatz?«, fragte sie.

Er kleidete sich binnen Augenblicken an – Blint hatte ihn sogar das üben lassen -, schnallte sich Messer an Arme und Beine, band sich mehrere Nachschlüssel an ein Handgelenk und ein Klappmesser ans Kreuz, dann richtete er den grauen Stoff so, dass er jedes Geräusch dämpfen würde, bevor er sich Vergeltung auf den Rücken schnallte und eine schwarze Seidenmaske überstreifte.

»Schatz«, sagte Elene mit gepresster Stimme. »Was tust du da?«

Er trat nicht durch die Tür und ging die Treppe hinunter. Nein, nicht heute Nacht. Stattdessen öffnete er das Fenster. Die Luft roch gut. Frei. Er sog einen tiefen Atemzug in seine Lunge und hielt ihn dort fest, als könne er diese Freiheit in sich gefangen setzen. Bei der Ironie dieses Gedankens stieß er alle Luft gleichzeitig aus und sah Elene an.

»Nur das, was ich immer tue, Liebes«, antwortete er. »Ich vermassele es.« Mit einem Aufwachen seiner Magie sprang er in die Nacht hinaus.

Ferl Khalius hatte man wieder einmal den Scheißdienst zugewiesen. Nachdem seine Einheit während der Invasion niedergemetzelt worden war, hatte man ihn für jeden üblen Auftrag ausgewählt: Er musste Leichen von dieser wackligen, halbverbrannten Brücke werfen; er musste den Köchen helfen, Vorräte in die

Burg zu schaffen; musste den Meistern helfen, die neue Mauer des Gottkönigs rund um die Stadt zu erbauen; er bekam doppelte und dreifache Wachsichten – und niemals einen herausragenden Dienst wie den auf der Vanden-Brücke, wo die Wachen in jeder Schicht einen Wochenlohn an Bestechungsgeldern nach Hause brachten, nur damit sie einige Schurken passieren ließen. Und jetzt das.

Er musterte seinen Gefangenen voller Abscheu. Der Mann war fett, mit den weichen Händen eines Adligen aus dem Süden, obwohl er seinen roten Bart nach khalidorischer Mode trug. Seine Nase war schief, und seine Augenbrauen sahen aus wie Bürsten. Er startete Ferl mit offenkundiger Angst an.

Ferl durfte nicht mit ihm reden. Ferl durfte nicht wissen, wer er war. Aber von Anfang an hatte er in dieser Angelegenheit ein schlechtes Gefühl gehabt – seit ein Hauptmann ihm erklärt hatte, dass die Vürdmeister ihn sehen wollten. Sie hatten ihn namentlich angefordert. Er sollte sich sofort melden.

Das war etwas, das kein Khalidori hören wollte. Ferl dachte, es gehe um sein kleines Souvenir, das Schwert mit dem Drachengriff, das er von der Brücke mitgenommen hatte. Aber das war nicht der Grund, warum sie ihn hatten sprechen wollen, obwohl er sich beinahe in die Hose gemacht hätte, als er sah, dass er mit dem lodricarischen Vürdmeister Neph Dada persönlich sprach. Kein Vürdmeister war normal, aber Neph war selbst für einen Vürdmeister unheimlich. Ferl hatte während der ganzen Zeit, die Neph sprach, die zwölf Schnüre angestarrt, die die Shu'ras repräsentierten, die Neph gemeistert hatte. Es war zu beängstigend, in sein Gesicht zu blicken.

Neph hatte Ferl und nur Ferl diesen Dienst zugewiesen. Es war ihm verboten, mit anderen Soldaten darüber zu sprechen, verboten, sich für die Dauer des Auftrags auch nur mit ihnen zu unterhalten. Er und der Adlige wurden in das Haus eines Händlers auf dem Ostufer gesteckt. Meister hatten aus einem Teil des Hauses ein Gefängnis gemacht. *Meister* hatten die Arbeit getan. Dafür gab es nur einen einzigen Grund: Es war so wichtig, dass es sofort und ohne irgendjemandes Wissen erledigt werden musste. Dann hatten sie ihn mit genug Nahrung für mehrere Monate dort zurückgelassen und ihm verboten fortzugehen.

Das bedeutete, dass sich alles falsch anfühlte. Ferl Khalius war nicht zweiter – und jetzt erster – Mann in seiner Kriegerschar geworden, weil er dumm war. Er hatte mit dem Adligen gesprochen und erfahren, dass sein Name Baron Kirof war. Der Baron behauptete, nicht zu wissen, warum er eingekerkert worden war. Er hatte sein Unschuld beteuert und seine Loyalität Khalidor gegenüber – und

die Tatsache, dass er seinen Atem vergeudete, um mit einem bloßen Soldaten zu sprechen, sagte Ferl, dass Baron Kirof kein besonders kluger Kopf war.

Entgegen seinen Befehlen schlich Ferl sich davon und fand heraus, dass Baron Kirof angeblich ermordet worden war. Der brave khalidorische Herzog Tenser Vargun verfaule jetzt im Schlund, weil er einen cenarischen Adligen getötet hatte, der gar nicht tot war.

Das war der Punkt, an dem Ferl begriff, dass er in der Patsche saß. Seine Fantasie konnte kein Bild zeichnen, in dem sich die Dinge für Ferl Khalius zum Guten wandten. Warum gab man einem Mann ohne eine Einheit eine solche Aufgabe? Weil man ihn töten konnte, und niemand würde es bemerken. Wenn die Zeit kam, würde Baron Kirof entweder freigelassen oder getötet werden – der einzige Grund, ihn am Leben zu erhalten, wenn er eigentlich hätte tot sein sollen, musste darin bestehen, dass man ihm an irgendeinem Punkt vorzeigen wollte. Aber Ferl? Ferl würde lediglich der Beweis dafür sein, dass die Vürdmeister logen.

Ich hätte nach Khalidor zurückkehren sollen. Man hatte ihm eine Stelle als Pfleger der Ochsen des Gepäckzugs angeboten. Er hätte sie beinahe angenommen. Wenn er es getan hätte, wäre er inzwischen vielleicht auf dem Rückweg zu seinem Clan. Aber alle, die den Schatz nach Khalidor eskortierten, wurden gründlich durchsucht, bevor man sie entließ, und das würde bedeuten, dass er sein kostbares Schwert verlor. Also war er geblieben, davon überzeugt, dass er ein kleines Vermögen würde machen können, während sie die Stadt plünderten ...

»Ich sollte dich töten«, sagte Ferl. »Ich sollte dich töten, nur um ihre Pläne zu vereiteln.«

Der fette Mann wurde eine Schattierung bleicher. Er konnte erkennen, dass es Ferl ernst war.

»Erzähl es mir, Fettkloß«, sagte Ferl. »Wenn die Vürdmeister dir mitteilen würden, dass du weiterleben könntest, wenn du in Bezug auf die Identität deiner Entführer lügst, würdest du es tun?«

»Was für eine dumme Frage ist das denn?«, fragte Baron Kirof

Also hatten sie gewusst, dass Kirof mitspielen würde. »Ihr seid ein tapferer Mann, nicht wahr, Fettkloß?«

»Was?«, fragte Baron Kirof. »Ich verstehe dein Gesabber nicht. Warum nennst du mich wertlos?«

Ferls Hand schoss durch die Gitterstäbe, und er packte eine Handvoll vom Fett des Barons und kniff es so fest wie möglich zusammen. Baron Kirofs Augen weiteten sich, und er heulte auf und versuchte zurückzuweichen, aber Ferl hielt ihn an seinem Fett an den Gitterstäben fest. »Fettkloß! Fettwanst!«, sagte er. Er packte mit der anderen Hand die Wange des Barons und kniff zu. Der Mann ruderte mit den Armen und versuchte, Ferls Hände wegzuschlagen, aber er war zu schwach. Er heulte. »Fettwanst!«, schrie Ferl ihm ins Gesicht. Dann ließ er ihn los.

Der Baron wich tiefer in seine Zelle zurück und ließ sich, die Augen trüb von Tränen, auf sein Bett fallen, wo er sich die Wange und seine Speckwulst rieb. »Fettwanst?«, fragte er verletzt.

Ferl hatte Glück, dass er keinen Speer in der Hand hielt. »Schwing deinen fetten Arsch«, sagte er. »Wir verschwinden.«

Allein die Bewegung – die Sprünge von Dach zu Dach, das Fliegen über die Welt unter ihm – erfüllte Kylars Herz mit Glück. Cenarias Gebäude waren eine Mischung aus Häusern im ceuranischen Stil, aus Reisfaser und Bambus, mit steilen, mit Tonziegeln gedeckten Dächern, und strohgedeckten Häusern aus rotem Ziegelstein und Holz. Es war nur selten möglich, sich von Dach zu Dach zu bewegen. Hier, Hunderte von Meilen entfernt vom nächsten Reisfeld und ohne die Drohung von Schnee, waren alle Dächer flach und aus solidem Ton, und sie wurden getragen von gutem Holz. Für einen Mann von Kylars Talenten bildeten sie eine Schnellstraße in der Luft.

Kylar ergötzte sich daran. Er ergötzte sich an der Stärke seiner Muskeln, ergötzte sich am Geschmack der Nachtluft und an der geheimen Macht, sich als ein Schatten durch die Nacht zu bewegen. Alles stimmte. Nichts passte ihm so wie seine grauen Blutjungenroben. Entworfen von Cenarias bestem Schneider, Meister Piccun, bewegten sie sich mit ihm. Das gesprenkelte Farbmuster ließ seine Silhouette verschwimmen und hätte selbst einen Mann ohne magisches Talent beinahe unkenntlich gemacht.

Er hielt am Rand eines Gebäudes inne, ließ den Kopfkreisen und lockerte die Rückenmuskulatur, während er zurückhuschte. Die Lücke zum Dach des Lagerhauses maß gute sieben Meter. Er stieß den Atem aus und rannte los. Seine Schritte machten ein scharrendes Geräusch, als er auf den Rand zulief. Er sprang, und er trat weiter mit den Beinen, als renne er auf Luft, während er über die Gasse flog. Er erreichte das Dach des Lagerhauses mühelos und landete fast zwei Meter hinter dem Rand.

Er schoss direkt auf eine Mauer zu, wo sich aus dem Dach ein kleineres zweites Stockwerk erhob. Es war zu hoch, als dass er springen und sich am Rand hätte festhalten können. Stattdessen lief er die Mauer so weit er konnte hinauf und stieß sich dann davon ab. Er griff nach den Dachbalken, die aus dem Gebäude ragten, verfehlte jedoch sein Ziel. Seine Finger waren etwa fünfzehn Zentimeter unterhalb des Balkens.

Phantomhände schossen aus seinen Händen und verlängerten seine Reichweite, sodass er den Balken zu fassen bekam. Kylar schwang sich hinauf und landete auf dem gut sieben Zentimeter breiten Balken. Einen Moment lang

schwankte er, dann fand er das Gleichgewicht wieder und trat auf das Dach.

Er riss den Arm hoch und stieß einen Jubelschrei aus. Es hatte ihn nur drei Versuche gekostet. Nicht schlecht. Beim nächsten Mal würde er es versuchen, während er unsichtbar war. Er begann zu verstehen, was sein Meister gemeint hatte, als er ihm erklärte, wie viel er würde lernen müssen, sobald er seine Magie benutzen konnte. Allein der Wechsel von der Benutzung seiner Magie, um zu springen, zur Benutzung dieser Magie, um Phantomhände auszustrecken, war beinahe mehr, als er zuwege bringen konnte. Das Gleiche zu tun, während er unsichtbar war und mit voller Geschwindigkeit rannte – nun, wenn er irgendetwas hatte, dann war es Zeit, um zu trainieren, nicht wahr?

Wofür? Zeit, um wofür zu trainieren?

Der Gedanke versäuerte die Nachtluft, die vom Fluss aufstieg. Die Freiheit, die er empfunden hatte, wehte davon wie Nebel. Er trainierte für gar nichts. Er trainierte, weil er es nicht ertragen konnte, neben Elene zu liegen, während seine Gedanken, seine Gefühle und sein Verlangen in ihm im Wettstreit lagen. Er schwankte zwischen dem Wunsch, ihr die Kleider vom Leib zu reißen und sie grob zu nehmen, und dem Wunsch, sie zu schütteln und anzuschreien. Er fürchtete die Intensität dieser Gefühle, fürchtete die Art, wie sie sich überlappten. Dass er auch nur daran dachte, machte ihn krank.

Er überwand mit einem Sprung eine weitere riesige Kluft und ein Arm in Arm einerschleuderndes Paar, und er hörte ihre überraschten Ausrufe – ist da gerade etwas über uns hinweggefliegen? -, und er lachte laut, und all seine Gedanken lösten sich im berauschenden Gefühl der Aktion, der Bewegung und der Freiheit auf.

Als er an einer kleinen Bande vorbeiglitt, die darauf wartete, den nächstbesten Betrunkenen, der ihre Gasse entlangstolperte, in einen Hinterhalt zu locken, war Kylar mit allen Sinne lebendig. Er brauchte nicht einmal seine Kräfte. Er war einfach da, all seine Sinne geschärft, jede Faser seines Seins gewappnet, um zu handeln – falls einer der Schurken ihn entdeckte, würde er seine Kräfte benutzen müssen, würde fliehen, angreifen, springen, sich ducken, sich verstecken müssen – irgendetwas. Als er an einem Mann in Kapuzenmantel vorbeiglitt, der in der einen Hand ein Messer und in der anderen einen Weinschlauch hielt, konnte er den Mann riechen. Kylar musste seinen Atem auf den des Mannes einstimmen, damit dieser ihn nicht hörte, er musste jeden Schritt abwägen, musste das sich verändernde Licht im Auge behalten, während der Mond immer wieder hinter

den Wolken hervorlugte, musste die Gesichter der vier jungen Männer im Blick behalten, während sie scherzten und redeten und eine Pfeife mit Gras herumreichten.

»He, haltet den Mund!«, sagte der Mann, der Kylar am nächsten war. »Wenn ihr Idioten weiterredet, werden wir niemals jemanden fangen.«

Die Männer verstummten. Der Blick des Kapuzenmannes wanderte direkt über Kylar hinweg. Kylar musste sich bezähmen, nicht laut aufzukeuchen – da war etwas in den Augen des Mannes, etwas Dunkles. Es berührte etwas tief in Kylars Geist.

Am anderen Ende der Gasse kam ein Mann aus einem Gasthaus gestolpert. Er lehnte sich an eine Mauer und drehte sich dann um, um auf den Hinterhalt zuzugehen.

Was tue ich hier? Kylar begriff, dass er nicht einmal einen Plan hatte. *Ich bin wahnsinnig. Ich muss weg von hier.* Er hatte Elene gegenüber sein Wort gebrochen. Nein, noch nicht. Schließlich hatte er nie versprochen, nachts nicht auszugehen. Er hatte geschworen, nicht zu töten.

Er musste gehen. Jetzt. Wenn sie anfangen, den Betrunkenen zu verprügeln, wusste er nicht, was er tun würde. Oder vielleicht wusste er genau, was er tun würde, und er konnte es nicht tun.

Der Ka'kari sickerte aus seinen Poren wie ein Film schillernden schwarzen Öls. Er bedeckte seine Haut und seine Kleider im Nu – bedeckte ihn, schimmerte für den Bruchteil einer Sekunde auf und verschwand.

Einer der Schläger auf der anderen Seite der Gasse runzelte die Stirn und öffnete den Mund, änderte jedoch seine Meinung und schüttelte den Kopf, davon überzeugt, dass er sich nur eingebildet hatte, was immer er glaubte, gesehen zu haben.

Kylar sprang anderthalb Meter hoch in die Luft und packte die Kante des Dachs. Er zog sich empor und begann wegzulaufen. Als er einen Schrei hörte – und war das der dumpfe Aufschlag eines Knüppels, der auf Fleisch traf? –, blieb er nicht stehen. Er schaute nicht hin.

Er war nur vier Häuserblocks entfernt, immer noch auf der Flucht auf Tante Meas Haus zu, als er ein Mädchen sah, das von drei weiteren Banditen verfolgt wurde.

Was zur Hölle tat sie so spät noch draußen auf der Straße? Jeder in diesem Stadtteil musste wissen, wie dumm es war, wenn ein Mädchen – natürlich ein

hübsches, goldhaariges Mädchen – allein unterwegs war.

Es ging ihn nichts an. Goldlöffchen blickte über ihre Schulter, und Kylar konnte ihr tränenüberströmtes Gesicht sehen. Wunderbar. Ein dummes, aufgewühltes Mädchen, das aufgewühlt und dumm war.

Er hielt inne. *Verdammt. Du kannst nicht die Welt retten, Kylar. Du bist nicht wirklich der Nachtengel. Du bist nur ein Schatten, und Schatten können nichts berühren.*

Jetzt fluchte er noch einmal, laut diesmal. Auf der Straße unter ihm schauten alle vier Mitspieler in dem kleinen Melodrama zum Dach hinauf, aber natürlich sahen sie ihn nicht. Sie sahen nicht, wie er sich auf die Straße fallen ließ und ihnen folgte.

Wenn sie sie einholten, würde er die Männer töten müssen. Er würde sie verletzen müssen, um sie von ihr wegzubekommen, und was würde er dann tun? Sie als Unsichtbarer verprügeln? Sie diese Geschichten verbreiten lassen? Irgendjemand würde ihn früher oder später mit dem Nachtengel in Verbindung bringen, und dann würde alles zur Hölle gehen. Nein, wenn sie sie einholten und er sein Versprechen Elene gegenüber brechen musste, dann würde er es zu Ende bringen. Also gab es nur eins zu tun: dafür zu sorgen, dass sie sie nicht einholten.

Goldlöffchen tat das erste Vernünftige, was sie in der ganzen Nacht getan hatte – sie begann zu rennen. Die Banditen teilten sich auf und liefen hinter ihr her. Kylar zog Vergeltung vom Rücken, aber in der Scheide. Er lief hinter einem der rennenden Banditen her, passte seine Schritte an die des Mannes an und brachte ihn mit dem in der Scheide steckenden Schwert zu Fall. Der Bandit schlug der Länge nach hin, und sein Kumpan hatte kaum Zeit, über seine Schulter zu blicken, bevor auch er eine weit intimere Bekanntschaft mit dem Boden machte, als ihm lieb war.

Beide Männer fluchten, aber sie waren nicht allzu helle. Sie sprangen auf und rannten erneut hinter dem Mädchen her, holten abermals rasch auf. Diesmal ließ Kylar den einen gegen den anderen stürzen. Die Männer gingen in einem Gewirr von Gliedmaßen zu Boden und begannen einander zu beschimpfen und zu schlagen. Als sie aufstanden, war das Mädchen fort.

Kylar verlor das Mädchen und den letzten Banditen aus dem Blick. Er sprang auf ein Dach und rannte hinter dem Mädchen her. Während er das tat, ließ er seine Unsichtbarkeit fallen, damit er all seine Magie benutzen konnte, um an

Geschwindigkeit zu gewinnen. Nachdem er über mehrere Dächer geflogen war, geriet Goldlöffchen wieder in Sichtweite. Sie war einen Häuserblock entfernt von dem einzigen Haus in einer düsteren Gasse, in dessen Fenster eine Laterne brannte. Zweifellos war es ihr Zuhause.

Dann sah Kylar den letzten Banditen eine kreuzende Gasse herunterkommen, die Goldlöffchen würde passieren müssen. Der Mann erblickte sie und zog sich in die Schatten zurück.

Es blieb keine Zeit. Kylar war noch immer mehr als einen Häuserblock hinter ihnen. Er rannte auf den Rand eines Gebäudes zu und sprang ungesehen über Goldlöffchen hinweg, dann zog er Vergeltung, bevor er in der kleinen Gasse landete, direkt vor dem Banditen.

Der Mann hatte ein Messer gezückt, und binnen eines Wimpernschlags sah Kylar, wie aus den dunklen Teichen in seinen Augen ein tiefer, vernunftloser Hass aufwallte. Der Mann hatte schon früher gemordet, und er beabsichtigte, heute Nacht Goldlöffchen zu ermorden. Kylar wusste nicht, woher er es wusste, aber er wusste es. Und beim Anblick dieser Dunkelheit, die Tod verlangte, wurde ihm klar, dass er es schon einmal gesehen hatte. Er hatte es in Prinz Ursuuls Augen gesehen. Erst später war er zu dem Schluss gekommen, dass er sich das nur eingebildet hatte.

Es folgte ein Augenblick benommenen Schweigens, während der Bandit und der Nachtengel einander anstarrten.

»Mutter? Vater?«, rief das Mädchen, als sie die Gasse passierte.

Der Bandit griff an, und Vergeltung schoss vor, durchdrang den Solarplexus des Banditen, trieb ihm alle Luft aus der Lunge und nagelte ihn an die Wand.

Um die Ecke wurde eine Tür aufgerissen, und Goldlöffchen wurde in einem Sturm von geplapperten Entschuldigungen und Vergebung und Tränen hineingezogen. Kylar entnahm dem Geschehen, dass sie mit ihren Eltern über etwas gestritten hatte, an das sich keiner von ihnen erinnern konnte, und davongerannt war.

Der Bandit zuckte. Er mühte sich zu atmen, aber er konnte es nicht, weil Vergeltung seine Rippen zerquetscht und sie hart gegen das Zwerchfell gedrängt hatte. Seine Beine waren vollkommen schlaff. Kylar musste ihm zumindest teilweise das Rückgrat durchtrennt haben, denn das Einzige, was ihn aufrecht hielt, war das Schwert, das ihn an die Wand nagelte.

Der Mann war bereits tot, er hatte es nur noch nicht begriffen.

Zur Hölle mit mir, was habe ich getan? Kylar zog Vergeltung aus dem Fleisch des Mannes, und der Bandit fiel. Leidenschaftslos stieß Kylar ihm das Schwert in Herz. Er war jetzt eine Verpflichtung eingegangen. Er konnte den Leichnam nicht hier zurücklassen. Es wäre unprofessionell, und seine Entdeckung würde gewiss das zerbrechliche Glück zerstören, das er durch die offenen Fenster hören konnte. Es war ein wenig Blut an der Mauer, daher tupfte Kylar es mit dem Umhang des Banditen ab und rieb dann Dreck darüber. Im Haus war alles Freude und Versöhnung. Mutter servierte einen Kessel Ootai und plapperte zungenschnalzend, welche Sorgen sie sich gemacht hätten. Das Mädchen erzählte ihre Geschichte, dass sie verfolgt worden und weggelaufen sei und dass sie solche Angst gehabt habe und die Männer aus irgendeinem Grund hingefallen seien.

Stolz wallte in Kylar auf, gefolgt von Abscheu darüber, wie klebrig süß es war.

Aber das war eine Lüge. Er verspürte keinen Abscheu. Er war gerührt. Gerührt und zutiefst einsam. Er stand draußen auf der Straße mit dem Toten, allein. Er schob mit dem Fuß Dreck über das Blut auf dem Boden und stopfte Lumpen in die Wunde des Leichnams.

»Gepriesen sei der Gott«, sagte Mutter. »Dein Vater und ich haben die ganze Zeit für dich gebetet.«

Das bin ich, dachte Kylar, während er den Leichnam auf seine Schulter hievte, *die Antwort auf alle Gebete. Nur nicht auf die von Elene.*

»Warum sollte irgendjemand einen Ka'kari zerstören, Neph?« Der Gottkönig ging in einem seiner prächtigen Räume auf und ab.

»Die Leute aus dem Süden sind ständig unlogisch, Euer Heiligkeit.«

»Aber gewiss müssen diese Helden, die den Ka'kari angeblich zerstört haben – Garric Schattenbann, Gaelan Sternenfeuer, Ferric Feuerherz –, gewiss müssen sie Hexer gewesen sein. Nicht ausgebildet als Meister natürlich, aber magiebegabt. Solche Krieger hätten den Ka'kari selbst gebunden. Und sie haben es nicht getan? Wir sagen, dass zumindest drei Krieger sich dafür entschieden haben, Artefakte zu zerstören, die die Macht, die sie bereits besaßen, um ein Zehnfaches hätten vergrößern können. Große Männer sind nicht so selbstlos.«

»Euer Heiligkeit«, erwiderte Neph, »Ihr versucht, die Gedankengänge eines

Volkes nachzuvollziehen, das die Tugenden der Schwäche hochhält. Dies sind Menschen, die Mitgefühl höher schätzen als Gerechtigkeit, Barmherzigkeit höher als Stärke. Ihre Philosophie ist krank, eine Form von Wahnsinn. Natürlich tun sie das Unerklärliche. Seht Euch nur an, wie begierig Terah Graesin sich in ihr Verhängnis stürzt.«

Der Gottkönig tat diesen Einwand mit einer knappen Handbewegung ab. »Terah Graesin ist eine Närrin, aber das sind nicht alle Menschen aus dem Süden. Wenn sie es wären, hätten meine Vorväter sie schon vor Jahrhunderten überrannt.«

»Gewiss hätten sie das getan«, entgegnete Neph Dada, »wären da nicht die feindlichen Einfälle des ›Frostes‹ gewesen.«

Garoth tat auch dies ab. Der durchschnittliche Meister war schon immer stärker als der durchschnittliche Magus, er hatte häufig mehr Gefährten in seinem Gewerbe, und er und seine Mitstreiter teilten sich nicht in zankende Schulen, die über die Hälfte von Midcyru verteilt waren. Die khalidorischen Armeen waren so gut wie die meisten und besser als viele. Trotz dieser Vorteile waren die Ambitionen der Gottkönige wieder und wieder vereitelt worden.

»Ich habe das Gefühl, dass man sich ... mir widersetzt«, sagte Garoth.

»Dass man sich Euch widersetzt, Euer Heiligkeit?«, fragte Neph. Er hustete und keuchte.

»Vielleicht glauben diese Südländer wirklich, was sie über Barmherzigkeit und den Schutz der Schwachen zu glauben behaupten, obwohl unsere Erfahrung hier mir sagt, dass sie es nicht tun. Aber der Ruf der Macht lässt sich nicht leicht ignorieren, Neph. Vielleicht könnte ein Heiliger ihres Glaubens einen Ka'kari zerstören, den er ansonsten benutzen könnte. Aber wie konnten alle sechs Ka'kari verschwinden und so lange verborgen bleiben? Ihr redet von Generationen von Heiligen – jeder neue Hüter so tugendhaft wie der vorangegangene. Es ergibt keinen Sinn. Einer von Ihnen hätte versagt.«

»Die Ka'kari sind aber von Zeit zu Zeit aufgetaucht.«

»Ja, doch im Laufe der Jahrhunderte ist es immer seltener geschehen. Das letzte Mal war vor fünfzig Jahren«, sagte Garoth. »Irgendjemand hat versucht, die Ka'kari zu zerstören oder zumindest zu verstecken. Das ist das Einzige, was Sinn ergibt.«

»Also hat *irgendjemand* da draußen sieben Jahrhunderte lang Ka'kari gehortet?, fragte Neph mit unbewegtem Gesicht.

»Natürlich nicht ein Einzelner«, sagte Garoth. »Aber eine ... Gruppe. Es fällt mir viel leichter, eine kleine Verschwörung zu schlucken, als eine Verschwörung sämtlicher südländischer Heiligen, die je gelebt haben.« Er hielt inne und ging der Idee nach. »Denkt doch allein an ihre Namen – Schattenbann, Feuerherz, Sternenfeuer -, das sind keine Familiennamen, es sind angenommene Namen. Wenn ich recht habe, könnte es sein, dass Garric Schattenbann, Ferric Feuerherz und Gaelon Sternenfeuer die Kämpfer dieser Gruppe waren, ihre Avatare.«

»Und ihr heutiger Avatar ...?«, fragte Neph.

Garoth lächelte. »Hat jetzt einen Namen. Heute Morgen hat mein ladisher Barde gesungen. Der Mann, der mit einem Ka'kari in diesen Hallen gewandelt ist, der meinen Sohn getötet hat, war entweder der legendäre Durzo Blint oder dessen Lehrling, Kylar Stern. Durzo Blint ist tot. Wenn also Kylar Stern dieser Avatar ist ...« Garoth brach ab. »Es würde erklären, warum diese Helden bereit waren, einen Ka'kari zu zerstören. Denn sie konnten keinen anderen benutzen. Weil sie bereits einen gebunden hatten. Sie waren die Träger des schwarzen Ka'kari.«

»Euer Heiligkeit, ist es nicht möglich, dass sie diese Ka'kari, statt sie zu zerstören, behalten haben?«

Garoth dachte darüber nach. »Es ist möglich. Und Kylar ist vielleicht gar nicht mit ihnen verbündet.«

»In diesem Fall werden sie möglicherweise versuchen, den schwarzen ihrer Sammlung hinzuzufügen«, sagte Neph.

»Das können wir nicht wissen. Wir können nichts wissen, bis wir Kylar Stern haben. Mein Singvogel wird den perfekten Assassinen abgeben. In der Zwischenzeit, Neph, setzt Euch mit jedem Meister und jedem Agenten in Verbindung, die wir in den Südländern haben, und sagt ihnen, dass sie die Augen offen halten sollen. Es schert mich nicht, ob es mich dieses ganze Königreich kostet, bringt mir Kylar Stern. Lebendig, tot, was auch immer, bringt mir nur diesen verdammten Ka'kari.«

Die ersten Wochen im Arschloch der Hölle waren die dunkelsten gewesen, bevor Logan zu einem Ungeheuer geworden war. Er hatte seinen Handel mit dem Teufel und mit seinem eigenen Körper gemacht. Er hatte das Fleisch gegessen, das ihm an jenem schrecklichen Tag zugefallen war, und als Fin Scab getötet hatte, hatte Logan abermals Fleisch gegessen. Logan hatte den Langen Tom wegen dieses Fleisches töten müssen, und dieses Töten hatte ihn zum Ungeheuer gemacht. Als Ungeheuer war er sicher. Aber er war es nicht zufrieden, sicher zu sein. Er war es nicht zufrieden, lediglich zu überleben. Logan lebte mit der wilden, primitiven Seite seiner selbst, aber er würde nicht zulassen, dass das alles war, was ihn ausmachte.

Er teilte sein Fleisch. Er hatte Lilly ein wenig davon gegeben, nicht für Sex, wie die anderen Locher es taten, sondern aus Anstand. Sie hatte ihm den Rat gegeben, der ihm half, menschlich zu bleiben. Er teilte auch mit den anderen Ungeheuern: Tatts und Yimbo und Knirscher. Die besten Teile behielt er für sich – zumindest die besten Teile, die er zu essen ertragen konnte. Arme und Beine waren eine Sache, aber Logan würde nicht das Herz eines Mannes essen, sein Gehirn oder seine Augen, und er würde nicht das Mark aus den Knochen saugen. Es war ein schmaler Grat, und einer, von dem er wusste, dass er ihn überschreiten würde, wenn die Dinge noch sehr viel schlimmer wurden, aber für den Augenblick war er tief genug gesunken, daher teilte er aus Empfindlichkeit, und er teilte aus noblen Gründen.

Es war sein erster Schritt hin zur Rückeroberung seiner Menschlichkeit. Fin würde ihn bei der ersten Gelegenheit töten, die sich ihm bot. Die Ungeheuer scherte es nicht, daher war es immer noch möglich, sie auf seine Seite zu ziehen. Es würde keine Loyalität sein, aber alles konnte den entscheidenden Unterschied bedeuten.

Knirscher war eine andere Geschichte. Logan hielt sich in Knirschers Nähe. Bei dem Narren war es am unwahrscheinlichsten, dass er ihn verraten würde, überlegte er, obwohl er frühzeitig erfahren hatte, warum man Knirscher seinen Namen gegeben hatte. Jede Nacht knirschte Knirscher mit den Zähnen. Das Geräusch war so laut, dass es Logan überraschte, dass der Mann überhaupt noch Backenzähne hatte.

In der dritten Woche wurde Logan plötzlich geweckt, weil Knirschers Zähne verstummt waren, und er lauschte in der Dunkelheit. Knirscher lauschte ebenfalls, und seine Ohren mussten besser sein als Logans, denn eine Sekunde später hörte Logan Schritte.

Zwei khalidorische Wachen erschienen über ihrem Gitter und blickten voller Abscheu herab. Die erste war der, den sie hassten. Er öffnete das Gitter, wie er es immer tat, und warf ihr Brot in das Loch, wie er es immer tat. Es spielte keine Rolle, dass sie wussten, dass er es tun würde; Ungeheuer und Tiere gleichermaßen und selbst Logan standen auf und stellten sich vor das Loch, in der Hoffnung, bei einem schlechten Wurf Glück zu haben. Es geschah nur ein oder zwei Mal, aber das war genug, um ihre Hoffnung am Leben zu erhalten.

»Schaut euch das an«, sagte der Wachposten. Er riss den letzten Laib Brot auf, pinkelte darüber und durchnässte ihn mit Urin. Dann warf er ihn hinab.

Logan als der Größte bekam das meiste davon. Er verschlang es sofort, und er ignorierte den Gestank, ignorierte die warme Nässe, die an seinem Kinn heruntertropfte, ignorierte die Entwürdigung.

Der Khalidori brüllte vor Lachen. Der zweite Wachposten lachte unsicher.

Am nächsten Tag kam der zweite Wachposten allein zurück. Er hatte Brot, und es war sauber, und er warf es ihnen hin, einen Laib für jeden Gefangenen. Mit einem schweren Akzent und ohne einem von ihnen in die Augen zu schauen, versprach er, dass er jedes Mal Brot bringen würde, wenn er eine Schicht hatte, die er nicht mit Gorkhy teilte.

Das gab ihnen allen Stärke und Hoffnung und einen Namen für den Mann, den sie mehr hassten als alle anderen.

Langsam bildete sich wieder eine Gesellschaft heraus. In der ersten Nacht waren alle so überwältigt gewesen, einfach Brot zu haben, dass sie nicht einmal versucht hatten, einander die Laibe zu stehlen. Während sie an Kraft gewannen, kämpfen sie dann doch. Binnen weniger Tage legte sich der stumme Yimbo mit Fin an und wurde getötet. Logan schaute zu und hoffte auf eine Chance, an Fin heranzukommen, aber der Kampf war zu schnell vorüber. Fins Messer war ein zu großer Vorteil.

Wenn das Brot kam, sorgte Logan dafür, dass er das meiste davon bekam – nicht nur wegen des Ansehens, sondern um stark zu bleiben. Er hatte fast jede Unze Fett verloren, die er je gehabt hatte, und jetzt verlor er seine Muskeln. Er bestand nur noch aus Sehnen und mageren, alten Muskeln, aber er war immer

noch groß, und er hatte seine Stärke. Trotzdem teilte er, was er konnte, mit Lilly, Knirscher und Tatts.

Nach mehr als zwei Monaten gelang ihm ein Durchbruch. Er war nervös gewesen und wurde zunehmend angespannt wegen Fin mit seinen verdammten Sehnenseilen, die immer länger wurden. Logan schlief und wachte beim Geräusch der Dämonen, von denen er sich jetzt manchmal vorstellte, dass sie verantwortlich für das Heulen waren – es war nicht der Wind, davon war er überzeugt. Es waren entweder Dämonen oder die Geister all der armen Bastarde, die im Laufe der Jahrhunderte ins Loch geworfen worden waren.

Sein Kopf pulsierte im Rhythmus des Heulens. Sein Kiefer schmerzte. Er hatte die ganze Nacht mit den Zähnen geknirscht.

Dann fand er seine Menschlichkeit.

»Knirsch«, sagte er. »Knirscher, komm her.«

Der große Mann sah ihn mit leeren Augen an.

Logan rutschte hinüber und legte ganz langsam die Hände auf Knirschers Kinn. Er hatte Angst, dass Knirscher nach ihm schnappen könnte – und wenn Knirscher ihn biss, waren eine Infektion und der Tod hier unten wahrscheinlich –, aber er streckte dennoch die Hand aus. Knirscher wirkte verwirrt, aber er ließ sich von Logan das Kinn massieren. Binnen Augenblicken veränderte sich der Ausdruck des einfältigen Mannes. Die Anspannung in seinen Zügen, von der Logan angenommen hatte, sie sei ein Teil seiner Missgestalt, löste sich.

Als Logan aufhörte, brüllte der Mann und packte Logan. Logan dachte, dass er sterben würde, aber Knirscher umarmte ihn nur. Als Knirscher ihn losließ, wusste Logan, dass er einen Freund fürs Leben gewonnen hatte, auch wenn dieses Leben im Loch abscheulich, brutal und kurz war. Er hätte weinen mögen – aber er hatte keine Kraft für Tränen.

Sie musste Jarl töten.

Vi stand draußen vor Hu Gibbets sicherem Haus und lehnte den Kopf an den Türrahmen. Sie musste hineingehen, sich Hu stellen und dann losziehen, um Jarl zu töten. So simpel war das, und ihre Lehrlingszeit wäre zu Ende, und sie müsste Hu nie wieder gegenüberreten. Der Gottkönig hatte sogar versprochen, dass sie Hu töten dürfe, wenn sie das wollte.

Während des Jahres, in dem Vi bei Momma K das Gewerbe erlernt hatte, war

Jarl ihr einziger Freund gewesen. Er hatte sich mächtig ins Zeug gelegt, um ihr zu helfen, vor allem in ihren ersten Wochen, als sie eine solche Katastrophe gewesen war. Wegen seiner gut geschnittenen, exotisch-ladischen Gesichtszüge, seiner schnellen Zunge, seiner Intelligenz und seiner Herzlichkeit hatten alle Jarl gemocht, und nicht nur die Männer und Frauen, die Schlange standen, um in den Genuss seiner Dienste zu kommen. (Natürlich nur bildlich gesprochen. Momma K würde niemals etwas so Unfeines wie eine Schlange im Blauen Eber dulden.) Aber Vi hatte immer eine Art besondere Verbindung zwischen ihnen gespürt.

Vi hörte auf zu denken. Sie musste einen Auftrag erledigen. Sie suchte die Tür noch einmal auf Fallen ab. Da waren keine. Hu wurde unvorsichtig, wenn er Gesellschaft hatte. Langsam öffnete sie die Tür, trat zur Seite und hielt die offenen Hände in den Spalt. Manchmal, wenn Hu von Pilzen umnebelt war, griff er zuerst an und stellte keine Fragen. Als kein Angriff kam, trat Vi ein.

Hu saß mit nacktem Oberkörper in der Ecke des vollgestopften vorderen Raums in einem Schaukelstuhl, aber der Stuhl bewegte sich nicht, und Hus Augen waren geschlossen. Allerdings schlief er nicht. Vi war mit allen Sinnen auf jede Nuance ihres Meisters eingestellt; sie wusste, wie er atmete, wenn er wirklich schlief. Er hielt Häkelnadeln in Händen und eine winzige, beinahe fertigestellte weiße Wollmütze. Ein Babyhäubchen diesmal, der kranke Perverse.

Vi, die so tat, als glaube sie, dass er schlief, schaute sich im Schlafzimmer um. Zwei Frauen lagen im Bett. Vi ignorierte sie und begann, ihre Ausrüstung einzusammeln.

Jarl zu finden, würde kein Problem sein. Sie brauchte nur zu verbreiten, dass sie ihn treffen wolle, und er würde sie willkommen heißen. Seine Wachposten würden sicherstellen, dass sie keine Waffen hatte, aber wenn sie eine Weile mit ihm allein gewesen war, würden sie sich entspannen, oder Jarl würde die Wächter wegschicken, und sie konnte ihn mit bloßen Händen töten. Das Problem bestand darin, wie es ihr gelingen sollte, Jarl nicht zu töten.

Sie würde es nicht tun. Zur Hölle mit dem Gottkönig. Aber es gab nur eine Möglichkeit, wie der Gottkönig ihren Ungehorsam in diesem Fall entschuldigen würde: wenn sie etwas anderes tat, das ihm noch mehr Freude bereitere.

Vi schloss den breiten Schrank auf und zog eine Schublade heraus. Sie enthielt ihre Sammlung von Perücken, das Beste, was mit Geld zu kaufen war.

Vi war zur Expertin geworden, wenn es darum ging, sie zu pflegen, sie modisch zu frisieren, sie aufzusetzen und sie von einem Moment auf den anderen so gründlich zu befestigen, dass sie den Härten ihres Gewerbes gewachsen waren. Das Prickeln an ihrer Kopfhaut von einem strammen Pferdeschwanz, den sie manchmal unter ihrer Perücke so festzog, dass er ihr Kopfschmerzen bereitete, hatte etwas Tröstliches. Bei Momma K hatte Vi eine magiebegabte Kurtisane kennengelernt, die ihr angeboten hatte, sie zu lehren, wie sie mit Magie die Farbe oder den Stil ihres eigenen Haares verändern konnte, aber Vi hatte kein Interesse daran. Sie mochte ihren Körper teilen, oder Hu mochte ihren Körper nehmen, aber ihr Haar gehörte ihr allein, und es war ihr kostbar. Es gefiel ihr nicht einmal, wenn Männer die Perücken berührten, aber das konnte sie dulden. Wenn sie hurte, trug sie wegen der geringfügigen Tarnung, die es ihr bescherte, eine Perücke – Frauen mit flammend rotem Haar waren außerhalb von Ceura nicht gerade alltäglich. Wenn sie als Blutjunge arbeitete, trug sie das Haar zu dem gleichen strammen Pferdeschwanz gebunden. Es war vernünftig, kontrolliert und effizient, genau wie sie. Die einzige Gelegenheit, da sie das Haar offen herunterhängen ließ, waren die wenigen Minuten vor dem Schlafengehen, und dann tat sie es auch nur, wenn sie allein und sicher war.

Nachdem sie eine schöne, gerade, kinnlange schwarze Perücke und eine lange, gewellte braune ausgewählt hatte, raffte Vi die Cremes zusammen, die sie zum Färben ihrer Augenbrauen und zum Verdunkeln ihres Teints brauchte, und zum Schluss packte sie ihre Waffen ein.

Sie verschnürte gerade ihre Satteltaschen, als eine Hand ihre Brust packte und böseartig zudrückte. Vi sog scharf die Luft ein, zuckte vor Schmerz und Überraschung zusammen und hasste sich im nächsten Moment. Hu kicherte ihr leise ins Ohr und drückte seinen Körper an ihren Rücken. »Hallo, meine Schöne, wo bist du gewesen?«, fragte er, während er die Hände über ihre Hüften gleiten ließ.

»Ich habe gearbeitet. Erinnert Ihr Euch?«, sagte sie und drehte sich mit einiger Mühe um. Als er ihr das erlaubte, wusste sie, dass er immer noch benebelt war.

Er schlang die Glieder um ihren Körper, und einen Moment lang lagen der Abscheu und der Hass im Widerstreit mit der vertrauten Passivität vor der Niederlage. Sie ließ ihn ihren Kopf zur Seite drehen, damit er ihren Hals liebkosten konnte. Er küsste sie sanft, dann hörte er auf »Du trägst das Parfüm

nicht, das ich so mag«, sagte er, immer noch sanft, aber mit einem überraschten Unterton in der Stimme, dass sie so dumm sein konnte. Vi kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass er nur knapp davon entfernt war, gewalttätig zu werden.

»Ich habe gearbeitet. Für den Gottkönig.« Vi gestattete sich nicht, auch nur einen Hauch Furcht in ihre Stimme eindringen zu lassen. Hu gegenüber Furcht zu zeigen, war so, als werfe man einem Rudel wilder Hunde blutiges Fleisch hin.

»Oooh«, sagte Hu, plötzlich wieder sanft. Seine Pupillen waren stark geweitet. »Ich hatte ein kleines Fest. Um zu feiern.« Er deutete auf das Schlafzimmer. »Ich habe eine Gräfin und eine ... verdammt, ich kann mich nicht erinnern, aber die andere ist eine Wildkatze. Willst du dich zu uns gesellen?«

»Was feiert ihr denn?«, fragte Vi.

»Durzo!«, antwortete Hu. Er ließ Vi abrupt los und tanzte einen kleinen Kreis, wobei er sich einen weiteren Pilz vom Tisch schnappte und ihn in den Mund steckte. Dann versuchte er, den nächsten Pilz zu ergreifen, langte jedoch daneben. »Durzo Blint ist tot!« Er lachte.

Vi hob den Pilz auf, den er verfehlt hatte. »Wirklich? Ich habe dieses Gerücht gehört, aber seid Ihr Euch sicher?« Hu hatte Durzo Blint immer gehasst. Die beiden wurden im selben Atemzug als die besten Blutjungen der Stadt genannt, aber im Allgemeinen kam Durzos Name an erster Stelle. Hu hatte Männer dafür getötet, dass sie das gesagt hatten, aber er hatte nie versucht, es mit Durzo aufzunehmen. Wenn er gedacht hätte, dass er Durzo töten könnte, hätte er es getan, das wusste sie.

»Momma K war mit ihm befreundet, und sie glaubte nicht, dass er tot sei, daher hat sie sich einige Männer genommen und ist dorthin gegangen, wo er begraben war – und tatsächlich! Tot, tot, tot!« Hu lachte abermals. Er nahm Vi den Pilz ab und hörte dann auf zu tanzen. »Im Gegensatz zu seinem Lehrling, dem Auftrag, den du vermasselt hast.« Er griff nach einer Flasche Mohnschnaps und trank. »Ich wollte ihn töten, weißt du, nur um Blints Geist eins auszuwischen. Hundert Kronen habe ich an Bestechungsgeldern verschwendet, und es stellte sich heraus, dass er die Stadt verlassen hat. Donnerwetter.« Er wippte auf den Füßen. »Der war stark. Hilf mir, mich hinzusetzen.«

Vis Brust schnürte sich zusammen. Das war ihre Antwort. Kylar Stern war

der Nachtengel. Er hatte den Sohn des Gottkönigs getötet. Die Ermordung Kylars war das Einzige, was dem Gottkönig vielleicht genug Freude bereitete, um ihr zu verzeihen, dass sie Jarl nicht tötete. Sie fasste Hu am Arm und führte ihn zu seinem Stuhl, wobei sie sicherstellte, dass er nicht mit dem mit Rasierklingen gesäumten Babyhäubchen in Berührung kam. »Wo ist er, Master? Wohin ist er gegangen?«

»Weißt du, du bist wirklich nicht entgegenkommend genug. Nach allem, was ich für dich getan habe, du Miststück.« Sein Gesicht wurde hässlich, und er zog sie grob auf seinen Schoß. Die Minuten, bevor Hu das Bewusstsein verlor, waren gefährlich: Er mochte sie schwach befummeln wie ein Betrunkener und dann die gewaltige Kraft seiner Magie benutzen, um sich dafür zu entschädigen und sie versehentlich zu verletzen oder zu töten. Also fiel sie in seine Arme und machte sich taub. Ihr Körper lenkte Hu ab. Er versuchte, sie zu liebkosen, fummelte aber am Stoff ihrer Robe herum.

»Wo ist Blints Lehrling, Master?«, fragte Vi. »Wohin ist er gegangen?«

»Er ist nach Caernarvon gezogen, hat den Weg der Schatten aufgegeben. Wer ist jetzt der Beste, hm?«

»Ihr seid der Beste«, antwortete Vi und glitt vorsichtig von seinem Schoß.

»Ihr seid immer der Beste gewesen.«

»Viridiana«, sagte Hu. Sie erstarrte. Er nannte sie niemals bei ihrem vollen Namen. Wachsam geworden, fragte sie sich, ob die Pilze harmlos gewesen waren, der Mohnwein vielleicht nur Wasser. Es wäre nicht das erste Mal, dass er so tat, als sei er berauscht, um ihre Loyalität zu prüfen. Aber Hus Lider waren halb geschlossen, seine Gestalt vollkommen entspannt in seinem Sessel. »Ich liebe dich«, sagte Hu. »Diese Miststücke haben nichts ...« Seine Worte verloren sich, und sein Atem nahm den Rhythmus des Schlaf an.

Vi sehnte sich plötzlich nach einem Bad. Sie schnappte sich ihre Satteltaschen und ihr Schwert. Dann hielt sie inne.

Hu war bewusstlos. Sie war dessen gewiss. Sie konnte in weniger als einer Sekunde ihre Klinge ziehen und sie in sein Herz rammen. Er hatte es hundertfach verdient. Er verdiente hundertmal Schlimmeres. Sie legte die Hand um den Knauf und zog langsam und lautlos die Klinge. Sie drehte sich um und betrachtete ihren Meister, dachte an tausend Demütigungen, die sie durch ihn erlitten hatte. Tausend Entwürdigungen, bis er sie gebrochen hatte. Es war schwer zu atmen.

Vi drehte sich auf dem Absatz um, schob das Schwert in die Scheide und warf sich die Satteltaschen über die Schulter. Sie kam bis zur Tür, dann blieb sie stehen. Sie kehrte zum Schlafzimmer zurück. Die Frauen waren jetzt wach, eine benommen und mit gläsernen Augen, die andere mit vorspringenden Zähnen und vollen Brüsten.

»Hu langweilt sich«, sagte Vi. »Ich gebe euch eine winzige Chance, die Zeit zu überleben, die ihr mit ihm verbringt. Wenn ihr gehen wollt, er schläft jetzt.«

»Du bist nur eifersüchtig«, erwiderte die mit den vorspringenden Zähnen.
»Du willst ihn für dich allein haben.«

»Deine Beerdigung«, sagte Vi und ging.

»Sind die Sa'kagé im Krieg oder nicht?«, fragte Brant.

Jarl rutschte auf seinem Stuhl hin und her. Momma K sagte nichts. Sie überließ es ihm, die Führung zu übernehmen, wenn er konnte.

Im sicheren Haus sah es inzwischen aus wie in einem militärischen Leitstand, so viel stand fest. Brant hatte Karten mitgebracht. Er sammelte Informationen über die Stärke der khalidorischen Truppen, notierte, wo jede Einheit stationiert war und wo Essen und Vorräte verteilt wurden, und er erstellte ein Schaubild der khalidorischen Militärhierarchie mit Verweisen darauf, wo die Sa'kagé Informanten hatten, und einer kurzen Bewertung der Verlässlichkeit und des Informationszugangs dieser Informanten.

»Diese Frage ist schwieriger zu beantworten als ...«, begann Jarl.

»Nein«, widersprach Brant. »Ist sie nicht.«

»Ich habe das Gefühl, dass wir uns in einer Art Krieg befinden ...«

»Ihr habt das Gefühl? Seid Ihr ein Anführer oder ein Dichter, Weichling?«

»Weichling?«, fragte Jarl scharf. »Was soll das heißen?«

Momma K stand auf. »Setzt Euch«, sagten beide Männer wie aus einem Mund.

Sie sahen einander finster an. Momma K rümpfte die Nase und setzte sich. Einen Moment später sagte Jarl: »Ich warte auf eine Antwort.«

»Habt Ihr einen Schwanz, oder lutscht ihr sie bloß?«, fragte Brant.

»Hofft Ihr darauf, der Glückliche zu sein?«, fragte Jarl zurück.

»Falsche Antwort«, sagte Brant kopfschüttelnd. »Ein guter Anführer ist niemals schnippisch -«

Jarl schlug ihm mit der geballten Faust ins Gesicht. Der General brach zusammen. Jarl baute sich vor ihm auf und zog ein Schwert. »Das ist die Art, wie ich führe, Brant. Wenn meine Feinde mich unterschätzen, schlage ich sie, wenn sie es nicht erwarten. Ich höre Euch an, aber Ihr dient mir. Wenn Ihr das nächste Mal eine Schwanzbemerkung macht, werde ich Euch Euren in den Mund stopfen.« Sein Gesicht war kühl. Er führte das Schwert zwischen Brants Beine. »Das ist keine müßige Drohung.«

Brant tastete nach seiner Krücke, stand mit Jarls Hilfe auf und klopfte seine neuen Kleider ab. »Nun, wir hatten gerade einen lehrreichen Augenblick. Das

bewegt mich tief Ich denke, ich werde ein Gedicht schreiben. Eure Antwort ist ...?«

Die Bemerkung über das Gedicht hätte Jarl beinahe von neuem in Rage gebracht. Er wollte gerade etwas sagen, als er Momma Ks Mundwinkel zucken sah. Es war ein Scherz. *Das ist also militärischer Humor.* Jarl schüttelte den Kopf. Dies würde eine Herausforderung werden.

Gute Götter, der Mann war eine Bulldogge. »Wir sind im Krieg«, erklärte Jarl, dem das Gefühl nicht gefiel nachzugeben.

»Wie gut habt Ihr die Sa'kagé im Griff?«, wollte Brant wissen. »Denn ich habe hier ernsthafte Probleme. Oder vielmehr, Ihr habt sie.«

»Nicht besonders gut«, antwortete Jarl. »Die Khalidori haben uns zwar aufgerüttelt, aber die Gewinne sind im Keller, die Kommandostrukturen lösen sich auf. Die Leute lassen sich von ihren Vorgesetzten nichts mehr befehlen und dergleichen. Viele Menschen denken, dass die Dinge unter der Besatzungsmacht jetzt erträglicher werden sollten. Sie wollen, dass wieder Alltag einkehrt.«

»Klingt aus ihrer Sicht vernünftig. Wie sieht Euer Generalplan aus, was wollt Ihr ihnen entgegenhalten?«

Jarl runzelte die Stirn. Es gab keinen Generalplan, und Brant ließ diese Tatsache unglaublich dumm erscheinen. »Wir – ich hatte geplant abzuwarten, was sie tun. Ich wollte mehr über sie in Erfahrung bringen und ihnen dann entgegentreten, wie es gerade notwendig erscheint.«

»Haltet Ihr es für eine gute Idee, Eurem Feind zu erlauben, Euch mit gut durchdachten Strategien zu konfrontieren und Euch damit zu zwingen, aus einer Position der Schwäche heraus zu reagieren?«, fragte Brant.

»Das ist eher eine rhetorische Keule als eine Frage, General«, erwiderte Jarl.

»Danke«, sagte der General. Momma K verkniff sich ein Lächeln.

»Was schlägt Ihr vor?«, fragte Jarl.

»Gwinvere hat die Sa'kagé in absoluter Heimlichkeit regiert, mit Marionetten-Shingas, richtig?«

Jarl nickte.

»Also, wer war seit der khalidorischen Invasion der Marionetten-Shinga?«

Jarl zuckte zusammen. »Ich, ähm, habe nicht direkt einen berufen.«

»Nicht direkt?« Brant zog eine buschige, graue Augenbraue hoch.

»Brant«, meldete Momma K sich zu Wort. »Ein wenig sanfter.«

Brant rückte den Arm in seiner Schlinge zurecht. »Betrachtet es einmal von

der Straße aus, Jarl. Seit mehr als einem Monat waren die Menschen ohne Anführer. Es gab nicht etwa nur einen schlechten Anführer. Es gab gar keinen. Gwinveres kleine Regierung hat allen geholfen, bisher ist es gut gegangen, aber Eure Sa'kagé-Schläger haben im selben Boot gesessen wie alle anderen auch. Warum sollten sie also weiter Abgaben zahlen? Gwinvere hat es fertiggebracht, ein Schatten-Shinga zu sein, aber es hat noch nie eine Bedrohung wie diese gegeben. Dies ist ein Krieg. Ihr braucht eine Armee. Armeen brauchen einen Anführer. Ihr müsst dieser Anführer sein, und Ihr könnt es nicht aus dem Schatten heraus tun.«

»Wenn ich verkünde, wer ich bin, werden sie mich töten.«

»Sie werden es versuchen«, sagte Brant. »Und sie werden Erfolg haben, es sei denn, Ihr könnt eine Kerntruppe tüchtiger Leute versammeln, die Euch absolut treu ergeben sind. Leute, die bereit sind, für Euch zu töten und zu sterben.«

»Es handelt sich nicht um Soldaten aus guten Familien, für die Loyalität, Pflicht und Mut von klein auf selbstverständlich waren«, wandte Jarl ein. »Wir reden hier von Räubern, Prostituierten und Taschendieben, von Leuten, die nur an sich selbst und an ihr eigenes Überleben denken.«

»Und das ist es, was sie sagen werden«, sagte Momma K so leise, dass Jarl sie kaum hörte, »es sei denn, du siehst, was sie sein könnten, und bringst sie dazu, es ebenfalls zu sehen.«

»Als ich General war, kamen meine besten Soldaten aus dem Labyrinth«, bemerkte Brant. »Sie wurden zu den Besten, weil sie alles zu gewinnen hatten.«

»Also, was genau schlägt Ihr vor?«, fragte Jarl.

»Ich schlage vor, dass Ihr Euch selbst um Eure Arbeit bringt«, antwortete Brant. »Gebt Euren Gaunern einen Traum von einem besseren Leben, einem besseren Leben für ihre Kinder und eine Chance, sich selbst als Helden zu sehen, und Ihr werdet eine Armee haben.«

Er hielt inne, damit Jarl seine Worte in sich aufnehmen konnte, und schon bald hämmerte Jarls Herz, und seine Gedanken überschlugen sich. Es war verwegen. Es war groß. Es war eine Chance, Macht für mehr zu benutzen, als einfach um der Macht willen. Er konnte die Umriss eines Planes sehen, der sich zusammenfügte. Im Geiste ging er bereits durch, welche Leute er in welche Positionen bringen würde. Bruchstücke von Ansprachen verschmolzen

miteinander. Oh, es war verführerisch. Brant riet Jarl nicht nur, den Banditen einen Traum zu geben; Brant gab Jarl einen Traum. Er könnte eine ganz andere Art von Shinga sein. Er könnte nobel sein. Man würde ihn verehren. Wenn er erfolgreich war, könnte er sogar im Rahmen des Gesetzes arbeiten, könnte von jeder adligen Familie, die er wieder an die Macht brachte, echte Titel erhalten. Götter, es war verführerisch!

Aber es bedeutete, sich zu offenbaren. Sich zu verpflichten. Im Augenblick war er ein Geheimnis. Alle dachten, er sei lediglich ein Stricher, der sich aus dem Geschäft zurückgezogen hatte. Weniger als ein Dutzend Menschen wussten, dass er der Shinga war. Wenn er es wollte, konnte er den Kontakt zu ihnen einfach abbrechen. Wenn er es nicht versuchte, konnte er nicht scheitern.

»Jarl«, sagte Momma K mit sanfter Stimme. »Nur weil es ein Traum ist, bedeutet das nicht, dass es eine Lüge ist.«

Er schaute zwischen den beiden hin und her und fragte sich, wie sehr sie ihn durchschauten. Momma K blickte ihm wahrscheinlich bis ins Herz. Es war beängstigend. Allein aufgrund ihres Schweigens hätte er Verdacht schöpfen sollen, aber er konnte nicht wütend auf sie sein. Sie hatte mehr Geduld mit ihm gehabt, als er verdiente.

Mich selbst um meine Arbeit bringen. Elene hatte gesagt, sie könne sich Cenaria nicht ohne die Sa'kagé vorstellen, die Sa'kagé, die alles beschmutzte, aber Jarl konnte es sehr wohl. Es würde eine Stadt sein, in der eine Geburt auf dem Westufer nicht Hoffnungslosigkeit bedeutete, Ausbeutung, Zeit in den Gilden, Armut und Tod. Er hatte Glück gehabt, für Momma K arbeiten zu können. Das Labyrinth bot so gut wie keine ehrliche Arbeit, gewiss nicht für Waisen. Die Sa'kagé speiste sich direkt aus einer sich selbst erneuernden Unterklasse von Huren und Dieben, die ihre Kinder im Stich ließen, gradeso wie sie selbst von ihren Eltern im Stich gelassen worden waren. Aber es konnte anders sein, nicht wahr?

Nur weil ein Traum ein Traum ist, bedeutet das nicht, dass es eine Lüge ist. Sie deuteten an, dass er Hoffnung ins Labyrinth brachte. »Schön«, sagte Jarl. »Unter einer Bedingungen, Brant: Wenn sie mich töten – wer immer »sie« sein mögen –, will ich, dass Ihr ein Gedicht für meine Beerdigung schreibt.«

»Einverstanden«, erwiderte der General grinsend. »Und ich werde es sehr gefühlvoll machen.«

Kylar saß in der Dunkelheit auf dem Bett und betrachtete die schlafende Elene. Sie war die Art von Mädchen, die einfach nicht bis spät in die Nacht aufbleiben konnte, wie sehr sie es auch versuchte. Ihr Anblick erfüllte ihn mit solcher Zärtlichkeit und solchem Elend, dass er es kaum ertragen konnte. Seit sie versprochen hatte, ihn nicht länger zu bitten, Vergeltung zu verkaufen, hatte sie Wort gehalten. Was keine Überraschung war, aber sie hatte nicht einmal Andeutungen gemacht.

Er liebte sie. Er war nicht gut genug für sie.

Er hatte immer geglaubt, dass man so wurde wie die Menschen, mit denen man seine Zeit verbrachte. Er liebte all die Dinge an ihr, die er nicht war. Offenheit, Reinheit, Mitgefühl. Sie war Lächeln und Sonnenschein, und er gehörte der Nacht. Er wollte ein guter Mann sein, sehnte sich danach, aber vielleicht wurden einige Leute einfach besser geboren als andere.

Nach jener ersten Nacht hatte er sich geschworen, nicht wieder zu töten. Er würde hinausgehen und trainieren, aber er würde nicht töten. Also trainierte er für nichts und feilte an Fähigkeiten, die nicht zu benutzen er geschworen hatte. Das Training war eine blasse Imitation des Kampfes, aber er würde sich damit zufriedengeben.

Sein Entschluss hielt sechs Tage, dann war er unten an den Docks und stieß auf einen Piraten, der brutal auf einen Schiffsjungen einschlug. Kylar hatte lediglich beabsichtigt, die beiden zu trennen, aber die Augen des Piraten hatten Tod verlangt. Vergeltung hatte ihn gebracht. In der siebten Nacht hatte er einfach geübt, sich draußen vor einer Taverne in der Stadtmitte zu verstecken und zu versuchen, Orte zu meiden, an denen er wahrscheinlich auf Zuhälter, Diebe, Vergewaltiger oder Mörder stieß. Ein Mann war vorbeigekommen, der einen Ring kindlicher Taschendiebe leitete – ein Tyrann, der die Kinder durch schiere Brutalität unter Kontrolle hielt. Vergeltung fand das Herz des Mannes, bevor Kylar sich bremsen konnte. In der achten Nacht war er im Viertel der Edelleute gewesen, in der Hoffnung, dort weniger Gewalttätigkeit vorzufinden, als er hörte, wie ein Edelmann seine Mätresse verprügelte. Der Nachtengel kam unsichtbar herein und brach dem Mann beide Arme.

Kylar hielt Vergeltung auf dem Schoß und sah Elene an. Jeden Tag versprach

er sich, nicht zu töten, niemals wieder, und er hatte sechs Nächte lang nicht getötet. Aber ein Teil von ihm wusste, dass er einfach Glück gehabt hatte. Das Schlimmste daran war, dass er sich wegen der Morde nicht schuldig fühlte. Wann immer er für Durzo getötet hatte, hatte er sich schrecklich gefühlt. Diese Morde bewirkten nichts. Er fühlte sich nur schuldig, weil er log.

Vielleicht wurde er zu einem Hu Gibbet. Vielleicht brauchte er das Töten jetzt. Vielleicht wurde er zu einem Ungeheuer.

Jeden Tag arbeitete er mit Tante Mea. Durzo hatte Kylar selten gelobt, daher war ihm nie bewusst gewesen, wie viel er von dem alten Blutjungen gelernt hatte, aber während Kylar Stunden mit Tante Mea verbrachte, ihre Kräuter katalogisierte und einige davon neu verpackte, damit sie länger hielten, jene Kräuter wegwarf, die ihre Kraft verloren hatten, und den Rest mit Daten und Notizen über ihre Herkunft versah, begann er zu begreifen, wie viel er tatsächlich wusste. Er war nicht annähernd so tüchtig wie Durzo, aber der Mann hatte ihm auch einige Jahrhunderte vorausgehakt.

Er musste jedoch vorsichtig sein. Tante Mea benutzte viele Kräuter als Medizin, die er als Gift benutzt hatte. Sie hatte einmal die Wurzeln eines Silberblatts beiseitegelegt und erklärt, sie seien zu gefährlich, und dass sie nur die Blätter benutzen könne. Ohne nachzudenken, hatte er eine Tabelle der tödlichen Dosen der Blätter, Wurzeln und Samen der Pflanze und ihrer jeweiligen Zubereitung gezeichnet, sei es als Tinktur, als Pulver, als Paste oder Tee. Dazu hatte er die Dosis verzeichnet, abhängig von Körpergewicht, Geschlecht und Alter der Patienten – um ein Haar hätte er »Leichen« geschrieben. Als er aufblickte, sah Tante Mea ihn an.

»Ich habe noch nie eine so detaillierte Tabelle gesehen«, sagte sie. »Das ist ... sehr beeindruckend, Kylar.«

Danach versuchte er, vorsichtiger zu sein, aber sie stießen immer wieder auf die gleichen Probleme. Im Laufe seiner Karriere hatte Durzo Tausende von Malen mit allen möglichen Kräutern experimentiert. Wenn er eine Leiche hatte, die er ohne Zeitdruck töten sollte, hatte er fünf oder sechs verschiedene Kräuter ausprobiert. Kylar lernte langsam zu schätzen, dass Durzo wahrscheinlich mehr über Kräuter gewusst hatte als irgendein anderer lebender Mensch – obwohl er im Allgemeinen den Auftrag gehabt hatte, gesunde Menschen zu töten, sodass Kylars Wissen manchmal nutzlos war.

Eines Tages kam ein verzweifelter Mann in Tante Meas Laden. Sein Herr

starb, und vier andere Ärzte hatten ihm nicht helfen können. Tante Mea übernahm manchmal Aufträge, die über die Arbeit einer Hebamme hinausgingen, daher war der Dienstbote zu ihr gekommen, weil sie seine letzte Chance war. Aber Tante Mea war nicht zu Hause gewesen. Kylar wollte nicht in das Haus des Kranken gehen, aber nachdem er den Diener befragt hatte, hatte er einen Trank hergestellt. Später hatte er gehört, dass der Mann genesen war. Es war ein seltsam wärmendes Gefühl gewesen. Er hatte ein Leben gerettet, einfach so.

Trotzdem hatte er ein schlechtes Gewissen, weil er von Tante Meas Wohltätigkeit lebte. Er hatte mehrere Wochen damit verbracht, ihren Laden zu ordnen, denn trotz ihrer Gabe für die Arbeit mit Menschen waren ihre organisatorischen Fähigkeiten miserabel. Aber er hatte nichts Wertvolles für sie getan. Er trug ihr kein Geld ein. Elene hatte sich eine Stellung als Magd besorgt, aber die Bezahlung reichte kaum für ihr Essen. Braen wurde immer griesgrämiger und murmelte Bemerkungen über Schnorrer, und Kylar konnte es ihm nicht verdenken.

Kylar strich mit den Fingerspitzen über Vergeltung. Wann immer er die Klinge umschnallte, handelte er als Richter und Henker. Die Klinge war zum Emblem seines Eidbruchs geworden.

Nicht heute Nacht. Kylar legte das Schwert zurück in seinen Kasten, sammelte seine Magie in sich und sprang aus dem Fenster. Er überquerte die Dächer auf der Suche nach Goldlöckchens Haus und verbannte alle anderen Gedanken aus seinem Kopf. Er musste sich den ganzen Tag lang Sorgen; er würde sich nicht auch noch seine Nächte verderben lassen.

Die ganze Familie war da, schlafend in ihrer kleinen, aus einem einzigen Raum bestehenden Hütte. Kylar wandte sich gerade zum Gehen, als etwas ihn innehalten ließ. Das Mädchen und ihr Vater schliefen. Die Lippen der Mutter bewegten sich. Zuerst dachte Kylar, sie träume, aber dann öffnete sie die Augen und stand aus dem Bett auf.

Sie entzündete keine Kerzen. Für einen kurzen Moment schaute sie aus dem schmalen Fenster, wo Kylar unsichtbar stand. Sie wirkte verängstigt, so sehr, dass er seine Unsichtbarkeit noch einmal überprüfte. Aber ihr Blick ruhte nicht auf ihm. Er schaute hinter sich, doch da war niemand auf der Straße. Goldlöckchens Mutter schauderte und kniete sich vor das Bett.

Sie betet! Heilige Scheiße. Kylar war sofort verlegen und wütend, dass er

etwas so Persönliches beobachtete. Er war sich nicht sicher, warum. Er fluchte lautlos und wandte sich zum Gehen.

Drei bewaffnete Männer kamen die Straße herunter. Kylar erkannte in zweien von ihnen die Männer, die neulich nachts Goldlöffchen gejagt hatten.

»Sie ist eine Hexerin, ich sage es euch«, erklärte einer der Banditen dem Mann, den Kylar nicht kannte.

»Es ist wahr, Shinga, ich schwöre es«, sagte der andere.

Soll das ein Witz sein? Caernarvons Shinga überprüfte persönlich die Geschichte einiger Banditen über eine Hexerin? Eine Hexerin! Als hätte eine Hexerin die Männer nur zu Fall gebracht, statt sie zu töten.

Kylar hörte etwas und schaute wieder ins Haus. Die Frau hatte ihren Ehemann geweckt, und jetzt beteten sie beide. Es war seltsam, denn von ihrem Bett aus konnten sie die Sa'kagé-Schläger unmöglich gesehen haben. Vielleicht besaß die Frau ein wenig Magie.

Sie beten um Schutz. Kylar grinste höhnisch, und der kleine, boshafte Teil seiner selbst wollte gehen. Sollte ihr Gott seine Probleme doch selbst lösen. Kylar brachte es fertig, ihnen den Rücken zuzukehren, aber er konnte es nicht tun.

»Barush«, flüsterte einer der Banditen dem Shinga zu. »Was sollen wir tun?«

Der Shinga schlug dem Mann ins Gesicht.

»Tut mir leid! Tut mir leid!«, jammerte der Mann. »Ich meine, Shinga Sniggle, was sollen wir tun?«

»Wir töten sie.«

Gute Götter. Es war verblüffend. Die Sa'kagé hier war eine solch schlechte Parodie einer Sa'kagé, dass Kylar am liebsten laut gelacht hätte. Nur dass es nicht komisch war. Der Shinga *schlug* Männer, um ihren Respekt zu gewinnen? In Cenaria hatte Pon Dradin die Männer lediglich mit einem Blick zu mustern brauchen, der weniger als volle Anerkennung ausdrückte, und sie waren in sich zusammengesunken. Und er war nicht einmal der echte Shinga gewesen.

Kylar wäre beinahe aus schierem Abscheu gegangen. Was für eine Unfähigkeit!

Trotzdem, man brauchte nicht viel, um zu töten. Ein Blutjunge wusste das.

Oh, es ergab ein hübsches Dilemma, nicht wahr? Hier war er, vielleicht einer der begabtesten Mörder auf der Welt. Er konnte alle drei Männer töten, bevor sie

einen Laut von sich geben konnten. Und doch konnte er sie nicht einmal verletzen. Vor ihm war der Abschaum der Unterwelt, und sie würden töten, während er es nicht konnte. Zaubershaff.

Sie waren nur zwanzig Schritt entfernt. »Was ist, wenn ... Was ist, wenn sie wieder Hexerkraft benutzt, Shinga?« Natürlich machten sie sich nicht die Mühe, sich einen Plan zurechtzulegen, bevor sie ihr Opfer erreichten. Das wäre ein wenig zu professionell gewesen.

Barush Sniggle schnaubte und ging auf die Tür zu. »Vor dieser Scheiße habe ich keine Angst.«

Als Kylar die Augen des Mannes sah, fuhr seine Hand an seinen Rücken – aber Vergeltung war fort. Seine vorübergehende Überraschung genügte, um ihn von dem Impuls zu töten zu befreien. Er hatte es geschworen. Verdammt, er hatte es geschworen. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Heute Nacht würde es keine andere Möglichkeit geben.

Also erschien Kylar vor dem Shinga. Oder vielmehr, Teile von ihm taten es. Er ließ ein wenig Licht durch den Ka'kari schimmern, der ihn bedeckte, sodass er wie ein Bild aus Rauch wirkte. Die Wölbung eines ölig schimmernden, schwarzen Bizeps war bald sichtbar, bald unsichtbar, dann die Wölbung breiter Schultern, das V seines Oberkörpers, die Linien seiner Brustmuskeln – sie alle übertrieben, sodass sie größter wirkten, als sie in der Realität waren. Es war wie eine Geistererscheinung, die nur gelegentlich sichtbar wurde.

Barush Sniggle erstarrte, dann setzte Kylar zu seinem Meisterstreich an. Der Ka'kari wurde über seinen Augen fest und ließ sie mitten in der Luft wie metallische, schwarze Edelsteine leuchten. Dann erschien der Rest seines Gesichts, bedeckt von einer Maske aus schwarzem, schimmerndem Metall, das mit seiner Haut verschmolzen war. Es war bedrohlich. Es war mehr als bedrohlich. Es war das Sinnbild des strafenden Gerichts, fleischgewordene Vergeltung, und bei dem, was Kylar in den Augen des Shinga sah – HassNeidGierMordVerrat -, wurde die Maske grimmig. Kylar musste die Fingernägel in die Innenflächen seiner Hände bohren, um sich davon abzuhalten, dem Mann den Garaus zu machen.

Entsetzt ließ der Shinga seinen Knüppel fallen. Kylar war nicht überrascht; er wusste, was der Mann sah – denn, nun ja, er hatte es vor dem Spiegel geübt.

»Diese Familie«, sagte Kylar mit einer Stimme, die so seidenweich war wie eine Katze auf der Pirsch, »steht unter meinem Schutz.«

Er hob die linke Hand und bog die Finger. Mit einem Zischen glitt der Ka'kari als langer, spitzer Dolch aus einer Rauchwolke hervor. Ein sanftes, blaues Feuer loderte in Kylars Augen auf. Es war vollkommen unnötig – es verdarb seine Nachtsicht, ganz davon zu schweigen, dass es sich unangenehm anfühlte, aber die Wirkung war es wert.

Der Shinga zitterte, blieb wie angewurzelt stehen, sein Mund hing schlafl herunter, und Kylar sah, wie sich auf der Hose des Mannes ein Fleck ausbreitete und sich eine Pfütze zu seinen Füßen sammelte.

»Lauf!«, sagte Kylar und ließ für einen kurzen Moment blaues Feuer in seinem Mund sehen. *Ich werde eine Woche lang nichts schmecken.*

Die Banditen stürzten davon und ließen ihre Waffen fallen, aber Kylar verspürte keine Befriedigung. Gerade als er dachte, er könne sich wirklich nicht noch tiefer in die Klemme bringen, hatte er genau das geschafft. Was hatte Durzo ihm vor mehr als einem Jahrzehnt gesagt? »Eine Drohung ist ein Versprechen, Junge. Auf der Straße kannst du in Bezug auf alles lügen, nur nicht in Bezug auf deine Drohungen. Eine leere Drohung ist Kapitulation.«

Von Übelkeit erfüllt blickte Kylar in das Haus. Die Frau und ihr Ehemann knieten noch immer vor ihrem Bett und hielten einander an den Händen. Sie hatten nichts gesehen oder gehört. Als Kylar jedoch hineinschaute, drückte die Frau ihrem Mann die Hand.

»Es wird uns nichts geschehen«, sagte sie schließlich laut. »Ich kann es spüren. Ich fühle mich jetzt besser.«

Es freut mich, dass sich wenigstens einer von uns besser fühlt.

»Vor nicht allzu langer Zeit wart ihr Ehefrauen, Mütter, eine Töpferin, eine Brauerin, eine Näherin, eine Schiffskapitänin, eine Glasbläserin, eine Kauffrau, eine Geldwechslerin«, sagte Jarl.

Dies war das sechste Mal, dass Jarl predigte, und es war nicht einfacher geworden. Während er die vor ihrer Schicht versammelten Huren und Schläger des Feigen Drachen betrachtete, sah er Verlegenheit. Sie waren jetzt käuflich – und das nicht freiwillig. Die meisten gaben nicht gern zu, dass sie jemals etwas anderes gewesen waren. Es war zu hart.

»Vor nicht allzu langer Zeit«, sagte Jarl, »war ich ein Stricher.«

Bei dieser Bemerkung gingen Augenbrauen in die Höhe, obwohl Jarl gewettet

hätte, dass sie bereits wussten, dass er seinen Körper verkauft hatte. Er hatte den Ausdruck mit Absicht benutzt, um zu zeigen, dass er keine Macht über ihn hatte. Selbst unter Huren waren Männer zweitklassig. Die Mädchen mochten sie bewundern, aber die Kundschaft behandelte männliche Prostituierte wie Dreck. Eine Hure – wenn auch eine Hure – war immer noch eine Frau, aber ein Stricher war etwas Geringeres als ein Mann. Dass der neue Shinga früher ein solcher gewesen war und es nicht nur zugab, sondern offen aussprach, hatten sie nicht erwartet.

»Vor nicht allzu langer Zeit haben die Sa'kagé in erster Linie Gras, Tabak und Whiskey geschmuggelt«, fuhr er fort.

Zusammen hatten Jarl und Momma K seit der Invasion eine Menge neuer Bordelle eröffnet. Die meisten von ihnen trugen sich kaum selbst, aber darum ging es nicht. Sie hatten es getan, um so viele Frauen und Männer wie möglich zu schützen. Der Feige Drachen jedoch war eins der lukrativen Bordelle, weil er exotische Bedürfnisse bediente. Hier gab es ein Mädchen namens Daydra, das Elene Cromwylls Zwilling hätte sein können, ohne die Narben. Jungfräulichkeit war ihre Stärke. Ihre Mitbewohnerin, Kaldrosa Wyn, spielte eine sethische Piratin. Außerdem fanden sich hier in Seide gewandete Ladeshi, Modaini mit stark geschminkten Augen und gelockte ymmurische Tanzmädchen.

»Jetzt«, sagte Jarl und hielt inne, »seid ihr Huren, ich bin der Shinga, und die Sa'kagé schmuggeln noch immer die gleichen verdammten Dinge. Als hätte sich nichts geändert. Aber ich sage euch eines: Ich habe mich geändert. Ich bin da rausgekommen. Ich bin anders. Ich habe meine zweite Chance ergriffen und etwas daraus gemacht, und das könnt ihr ebenfalls.« Es war der einzige Teil der Predigt, von dem Jarl dachte, dass er vielleicht eine Lüge war.

Er hatte Momma K danach gefragt. »Warum streiten die Leute nicht darüber, ob die Erde flach ist?«, fragte sie.

Jarl zuckte die Achseln. »Es ist allgemein bekannt.«

»Genau«, sagte sie. »Die Dinge, die Leidenschaft wecken, sind Dinge, bei denen wir uns nicht sicher sein können.«

»Ah, wie die Götter«, erwiderte Jarl.

»Es spielt keine Rolle, ob du dir sicher bist, dass alles, was du sagst, der Wahrheit entspricht. Es ist wichtig, dass du leidenschaftlich daran glauben willst, dass sie wahr sind – denn dann kannst du überzeugend sein. Und am Ende ist das, was zählt, nicht die Frage, ob die Mädchen dir deine

Ausführungen glauben. Was zählt, ist, dass sie an dich glauben.«

Es war die Art von Bemerkung, die die alte Momma K gemacht hätte. Jarl war ein wenig enttäuscht. Nach dem Staatsstreich und der Invasion schien sie sich verändert zu haben – nachdem Kylar sie vergiftet und ihr das Gegenmittel gegeben hatte. Vielleicht machte der Druck, in das Antlitz von gnadenlos Bösem schauen zu müssen, ihre Hoffnung zunichte. Aber ihr Pragmatismus klang aufrichtig, daher predigte Jarl weiter.

Jarl hatte keinen Sex mehr gehabt, seit er Shinga geworden war. Er hatte mit keinem Mann mehr geschlafen, seit er in der Nacht der Invasion Stephans Haus verlassen hatte, aber er hatte auch mit keiner Frau geschlafen. Er hatte sein ganzes Leben überlebt, indem er tat, was er tun musste, er hatte immer an seinem Netz von Freunden und Einfluss gearbeitet, hatte immer in die Zukunft geblickt, wenn er sich nicht mehr als Stricher würde verdingen müssen.

Diese Zukunft war so plötzlich eingetreten, dass er nicht wusste, was er damit tun sollte. Die Freiheit lag nutzlos in seinen Händen. Er wusste nicht, wie er sich fühlen sollte. Es erinnerte ihn an haranische Eisenbullen. Er hatte natürlich niemals einen gesehen, aber es hieß, dass man die jungen Kälber einfing und mit dicken Ketten an einen Pfahl fesselte. Wenn die Eisenbullen ausgewachsen waren – mehr als fünf Meter hoch an ihren mächtigen Schultern –, konnten sie die Ketten zerreißen, aber sie taten es nicht. Ihre Pfleger fesselten sie mit dünnem Seil. Die Eisenbullen waren so davon überzeugt, nicht freikommen zu können, dass sie es niemals versuchten. Jarl war so lange an Sex und die Notwendigkeit gefesselt gewesen, seine Kundschaft zu erfreuen, dass er sich jetzt geschlechtslos fühlte. Er hatte zuvor nie eine Wahl gehabt. Die meisten seiner Kunden waren Männer gewesen, aber es hatte auch Frauen gegeben, attraktive und weniger attraktive. Jetzt, da er eine Wahl hatte, konnte er sich nicht entscheiden. Er konnte nicht mit Bestimmtheit sagen, ob er Männer oder Frauen bevorzugt hätte, hätte man ihm nicht das Leben als Hure aufgezwungen.

Die Mädchen in den Bordellen behandelten ihn jetzt anders. Sie sahen ihn anders an. Sie kokettierte mit ihm.

Es war beängstigend. Flirts waren mit Forderungen verbunden. Es gab passende und unpassende Reaktionen zu erlernen, und er kannte sich mit den Regeln des Sex außerhalb eines Bordells nicht aus. Seine Stammkunden hatten immer gesagt, Sex sei eigentlich unbefriedigend – aber andererseits konnten ihre Erfahrungen auch nicht direkt repräsentativ sein, denn nicht alle Menschen waren

Stammgäste in einem Bordell, nicht wahr?

Er verlor die Konzentration. Er durfte jetzt nicht darüber nachdenken. Hoffnung musste als Gesamtpaket verkauft werden.

»Von allen Frauen aus dem Labyrinth«, fuhr Jarl fort, »habt ihr das größte Glück gehabt. Ihr hattet das Glück, hier zu Huren zu werden.« Er schüttelte den Kopf »Das Glück, überhaupt zu Huren zu werden. Vor sechs Monaten hätten die meisten von euch eher die Straße überquert, als an einer Hure vorbeizugehen. Jetzt seid ihr selbst Huren, und ich bin der Shinga, und die Sa'kagé tun noch immer dieselben verdammten Dinge.

König Ursuul denkt, ihr wärt am Ende. Er plant, es dem Winter zu überlassen, die meisten Bewohner des Labyrinths zu töten. Er denkt, dass alle, bis es zu einem Aufstand wegen der Nahrungsmittelknappheit kommt, so schwach sein werden, dass seine Soldaten keine Probleme mit uns haben werden. Er denkt, dass die Sa'kagé zu passiv und zu gierig seien, um ihn aufzuhalten. Er beabsichtigt, uns zu spalten, indem er uns Brocken von seinem Tisch hinwirft, damit wir einander vernichten. Das Komische ist«, fügte Jarl hinzu, »dass er recht hat. Wir haben erfahren, dass er im Frühling eine weitere Armee und einige tausend Siedler herbringen will, allesamt Männer. Er beabsichtigt, alle Bewohner des Labyrinths zu töten, bis auf euch. Wieder werdet ihr diejenigen sein, die sich glücklich schätzen können. Ihr werdet mit dem Khalidori verheiratet werden, der euch kauft.

Nun werden die Khalidori sich vielleicht ändern und aufhören mit den Schlägen und den Demütigungen im Schlafzimmer, sobald ihr ihre Ehefrauen seid. Ursuul erwartet, dass ihr solche Feiglinge seid, dass ihr euch an diese kranke Hoffnung klammern werdet. Er erwartet, dass kranke Hoffnung euch lähmen wird, bis es zu spät ist, bis eure Männer tot, eure Freunde in alle Himmelsrichtungen verstreut sind und die Stärke der Sa'kagé gebrochen ist. In einem Jahr werdet ihr euren neuen khalidorischen Ehemännern Söhne gebären und das Glück haben zuzusehen, wie sie sich in Ungeheuer verwandeln, die ihre Ehefrauen so behandeln, wie ihre Väter euch behandeln. Es wird normal sein. Ihr werdet Töchter gebären, die denken werden, es sei normal, getreten und angespuckt und gezwungen werden, zu ... Nun, ihr kennt all die Dinge, zu denen man sie zwingen wird. Eure Töchter werden keinen Widerstand leisten. Sie werden sich eure Feigheit ansehen und glauben, dies sei das Los einer Frau. Es wird normal sein. Das ist es, was der König erwartet, und bisher hatte er in

allen Punkten recht.«

Jarl hatte jetzt ihre volle Aufmerksamkeit. Er konnte das Entsetzen in ihren Augen sehen. Die meisten Huren dachten nur an das Heute. Sie waren nicht dumm. Sie wussten, dass sie nicht für alle Ewigkeit zwischen den Laken arbeiten konnten, aber weil sie keine guten Möglichkeiten für die Zukunft sahen, beschlossen sie, überhaupt nicht an die Zukunft zu denken. Es war zu niederschmetternd.

Diese Frauen wollten nur überleben. Indem er das Schreckensbild entwarf, dass sie ihre Töchter in das gleiche Leben hineingebären würden, zwang er sie, über sich selbst hinauszudenken, über den heutigen Tag. Und Jarl hatte nicht gelogen. Diese Frauen würden es noch am besten haben. Wenn er den Frauen klarmachen konnte, wer am meisten zu verlieren hatte, war die halbe Schlacht gewonnen.

»Für jeden von uns, für jede von euch und für mich, haben sich die Dinge während der letzten Monate verändert. Jetzt sage ich, es ist an der Zeit, dass die Dinge sich für uns alle zusammen ändern. Ich sage, es ist an der Zeit, dass die Sa'kagé sich verändern. Wir waren im Krieg, und wir haben verloren. Wisst ihr, warum? Weil wir nicht gekämpft haben. Die Khalidori wollen, dass wir still und leise sterben? Zur Hölle mit ihnen. Wir werden mit Methoden kämpfen, die sie noch nie erlebt haben. Die Khalidori wollen uns aushungern? Zur Hölle mit ihnen. Wenn wir Gras schmuggeln können, können wir auch Korn schmuggeln. Sie wollen eure Männer töten? Wir werden sie verstecken. Sie wollen plündern? Wir werden wissen, wo sie hingehen, bevor sie es tun. Sie wollen Glücksspiele? Wir werden sie betrügen. Sie wollen trinken? Wir werden in ihr Bier pinkeln.«

»Was können wir tun?«, fragte eins der Mädchen. Es war eine verabredete Frage.

Er lächelte. »Im Augenblick? Ich will, dass ihr träumt. Ich will, dass ihr nachdenkt – nicht darüber, wie wir zu dem Zustand zurückkehren können, den wir vor dem Erscheinen Khalidors hatten –, ich will, dass ihr von etwas Besserem träumt. Ich will, dass ihr von einem Tag träumt, an dem eine Geburt im Labyrinth keine Garantie für ein Sterben im Labyrinth ist. Ich will, dass ihr davon träumt, eine zweite Chance zu bekommen, und was aus dieser Stadt und diesem Land werden könnte, wenn alle eine zweite Chance bekämen. Träumt davon, eure Kinder in einer Stadt großzuziehen, in der sie nicht ständig Angst

haben müssen. Einer Stadt ohne korrupte Richter oder den Wucher der Sa'kagé. Eine Stadt mit einem Dutzend Brücken über dem Plith und ohne einen einzigen Wachposten auf einer davon. Eine Stadt, in der Dinge anders sind – unserer wegen.

Ich weiß, dass ihr jetzt Angst habt. Eure Schicht beginnt in wenigen Minuten, und ihr müsst euch wieder diesen Mistkerlen stellen. Ich weiß es. Es ist in Ordnung, Angst zu haben, aber ich sage euch, seid im Innern tapfer. Die Zeit wird kommen, da ihr gebraucht werdet. Wenn die Edelleute diesen Krieg gewinnen und dieses Land zurückholen wollen, werden sie uns brauchen, und unsere Hilfe wird einen Preis haben. Und der Preis ist eine Stadt, die anders ist, und ihr und ich werdet entscheiden, inwiefern. Ihr und ich, wir haben diese Macht. Also können wir für den Augenblick so weitermachen wie gewöhnlich, oder wir können träumen und uns bereithalten. Von allen Menschen im Labyrinth, habt ihr, meine Damen, am meisten zu verlieren.« Er ging auf das Piratenmädchen Kaldrosa Wyn zu und berührte ihre Wange unter einem blau geschlagenen Auge.

»Aber erzähl mir, ist es das, wofür du deinen Ehemann aufgegeben hast? Eine Krone für ein blaues Auge, eine weitere, wenn sie dich so schwer verletzen, dass du am nächsten Tag nicht arbeiten kannst? Ist es das, was du verdient hast?«

Tränen rannen Kaldrosa über die Wangen.

»Ich sage: Hölle, nein. Du bist hierhergekommen, weil es das Beste war, was du tun konntest. Du bekommst eine Krone für ein blaues Auge, weil es das Beste ist, was Momma K aushandeln konnte. Als dein Shinga bin ich hier, um dir zu sagen, dass das Beste nicht gut genug ist. Wir haben in zu kleinen Kategorien gedacht. Wir haben versucht zu überleben, und was mich betrifft, ich habe es satt zu überleben. Wenn ich das nächste Mal einen Schmerzensschrei höre, will ich, dass er aus einer khalidorischen Kehle kommt.«

»Hölle, ja«, flüsterte eins der Mädchen.

Er konnte jetzt Leidenschaft in ihren Augen brennen sehen. Götter, sie sahen grimmig aus!

Jarl hob die Hand. »Für den Augenblick beobachtet nur und wartet. Seid bereit. Seid tapfer. Denn wenn unsere Chance, die Würfel zu rollen, kommt, werden wir betrügen, und wir werden drei Sechser werfen.«

»Schatz«, sagte Elene und schüttelte Kylar sanft. »Schatz, steh auf«

»Esel«, sagte er.

»Was?«

»EEEESSSEEELLL.«

Elene lachte. »Du siehst tatsächlich aus, als würde jemand auf dir sitzen«, bemerkte sie und umarmte ihn. Dann schnupperte sie und verzog das Gesicht.

»Und du stinkst auch ...«

»ESEL«, sagte er verletzt.

»Schatz. Wir müssen heute einkaufen gehen, erinnerst du dich?«

Er schnappte sich ein Kissen und zog es sich über den Kopf. Elene beugte sich vor, um nach dem Kissen zu greifen, aber Kylar ließ es nicht los. Also sang sie das Guten-Morgen-Lied. Es bestand aus den Worten *guten* und *Morgen*, siebenunddreißigmal wiederholt. Es war eins von Kylars Lieblingsliedern. »GUTEN Mor-gen, guten MOR-gen, guten Morgen, GUTEN Morgen ...«

»ESEL, Eselei, Esel, Eselei, Esel, Eselei«, sang Kylar in das Kissen.

Sie zog am Kissen, und Kylar packte sie und warf sie neben sich aufs Bett. Er war so stark und so schnell, dass sie keinen Widerstand leisten konnte. Er stieß das Kissen beiseite, rollte sich über sie und küsste sie.

»Uh, uh!«, sagte sie. Oh, seine Lippen fühlten sich gut an.

»Was?«, fragte er dreißig Sekunden später.

»Morgenmund«, erwiderte sie und verzog das Gesicht. Es war natürlich eine Lüge. So, wie seine Lippen sich anfühlten, hätte es sie nicht gekümmert, wenn er Mundgeruch gehabt hätte. Aber er hatte keinen. Sein Atem roch niemals schlecht. Er konnte Minzblätter kauen oder schimmeligen Käse, und sein Atem hatte dennoch keinen Geruch. Mit dem Rest seines Körpers war es genauso. Wenn man ihn mit Parfüm besprühte, verschwand es einfach. Wahrscheinlich hatte es etwas mit dem Ka’kari zu tun – das war zumindest seine Vermutung.

Jetzt lächelte er also sein gespieltes Raubtierlächeln. »Ich werd dir Morgenmund zeigen«, sagte er. Er kämpfte sich durch ihre rudenden Arme und küsste ihren Hals, dann ließ er die Lippen hinunterwandern und zog schließlich den Ausschnitt ihres Morgenrocks herunter, und sie ruderte nicht länger mit den Armen, und seine Lippen ...

»Ah! Einkaufen!« Sie rollte sich aus seinen Armen. Er ließ sie los.

Kylar warf sich wieder aufs Bett, und sie tat so, als richte sie ihr Kleid,

während sie die Muskeln seines nackten Oberkörpers bewunderte. Tante Mea war mit Uly ausgegangen. Das Haus war leer. Kylar sah zum Anbeißen aus, wenn sein Haar vom Schlaf zerdrückt war, und er war zauberhaft, und seine Lippen waren das Erstaunlichste auf der Welt. Ganz zu schweigen von seinen Händen. Sie wollte seine Haut auf ihrer spüren. Sie wollte die Hände auf seine Brust legen. Und umgekehrt.

Manchmal kuschelten sie am Morgen, während er noch kaum bei Bewusstsein war, und dies war zu ihrer Lieblingstageszeit geworden. Ein- oder zweimal war ihr Nachthemd während der Nacht hochgerutscht, und sie hatte in der Löffelstellung bei ihm gelegen, Haut auf Haut. Nun, vielleicht war ihr Nachthemd nicht ganz von allein hochgerutscht, und sie hätte es nicht gewagt, wenn sie nicht genau gewusst hätte, dass er in der Nacht zuvor stundenlang fort gewesen war und aufkeinen Fall aufwachen würde.

Bei dem bloßen Gedanken daran wurde ihr warm. Warum nicht?, fragte ein Teil von ihr. Es gab religiöse Gründe. Können ein Ochse und ein Wolf zusammen ins Joch gespannt werden? Sie wusste nicht einmal, ob Kylar an Gott glaubte. Er fühlte sich immer sichtlich unwohl, wenn sie darüber sprach. Ihre Ziehmutter hatte ihr geraten, ihre Entscheidungen zu treffen, bevor ihr Herz in eine Angelegenheit hineingezogen wurde, aber das war Wasser unter der Brücke und den Fluss hinunter und um die Biegung herum. Uly brauchte sie. Kylar brauchte sie, und sie war noch nie zuvor auf solche Weise gebraucht worden. Kylar gab ihr das Gefühl, schön und gut zu sein. Er gab ihr das Gefühl, eine Dame zu sein. Er gab ihr das Gefühl, eine Prinzessin zu sein. Er liebte sie.

Er war praktisch ihr Ehemann. Sie sagten, sie seien verheiratet, sie lebten zusammen, schiefen im selben Bett, handelten Uly gegenüber als Vater und Mutter. Wahrscheinlich war der einzige Grund, warum sie noch nicht mit Kylar geschlafen hatte, einfach dieser: In den meisten Nächten war sie, wenn er sie tatsächlich berührte, so müde, dass sie sich kaum bewegen konnte. Wenn er morgens versucht hätte, was er in der Nacht tat, hätte sie ihre Jungfräulichkeit binnen fünf Sekunden hergegeben. Sie konnte beinahe seinen Atem in ihrem Ohr spüren. Sie stellte sich vor, einige der Dinge zu tun, von denen Tante Mea so unbekümmert gesprochen hatte – Dinge, die ihr Gesicht hatten brennen lassen, die aber so wunderbar klangen. Sie fühlte sich so tollkühn, dass sie sogar wusste, was sie als Erstes versuchen würde.

Sagten die Schriften nicht: »Lass dein Ja Ja sein und dein Nein Nein«? Sie

hatte gesagt, sie sei Kylars Ehefrau. Er hatte gesagt, er sei ihr Mann. Sie würde mit ihm bei dem Ringmacher vorbeigehen, von dem Tante Mea ihr erzählt hatte, und sie konnten die Dinge später nach Art der Waeddryni offiziell machen. Danach.

Kylar saß im Bett, und sie lehnte sich an ihn, während ihre Hände sich zu den Schnüren ihres Morgenrocks bewegten. Sie öffnete ihn.

»Götter«, sagte Kylar und gab ihr einen schnellen Kuss auf die Wange, ohne sich weit genug umzudrehen, um den Rest von ihr sehen zu können. »Ich muss pinkeln wie ein Streitross.«

Er stand auf und begann sich anzuziehen. Einen Moment lang war Elene vollkommen erstarrt. Ihr Morgenrock war offen, ihr Körper entblößt.

»Was wollen wir denn einkaufen?«, fragte Kylar, während er sein Gewand über den Kopf zog.

Sie hatte ihr Kleid kaum zugeschnürt, als sein Kopf auch schon aus seinem Gewand lugte.

»Nun?«, fragte er.

»Was?« Sie fühlte sich, als hätte ihr gerade jemand einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf gegossen.

»Oh, Ulys Geburtstag, richtig? Wir kaufen ihr eine Puppe oder so etwas?«

»Ja, das ist es«, antwortete sie. Was hatte sie sich nur dabei gedacht?

Tenser erledigte seinen Auftrag durchaus gekonnt, ging es Vürdmeister Neph Dada durch den Kopf. An einer Stelle war es ihm sogar gelungen, Blut zu husten. Für den Augenblick würde man seine Darbietung als kaltblütigen Trotz in Erinnerung behalten. Sobald er entlastet war, würde man sein Benehmen als mutigen Trotz bezeichnen.

Der Mann, den Tenser angeblich ermordet hatte, der cenarische Baron Kirof, war nie gefunden worden. Aber aufgrund des Schwurs des cenarischen Hauptmanns der Wache, der gesagt hatte, er habe Tenser den Mord begehen sehen, wurde Tenser schnell schuldig gesprochen. Die Ankündigung seiner Strafe aus dem Mund des Gottkönigs persönlich war auf Erstaunen gestoßen. Der cenarische Adel hatte eine Geldstrafe erwartet, vielleicht eine Einkerkерung, bei der man die Zeit berücksichtigte, die er bereits abgesessen hatte, vielleicht eine Deportierung nach Khalidor. Dass man ihn ins Loch werfen wollte, hielten die Menschen für schlimmer als die Todesstrafe. Was natürlich der Sinn der Sache war.

Tenser konnte die Sa'kagé nicht gut infiltrieren, wenn er tot war oder deportiert wurde. Indem er für eine Zeit ins schlimmste Gefängnis des Landes geschickt wurde, würde er bei den Sa'kagé nie da gewesene Glaubwürdigkeit erringen. Wenn Baron Kirof wieder auftauchte – lebend –, würde Tenser entlastet sein, und er würde wieder die ganze Macht eines khalidorischen Herzogs haben – aber wichtiger noch, er würde so tun, als hege er wegen seiner zu Unrecht erfolgten Einkerkерung einen dauerhaften Hass gegen den Gottkönig. Herzog Tenser Vargun würde den Sa'kagé anbieten, was immer sie wollten. Und dann würde er sie von innen heraus zerstören.

Der Gottkönig hatte wie immer mehr als einen Plan. Indem er einen khalidorischen Herzog so streng bestrafe, zeigte er, dass er ein gerechter Herrscher war. Die Cenarier, die noch schwankten, würden darin einen weiteren Grund sehen, um sich zu ergeben. Sie würden zu ihrem Leben zurückkehren, und die Schlinge um den Hals der Rebellen würde enger werden, je mehr ihrer Freunde sie im Stich ließen.

Gleichzeitig würde die Nachricht von Tensers Einkerkерung alles andere überschatten, daher entließ er heute Dutzende von Kriminellen aus dem Schlund

und sperrte Hunderte mutmaßliche Rebellen ein. Angesichts der schockierenden Nachricht über Tenser würden die Leute kaum Notiz davon nehmen.

Nach der Urteilsverkündung begleitete Neph Tenser und die Wachen zum Loch.

Tenser sah ihn argwöhnisch an. Viele Khalidori hatten eine geringe Meinung von ihren Nachbarn aus dem schon lange einverlebten Lodricar, aber bei Tenser schien noch eine persönliche Antipathie dazuzukommen. »Was wollt Ihr?«

»Nur einige Neuigkeiten loswerden, die hilfreich sein könnten«, antwortete Neph. Er konnte sein Vergnügen nicht verbergen. »Baron Kirof ist verschwunden. Anscheinend hat jemand ihn entführt.«

Alles Blut wich aus Tensors Gesicht. Wenn der Baron unauffindbar war, würde er niemals aus dem Loch herauskommen.

»Wir werden ihn finden«, fuhr Neph fort. »Wenn wir ihn natürlich tot finden ...« Neph kicherte. Wenn Kirof tot war, war Vargun nutzlos. Wenn er nutzlos war, war er ein Versager. Wenn er ein Versager war, war er tot. Mit Magie öffnete Neph das eiserne Tor, das die Tunnel der Burg von denen des Schlunds trennte. »Mylord? Eure Zelle wartet.«

Jarl rieb sich die Schläfen. Sie hatten den ganzen Tag lang Gefangene verhört, die aus dem Schlund entlassen worden waren. Die Gefangenen hatten von dem Staatsstreich und der Invasion erst erfahren, nachdem alles vorbei war, als Hexer erschienen waren, um nach etwas zu suchen. Die Hexer waren unverrichteter Dinge wieder gegangen, daher schien es sich um nichts Wichtiges gehandelt zu haben. Wichtig war jedoch etwas anderes: Ein ehemaliger Bordellchef namens Whitey war wach gewesen, als zwei Wachposten einen Gefangenen zum Loch geführt hatten. Er war wach gewesen, und er war wach geblieben. Er schwor, dass weder die beiden Wachposten noch ihr Gefangener, ein großer, blonder, nackter Mann, wieder zurückgekommen waren.

Überdies hatte Whitey einen der Wachsoldaten erkannt, einen abscheulichen Mann, der auf Jarls Lohnliste gestanden hatte und den Jarl mit einer sehr speziellen Aufgabe in die Burg geschickt hatte. Die Hexer, die nach ihnen gekommen waren, waren weit in den Schlund gegangen, aber es hatte keine Kampfgeräusche gegeben, keine Hinweise darauf, dass sie jemanden gesehen hatten. Es war höchst seltsam, und Whitey konnte sich keinen Reim darauf

machen.

Jarl schickte Whitey fort. »Ist es möglich?«, fragte er Momma K.

»Was denkst du?«, gab sie die Frage zurück.

»Wovon redet Ihr?«, fragte Brant Agon.

»Es beweist, dass er länger gelebt hat, als wir dachten«, sagte Jarl.

»Und wir wissen, dass der Kopf, den sie aufgestellt haben, nicht seiner war«, bemerkte Momma K. »Das lässt tiefblicken.«

»Götter«, sagte Jarl.

»Was?«, fragte Brant. »Was?«

»Logan Gyre«, erwiderte Jarl.

»Was? Er wurde im Nordturm getötet«, erklärte Brant.

»Was würdet Ihr tun, wenn Ihr soeben tief unten im Schlund einen Wächter getötet und seine Kleider angezogen hättet und Ihr mehrere Hexer in Eure Richtung kommen sehen würdet? Es gibt nur einen Weg hinaus, und dieser Weg wurde von Hexern versperrt«, sagte Jarl.

Brant war wie vom Donner gerührt. »Ihr wollt doch nicht andeuten, dass Logan in das Loch gesprungen ist?«, fragte Brant. Er war selbst einmal unten im Loch gewesen.

»Ich sage, dass Logan Gyre vielleicht noch lebt«, antwortete Jarl.

»Moment mal«, sagte Momma K. Sie stand auf und begann, einen Stapel Papiere durchzusehen. »Wenn ich mich recht erinnere ... ah, hier. Erinnert mich daran, dass wir diesem Mädchen einen Bonus geben müssen. Sie hat einen Stammkunden, der gern prahlt. »Gorkhy wirft ihr Brot hinunter ins Loch und beobachtet, wie sie versuchen, es zu fangen, ohne selbst hineinzustürzen. Er sagt, mindestens drei der Gefangenen dort seien ...« Momma K räusperte sich, aber als sie weitersprach, war ihre Stimme ruhig. »... drei der Gefangenen dort seien während der Zeit, in der Gorkhy sie hungern ließ, von den anderen verzehrt worden.« Sie beschreibt »einen Riesen von einem Mann, der über zwei Meter groß ist. Er war mehrmals in der Lage, an Brot heranzukommen, das Gorkhy versucht hatte, direkt in das Loch zu werfen. Gorkhy hegt einen speziellen Hass gegen diesen Mann, den sie König nennen.« Momma K blickte auf »Dieser Bericht ist erst drei Tage alt.«

Alle drei lehnten sich zurück.

»Wenn dieser Gorkhy seinen Vorgesetzten von einem Riesen namens König erzählt ...«, murmelte Momma K.

»Wird Logan noch am gleichen Tag sterben«, sagte Jarl.

»Wir müssen ihn retten«, erklärte Brant.

Jarl und Momma K tauschten einen Blick.

»Wir müssen darüber nachdenken, wie das zu unserer Strategie passt«, sagte Momma K.

»Ihr denkt doch nicht daran, ihn dortzulassen?«, fragte Brant.

Momma K betrachtete eingehend ihre blutroten Nägel.

»Denn das kommt nicht in Frage«, fuhr Brant fort. »Er ist der Einzige, der das Land möglicherweise hinter sich vereinen könnte. Jarl, wenn Ihr wirklich tun wollt, was Ihr gesagt habt, ist dieser Mann Eure Chance. Wenn Ihr Logan rettet, wird er Euch Länder und Titel und einen Straßerlass geben. Erzählt mir also nicht, dass Ihr auch nur daran denkt, unseren König in dieser Hölle zu lassen.«

»Seid Ihr fertig?«, fragte Momma K. Er sagte nichts, aber sein Kiefer spannte sich an. »Wir denken daran. Wir denken daran, weil wir an alles denken. Das ist der Grund, warum wir siegen werden. Ich denke sogar daran, wie wir ihn retten könnten, falls wir es wollten. Habt Ihr schon angefangen, darüber nachzudenken, oder schwafelt Ihr immer noch darüber, wie nobel und gut Ihr sein werdet?«

»Verdammt, ich schwafele immer noch«, sagte er, aber er konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

Momma K schüttelte den Kopf und musste ebenfalls lächeln.

»Wie entwickeln sich Eure Männer, Brant?«, erkundigte sich Jarl.

»Ich werde gute Soldaten aus ihnen machen, wenn ich ein oder zwei Jahrzehnte Zeit habe.«

»Wie viele habt Ihr?«, fragte Jarl.

»Nein, nein«, sagte Momma K.

»Hundert«, antwortete Agon. »Dreißig wären vielleicht in einem Kampf von einem gewissen Nutzen. Zehn könnten ehrfurchtgebietend sein. Einige großartige Bogenschützen. Einer, der vielleicht einen drittklassigen Blutjungen abgeben würde. Alle undiszipliniert. Sie vertrauen einander noch nicht. Sie kämpfen jeder für sich.«

»Wir haben darüber noch nicht einmal geredet«, bemerkte Momma K.

Jarl sagte: »Betrachtet es als beredet. Wir tun es.«

Momma K öffnete den Mund. Jarl hielt ihrem Blick stand, bis sie

wegschaute. »Wie Ihr wollt, Shinga«, sagte sie.

»Ich nehme an, dass unsere Quelle nicht in der Lage wäre, Gorkhy dazu zu bringen, uns zu helfen?«

Momma K schaute auf das Papier, aber sie las es nicht einmal. »Nicht bei dieser Sache.«

Während Brant und Momma K verschiedene Möglichkeiten erörterten, wie man in den Schlund gelangen konnte, dachte Jarl nach. Er hatte sich vor zwei Wochen offenbart, und er predigte einem eifrigen Publikum. Die Menschen aus dem Labyrinth – die Karnickel, wie sie wegen ihrer großen Zahl, ihrer Ängste und ihres Labyrinths von Gassen abschätzig genannt wurden – wollten Hoffnung. Seine Botschaft war Wasser auf ausgedörrte Zungen. Rebellion klang großartig für Menschen, die nichts zu verlieren hatten. Aber indem er gesprochen hatte, hatte er zwangsläufig auch mit den Spionen des Gottkönigs gesprochen.

Er war bereits einem Mordversuch entgangen. Es würden weitere folgen. Wenn Jarl nicht einige Blutjungen einstellte, die ihn beschützten, würden sie ihn früher oder später kriegen.

»Ich gehe nach Caernarvon«, erklärte Jarl.

»Ihr lauft davon?«, fragte Brant.

»Wenn ich mit leichtem Gepäck reise, kann ich in einem Monat zurück sein.«

»Na schön, aber was bringt Euch das?«

»Noch einen Monat Leben?«, erwiderte Jarl mit einem Lächeln.

Momma K fragte: »Du denkst, dass er zurückkommen wird?«

Brant wirkte verwirrt.

»Logans wegen? Binnen eines Herzschlags«, antwortete Jarl.

»Wenn jemand Logan dort herausholen kann, dann er«, stellte Momma K fest.

»Wer?«, fragte Brant.

»Und sobald Hu Gibbet und die anderen Blutjungen hören, dass er dich beschützt, würde es mich nicht überraschen, wenn sie sich zurückzögen«, sagte Momma K.

»Wer? Wer?«

»Seit Durzo Blint tot ist, wahrscheinlich der beste Blutjunge in der Stadt«, erwiderte Jarl.

»Nur dass er nicht länger in der Stadt ist«, ergänzte Momma K.

»Schön, der Beste in dem Geschäft.«

»Nur dass er nicht länger im Geschäft ist.«

»Das wird sich ändern«, sagte Jarl.

»Wirst du jemanden mitnehmen?«, wollte Momma K wissen.

»Ihr versucht nur, mir eins auszuwischen, nicht wahr?«, fragte Brant.

»Nein«, erwiderte Jarl, ignorierte ihn und beantwortete Momma Ks Frage.

»Es sollte weniger auffällig sein, eine Person hinauszuschmuggeln.« Jarl wandte sich an Brant: »Brant, ich habe eine Aufgabe für Euch, während ich fort bin.«

»Ihr redet von Kylar Stern, nicht wahr?«

Jarl lächelte. »Ja. Seid Ihr ein ehrlicher Mann, General?«

Der General seufzte. »Überall, nur nicht auf dem Schlachtfeld.«

Jarl schlug ihm auf die Schulter. »Dann möchte ich, dass Ihr herausfindet, wie Logan Gyres Armee die Armee des Gottkönigs vernichten kann.«

»Logan hat keine Armee«, wandte Brant ein.

»Das ist Momma Ks Problem«, sagte Jarl.

»Wie bitte?«, fragte sie.

»Terah Graesin hat eine Armee. Ich will, dass Ihr herausfindet, wie sie zu Logans Armee werden kann.«

»Was?«, fragte Momma K.

»Wenn Ihr mich jetzt bitte entschuldigen würdet«, sagte Jarl. »Ich habe eine Verabredung in Caernarvon.«

»Bin ich gestorben und habe es nicht bemerkt?«, fragte Kylar. Er bewegte sich wieder durch den Todesnebel, und auf der Haut spürte er das vertraute Gefühl der Bewegung, ohne sich zu bewegen. Eine in einen Umhang gehüllte Gestalt stand dort, wo der Nebel endete, so ätherisch wie der Nebel selbst, und Kylar war davon überzeugt, dass es der Wolf war, aber er war nicht gestorben. Oder? Hatte ihn jemand im Schlaf getötet? Er hatte sich gerade erst niedergelegt ...

»Was ist das? Ein Traum?«, fragte Kylar weiter.

Der Mann im Umhang drehte sich um, und die Anspannung fiel von Kylar ab. Es war nicht der Wolf. Es war Dorian Ursuul.

»Ein Traum?«, fragte Dorian. Er blinzelte Kylar durch den Nebel an. »Ich vermute es, wenn es sich auch um eine seltsame Art von Traum handelt.« Er lächelte. Er war ein Mann von angenehmem Äußeren. Schwarzes Haar, intelligente blaue Augen und ausgeglichene Züge. »Wie kommt es, mein schattenschreitender Freund, dass wir Träume nicht fürchten? Wir verlieren das Bewusstsein, verlieren die Kontrolle, Dinge geschehen ohne ersichtliche Logik. Freunde erscheinen und verwandeln sich in Fremde. Eine Umgebung verändert sich abrupt, und wir hinterfragen es selten. Wir fürchten Träume nicht, aber wir fürchten Wahnsinn, und der Tod macht uns schreckliche Angst.«

»Was zur Hölle ist hier los?«, fragte Kylar.

Dorian grinste. Er musterte Kylar von Kopf bis Fuß. »Erstaunlich. Du siehst genauso aus wie immer, aber du bist vollkommen verändert, nicht wahr?«

Götter, waren erst wenige Monate vergangen, seit er Dorian kennengelernt hatte?

»Du bist zu einem bemerkenswerten Mann geworden, Kylar. Du hast an Würde gewonnen. Du bist zu einer Kraft geworden, mit der man rechnen muss, aber dein Geist hat deine Macht noch nicht eingeholt, nicht wahr? Die Verbesserung deiner Identität kostet dich Zeit. Das ist verständlich. Nicht viele Menschen müssen eine Vaterfigur töten und am gleichen Tag unsterblich werden.«

»Komm zur Sache.« Dorian wusste immer zu viel. Es war beunruhigend.

»Dies ist ein Traum, wie du gesagt hast. Und ja, ich habe dich tatsächlich gerufen. Es ist ein hübsches Stückchen Magie, das ich soeben entdeckt habe. Ich

hoffe, ich erinnere mich daran, wenn ich aufwache. Falls ich aufwache. Ich bin mir nicht sicher, ob ich schlafe. Ich bin in einem meiner kleinen Tagträume. Dort bin ich jetzt schon seit langer Zeit. Mein Körper ist in Schreiende Winde. Khali kommt. Die Garnison wird fallen. Ich werde überleben, aber mich erwarten schlimmere Tage. Ich habe meine eigene Zukunft betrachtet, Kylar, etwas, das sehr gefährlich ist. Ich habe einige Dinge erfahren, die dazu führten, dass ich den Mut verlor und aufhörte hinzuschauen. Während ich also meinen Mut wieder zusammengenommen habe, bin ich dir gefolgt. Ich habe gesehen, dass du jemanden brauchst, zu dem du ehrlich sein kannst. Graf Drake oder Durzo wären besser gewesen, aber sie sind natürlich nicht hier, deshalb bin ich erschienen. Selbst die Meister des Todes brauchen Freunde.«

»Ich bin kein Meister des Todes mehr. Ich habe das aufgegeben.«

»In meinen Visionen«, fuhr Dorian fort, als hätte Kylar nichts gesagt, »sehe ich mich selbst, wie ich an einen Ort komme, an dem mein Glück nur eine Lüge entfernt wartet. Ich werde in die Augen der Frau blicken, die ich liebe und die auch mich liebt, und wissen, dass sie am Boden zerstört sein wird, ganz gleich, ob ich lüge oder die Wahrheit sage. In diesem Punkt sind wir Brüder, Kylar. Der Gott gibt geringeren Männern einfachere Probleme. Ich bin hier, weil du mich brauchst.«

Kylars Ärger löste sich auf. Er blickte in den Nebel. Der ganze Ort erschien ihm als eine passende Metapher für sein Leben – gefangen im Zwilicht, ohne etwas Eindeutiges, etwas Greifbares, ohne einen einfachen Pfad.

»Ich versuche mich zu ändern«, sagte Kylar, »aber ich schaffe es nicht. Ich dachte, ich könnte einfach mit meiner Vergangenheit brechen und weiterziehen, und die Sache wäre erledigt. Ich betrete einen Raum, und ich kundschafe ihn aus. Ich halte Ausschau nach Ausgängen, registriere, wie hoch die Decken sind, überprüfe potenzielle Bedrohungen, wie gut die Haftung auf dem Boden ist. Wenn ein Mann mich aus einer Gasse anstarrt, überlege ich, wie ich ihn töten werde – und es fühlt sich gut an. Ich habe das Gefühl, die Dinge unter Kontrolle zu haben.«

»Bis?«, fragte Dorian.

Kylar zögerte. »Bis es mir wieder einfällt. Ich muss mich dazu zwingen zu denken, dass meine Instinkte falsch sind. Und dann hasse ich das, wozu ich geworden bin.«

»Und wozu bist du geworden?«, fragte Dorian.

»Zu einem Mörder.«

»Du bist ein Lügner und ein Meister des Todes, aber du bist kein Mörder, Kylar.«

»Hm, danke.«

»Was ist der Nachtengel, Kylar?«

»Das weiß ich nicht. Durzo hat es mir nie gesagt.«

»Pferdescheiße. Warum vertraust du dir selbst nicht? Warum bittest du Elene nicht, dir zu vertrauen? Warum vertraust du ihr die Wahrheit nicht an?«

»Sie würde es niemals verstehen.«

»Woher weißt du das?«

Was war, wenn sie es doch verstand? Was, wenn sie ihn, sobald sie ihn durch und durch bis in die Tiefen kannte, zurückwies? Was würde das mit ihm machen?

»Ihr beide seid so jung, dass ihr nicht wisst, wo der Kopf sitzt und wo der Arsch«, sagte Dorian. »Aber *du* fängst an, dich selbst kennenzulernen. Elene hat eine winzige Schachtel als ihren Glauben akzeptiert, und du befindest dich weit außerhalb dessen, was sie über den Gott weiß. Sie hat die Arroganz der Jugend, die ihr sagt, dass das, was sie über den Gott weiß, alles ist, was es über Ihn zu wissen gibt. Sie liebt dich, daher will sie, dass du mit ihr in dieser Schachtel bleibst. Doch diese Schachtel ist zu klein für dich. Du kannst einen Gott nicht verstehen, der nur Barmherzigkeit ist und keine Gerechtigkeit. Dieser niedliche, flauschige Gott, der sich im Labyrinth keine zwei Minuten lang halten würde, nicht wahr? Nun, es ist mir unangenehm, dir das zu sagen, aber Elene ist achtzehn. Was sie über den Gott weiß, ist nicht besonders viel.

Kylar, ich glaube nicht, dass der Gott dich abstoßend findet. Das Grauen ist Folgendes: ungeheure Macht in der einen Hand zu halten und ein starkes Moralgefühl in der anderen und absolut kein Fundament, auf dem man stehen kann. Während der letzten Monate hast du versucht, Elenes moralische Schlussfolgerungen zu akzeptieren, während du ihre Prämissen zurückweist. Und du sagst, sie sei nicht logisch? Wo stehst du, Schatten im Zwielficht?

Du musst Entscheidungen treffen, aber hier ist noch eine harte Wahrheit: Du *kannst* nicht sein, was immer du sein willst. Die Liste der Dinge, die du niemals sein wirst, ist lang – selbst wenn du ewig lebst. Willst du wissen, was ganz oben steht? Der milde Kräuterkundige. Du bist so zahm wie ein Wolf, Kylar – und das ist es, was Elene an dir liebt, und das ist es, was sie an dir

fürchtet. Du kannst ihr nicht weiterhin sagen, dass alles gut sei, dass diese Verkleidung der Mann ist, der du wirklich bist. Das ist nicht wahr. Warum vertraust du Elene nicht genug, um sie zu bitten, den Mann zu lieben, der du wirklich bist?«

»Weil ich ihn hasse!«, brüllte Kylar. »Weil er das Töten liebt! Weil Elene das Böse nicht versteht, und er versteht es sehr wohl. Weil er sich niemals so lebendig fühlt wie dann, wenn er in Blut gebadet ist. Weil er ein Virtuose mit dem Schwert ist und ich liebe, was er tun kann. Weil er der Nachtengel ist, und der Engel ist in der Nacht, und die Nacht ist in mir! Weil er der Schatten ist, der wandelt. Weil er glaubt, dass einige Menschen nicht gerettet, sondern nur aufgehalten werden können. Weil ich, wenn er einen bösen Menschen tötet, nicht nur die Freude der Meisterschaft verspüre, ich spüre die Freude der ganzen Welt über die Vergeltung – ein böser Mensch ist ein Affront, und ich lösche den Schandfleck aus. Ich bringe das Ungleichgewicht ins Gleichgewicht. Er liebt das – und um diesen Mann zu verstehen, müsste Elene die Unschuld verlieren, die ich an ihr liebe.«

»Dieser Mann«, sagte Dorian und stieß Kylar gegen die Brust, »und dieser« – er stieß Kylar gegen die Stirn – »sind auf dem Weg in den Wahnsinn. Lass dir das von jemandem gesagt sein, der Bescheid weiß.«

»Ich kann mich ändern«, entgegnete Kylar, aber seine Stimme klang hoffnungslos.

»Ein Wolf mag ein Wolfshund werden, Sohn, aber er wird niemals ein Schoßhund sein.«

»Wir befinden uns im Krieg«, sagte Sprecherin Istariel Wyant. Ihre Stimme war nasal, ihr Akzent hochaltaerisch. Sie liebte es, solche Feststellungen zu machen.

Ariel zwängte ihre Körperfülle auf einen zu kleinen Stuhl im Büro der Sprecherin, hoch oben im Alabaster-Seraph. Sie schnaufte vom Aufstieg die Treppe hinauf *Eine Mahlzeit am Tag, bis ich es hier heraufschaffe, ohne zu keuchen. Eine.*

Manchmal hasste Ariel Fleisch, hasste es, an etwas so Schwaches und Bedürftiges gekettet zu sein. Es brauchte so viel Pflege, so viel sklavisches Hingabe und wollte so sehr verhätschelt werden. Es war eine ständige

Ablenkung von wichtigeren Dingen wie zum Beispiel der Frage, was die Sprecherin von ihr wollte.

Istariel Wyant war eine hochgewachsene, herrische Frau mit einer Patriziernase und Brauen, die sie zu dünnen Linien zupfte. Sie hatte knotige Gelenke, die sie eher schlaksig als gertenschlank wirken ließen, und trotz ihres verkniffenen, mittelalten Gesichts hatte sie das schönste lange blonde Haar, das Ariel je bei einer Frau gesehen hatte. Istariel liebte ihr Haar. Nicht wenige der Schwestern tuschelten, dass sie irgendeine verlorene Magie wiederentdeckt haben müsse, um es so dicht und glänzend zu machen. Es war natürlich nicht wahr, Istariels Mutter hatte das gleiche Haar gehabt. Es war einer der Gründe, warum ihr Vater sie nach dem Tod von Ariels Mutter geheiratet hatte. Außerdem verfügte Istariel gar nicht über so viel Magie.

»Bei diesem Krieg geht es nicht einfach darum, was es bedeutet, eine Maja zu sein, sondern darum, was es bedeutet, eine Frau zu sein.«

Als sie den unverhohlenen ironischen Ausdruck auf Ariels Gesicht sah, änderte Istariel ihre Taktik. »Wie ist es dir ergangen, Schwester?«

Natürlich wurde jede volle Maja als Schwester angeredet, aber Istariel gab dem Wort eine gewisse Wärme. Wenn sie es in Bezug auf Ariel benutzte, ging das Wort »Schwester« zurück auf die angeblich friedvollen Tage ihrer gemeinsamen Jugend vor etwa fünfzig Jahren. Ganz eindeutig, Istariel wollte etwas.

»Gut«, antwortete Ariel.

Istariel versuchte es tapfer noch einmal. »Und welche Fortschritte machen deine Studien?«

»Die letzten zwei Jahre waren wahrscheinlich eine absolute Verschwendung«, erwiderte Ariel.

»Immer noch dieselbe alte Ariel.« Istariel bemühte sich um einen unbeschwerten Tonfall, als sei sie erheitert, aber sie gab sich nicht genug Mühe, um überzeugend zu klingen. Wahrscheinlich dachte sie, dass Ariel eine raffiniert dosierte soziale Kränkung nicht wahrnahm, weil sie selbst keine benutzte.

Als sie noch jünger gewesen waren und Ariel sich mehr dafür interessiert hatte, was ihre aristokratische *jüngere* kleine Schwester von ihr hielt, war es für sie eine bittere Ironie gewesen. Die beinahe geniale Begabung, mit der Istariel sofort die Männer und Frauen um sie herum verstand, hatte sich nie auf Ariel erstreckt, mit der sie so viel Zeit verbrachte. Wenn Istariel sie anschaute, sah sie

Ariels breites, bäuerliches Gesicht und die dicken Bauerngliedmaßen, ihren Mangel an gesellschaftlichem Schliff und an Anteilnahme an den wichtigen Dingen – Privilegien, Macht und Stellung –, und sie sah eine Bäuerin. Istariel dachte, sie verstehe Ariel, daher hatte sie aufgehört, überhaupt über sie nachzudenken. Jetzt gestattete sie sich sogar, einen schnellen Blick auf Ariels Körper zu werfen.

»Ja, ich bin fett geworden«, sagte Ariel.

Istariel errötete. *Wie sie es hassen muss, dass ich ihr immer noch das Gefühl geben kann, ein Kind zu sein.* »Nun«, begann Istariel, »ich ... ich nehme an, du hast ein klein wenig ...«

»Und wie geht es dir, Sprecherin?«, unterbrach Ariel sie. Wie kam es, dass sie die vierundachtzig Variationen des symbolinischen Gewebes meistern konnte, aber nicht imstande war, Konversation zu machen? Gewiss sollte leichtes Geplauder sich auf vielleicht einige hundert typische Fragen reduzieren lassen, die sich dann je nach den Antworten des Gesprächspartners, der eigenen Kenntnis von ihm, der eigenen Position im Verhältnis zu ihm und den gerade aktuellen Ereignissen zu Konservationsbäumen verzweigen ließen.

Der richtige Zeitpunkt der Fragen und die Länge der eigenen Antworten würden ebenfalls studiert werden müssen, aber auch viele Schüsse des Gewebes verlangten eine genaue Bestimmung des richtigen Zeitpunkts, und Ariels Rhythmus war perfekt. Man musste vielleicht die physikalische Umgebung mit einbeziehen: Im Büro der Sprecherin würde man anders reden als in einer Taverne. Zu den Studienfeldern konnte die Frage zählen, wie man mit Ablenkungen umging, welches Maß an Blickkontakt oder körperlicher Berührung geziemend war, man konnte kulturelle Variationen berücksichtigen und natürlich die unterschiedliche Art, mit Männern und Frauen zu sprechen, unterteilt je nachdem, ob man selbst ein Mann oder eine Frau war. Ariel nahm an, dass man auch Kinder in das Studium einschließen müsste, und es wäre wichtig festzulegen, wie man mit Personen sprach, zu denen man in verschiedenen Abstufungen der Freundschaft oder des Interesses stand, sei es romantischer oder anderer Natur. Oder vielleicht nicht? Sollte man mit einer Frau, von der man dachte, dass man sich mit ihr vielleicht gern anfreunden würde, anders plaudern als mit einer Frau, an der man kein Interesse hatte? Gab es gesellschaftlich akzeptable Möglichkeiten, langweilige Gespräche abzukürzen?

Diese Überlegung entlockte Ariel ein Lächeln. In ihren Augen wäre die

Abkürzung langweiliger Gespräche ein gewaltiges Plus.

Trotzdem hatte das Projekt im Ganzen wenig mit Magie zu tun. Vielleicht gar nichts. Tatsächlich kam sie zu dem Schluss, dass dieses Studium zwar lohnend wäre, aber eine schlechte Benutzung ihrer eigenen Gaben darstellen würde.

»Du hörst eigentlich gar nicht zu, oder?«, bemerkte Istariel. Ariel wurde bewusst, dass ihre Schwester eine ganze Weile geredet hatte. Es war alles bedeutungslos gewesen, aber Ariel hatte vergessen, so zu tun, als achte sie auf ihre Worte. »Tut mir leid«, erwiderte sie.

Istariel machte eine wegwerfende Handbewegung, und Ariel wurde klar, dass Istariel beinahe darüber erleichtert war, dass Ariel sich wieder so benahm, wie es von ihr erwartet wurde – Ariel, das geistesabwesende, ahnungslose Genie, großes Gehirn und noch größere Magie und sonst nichts. Es gab Istariel die Möglichkeit, sich überlegen zu fühlen. »Ich habe dich zum Nachdenken gebracht, nicht wahr?«, fragte Istariel.

Ariel nickte.

»Worüber?«

Sie schüttelte den Kopf, aber Istariel zog eine Augenbraue hoch. Es war der Ich-bin-die-Sprecherin-Blick. Ariel verzog das Gesicht.

»Ich habe darüber nachgedacht, wie schlecht ich bin, wenn es darum geht, Konversation zu machen, und ich habe mich gefragt, warum das so ist«, erklärte Ariel.

Istariel grinste – sie hätten geradeso gut wieder junge Mädchen sein können. »Und du hast dir einen Studiengang zu dem Thema überlegt?«

Sie runzelte die Stirn. »Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass ich die falsche Person für die Aufgabe wäre.«

Istariel schnaubte laut. Es war aufreizend. Istariel war eine Schnauberin. »Was hast du gesagt?«, fragte Ariel. Sie versuchte, interessiert zu wirken. Istariel, wenn auch herablassend und eine Schnauberin, war die Sprecherin.

»Oh, Ariel, es interessiert dich nicht, und du bist nicht sehr gut darin, so zu tun, als würde es dich doch interessieren.«

»Du hast recht, es interessiert mich nicht. Aber dich interessiert es, also kann ich höflich zuhören.«

Istariel schüttelte den Kopf, als könnte sie Ariels Benehmen nicht fassen, aber sie beruhigte sich und hörte – barmherzigerweise – auf zu schnauben. »Vergiss

es. Der Krieg, von dem ich gesprochen habe? Einige der jüngeren Schwestern wollen einen neuen Orden gründen.«

»Noch ein Haufen Frauen, die dem alitaerischen Abkommen abschwören und Kriegsmagae werden wollen?« Was für eine Verschwendung. Sie verbrachten ihre Zeit mit dem Versuch, die Regeln zu verändern, statt sie zu ignorieren und sie zu etwas rein Akademischem zu machen.

»So einfach ist das nicht. Diese Frauen schlagen vor, sich selbst die Leibeigenen zu nennen.«

»Meine Güte.«

Neulinge durften nicht heiraten, aber viele Schwestern beschlossen irgendwann, es doch zu tun. Darum kehrten die meisten in ihre Heimat zurück oder dorthin, wo ihre Ehemänner lebten. Einige blieben weiterhin in der Chantry, aber nur wenige stiegen in hohe Ränge auf. Häufig war es einfach eine praktische Entscheidung: Die Frauen fanden, dass sie wegen ihrer Kinder, ihrer Ehemänner und ihrer Häuser lieber ihre ganze Zeit bei ihren Familien verbringen sollten.

Doch manchmal wollten ehrgeizige Schwestern alles. Sie wollten mit der Chantry und mit einem Mann verheiratet sein. Sie stiegen niemals so hoch auf, wie sie es ihrer Meinung nach verdienten, denn oberhalb eines gewissen Rangs wollten die Schwestern Anführerinnen, für die die Chantry ihre einzige Familie war. Die Frauen, die eine Familie für den Seraph opferten, betrachteten es als ihr Recht, vor jenen befördert zu werden, die nur die halbe Arbeit taten, ganz gleich, wie sehr sie dabei brillierten. Diese Einstellung erstreckte sich sogar auf verheiratete, aber selbst kinderlose Schwestern, denn auch von ihnen glaubte man, dass sie irgendwann alles wirklich Wichtige liegen lassen würden, um sich um ihren Mann und möglicherweise dessen Bälger zu kümmern, wie jede Bauernfrau es tat. Die Schwestern nannten sie unter sich Leibeigene, freiwillige Haushälterinnen und Zuchtstuten für Männer, und sie sagten, die Leibeigenen vergeudeten die Zeit und das Geld der Chantry und – was das Schlimmste war – ihre eigenen Talente. Im Allgemeinen wurde den Bemerkungen nicht widersprochen, weil die überwältigende Mehrheit der Schwestern in der Chantry alleinstehend war. Entweder waren sie Lehrerinnen, oder sie waren Schülerinnen. Es galt als rüde, eine verheiratete Schwester in deren Anwesenheit als Leibeigene zu bezeichnen, aber es kam vor.

Wenn die verheirateten Schwestern einen Orden gründeten – und Ariel konnte

nicht erkennen, wie man ihnen dies verwehren könnte -, würden sie über ungeheure Macht verfügen. Zu ihnen zählten mehr als die Hälfte aller Schwestern. Wenn sie zu einer Einheit wurden, würden die Dinge sich radikal verändern.

»Es ist natürlich eine List«, fuhr die Sprecherin fort. »Die meisten der ... verheirateten Schwestern sind nicht militant genug, um sich hinter einem solchen Namen zu versammeln. Es ist lediglich ein Schuss vor den Bug, um uns wissen zu lassen, dass sie es ernst meinen.«

»Was wollen sie?«, fragte Ariel.

Istariel blinzelte. »Viele Dinge, aber eine der vorrangigen Forderungen ist die Gründung einer neuen Schule der Magie. Einer Schule, die mit unseren Traditionen bricht.«

»Wie groß wäre der Bruch?«

»Sie wollen eine Männerschule, Ariel.«

Das war mehr als ein Bruch mit der Tradition. Es war eine umwälzende Neuerung.

»Wir glauben, dass einige von ihnen bereits mit Magi verheiratet sind.«

»Was soll ich tun?«, fragte Ariel sofort.

»In dieser Angelegenheit?«, sagte Istariel. »Gar nichts. Himmel, nein. Verzeih mir, Schwester, aber du bist die letzte Person, die da helfen könnte. Es erfordert ein feinsinnigeres Vorgehen. Ich habe etwas anderes für dich. Die Anführerin der verheirateten Schwestern ist Eris Buel. Ich kann mich ihr nicht direkt widersetzen. Ich brauche jemanden, der ehrgeizig, angesehen und jung ist, um unser Banner hochzuhalten.«

Was Ariel natürlich ausschloss. »Du beschreibst vielleicht ein Drittel unserer Schwestern oder würdest es tun, wenn du das Wort skrupellos hinzufügest.«

Istariels Augen wurden zuerst heiß und dann kalt. Ariel wusste, dass sie zu weit gegangen war, aber Istariel würde deswegen nichts unternehmen. Sie brauchte sie. Außerdem hatte Ariel ihre Bemerkung nicht in erster Linie gemacht, weil sie zutreffend war, sondern eher um des Sekundenbruchteils willen, den Istariels Blick entweder schuldbewusst sein würde oder nicht. Er war es gewesen.

»Ari, nicht einmal du darfst so mit mir sprechen.«

»Was willst du?«, fragte Ariel.

»Ich will, dass du Jessie al'Gwaydin in die Chantry zurückholst.«

Ariel dachte darüber nach. Jessie al'Gwaydin wäre ein idealer Stein, um Eris Buel damit zu zerquetschen. Sie war alles, was die Chantry liebte: kultiviert, gutaussehend, intelligent, von nobler Geburt und bereit, ihre Pflicht zu tun, um bis ganz nach oben aufzusteigen. Sie verfügte über keine schrecklich große Magie, aber sie würde eines Tages vielleicht eine gute Anführerin abgeben, falls ihr jemand ein wenig Vernunft einprügelte.

»Sie studiert in Torras Bend den Dunklen Jäger«, sagte Istariel. »Ich weiß, es ist gefährlich, aber ich habe sie hinreichend gewarnt, um mir sicher zu sein, dass sie nichts Voreiliges tun wird.« Istariel lachte leise. »Tatsächlich habe ich ihr damit gedroht, dich hinter ihr her zu schicken, falls sie nicht brav ist. Ich bin davon überzeugt, dass sie sich ungeheuer freuen wird, dich zu sehen.«

»Und wenn sie tot ist?«, hakte Ariel nach.

Istariels Grinsen verblasste. »Finde jemanden für mich, den die Leibeigenen nicht ignorieren können. Jemanden, der tun wird, was getan werden muss.«

In dieser Zweideutigkeit lag ein erschreckend großer Spielraum. Aber Spielraum konnte man in beide Richtungen benutzen, und Tatsache war, dass Ariel gern in das Unternehmen eingeschlossen werden wollte. *Oh, Schwester, du spielst mit einem furchtbaren Feuer. Warum benutzt du mich dafür?* »Abgemacht«, sagte Ariel.

Istariel bedeutete ihr, dass sie entlassen sei, und Ariel ging zur Tür. »Oh«, bemerkte Istariel, als hätte sie es beinahe vergessen, »wen auch immer du mitbringst, sieh zu, dass sie verheiratet ist.«

Kylar stand draußen vor dem Laden und schloss gerade ab, als er spürte, dass er beobachtet wurde. Er bog unbewusst die Finger, um die Messer zu überprüfen, die an seine Unterarme gebunden waren, aber da waren keine Messer. Er schloss die großen Läden über der Theke, wo sie ihre Waren auslegten, und machte sich an dem Schloss daran zu schaffen. Plötzlich fühlte er sich sehr verletztbar.

Es war nicht die Waffenlosigkeit, die ihm dieses Gefühl bescherte. Ein Blutjunge war eine Waffe. Er fühlte sich verletztbar wegen seines Schwurs. Kein Töten, keine Gewalt. Was blieb ihm dann noch?

Wer immer es war, er stand im Schatten der schmalen Gasse, die neben dem Laden abzweigte. Kylar hatte keinen Zweifel, dass der Betreffende darauf wartete, dass er zur Vordertür ging, die nur wenige Schritte von dieser Gasse entfernt war. Mit seiner Magie könnte er durch die Tür gelangen und sie verschließen – und seine Fähigkeiten damit verraten. Oder er könnte weglaufen – und Uly schutzlos zurücklassen.

Im Ernst. Bevor es eine Frau in seinem Leben gegeben hatte, waren die Dinge so einfach gewesen.

Kylar ging auf die Tür zu. Der Mann war zerzaust und trug Lumpen, und er hatte die blutunterlaufenen Augen und die Zahnlücken eines Süchtigen. Die Messer, die der Ladeshi in Händen hielt, wirkten jedoch durchaus funktionsfähig. Er sprang aus der Gasse hervor. Kylar erwartete, dass der Mann Geld verlangen würde, aber das tat er nicht.

Stattdessen griff er sofort an, wobei er wie ein Wahnsinniger schrie. Es klang, als sagte er: »Töte mich nicht! Töte mich nicht!« Auf Kylars erste Bewegung hin schlug der Süchtige der Länge nach auf den Boden. Verwirrt lehnte Kylar sich an die Mauer. Der Mann rappelte sich hoch und kam auf ihn zugestürmt. Kylar wartete. Und wartete. Dann bewegte er sich abrupt. Der Süchtige krachte gegen die Mauer.

Nachdem er die Dolche des blutenden Mannes weggetreten hatte, rollte Kylar ihn mit einem Fuß herum.

»Töte mich noch nicht«, sagte der Mann und schnaubte durch das Blut, das ihm aus der Nase floss. »Bitte, Unsterblicher. Töte mich noch nicht.«

»Ich habe Euch ein Geschenk mitgebracht«, sagte Gwinvere.

Agon blickte von dem auf, was er gerade schrieb. Es war eine Liste der Stärken und Schwächen ihrer taktischen Situation im Labyrinth. Bisher war es eine niederschmetternde Liste. Er stand vom Tisch auf und folgte Gwinvere in das Nebenzimmer ihres Hauses, wobei er versuchte, nicht daran zu denken, wie gut sie roch. Es schnitt ihm ins Herz.

Ihr Esstisch war bedeckt mit einem Tuch, unter dem sich zehn Höcker abzeichneten.

»Wollt Ihr es nicht aufmachen?«, fragte Gwinvere.

Agon zog eine Augenbraue hoch und sah sie an; sie lachte. Er nahm das Tuch von der Tischplatte und sog scharf die Luft ein.

Auf dem Tisch lagen zehn unbespannte Kurzbögen. Sie waren verziert mit einfachen, beinahe primitiven Schnitzereien von Männern und Tieren, größtenteils Pferden.

»Gwinvere, das hättet Ihr nicht tun sollen.«

»Das sagen meine Buchhalter auch.«

Er nahm einen der Bögen in die Hand und versuchte, ihn zu biegen.

»Vorsicht«, mahnte sie. »Der Mann, der ... diese Bögen geliefert hat, meinte, Ihr müsstet sie eine halbe Stunde über einem Feuer erwärmen, bevor Ihr sie bespannt. Anderenfalls würden sie brechen.«

»Es sind wirklich ymmurische Bögen«, sagte Agon. »Ich habe noch nie zuvor welche gesehen.« Die Bögen waren eins der Wunder der Welt. Niemand außer den Ymmuri kannte das Geheimnis ihrer Konstruktion, obwohl Agon deutlich sehen konnte, dass sie irgendwie nicht nur Holz benutzten, sondern auch Horn und Leim von geschmolzenen Pferdehufen. Sie konnten einen Pfeil auf zweihundert Schritt Entfernung durch schwere Rüstung bohren, eine Leistung, mit der es nur alitaerische Langbögen aufnehmen konnten. Und diese Bögen waren kurz genug, um sie vom Pferd aus zu benutzen. Agon hatte Geschichten über die leicht bewaffneten Pfordelords gehört, die im Kreis um schwer bewaffnete Kompanien ritten, außerhalb der Reichweite traditioneller Bogenschützen, und ihren Feind langsam aufrieben. Wann immer Lanzenträger angriffen, flohen die leichten Ymmuri auf ihren kleinen Ponys, wobei sie die ganze Zeit über Pfeile abschossen. Noch hatte niemand herausgefunden, wie man einen solchen Angriff abwehrte. Dank den Göttern hatte niemals jemand die

Ymmuri geeint, oder sie hätten ganz Midcyru überrannt.

Die Bögen würden perfekt sein für Agons Hexerjäger. Er liebte einen davon mit der Hand.

»Ihr kennt den Weg zum Herzen eines Mannes, Gwinvere«, sagte er, entzückt wie ein Kind mit einem neuen Spielzeug.

Sie lächelte, und für einen goldenen Augenblick lächelte auch er. Gwinvere war schön, so klug, so tüchtig, so ehrfürchtig und, als sie ihm jetzt in die Augen schaute, auch irgendwie zerbrechlich, erschüttert vom Tod Durzos, des Mannes, den sie fünfzehn Jahre lang geliebt hatte. Gwinvere war tiefgründig und rätselhaft, und obwohl er sich für zu alt gehalten hatte, um sich von solchen Dingen erregen zu lassen, war er von ihrer Schönheit erregt. Ihr Geruch – Götter, war das das gleiche Parfüm, das sie vor all jenen Jahren benutzt hatte? Es erschütterte ihn bis ins Mark. Aber dort, in seinem Mark, sah er seine Ehefrau. Ob sie lebte oder tot war, würde er vielleicht niemals erfahren. Er konnte niemals trauern, niemals weiterziehen, niemals die Hoffnung aufgeben, ohne seine Frau aufzugeben und sie irgendwie zu verraten.

Sein Lächeln wurde ein wenig schwächer, und Gwinvere sah es. Sie berührte seinen Arm. »Es freut mich, dass sie Euch gefallen.« Sie ging zur Tür, dann drehte sie sich noch einmal um. »Sagt Euren Männern bitte, dass jeder dieser Bögen mehr gekostet hat, als sie in ihrem ganzen Leben verdienen werden.« Und sie lächelte. Es war ein Lächeln, das ihnen ein Zurück zu leichtem Miteinander ebnete. Ein Lächeln, das ihm sagte, dass sie sah, begriff und sein Interesse, obwohl sie es nicht erwiderte, auch nicht gegen ihn benutzen würde.

Agon stieß ein bellendes Lachen aus. »Ich werde es ihnen hinter die Ohren schreiben.«

Schockierender noch als die Worte des Räubers war sein Gesicht. Es war derselbe Mann, von dem Kylar geschworen hatte, dass er ihn an dem Tag, an dem Vi versucht hatte, ihn zu töten, von Graf Drakes Fenster aus kurz gesehen hatte.

Kylar gab dem Mann ein wenig Mohnwein und brachte ihn in ein Heim für die Behandlung von Süchtigen. Natürlich von Süchtigen aus wohlhabenden Familien. Die Behandlung selbst war simpel. Im Wesentlichen Zeit. Die Bediensteten verabreichten Tees und andere Kräuter von zweifelhafter

Nützlichkeit, banden den Süchtigen fest, wischten den Durchfall und das Erbrochene weg und warteten ab. Die Mauern waren dick, die Zellen privat. Kylar hatte keine Probleme mit den Wachposten, die einen Blick auf den Mann warfen, einen Süchtigen sahen und sie einließen.

»Bitte, bindet mich fest«, sagte der Ladeshi, als sie eine winzige Zelle betraten. Ausgestattet war sie mit einem Schreibpult, einem Stuhl, einem Becken und einem Krug sowie einem Bett, aber die Wände waren aus blankem Ziegelstein. Es war bewusst einfach gehalten. Je weniger Dinge sich im Raum befanden, umso geringer war die Gefahr, dass ein Selbstmordversuch Erfolg haben würde.

»Ich denke nicht, dass Ihr während der nächsten Stunden außer Kontrolle geraten werdet«, sagte Kylar.

»Seid Euch da nicht so sicher.«

Also band Kylar ihn mit dem dicken Lederriemen ans Bett, und der Mann wirkte erleichtert. Er lächelte sein zahnluckiges Süchtigenlächeln. Es drehte Kylar den Magen um. Hatte dieser Mann einst ein strahlendes Lächeln gehabt?

»Wer seid Ihr?«, fragte Kylar. »Und was ist es, was Ihr über mich zu wissen glaubt?«

»Ich weiß, dass Ihr einen Ka'kari habt, Kylar Stern. Ich kannte Durzo Blint, und ich weiß, dass Ihr sein Lehrling wart, und ich weiß, dass dies Eure zweite Inkarnation ist. Ihr wurdet früher Azoth genannt.«

Kylars Magen krampfte sich zusammen. »Wer seid Ihr?«

Der Mann lächelte abermals, ein breites Lächeln, als sei er es so sehr gewohnt zu lächeln, um seine perfekten, weißen Zähne vorzuzeigen, dass er sich noch nicht an sein Süchtigengrinsen angepasst hatte. Seltsamerweise wirkte er jetzt, da er gefesselt war, arrogant. »Ich bin Aristarchos ban Ebron, Shalakroi von Benyurien in der Seidenprovinz Ladesh.«

»Ist Shalakroi der ladische Ausdruck für einen Süchtigen?«

Der Hochmut fiel vom Gesicht des Mannes ab wie eine Ladung Ziegelsteine. »Nein. Tut mir leid. Und es tut mir leid, dass ich Euch zu töten versucht habe. Ich hatte mich nicht unter Kontrolle.«

»Das konnte ich erkennen.«

»Ich glaube nicht, dass Ihr versteht«, sagte Aristarchos.

»Ich habe schon früher Süchtige gesehen.«

»Ich bin nicht nur ein Süchtiger, Kylar.« Er lächelte ein schiefes Lächeln, das

weitere seiner verfäulten Zähne zeigte. »Das Gleiche würde wohl jeder Süchtige sagen, hm? Ich habe beim Fall der Stadt versucht, aus Cenaria fortzukommen, aber meine ladiſche Haut hat mich verraten. Die Khalidori hielten mich auf und befragten mich nach dem Seidenhandel. Sie hassen das Seidenmonopol ebenso sehr wie der Rest von euch Midcyri. Dieses Verhör wäre in Ordnung gewesen, aber ein Vürdmeister namens Neph Dada sah mich. Er hat das zweite Gesicht. Ich weiß nicht, was er gesehen hat, aber sie haben begonnen, mich zu foltern.« Ein abwesender Ausdruck trat in seine Augen. »Das war schlimm. Schlimmer noch war, dass sie mir anschließend jedes Mal mit Gewalt einige Samen einflößten. Sie nahmen mir den Schmerz. Sie machten alles besser. Ich erkannte nicht einmal, worum es sich handelte. Die Khalidori ließen mich nicht schlafen. Sie folterten mich, fütterten mich mit Samen, folterten mich. Sie stellten nicht einmal Fragen, bis er kam.«

»Er?« Kylar war übel.

»Ich ... fürchte mich, seinen Namen auszusprechen«, antwortete Aristarchos, beschämt ob seiner Furcht und doch so verängstigt, dass er trotzdem schwieg. Er begann mit den Fingern zu trommeln.

»Der Gottkönig?«

Er nickte. »Es ging einfach so weiter, bis sie mich nicht länger zu zwingen brauchten, die Samen zu nehmen. Ich bettelte um sie. Als er das zweite Mal kam, benutzte er Magie bei mir ... Er ist fasziniert von Zwang. Magischem, chemischem und der Mischung von beidem, sagte er. Ich war einfach ein Experiment. Nach einer Weile ... Nach einer Weile gab ich ihnen Euren Namen, Kylar. Er belegte mich mit einem Zwang, Euch zu töten. Ich hatte eine Schachtel mit meinen Samen darin, die sich nur öffnen ließ, sobald ich gehorchte.« Ein Beben durchlief ihn. »Versteht Ihr? Ich habe versucht, mich stattdessen mit Gras zu begnügen. Ich habe es mit Mohnwein versucht. Nichts funktioniert. Ich dachte, wenn ich nur schnell genug hierherkommen könnte, könnte ich Euch warnen. Ich habe durchaus einige Dinge zurückgehalten. Sie wissen nicht, dass Ihr vom Tod zurückgekehrt seid. Sie wissen nichts von der Gesellschaft oder von Euren Inkarnationen.«

Für Kylar ging das alles zu schnell. Die möglichen Konsequenzen explodierten in hundert verschiedene Richtungen. »Welche Gesellschaft?«, fragte Kylar.

Aristarchos sah ihn ungläubig an und hörte auf, mit den Fingern zu

trommeln. »Durzo hat es Euch nie erzählt?«

»Kein Wort.«

»»Die Gesellschaft der Zweiten Morgenröte.««

»Nie davon gehört.«

»»Die Gesellschaft der Zweiten Morgenröte widmet sich dem Studium angeblicher Unsterblicher, den Beschreibungen ihrer Fähigkeiten und der Beschränkung besagter Kräfte auf jene, die sie nicht missbrauchen.« Wir sind eine Geheimgesellschaft, die über die ganze Welt verstreut ist. So konnte ich Euch finden. Wir wurden vor Jahrhunderten gegründet. Damals dachten wir, es gebe Dutzende von Unsterblichen. Im Laufe der Jahre sind wir zu dem Schluss gelangt, dass es höchstens sieben gab und vielleicht nur einen einzigen. Der Mann, den Ihr als Durzo Blint kanntet, war außerdem Ferric Feuerherz, Vin Craysin, Tal Drakkan, Yrik der Schwarze, Hrothan Stahlbeuger, Zak Eurthkin, Rebus Flink, Qos Delanoesh, X!rutic Ur, Mir Graggor, Pips McClawski, Garric Schattenbann, Dav Slinker und wahrscheinlich ein Dutzend andere, von denen wir nichts wissen.«

»Das umfasst die Hälfte der Geschichten von Midcyru.«

Aristarchos begann zu zittern und zu schwitzen, aber er fuhr mit gelassener Stimme fort: »Er hat sich erfolgreich als Vertreter von mindestens einem Dutzend verschiedener Kulturen ausgegeben, wahrscheinlich dem Doppelten dieser Zahl. Er sprach mehr Sprachen, als mir überhaupt bekannt sind – mindestens dreißig, Dialekte nicht mitgerechnet -, und sie alle so fließend, dass Muttersprachler keinen Akzent wahrnehmen konnten. Es gab Zeiten, da er für zwanzig oder sogar fünfzig Jahre verschwand – wir wissen nicht, ob er in diesen Phasen in Einsamkeit lebte oder verheiratet war oder sich in entlegenen Regionen niedergelassen hatte. Aber er erschien sechs Jahrhunderte lang bei jedem bedeutenden Konflikt und nicht immer auf der Seite, die man erwartet hätte. Vor zweihundert Jahren kämpfte er als Hrothan Stahlbeuger bei den alitaerischen Eroberungsfeldzügen während der ersten dreißig Jahre des Hundertjährigen Krieges, dann »starb« er und kämpfte als der Schwertheilige Oturo Kenji mit den Ceuranern gegen sie.«

Jetzt war es Kylar, der zitterte. Er erinnerte sich an den Tag, an dem seine Gilde versucht hatte, Durzo zu überfallen. Als sie gesehen hatten, wer er war, waren sie vor dem legendären Blutjungen zurückgewichen. Legendärer Blutjunge! Wie wenig sie doch gewusst hatten. Wie wenig Kylar gewusst hatte.

Ein unvernünftiger Stich des Grolls durchzuckte ihn.

Wie hatte Durzo ihm das verschweigen können? Er war für den Mann wie ein Sohn gewesen. Er hatte ihm nähergestanden als irgendjemand sonst – und er hatte Kylar rein gar nichts erzählt. Kylar hatte nur eine bittere, abergläubische Hülle von einem Mann gesehen und sich ihm irgendwie überlegen gefühlt.

Kylar hatte Durzo Blint überhaupt nicht gekannt. Und jetzt war der Held der Legenden – der Held Dutzender Legenden – tot. Gestorben durch Kylars Hand. Kylar hatte etwas vernichtet, ohne seinen Wert zu kennen. Er hatte den Mann, den er seinen Meister genannt hatte, nicht gekannt, und nun würde er ihn auch niemals kennenlernen. Es fühlte sich an wie ein Loch in seinem Magen. Er fühlte sich taub und abwesend und wütend und war gleichzeitig den Tränen nahe. Durzo war tot, und Kylar vermisste ihn mehr, als er es sich jemals hätte vorstellen können.

Die Schweißperlen zeichneten sich jetzt deutlich sichtbar auf Aristarchos' Gesicht ab. Er hatte die Bettlaken in seinen Fäusten zerknüllt. »Wenn Ihr irgendwelche Fragen in Bezug auf seine Inkarnationen oder Eure habt oder irgendetwas anderes, dann stellt sie bitte schnell. Ich ... fühle mich nicht wohl.«

»Warum spricht Ihr immer von Inkarnationen, als sei ich eine Art Gott?« Es war keine großartige Frage, aber die wirklichen Fragen waren so gewaltig, dass Kylar nicht einmal wusste, wie er sie stellen sollte.

»Ihr werdet in einigen entlegenen Gegenden, in denen Euer Meister nicht besonders vorsichtig dabei war, das volle Ausmaß seiner Kräfte zu zeigen, verehrt.«

»Was?!«

»Die Gesellschaft spricht von Inkarnationen, weil ›Leben‹ zu verwirrend ist, und wir sind uns nicht sicher, ob Ihr so viele Leben habt, wie Ihr wollt, oder eine endliche Anzahl oder nur ein einziges Leben, das niemals endet. Niemand von uns hat Euch jemals wirklich sterben sehen. Der Ausdruck ›Inkarnationen‹ hat ebenfalls seine Kritiker, aber diese finden sich größtenteils unter den modainischen Separatisten, die an Reinkarnation glauben. Lasst Euch von mir gesagt sein, Eure Existenz stürzt sie wirklich in ein theologisches Durcheinander.« Aristarchos' Beine zuckten beinahe krampfhaft. »Es tut mir leid«, sagte er, »es gibt so vieles, was ich Euch gern erzählen würde. So vieles, von dem ich mir wünschte, dass ich danach fragen könnte.«

Plötzlich sah Kylar unter all den großen Fragen in Bezug auf Durzo, in Bezug auf seine eigenen Kräfte, in Bezug auf den Gottkönig und darauf, was er wusste oder zu wissen glaubte, nur einen schwitzenden Mann auf einem Bett, einen Mann, der um Kylars willen seine Zähne und sein gutes Aussehen verloren hatte, einen Mann, der gefoltert worden und zum Süchtigen gemacht worden war, der gezwungen worden war zu versuchen, Kylar zu töten, und der mit allem, was er hatte, dagegen angekämpft hatte. All das hatte er für einen Mann getan, den er nicht einmal kannte.

Also fragte Kylar nicht nach der Gesellschaft oder nach Magie oder danach, was Aristarchos für ihn tun könne. Das konnte später kommen, wenn sie beide so lange lebten. »Aristarchos«, sagte er, »was ist ein Shalakroi?«

Der Mann war auf diese Frage nicht gefasst gewesen. »Ich – es ist ein wenig unter einem midcyrischen Herzog, aber es ist keine erbliche Position. Ich habe bei den Prüfungen besser abgeschnitten als zehntausend andere Studenten. Nur hundert haben in ganz Ladesh eine höhere Punktzahl erzielt. Ich habe ein Gebiet von ungefähr der Größe Cenarias regiert.«

»Ihr meint die Stadt?«

Aristarchos lächelte trotz der verkrampften Muskeln. »Ich spreche von dem Land.«

»Es ist mir eine Ehre, Euch kennenzulernen, Aristarchos ban Ebron, Shalakroi von Benyurien.«

»Die Ehre ist ganz meinerseits, Kylar ban Durzo. Bitte, werdet Ihr mich töten?«

Kylar kehrte dem Mann den Rücken zu.

Stolz und Hoffnung verließen Aristarchos' Körper. Er sank auf dem Bett in sich zusammen und wirkte plötzlich sehr klein. »Dies ist keine Güte, Mylord.« Er zuckte abermals und kämpfte gegen die ledernen Fesseln an. Auf seiner Stirn und den ausgemergelten Armen traten die Venen hervor. »Bitte!«, sagte er, als der Krampf verging. »Bitte, wenn Ihr mich nicht tötet, werdet Ihr mir dann meine Schachtel geben? Nur einen einzigen Samen? Bitte?«

Kylar ging. Er nahm die Schachtel mit und verbrannte sie. Abgesehen von einer Giftnadelfalle war sie leer.

»Euer Heiligkeit, unser Meuchelmörder ist tot«, sagte Neph Dada, als er auf den Balkon des Gottkönigs trat. »Ich entschuldige mich, dass ich diesen Fehlschlag vermelden muss, obwohl ich doch daraufhinweisen möchte, dass ich empfohlen hab ...«

»Es war kein Fehlschlag«, widersprach Garoth Ursuul, ohne sich von dem Ausblick auf die Stadt abzuwenden.

Neph öffnete den Mund, erinnerte sich daran, mit wem er sprach, und schloss ihn wieder. Er duckte sich noch ein wenig mehr.

»Ich habe ihm eine Aufgabe gegeben, die er vereiteln konnte, damit er die Aufgabe, um die es mir ging, vielleicht bewerkstelligen kann«, sagte der Gottkönig. Während er immer noch auf die Stadt hinausblickte, massierte er sich die Schläfen. »Er hat Kylar Stern gefunden. Unser Ka'karifer ist in Caernarvon.« Er nahm einen Zettel aus seiner Tasche. »Leitet diese Nachricht an unseren Agenten dort weiter, damit er sie Vi Sovari gibt. Sie müsste jeden Tag eintreffen.«

Neph blinzelte krampfhaft. Er hatte gedacht, er wüsste alles, was der Gottkönig tat. Er hatte gedacht, seine eigene Beherrschung der Vir sei der des Gottkönigs nur um Haaresbreite unterlegen, und jetzt hatte der Mann ihm unbekümmert dies gegeben. Es warf Nephs Ambitionen um Monate zurück. Monate! Wie er den Mann hasste. Garoth konnte den Aufenthaltsort von Personen mit Magie ermitteln? Neph hatte noch nie etwas Derartiges gehört. Was bedeutete das? Wusste Garoth von dem Lager am Schwarzen Hügel? Nephs Meister hatten Dorfbewohner für seine Experimente entführt, aber es war so weit entfernt, und Neph war so vorsichtig gewesen. Nein, das konnte es nicht sein.

Aber der Gottkönig gab ihm eine Vorwarnung. Er ließ Neph wissen, dass er ein Auge auf ihn hatte, dass er ein Auge auf alles hatte, dass er immer mehr wissen würde, als er selbst Neph gegenüber preisgab, dass seine Kräfte immer über das hinausgehen würden, was Neph erwartete. Diese Warnung war für den Gottkönig noch recht sanft ausgefallen.

»Gibt es sonst noch etwas?«, fragte der Gottkönig.

»Nein, Euer Heiligkeit«, antwortete Neph. Es gelang ihm, vollkommen

ruhig zu sprechen.

»Dann fort mit Euch.«

Obwohl er reichlich Gründe hatte, mürrisch zu sein – wenn Elene in guter Stimmung war, fiel es schwer, nicht glücklich zu sein. Nach einem schnellen Frühstück und einer Tasse Ootai schlenderte Kylar Hand in Hand mit ihr durch die Straßen. Sie trug ein cremefarbenes Kleid mit einem braunen Taftmieder, braun wie ihre Augen. Es sah in seiner Einfachheit fabelhaft aus. Natürlich hatte Kylar Elene niemals etwas tragen sehen, das er nicht wunderbar fand, aber wenn sie glücklich war, war sie doppelt so schön wie sonst.

»Die ist doch niedlich?«, fragte er und griff nach einer Puppe, die auf dem Tisch des Händlers gelegen hatte. Warum war Elene glücklich? Er konnte sich nicht daran erinnern, irgendetwas Gutes getan zu haben.

Seit er begonnen hatte, nachts auszugehen, hatte er damit gerechnet, »das Gespräch« führen zu müssen. Stattdessen hatte sie eines Nachts seine Hand genommen – er wäre beinahe aus der Haut gefahren, so viel zu dem Thema unerschütterlicher Blutjunge -, und sie hatte gesagt: »Kylar, ich liebe dich, und ich vertraue dir.«

Seither hatte sie nichts mehr gesagt. Er hatte es gewiss nicht getan. Was sollte er auch sagen? *Ähm, ich habe übrigens einige Leute getötet, aber es war jedes Mal ein Unfall, und sie waren alle schlecht?*

»Ich glaube nicht, dass wir uns so viel wirklich leisten können«, erklärte Elene. »Ich wollte einfach den Tag mit dir verbringen.« Sie lächelte. Vielleicht war es einfach ein Stimmungsumschwung. Stimmungsumschwünge mussten eine positive Seite haben, richtig?

»Oh«, sagte er. Er fühlte sich nur ein klein wenig verlegen, weil er ihre Hand hielt. Zuerst hatte er das Gefühl gehabt, als starrten alle sie an. Jetzt sah er jedoch, dass nur wenige Leute ihnen einen zweiten Blick zuwarfen, und von denen schienen die meisten ihr Verhalten zu billigen.

»Aha!«, brüllte ein rundlicher kleiner Mann ihnen zu. »Perfekt. Perfekt. Absolut entzückend. Wunderbar. Ja, ja, kommt herein.«

Kylar war so überrascht, dass er sich nur mit knapper Not daran hindern konnte, das Gesicht des Mannes mit einigen schnellen Handbewegungen neu zu arrangieren. Elene lachte und stieß Kylar den Ellbogen in die angespannten

Muskeln seines Arms. »Komm schon, Großer«, sagte sie. »Wir gehen einkaufen. Es macht Spaß.«

»Spaß?«, fragte er, während sie ihn in den kleinen, gut beleuchteten Laden zog.

Der fette kleine Mann übergab sie einem hübschen Mädchen von vielleicht siebzehn Jahren, das ihnen strahlend zulächelte. Sie war zierlich, mit einer schlanken Figur, betörend blauen Augen und einem großen Mund, der ihr Lächeln noch breiter wirken ließ. Es war Goldlöckchen. Kylar riss die Augen auf, als sich seine Tageslichtwelt und seine Schattenwelt plötzlich überlappten.

»Hallo«, sagte Goldlöckchen. Sie schaute auf die Eheringe an ihren Händen hinab. »Ich bin Capricia. Seid Ihr schon einmal bei einem Ringmacher gewesen?«

Nachdem Kylar einige Augenblicke geschwiegen hatte, bohrte Elene ihm sanft einen Ellbogen in die Rippen. »Nein«, sagte sie.

Kylar blinzelte. Elene sah ihn kopfschüttelnd an und dachte offenkundig, dass er Capricia angaffte, aber sie wirkte nicht ärgerlich, nur verwundert. Er schüttelte den Kopf. *Nein, es ist nichts in der Art.*

Sie zog eine Augenbraue hoch. *Klar.*

»Nun, dann lasst uns vorn anfangen«, sagte Capricia, bevor sie eine breite, mit schwarzem Samt ausgelegte Schublade aufzog und auf die Theke legte. Die Schublade war gefüllt mit winzigen, paarweise angeordneten Ringen aus Gold, Silber und Bronze, einige geschmückt mit Rubinen, Granaten, Amethysten, Diamanten oder Opalen, einige schlicht, einige gemasert. »Ihr habt in der ganzen Stadt Leute gesehen, die diese Ringe tragen, richtig?«

Elene nickte. Kylar sah sie verständnislos an. Dann sah er Capricia an. Sie trug keinen solchen Ring, zumindest konnte er keinen sehen. Waren es Zehenringe? Er stellte sich auf die Zehenspitzen, um über die Theke auf Capricias Füße blicken zu können.

Capricia ertappte ihn dabei und lachte. Sie hatte die Art Lachen, die in einem den Wunsch weckte einzustimmen, auch wenn sie den Betreffenden auslachte. »Nein, nein«, sagte sie. »Ich trage keinen! Ich bin nicht verheiratet. Warum schaut Ihr auf meine Füße?«

Elene schlug sich an die Stirn. »Männer!«

»Oh«, sagte Kylar. »Das sind Ohrringe!«

Capricia lachte abermals.

»Was?«, fragte er. »Wo wir herkommen, tragen Frauen zueinander passende Ohrhinge. Diese da haben alle unterschiedliche Größen.«

Die Mädchen lachten noch lauter, und da dämmerte es ihm. Die Ohrhinge waren nicht für Frauen bestimmt; sie waren für Paare. Einer für den Mann, einer für die Frau. »Oh«, murmelte er.

Das würde all die Männer erklären, die er Ohrhinge hatte tragen sehen. Er runzelte die Stirn. Er hätte sagen können, welche Männer Waffen in ihrer Kleidung verbargen, und er wusste, wie gut sie damit umgehen konnten; was scherte es ihn, was sie in ihren Ohren trugen?

»Donnerwetter. Sieh dir die mal an«, sagte Elene und deutete auf ein Paar silbrig-goldener, funkelnder Ringe, die verdächtig teuer aussahen. »Sind die nicht wunderschön?« Sie wandte sich an Capricia. »Werdet Ihr uns alles über die Ringe erzählen? Wir sind, ähm, nicht recht vertraut mit der Tradition.« Die beiden sahen Kylar auffälligerweise nicht an.

»Wenn ein Mann hier in Waeddryn eine Frau zu heiraten wünscht, kauft er ein Paar Ringe und schenkt sie ihr. Natürlich gibt es eine öffentliche Zeremonie, aber die Hochzeit selbst ist eine private Angelegenheit. Ihr zwei seid bereits verheiratet, richtig?«

»Richtig«, sagte Kylar. »Wir sind nur neu in der Stadt.«

»Nun, wenn Ihr auf die waeddrynische Art heiraten wollt, aber vielleicht nicht das Geld für eine große Zeremonie habt, ist es ganz einfach. Ihr braucht Euch wegen der Zeremonie überhaupt keine Gedanken zu machen. Die Ehe wird anerkannt, sobald Ihr genagelt worden seid.«

»Genagelt?«, fragte Kylar, und seine Augen weiteten sich.

Capricia errötete. »Ich meine, solange Ihr das Siegel Eurer Liebe an Eurem Körper trägt oder beringt worden seid. Aber, nun ja, die meisten Leute bezeichnen es einfach als genagelt werden.«

»Ich schätze, das ist nicht Teil des üblichen Verkaufsgesprächs«, bemerkte Kylar.

»Kylar«, sagte Elene und stieß ihm den Ellbogen in die Rippen, während Capricia abermals errötete. »Können wir die Hochzeitsmesser sehen?«, fragte sie mit honigsüßer Stimme.

Capricia zog eine weitere mit schwarzem Samt ausgelegte Schublade auf. Sie war voller kunstvoller Dolche mit winzigen Spitzen.

Kylar wich zurück.

Capricia und Elene kicherten. »Es kommt noch beängstigender«, sagte Capricia. Sie lächelte ihr breites Lächeln. »Im Allgemeinen unmittelbar bevor ... äh, unmittelbar bevor die Ehe vollzogen wird.« Sie versuchte, professionell zu klingen, aber ihre Ohren liefen hellrot an. »Tut mir leid, ich muss das normalerweise niemals erklären. Ich – normalerweise macht Master Bourary – äh, egal. Wenn ein Mann und eine Frau heiraten, muss die Frau einen großen Teil ihrer Freiheit aufgeben.«

»Das tut die Frau?«, fragte Kylar. Der Blick, den Elene ihm diesmal zuwarf, war weniger erheitert. Er schluckte sein Lachen hinunter.

»Also ist das Nageln – das Beringen oder Befestigen des Siegels ...«

»Nennt es einfach Nageln«, sagte Kylar.

»Ich habe mich versprochen, ich sollte es wirklich so nennen ...« Sie sah den Ausdruck auf Kylars Gesicht. »In Ordnung. Wenn die Braut und der Bräutigam sich in ihr Schlafgemach zurückziehen, gibt der Mann die Ringe und das Hochzeitsmesser der Frau. Der Mann muss sich ihr unterwerfen. Häufig wird sie ...« Capricia blinzelte, und ihre Ohren liefen abermals rosa an. Sie räusperte sich. »Häufig wird sie den Bräutigam eine Zeitlang verführen. Dann durchstößt sie ihr eigenes linkes Ohr an einer Stelle ihres Gefällens und fügt den Ring dort ein. Anschließend setzt sie sich rittlings auf ihren Mann auf dem Ehebett und durchstößt sein linkes Ohr.«

Kylar klappte der Unterkiefer herunter.

»So schlimm ist es gar nicht. Es hängt davon ab, wo Eure Ehefrau beschließt ...«, Capricia blickte auf, als Master Bourary in den Laden kam, »... das Siegel zu befestigen. Wenn sie es am Ohrläppchen befestigt, ist es nicht so schlimm, aber einige Frauen suchen sich Stellen aus wie, nun, wie Master Bourarys Frau.«

Kylar betrachtete den rundlichen, grinsenden kleinen Mann. Er trug einen funkelnden, goldenen Ohrring mit blinkenden Rubinen. Der Ring steckte im oberen Rand seines Ohrs. »Hat höllisch wehgetan«, sagte Master Bourary. »Man nennt es das Brechen der Jungfäulichkeit.«

Ein kleiner Schmerzenslaut entwich Kylar. »Was?«

Elene errötete, aber ihre Augen tanzten. Eine Sekunde lang hätte er schwören können, dass sie sich vorstellte, ihn zu nageln.

»Nun, es ist nur gerecht, nicht wahr?«, bemerkte Master Bourary. »Wenn eine Frau in ihrer Hochzeitsnacht mit Schmerz und Blut fertig werden muss,

warum sollte ein Mann das nicht auch tun müssen? Ich sage Euch was, es macht Euch sanfter. Vor allem wenn sie Euch das Ohr verdreht, um Euch daran zu erinnern!« Er lachte schallend. »Das bekommt man nach zwanzig Generationen von Königinnen.« Er lächelte kläglich, aber er schien deswegen nicht unzufrieden zu sein.

Diese Leute, begriff Kylar, waren vollkommen verrückt.

»Aber das ist nicht der magische Teil des Ganzen«, griff Capricia ihre Erklärung wieder auf, als sie bemerkte, dass Kylar schnell das Interesse verlor. »Wenn die Ehefrau den Ring am Ohr ihres Mannes befestigt, muss sie all ihre Liebe und Hingabe und ihr Verlangen, verheiratet zu sein, auf den Ring konzentrieren, und nur dann wird er versiegelt werden. Wenn die Frau nicht wirklich verheiratet sein will, wird der Ring sich nicht versiegeln lassen.«

»Aber sobald er versiegelt ist«, sagte Master Bourary, »können weder Himmel noch Hölle den Ring wieder öffnen. Schaut.« Er beugte sich vor und nahm den Hochzeitsring von Kylars linker Hand. »Kaum ein Unterschied in der Bräune unter Eurem Ring, hm? Ihr seid noch nicht lange verheiratet?«

»Mit diesem Trick könnte man einen guten Ringpanzer machen«, versuchte Kylar das Verkaufsgespräch zu vereiteln.

»Oh, Schatz, hör auf damit, mir ist schon ganz schwummerig«, sagte Elene und zupfte am Mieder ihres Kleides, als sei ihr plötzlich zu heiß. »Du bist so romantisch.«

»Nun, tatsächlich«, fuhr Master Bourary fort, »waren die Ersten, die unsere Kunst übten, die Waffenschmiede. Aber schaut«, sagte er und richtete seine Aufmerksamkeit auf Elene, weil er sie offensichtlich als eine gewogenere Ansprechpartnerin für sein Verkaufsgespräch ansah. »Diesen Ring kann Euer Gemahl abstreifen, oder er könnte von allein herunterfallen, wer weiß? Euer Gemahl geht in eine Taverne und läuft einem Flittchen über den Weg, und woher soll sie wissen, dass sie auf dem Land einer anderen Frau wildert? Was Ihr natürlich niemals tun würdet, Herr. Aber bei unseren Ringen weiß man bei einem verheirateten Mann immer, dass er verheiratet ist. Und ... falls ein Mann oder eine Frau eine Scheidung will – nun, man muss sich diesen verdammten Ring aus dem Ohr reißen. Ich verspreche Euch, das verringert die Scheidungsrate beträchtlich. Aber man befestigt das Siegel nicht aus Angst, um einen Mann oder eine Frau daran zu hindern, den Partner zu betrügen. Es geht tiefer. Wenn ein Mann und eine Frau versiegelt sind, aktivieren sie in diesen

Ringen eine uralte Magie, die wächst, während ihre Liebe wächst. Es ist eine Magie, die es einem ermöglicht zu fühlen, was der Partner fühlt, eine Magie, die Eure Liebe und Euer Verständnis füreinander vertieft, die Euch hilft, Euch klarer mitzuteilen, die ...«

»Und, lässt mich raten«, fiel Kylar ihm ins Wort. »Die teureren Ringe haben mehr Magie.«

Diesmal war Elenes Ellbogen alles andere als sanft. »Kylar«, zischte sie mit zusammengeknautschten Zähnen.

Master Bourary blinzelte. »Lasst Euch versichert sein, junger Herr, dass jeder Ring, den ich mache, mit Magie getränkt ist; nicht einmal der simpelste und billigste Kupfering von mir lässt sich zerbrechen. Aber ja, ich verwende eindeutig mehr Zeit und Energie auf die Ringe aus Gold und Mistarille. Nicht nur, weil die Leute, die diese Ringe kaufen, mehr bezahlen, sondern auch, weil diese Materialien einen Zauber weit besser festhalten, als Kupfer, Bronze oder Silber es jemals könnten.«

»Schön«, sagte Kylar. »Nun, vielen Dank, dass Ihr uns Eure Zeit geschenkt habt.« Er zog Elene aus dem Laden.

Sie war nicht glücklich darüber. Auf der Straße blieb sie stehen. »Kylar, du bist ein absoluter Mistkerl.«

»Schatz, hast du nicht gehört, was er gerade gesagt hat? Vor langer Zeit besaß irgendein Waffenschmied eine magische Gabe, die metallene Ringe versiegelte. Ein gutes Talent für einen Waffenschmied, er kann Ringpanzer in Tagen fertigen, statt Monate dafür zu brauchen. Dann hat er einen Geistesblitz und überlegt, dass er erheblich mehr Geld verdienen kann, indem er jeden Ring für Hunderte von Goldstücken verkauft, statt einen kompletten Ringpanzer für vielleicht fünfzig zu verkaufen. Und siehe da, ein Gewerbe ist geboren. Es ist alles Pferdescheiße. Dieses ganze Gerede von ›einander besser verstehen lernen‹? Das ist es, was mit jedem geschieht, der heiratet. Und oh, die goldenen haben mehr Magie ... wie durchschaubar ist das denn? Hast du gesehen, wie viele ihrer Ringe aus Gold waren? Sie bringen wahrscheinlich neun Zehntel der armen Idioten in dieser Stadt dazu, auf einen goldenen Ring zu sparen, den sie sich nicht leisten können, denn welche Frau wird glücklich sein, wenn sie einen Kupfering bekommt, der ›den Zauber kaum festhält‹?«

»Ich wäre glücklich darüber«, erwiderte sie leise.

Das nahm ihm den Wind aus den Segeln.

Sie schlug die Hände vors Gesicht. »Ich dachte, falls du jemals richtig heiraten wolltest ... Es wäre eine Möglichkeit, wie wir es offiziell machen könnten. Falls wir das jemals tun wollten. Ich meine, ich weiß, dass wir noch nicht bereit dafür sind. Ich schlage ja gar nicht vor, dass wir es auf der Stelle tun sollen ...«

Warum bin ich immer so ein arschloch?

Weil sie zu gut für dich ist.

»Dann hast du also gewusst, was das für ein Laden ist?«, fragte er sanfter, auch wenn er immer noch sauer war, obwohl er nicht hätte sagen können, ob sein Ärger ihr galt oder ihm selbst.

»Tante Mea hat mir davon erzählt.«

»Ist das der Grund, warum du nachts an meinen Ohren geknabbert hast?«

»Kylar!«, sagte sie.

»Ist das der Grund?«

»Tante Mea hat gesagt, es wirke Wunder.« Elene konnte ihm nicht in die Augen sehen; sie wand sich vor Qual.

»Nun ja, vielleicht für diese Spinner!«

»Kylar!« Elene zog die Augenbrauen hoch, als wolle sie sagen: *Wir stehen mitten auf einem überfüllten Marktplatz, würdest du bitte den Mund halten?*

Er schaute sich um. Er hatte noch nie im Leben so viele Ohrringe gesehen. Wie war es möglich, dass sie ihm zuvor nicht aufgefallen waren? Und er hatte recht. Fast alle waren aus Gold, und alle Leute trugen ihr Haar so, dass ihre Ohren entblößt blieben.

»Dieses Mädchen habe ich schon einmal gesehen«, bemerkte Kylar.

»Capricia?«

»Als ich neulich nachts unterwegs war, wollten einige Banditen ihr wehtun. Früher hätte ich sie getötet. Stattdessen habe ich ihnen Angst gemacht.«

Sie schien nicht recht zu wissen, warum er ihr das jetzt erzählte. »Nun, das ist wunderbar. Siehst du? Gewalt löst keine ...«

»Schatz, einer von ihnen war der Shinga. Ich habe einen rachsüchtigen Mann dazu gebracht, sich vor seinen Untergebenen *in die Hose zu machen*. Gewalt war die einzige Lösung. Dieses Mädchen steckt jetzt tiefer in Schwierigkeiten als an dem Tag, bevor ich ihr geholfen habe.« Er fluchte leise. »Warum musstest du mich dorthin bringen? Wir haben nicht einmal genug, um ein Geburtstagsgeschenk für Uly zu kaufen. Wie sollten wir uns diese Ringe leisten

können?«

»Es tut mir leid, in Ordnung?«, sagte Elene. »Ich wollte nur sehen, wie es ist.«

»Es ist das Schwert, nicht wahr? Du willst immer noch, dass ich das Schwert verkaufe.«

»Hör auf damit! Ich habe kein Wort von dem Schwert gesagt. Es tut mir leid. Ich dachte, es könnte dich interessieren. Ich bitte dich nicht, mir irgendetwas zu kaufen.« Jetzt sah sie ihn nicht an, und sie hielt gewiss nicht seine Hand. Nun, das war besser als Tränen. Nicht wahr?

Er ging eine Weile neben ihr her, während sie so tat, als stöbere sie in den Freiluftläden; sie nahm Waren in die Hand, untersuchte Stoffe und betrachtete Puppen, die sie sich nicht leisten konnten.

»Also«, erklärte er schließlich. »Da wir uns ohnehin bereits streiten ...«

Sie drehte sich um und blickte zu ihm auf, ohne zu lachen. »Ich will nicht über Sex reden, Kylar.«

Er hob in gespielter Unterwerfung die Hände. Versuchte immer noch, witzig zu sein. Immer noch erfolglos.

»Kylar, erinnerst du dich daran, wie es sich anfühlt zu töten?«

Allzu weit brauchte er da nicht zurückzudenken. Es war ein Triumphgefühl, die schreckliche Freude der Meisterschaft, gefolgt von Trostlosigkeit, einer kranken Leere in der Brust, dem Wissen, dass selbst ein hartgesottener Verbrecher sich vielleicht hätte ändern können und nun nie mehr die Chance dazu haben würde. Verstand sie, dass ein Teil von ihm das liebte?

»Schatz, wir haben nur ein begrenztes Maß an Zeit und ein begrenztes Maß an Gaben. Du hast mehr Gaben als die meisten, und ich weiß, dass du Gutes tun willst. Ich weiß, dass du in diesem Punkt voller Leidenschaft bist, und ich liebe dich dafür. Aber schau dir an, was geschieht, wenn du versuchst, die Welt mit einem Schwert zu retten. Dein Meister hat es versucht, und sieh dir an, was für ein verbitterter, trauriger alter Mann er geworden ist. Ich will nicht zusehen, wie dir das Gleiche widerfährt. Ich weiß, dass dir das Leben als Apotheker nach dem Wohlstand, den du als Blutjunge hattest, und nach den Dingen, die du getan hast, wie ein geringer Ehrgeiz erscheint. Er ist nicht gering, Kylar. Er ist riesig. Du kannst so viel mehr an Gutem für die Welt tun, indem du ein guter Vater bist und ein guter Ehemann und ein Heiler, als du es als Auftragsmörder jemals hättest tun können. Denkst du, es sei ein Fehler, dass der Gott dir die

Fähigkeit zu heilen gegeben hat? Das ist die göttliche Ökonomie. Er ist bereit, das, was wir zerstört haben, mit neuen und schönen Dingen zu verdecken.

So, wie es auch mit uns beiden gegangen ist. Wer hätte gedacht, dass du und ich sicher aus der Gasse herauskommen und einander wiederfinden würden? Wer hätte gedacht, dass wir Uly adoptieren könnten? Sie hat jetzt eine Chance – nachdem sie als Kind eines Meuchelmörders und einer Bordellwirtin zur Welt gekommen ist. Einzig der Gott konnte das tun, Kylar. Ich weiß, du glaubst noch nicht an ihn, aber hier ist seine Hand am Werk. Er hat uns diese Chance gegeben, und ich will, dass du daran festhältst. Bleib bei mir. Verlasse dieses Leben. Du warst nicht glücklich dort. Warum solltest du zurückkehren wollen?«

»Das will ich gar nicht«, sagte er. Aber es war nur die halbe Wahrheit. Elene schmiegte sich in seine Arme, aber selbst während er sie festhielt, wusste er, dass er unaufrichtig war.

In der Hitze des frühen Nachmittags hielt Kylar draußen vor einem Laden im Bezirk der Adligen inne. Er trat in eine Gasse, und dreißig Sekunden später dachte er, dass er eine recht ordentliche Imitation von Baron Kirofs Gesicht trug. Er wünschte, er hätte daran gedacht, eine hübschere Robe anzuziehen. Natürlich hatte er nach dem Brand nur eine einzige andere Robe besessen, und die war schlimmer als diese hier ... Es war wahrscheinlich möglich, illusionäre Kleider zu tragen wie sein illusionäres Gesicht, aber das war zu viel für Kylar, um damit zu jonglieren – er stellte sich den Versuch vor, dafür zu sorgen, dass eine illusionäre Robe realistisch flatterte, während er sich bewegte, und kam schnell zu dem Schluss, dass seine eigenen Kleider genügen würden. Er klemmte sich die Kiste unter den Arm und ging hinein.

Großmeister Haylins Laden war riesig und vollkommen quadratisch. Das Innere war gut beleuchtet und kostbarer ausgestattet als jede andere Schmiede, die Kylar je gesehen hatte. Etliche Reihen von Rüstungen säumten die Wände, und davor standen zahlreiche Regale mit Waffen. Die Schmiede war außerdem sauber und kaum verräuchert – Großmeister Haylin musste ein raffiniertes System von Rauchfängen ersonnen haben, denn der Verkaufsbereich war nicht vom Arbeitsbereich getrennt. Kylar sah, wie einer der Unterschmiede einem Edelmann half, das Erz auszuwählen, das zu seinem Schwert werden würde. Die Kunden wurden über spezielle blaue Läufer durch den Arbeitsbereich geschleust, sodass sie den Lehrlingen und Gesellen nicht im Weg waren. Das war eine kluge Idee, und die Teppiche waren zweifellos ihr Gewicht in Gold wert. Obwohl Kylar sich nicht sicher war, ob die Edelleute für großartige Waffen und Rüstungen bezahlten oder nur für eine außergewöhnliche Erfahrung.

Die Ständer mit Waffen und Rüstungen hier gleich an der Tür waren nichts Besonderes, zweifellos die Arbeit der Unterschmiede und Gesellen. Aber das war es nicht, wonach er Ausschau hielt. Kylar blickte in den hinteren Teil des Raums und bekam endlich den Mann selbst zu Gesicht.

Großmeister Haylin war beinahe kahl, mit einem Kranz grauen Haares, der einen knotigen Schädel umrahmte. Er war hager und gebeugt und schien kurzsichtig zu sein, obwohl er natürlich die muskulösen Schultern und Arme eines viel jüngeren Mannes hatte. Seine Lederschürze war fleckig von der Arbeit,

und er führte einem Lehrling die Hand, um dem Jungen den richtigen Winkel zu zeigen, in dem er das Metall bearbeiten sollte. Kylar ging auf ihn zu.

»Entschuldigung? Guten Tag, Mylord, wie kann ich Euch helfen?«, fragte ein lächelnder junger Mann, der ihn abging. Er lächelte ein wenig zu stark.

»Ich muss mit dem Großmeister sprechen«, antwortete Kylar, und das flaue Gefühl in seinem Magen sagte ihm, dass Haylin viel weiter entfernt war als nur um die Länge der Werkstatt.

»Ich fürchte, er ist bei der Arbeit, aber es wäre mir eine Freude, Euch bei allem behilflich zu sein, was Ihr benötigt.« Der kurze Blick, den der junge Mann auf Kylars Kleider warf, sagte ihm, dass er ihn nicht für wichtig hielt. Genau das hatte Kylar noch gefühlt. Er blickte über die Schulter des pausenlos lächelnden Mannes und riss die Augen auf. Es war ein Ausdruck, den er mit Baron Kirofs Gesicht noch nie versucht hatte, aber es musste akzeptabel gewesen sein, denn Lächelgesicht drehte sich um, um festzustellen, was los war.

Kylar wurde unsichtbar. Er fühlte sich wie ein ungezogenes Kind, als Lächelgesicht sich umdrehte und niemanden dort stehen sah.

»Was zur ...?«, fragte Lächelgesicht und rieb sich die Augen. »He«, sagte er zu einem Mitarbeiter hinter der Theke, »hast du mich gerade mit einem fetten, rotbärtigen Burschen reden sehen?«

Der Mann hinter der Theke schüttelte den Kopf. »Siehst du wieder Dinge, die nicht da sind, Wood?«

Lächelgesicht schüttelte den Kopf und ging leise vor sich hin fluchend zurück in Richtung Theke.

Kylar durchquerte unsichtbar den Laden. Er wich umherhuschenden Lehrlingen aus und trat schließlich neben Großmeister Haylin. Der Mann inspizierte ein Dutzend Schwerter seines Unterschmieds, die für ihn auf einen Tisch gelegt worden waren.

»Das dritte wurde nicht richtig im Feuer gehärtet«, bemerkte Kylar, als er neben dem Schmied auftauchte. »Direkt über dem Griff ist eine Schwachstelle. Und das nächste wurde schlecht getempert.«

Großmeister Haylin drehte sich um und schaute auf Kylars Füße – zwei Schritt abseits des blauen Teppichs –, dann betrachtete er das Schwert. Er warf es in eine leere, rote Kiste. »Werner«, sagte Haylin zu einem jungen Mann, der einen Lehrling beschimpfte. »Das ist das dritte Schwert in diesem Monat, das ich aussortieren muss. Noch ein weiteres, und du bist draußen.«

Werner erbleichte. Sofort hielt er in seiner Beschimpfung des Lehrlings inne.

»Was dieses betrifft«, sagte Großmeister Haylin zu Kylar und deutete auf das schlecht getemperte Schwert. »Ihr wisst, was geschieht, wenn Ihr Diamanten vor die Hühner werft?«

»Streitlustiges Geflügel?«

»Wertvolle Muskelmägen. Es ist Verschwendung, Sohn. Dies ist für eine Armeelieferung bestimmt. Zweihundertfünfzig Königinnen für hundert Schwerter. Irgendein Bauertölpel von Schwertschwinger darf damit dann etwas mehr Zeit am Wetzstein verbringen als seine Kameraden. Ihr kennt Euch aus mit Schwertern, aber ich bin ein vielbeschäftigter Mann. Was wollt Ihr?«

»Fünf Minuten unter vier Augen. Es wird sich für Euch lohnen.«

Der Großmeister zog eine Augenbraue hoch, erhob jedoch keinen Widerspruch. Er führte Kylar die Treppe hinauf in einen speziellen Raum. Als sie an Lächelgesicht vorbeikamen, sagte der junge Mann: »Ihr könnt nicht ... Ihr könnt nicht ...«

Großmeister Haylin sah den jungen Mann an und zog eine Augenbraue hoch. Lächelgesichts öliges Lächeln zerrann. »Kümmert Euch nicht darum«, sagte Haylin. »Das ist mein fünfter Sohn. Ein Exemplar zweiter Wahl, hm?«

Kylar wusste nicht, was das bedeuten sollte, aber er nickte dennoch. »Ich würde ihn in die Kiste mit ausgemusterten Schwertern werfen.«

Haylin lachte. »Ich wünschte, ich könnte das Gleiche mit seiner Mutter machen. Meine dritte Frau ist die Antwort auf alle Gebete der beiden ersten.«

Der spezielle Raum wurde offensichtlich so selten wie möglich benutzt. In der Mitte stand ein schöner Walnusstisch mit mehreren Stühlen, aber den meisten Platz nahmen Vitrinen ein. Prächtige Schwerter und teure Rüstungen füllten den Raum wie eine Elitewache. Kylar betrachtete sie eingehend. Mehrere der Stücke waren Arbeiten des Großmeisters: Meisterwerke, um zu demonstrieren, wozu er fähig war, aber andere waren alt und ließen sich verschiedenen Stilen und Epochen zuordnen. Perfekt.

»Jetzt habt Ihr nur noch drei Minuten«, bemerkte Haylin und blinzelte Kylar an.

»Ich bin ein Mann von besonderen Talenten«, erklärte Kylar und nahm dem Mann gegenüber Platz.

Der Großmeister zog abermals eine Augenbraue hoch. Er hatte schrecklich ausdrucksstarke Augenbrauen.

Kylar fuhr sich mit den Fingern durch sein rotes Haar und ließ es schmutziggelblich werden. Er strich sich mit der Hand übers Gesicht, und seine Nase wurde schärfer, länger. Dann rieb er sich das Gesicht, als wusch er es, und der Bart verschwand, sodass leicht pockennarbige Wangen und scharfe Augen sichtbar wurden. Natürlich war das alles nur Schau. Er brauchte sein Gesicht nicht zu berühren – aber dieser Mann schien etwas für Demonstrationen übrigzuhaben.

Großmeister Haylins Gesicht wurde totenbleich, und der Unterkiefer klappte ihm herunter. Er blinzelte hektisch, und seine Stimme klang wie das Krächzen eines Vogels. Er räusperte sich. »Master Sternenfeuer? Gaelan Sternenfeuer?«

»Ihr kennt mich?«, fragte Kylar verblüfft. Gaelan Sternenfeuer war der Held aus einem Dutzend Bardengeschichten. Aber das Gesicht, das Kylar trug, war das von Durzo Blint.

»Ich war ... Ich war noch ein Junge, als Ihr zur Werkstatt meines Großvaters gekommen seid. Ihr sagtet ... Ihr sagtet, Ihr würdet vielleicht zurückkommen, lange nachdem wir die Hoffnung aufgegeben hätten, Euch wiederzusehen. Oh, Herr! Mein Großvater sagte, es werde vielleicht in der Zeit meines Vaters oder in meiner geschehen, aber wir haben ihm nie geglaubt.«

Verwirrt versuchte Kylar nachzudenken. Durzo war Gaelan Sternenfeuer? Kylar wusste natürlich, dass Durzo nicht siebenhundert Jahre lang unter demselben Namen bekannt gewesen war. Aber *Gaelan Sternenfeuer*? Dieser Name war unter all den anderen, die Aristarchos für seinen Meister benutzt hatte, nicht einmal erwähnt worden.

Ein Stich der Trauer durchzuckte Kylar. Er hatte es nicht gewusst, doch irgendein Schmied in Caernarvon wusste es. Wie wenig er den Mann kannte, der ihn großgezogen hatte, den Mann, der für ihn gestorben war! Durzo war verbittert gewesen, als Kylar ihn kennengelernt hatte. Wer war er gewesen, als er vor fünfzig Jahren Gaelan Sternenfeuer gewesen war? Kylar vermutete, dass er mit dem Mann hätte befreundet sein können.

»Wir haben es geheim gehalten, das schwöre ich«, sagte Großmeister Haylin. Kylar war immer noch verwirrt. Dieser Mann, der alt genug war, um sein Großvater zu sein und der sich auf dem Höhepunkt seines Ruhmes befand, behandelte Kylar, als – als sei er ein Unsterblicher, beinahe ein Gott. »Was kann ich für Euch tun, Mylord?«

»Ich, ich ...«, sagte Kylar. »Bitte, behandelt mich nicht anders wegen Eures Großvaters. Ich wollte nur, dass Ihr mich ernst nehmt; ich hatte nicht gedacht,

dass Ihr Euch daran erinnern würdet. Ich kann mich nicht einmal an Euch erinnern. Ihr habt Euch durchaus verändert.« Er grinste, um die Lüge zu besiegeln.

»Und Ihr habt Euch nicht im Mindesten verändert«, entgegnete Haylin verblüfft. »Ähm, in Ordnung«, fügte er hinzu, und seine Augenbrauen zuckten in schneller Folge auf und nieder, während er versuchte, sich zusammenzureißen. »Ähm. Nun. Wonach sucht Ihr?«

»Ich möchte ein Schwert verkaufen.« Kylar zog Vergeltung von seinem Rücken und legte es auf den Tisch.

Haylin nahm das große Schwert anerkennend in seine dicken, schwieligen Hände, dann legte er es sofort wieder nieder. Blinzelnd starrte er auf den Griff. Dann strich er mit großen Augen mit den Fingern darüber. »Ihr lasst dieses Schwert niemals fallen, oder?«, fragte er.

Kylar zuckte die Achseln. Natürlich tat er das nicht.

Der Großmeister, der immer noch so aussah, als sei er sich nicht sicher, ob er wach war oder träumte, spuckte in die Hände und griff abermals nach dem Schwert.

»Was habt Ihr -«

Ein wenig Feuchtigkeit tropfte vom Griff auf den Tisch. Großmeister Haylin ließ das Schwert los und öffnete die Hand. Sie war vollkommen trocken. Er stieß einen leisen Schrei aus, konnte den Blick aber nicht von dem Schwert abwenden. Schließlich beugte er sich immer näher heran, bis seine Nase das Schwert beinahe berührte. Er drehte die Klinge, um die Schneide zu betrachten.

»Bei den Göttern«, sagte er. »Es ist wahr.«

»Was?«, fragte Kylar.

»Die Kohlenmatrizen. Sie sind perfekt. Ich wette meinen rechten Arm darauf, dass jede einzelne davon vier Glieder hat, nicht wahr? Die Klinge ist ein perfekter Diamant, Mylord. So dünn, dass man sie kaum sehen kann, aber unzerbrechlich. Die meisten Diamanten kann man mit einem anderen Diamanten einritzen, weil sie niemals perfekt sind, aber wenn es nirgendwo Mängel gibt – diese Klinge ist unzerstörbar, und nicht nur die Klinge, sondern auch der Griff. Aber Mylord, wenn dies ... ich dachte, Euer Schwert sei schwarz.«

Kylar berührte die Klinge und ließ den Ka'kari aus seiner Haut zischen, um sie zu bedecken. Das Wort BARMHERZIGKEIT, das in die Klinge eingraviert war, wurde in Ka'kari-Schwarz von dem Wort GERECHTIGKEIT bedeckt.

Großmeister Haylin blickte gequält drein. »Oh, Mylord ... Mein Großvater hat uns erzählt ... Ich habe nie verstanden. Ich fühle mich blind, doch ich bin beinahe glücklich über meine Blindheit.«

»Wovon redet Ihr?«

»Ich besitze kein magisches Talent, Lord Sternenfeuer. Ich kann nicht einmal annähernd sehen, wie erstaunlich diese Klinge ist. Mein Großvater konnte es, und er sagte, sie habe ihn zeitlebens verfolgt. Er wusste, welche Magie in diese Klinge geflossen ist, er konnte es sehen, aber er konnte ihr nie gleichkommen. Er sagte, sie ließe das Werk seiner eigenen Hände billig und schäbig erscheinen – und er war berühmt für seine Arbeit. Aber ich hätte nie gedacht, dass ich Vergeltung einmal mit eigenen Augen sehen würde. Mylord, Ihr könnt dieses Schwert nicht verkaufen.«

»Nun, es muss nicht schwarz sein«, sagte Kylar leichthin, während er den Ka'kari zurück in seine Hand saugte. »Falls das den Preis drücken sollte.«

»Mylord, Ihr versteht nicht. Selbst wenn ich Euch geben könnte, was dieses Schwert wert ist – selbst wenn ich irgendwie einen Preis dafür festlegen könnte ... Nein, es ist mehr wert, als ich in meinem ganzen Leben verdienen werde. Selbst wenn ich es kaufen könnte, könnte ich es niemals verkaufen; es ist zu wertvoll. Vielleicht besitzen ein oder zwei Sammler auf der Welt den Reichtum und die Wertschätzung, um ein solches Schwert zu kaufen. Selbst dann, Mylord, ist dies kein Schwert, das ausgestellt werden sollte, es gehört in die Hand eines Helden. Es gehört in Eure Hand. Seht nur, ein Griff, der Euch nicht aus der Hand gleiten wird, selbst wenn er blutig oder nass ist. Die Feuchtigkeit perlt einfach ab. Es ist nicht nur genial, es ist praktisch. Das ist kein Ausstellungsstück. Es ist Kunst. Es ist tödliche Kunst. Wie Ihr.« Er warf die Hände hoch und sank auf seinem Stuhl in sich zusammen, als sei er von dem bloßen Anblick des Schwertes erschöpft. »Obwohl mein Großvater sagte, die Gravur sei hyrillisch ... meine Güte.«

Das Wort BARMHERZIGKEIT auf der Klinge ging vor ihren Augen in eine Sprache über, die Kylar nicht lesen konnte. Er war wie vom Donner gerührt. Das hatte Vergeltung noch nie zuvor getan.

Eine Schlange wand sich in seinem Magen und bohrte sich in seine Eingeweide, eine Schlange der Furcht, etwas zu verlieren, dessen Wert er nicht einmal ermessen konnte. Es war das gleiche Gefühl, das er hatte, wenn er an seinen toten Meister dachte, einen Mann, dessen Wert er kaum gekannt hatte.

»Dennoch«, sagte er mit verkrampfter Kehle. »Ich muss es verkaufen.« Wenn er es behielt, würde er wieder töten. Er hatte keinen Zweifel daran. In seiner Hand war es mitleidlose Gerechtigkeit. Er musste es verkaufen, wenn er das Versprechen halten wollte, das er Elene gegeben hatte. Solange er an diesem Schwert festhielt, hielt er an seinem alten Leben fest.

»Mylord, braucht Ihr Geld? Ich werde Euch geben, was immer Ihr wollt.«

Der kleine, schäbige Teil von Kylar erwog es. Gewiss konnte dieser Mann mehr als genug Geld für das, was Kylar brauchte, erübrigen. »Nein, ich ... Ich muss es verkaufen. Es ist ... Es hat mit einer Frau zu tun.«

»Ihr verkauft ein Artefakt, das ein Königreich wert ist, damit Ihr mit einer Frau zusammen sein könnt? Ihr seid unsterblich! Selbst die längste Ehe wird binnen eines winzigen Bruchteils Eures Lebens enden!«

Kylar verzog das Gesicht. »Das ist richtig.«

»Ihr verkauft dieses Schwert nicht nur, nicht wahr? Ihr gebt es auf. Ihr gebt den Weg des Schwertes auf.«

Kylar, der auf den Tisch hinabstarrte, nickte.

»Sie muss eine bemerkenswerte Frau sein.«

»Das ist sie«, erwiderte Kylar. »Was könnt Ihr mir dafür geben?«

»Das hängt davon ab, wie bald Ihr das Geld braucht.«

Kylar wusste nicht, ob ihn nicht vielleicht doch der Mut verlassen würde. Er wusste, was er zu sagen im Begriff stand, würde ihn wahrscheinlich Tausende kosten, aber der Verlust Elenes würde mehr kosten. Es hatte ihn ohnehin nie besonders interessiert, reich zu sein. »Geht mir einfach, was immer Ihr mir beschaffen könnt, bevor ich aufbreche.«

»Bevor Ihr aus der Stadt aufbrecht?«

»Bevor ich aus der Werkstatt auf breche.« Kylar schluckte, aber dieser verdammte Kloß wollte nicht verschwinden.

Der Großmeister öffnete den Mund, um zu protestieren, aber er konnte sehen, dass Kylar sich entschieden hatte. »Einunddreißigtausend Königinnen«, sagte er. »Vielleicht einige hundert mehr, je nachdem, welche Verkäufe wir heute getätigt haben. Sechstausend in Gold, den Rest in Schuldscheinen, die man den meisten Geldwechslern eintauschen kann, obwohl Ihr für diese Summe die Hälfte der Geldwechsler in der Stadt aufsuchen müsstet. Wenn Ihr alle eintauschen wollt, werdet Ihr direkt zum Blauen Riesen gehen müssen.«

Angesichts dieser Summe riss Kylar die Augen auf. Es wäre genug, um ein

Haus zu kaufen, ihre Schuld bei Tante Mea zu begleichen, einen Laden mit einem riesigen Inventar einzurichten, eine ganze Garderobe für Elene zu kaufen und immer noch einiges beiseitezulegen. Außerdem würde er ein Paar der prächtigsten Eheringe kaufen, die man mit Geld kaufen konnte. Und der Mann beteuerte, es sei nicht annähernd genug?

Ein guter Preis für dein Geburtsrecht, hm?

Der Gedanke nahm Kylar beinahe den Wind aus den Segeln. Er stand abrupt auf »Abgemacht«, sagte er, ging zur Tür und griff nach der Klinke.

»Ähm ... Mylord«, sagte Großmeister Haylin. Er deutete auf sein eigenes Gesicht.

»Oh.« Kylar konzentrierte sich, und seine Züge wurden wieder fett und sein Haar rot.

Binnen fünf Minuten hatte ein immer noch sprachloses Lächelgesicht dabei geholfen, eine Truhe mit Sovereigns zu beladen – von denen jeder zwanzig Königinnen wert war -, und zugehört, wie sein Vater obenauf ein dickes Bündel Schuldscheine legte. Die Gesamtsumme belief sich auf einunddreißigtausendvierhundert Königinnen. Die Truhe war nicht groß, aber sie wog so viel wie zwei große Männer. Der Großmeister rief nach einem Pferd, aber Kylar fragte, ob man ihm stattdessen zwei breite Lederriemen bringen könne. Gesellen und Lehrlinge hielten inne, um zuzuschauen, aber Kylar scherte sich nicht darum. Grinsend befestigte Haylin die Riemen höchstpersönlich.

»Mylord«, sagte Haylin, als er damit fertig war. »Falls Ihr es je zurückhaben wollt, es ist hier.«

»Vielleicht. In der Zeit Eurer Enkelsöhne.«

Großmeister Haylin lächelte breit.

Kylar wusste, dass er es nicht hätte laut sagen sollen. Er hätte das Pferd nicht ablehnen sollen. Es scherte ihn nicht. Irgendwie tat es einfach so gut, mit einem Mann zu sprechen, der etwas von dem wusste, was er war, und der weder Furcht noch Abscheu verspürte – selbst wenn der Mann glaubte, er sei sein Meister. Aber andererseits hatte Kylar wahrscheinlich ohnehin mehr Ähnlichkeit mit Gaelan Sternenfeuer, als Durzo Blint sie gehabt hatte. Es tat so gut, bekannt zu sein und akzeptiert zu werden, dass es ihn nicht kümmerte, dass er unvorsichtig war.

Mit einem Aufwallen seiner Magie hievte Kylar die Truhe auf seinen Rücken. Ein Aufkeuchen ging durch die Schmiede. In Wahrheit war die Kiste beinahe zu

schwer, um sie zu tragen, selbst mit Magie. Kylar nickte dem Großmeister zu und ging hinaus.

»Wer zur Hölle war das?«, hörte Kylar Lächelgesicht fragen.

»Eines Tages, wenn du bereit bist, werde ich es dir vielleicht erzählen«, antwortete der Großmeister.

»Hallo«, sagte Kylar zu Capricia, als er zu dem Ringmacher zurückkehrte.

»Hallo«, erwiderte sie seinen Gruß überrascht. Sie war allein und schloss gerade den Laden.

»Der Esel ist zurück.« Er verzog das Gesicht. »Ich möchte mich entschuldigen für ... für meinen letzten Besuch hier.«

»Was?«, fragte sie. »Nein, dazu habt Ihr keinen Grund. Mir ist klar, dass das alles seltsam erscheint, wenn man nicht von hier stammt. Männern gefällt das nie – obwohl die Frauen sich ebenfalls die Ohren durchstechen müssen, und sie beklagen sich niemals.« Sie zuckte die Achseln.

»Schön, nun ...«, begann Kylar, dann wurde ihm klar, dass er nichts zu sagen hatte. Was hatte Schmuck nur an sich, dass er sich immer so unzulänglich fühlte? »Richtig«, fügte er matt hinzu.

»Ehrlich«, sagte sie, »die meisten Männer nehmen den Schmerz kaum wahr. Ich meine, ihre Bräute sorgen dafür, dass sie abgelenkt sind. Eigentlich vollzieht Ihr die Ehe erst nach dem Nageln, aber in den meisten Fällen ist es mehr oder weniger nur eine Formalität.«

Kylar hüstelte. Er hatte darüber nachgedacht. »Ähm, erinnert Ihr Euch, auf welche sie gezeigt hat?«, fragte Kylar.

»Natürlich«, antwortete Capricia. Sie lachte. »Ich fürchte, es sind die Ringe, die den Zauber weit besser festhalten.« Ihre Augen funkelten, und er errötete.

»Ich habe das Missgeschick, eine Ehefrau mit einem hervorragenden Geschmack zu haben.«

»Es wirft ein gutes Licht auf ihre anderen Entscheidungen«, bemerkte Capricia und schenkte ihm ihr breites Lächeln. Welche Konsequenzen die Angelegenheit mit dem Shinga auch haben würde, Kylar war froh, dass er sie gerettet hatte. Sie zog die Schublade heraus und stellte sie vor ihn hin. Dann runzelte sie kurz die Stirn und nahm ein Paar Ringe heraus. »Nur einen Moment«, sagte sie, ging hinter der Theke in die Knie, räumte die Ringe weg und stand dann wieder auf. »Ich denke, es war eins von diesen Paaren«, erklärte sie und deutete auf mehrere Paare in der obersten Reihe, die aus einem Geflecht aus Gold und Mistarille bestanden.

»Was kosten die?«, fragte er.

»Vierundzwanzig hundert, achtundzwanzig hundert und zweiunddreißig hundert.«

Ohne es zu wollen, stieß er einen Pfiff aus.

»Wir haben aber auch ähnliche Ringe in weißem und gelbem Gold, die günstiger sind«, erklärte Capricia. »Das Mistarille treibt den Preis in ziemlich lächerliche Höhen.«

Jorsin Alkestes' Schwert hatte aus Mistarille bestanden, mit einem Kern aus gehärtetem Gold, hatte Durzo gesagt. Man brauchte eine spezielle Esse, um Mistarille zu schmelzen, weil es erst schmolz, wenn es um das Dreifache heißer war als Stahl. Sobald es die richtige Temperatur erreichte, behielt es sie stundenlang bei, im Gegensatz zu anderen Metallen, die wieder und wieder neu erhitzt werden mussten. Für Schmiede war es eine pure Freude und ein pures Grauen, damit zu arbeiten, denn nach dem ersten Erhitzen und den ersten Stunden, die sie daran gearbeitet hatten, ließ es sich nicht noch einmal schmelzen. Sie hatten nur eine einzige Chance, es richtig hinzubekommen. Nur ein Schmied mit einem beträchtlichen magischen Talent konnte in einem größeren Maßstab mit Mistarille arbeiten.

»Trägt irgendjemand Ringe aus purem Mistarille?«, fragte er, während er die Ringe betrachtete. Er hätte schwören können, dass Elenes Augen aufgeleuchtet hatten, als sie eins dieser Paare gesehen hatte. Aber welches war es?

Sie schüttelte den Kopf »Selbst wenn Ihr es Euch leisten könntet, Ihr würdet es nicht wollen, meint Master Bourary. Er sagt, dass einige der einfacheren Zauber in Gold tatsächlich besser halten. Selbst die ältesten Ringe kombinieren die beiden Metalle. Er hat ein Paar, das sein Ururururgroßvater gemacht hat und das aussieht wie pures Mistarille, aber die Ringe enthalten einen Kern aus Gelbgold und Diamant. Sie sind ziemlich beeindruckend. Er hat das Mistarille mit winzigen Löchern durchsetzt, sodass man im richtigen Licht das Gold und die Diamanten hindurchfunkeln sehen kann.«

Kylar begann beinahe an das Gerede über Zauber zu glauben. Entweder war Master Bourary tatsächlich, wofür er sich ausgab, oder er hatte große Mühe darauf verwandt, von Leuten, die magisches Talent besaßen, zu lernen, wie man über Magie sprach.

Es schien ihm trotzdem Wahnsinn zu sein, Ringe zu betrachten, die zwei- oder dreitausend Goldmünzen kosteten. Er hätte Großmeister Haylin heute Nachmittag wegen der Ringe befragen sollen. Der Großmeister hätte gewusst, ob

sie echt waren. Aber Kylar war leicht ums Herz. Er hatte sein Geburtsrecht verkauft. Er hatte sich gebunden. Jetzt ging es nur noch darum, den perfekten Ring zu finden, um die Frau zu erfreuen, die er liebte, die Frau, die ihn davor bewahrte, zu dem bitteren Wrack zu werden, zu dem Durzo Blint geworden war.

Tatsächlich, die Magie in den Ringen zählte nicht. Es zählte nur eines: Elene wissen zu lassen, was sie ihm wert war.

»Da war noch ein Paar, ich schwöre, es lag in dieser Schachtel«, sagte Kylar zu Capricia. »Waren das die Ringe, die Ihr weggelegt habt?«

»Das war nur ein Ausstellungspaar – nun, eigentlich kein Ausstellungspaar. Die Königin ist auf einen Edelsteinhändler wütend geworden, der ihr vor einem Jahrzehnt einige Juwelen nicht verkaufen wollte, und sie hat daraufhin Ausstellungspaare für ungesetzlich erklärt. Also ist es streng genommen kein Ausstellungspaar, aber es ist eigentlich auch nicht für den Verkauf gedacht. Wir haben noch andere Schubladen; das Paar, das Ihr sucht, könnte in einer von denen liegen.«

»Zeigt mir einfach die, nach denen ich gefragt habe«, bat Kylar. Er war plötzlich skeptisch. War das ein Verkaufsstrick? Er hatte so etwas schon früher erlebt – ein hübsches Mädchen sagt einem Mann: »Hier, dies ist sehr schön«, während sie etwas lächerlich Teures beiseitelegt und etwas Billiges hervorzieht, und der Mann erwidert prompt: »Was ist mit denen?«, um seine Männlichkeit unter Beweis zu stellen.

Aber Capricia machte auf ihn nicht diesen Eindruck. Sie schien ehrlich zu sein. Sie zog die Ringe hervor und legte sie vor ihn hin. Ein Blick darauf genügte, und Kylar konnte förmlich sehen, wie die Größe des Inventars seines Ladens schrumpfte.

»Das sind sie«, sagte er. Das Muster war verführerisch einfach und elegant, ein Geflecht aus silbrigem Metall, das irgendwie im Licht golden funkelte, als er den größeren der beiden Ringe nahm.

Capricia sog scharf die Luft ein und hob die Hand, als würde er den Ring zerbrechen. Er schaute in einen Spiegel und hielt sich den Ohrring ans linke Ohrfläppchen. Er sah irgendwie weibisch aus, aber andererseits schien sich keiner der vielen tausend Männer, die er in der Stadt gesehen hatte, darüber den Kopf zu zerbrechen.

»Hmm«, brummte er und hielt den Ohrring ein wenig höher. Das sah schon etwas männlicher aus. »Was ist die schmerzhafteste Stelle, an der eine Frau

einen Mann nageln kann?«

»Genau dort.« Sie beugte sich vor und streckte die Hand aus, aber er konnte es im Spiegel nicht sehen. Er bewegte sich, und ihr Finger berührte sein Ohr. »Oh!«, murmelte sie. »Es tut mir so leid. Ich wollte Euch nicht berühren ...«

»Was?«, fragte er. Dann fiel es ihm wieder ein. »Oh, nein, es ist meine Schuld. Im Ernst, wo ich herkomme, sind Ohren keine große Sache. Habt Ihr gesagt, die Stelle sei genau hier? Sodass der Ring über das Ohr hinausragt?« Er schaute in den Spiegel. Ja, definitiv männlicher, und es würde höllisch wehtun. Aus irgendeinem Grund ging es ihm bei diesem Gedanken besser.

Er griff nach dem kleineren Ohrring und hielt ihn an Capricias Ohr, wobei er achtgab, sie nicht zu berühren. Es sah wunderschön aus.

»Ich werde sie nehmen«, erklärte er.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte sie. »Wir haben kein genau gleiches Paar für den Verkauf, aber Master Bourary könnte etwas machen, das fast genauso aussieht.«

»Ihr habt gesagt, es seien keine Ausstellungsstücke«, bemerkte Kylar.

»Streng genommen sind sie das auch nicht. Nachdem die Königin das Gesetz erlassen hat – nun, alles steht zum Verkauf. Man versieht einfach Stücke, die man nicht verkaufen will, mit lächerlichen Preisen.«

»Und das hier ist ein solcher Fall?«, erkundigte sich Kylar. Jetzt wurde auch das Haus kleiner.

»Das sind tatsächlich die Ringe, von denen ich Euch vorhin erzählt habe. Die, die Master Bourarys Urururgroßvater gemacht hat, Mistarille über Gold mit Diamanten?« Sie lächelte schwach. »Es tut mir leid. Ich versuche nicht, Euch in Verlegenheit zu stürzen. Sie hätten nicht einmal in dieser Schublade liegen sollen.«

»Wie lächerlich ist der Preis, von dem wir sprechen?«, fragte Kylar.

»Lächerlich«, sagte sie.

»Wie lächerlich?«

»Absolut lächerlich.« Sie zuckte zusammen.

Kylar seufzte. »Sagt es mir einfach.«

»Einunddreißigtausendvierhundert Königinnen. Tut mir leid.«

Es traf Kylar wie ein Schlag in den Magen. Es war natürlich ein Zufall, aber ... Elene würde es die göttliche Ökonomie nennen. Er hatte Vergeltung für genau die Summe verkauft, die es kosten würde, sie zu heiraten.

Ohne dass irgendetwas übrig bliebe? *Elene, wenn dies die Ökonomie deines Gottes ist, dienst du einem geizigen Gott. Ich habe nicht einmal genug übrig, um ein Hochzeitsmesser zu kaufen.*

»Auf der positiven Seite kann ich Euch berichten«, sagte Capricia und zwang sich zu einem Kichern, »dass wir ein Hochzeitsmesser kostenlos dazulegen würden.«

Ein Eisblock fiel in Kylars Magen.

»Es tut mir leid«, sagte sie, weil sie die Erschütterung auf seinem Gesicht falsch deutete. »Wir haben wirklich einige sehr hübsche ...«

»Bekommt Ihr Prozente für Eure Verkäufe?«, fragte er.

»Ein Zehntel von allem, was im Laufe eines Tages tausend überschreitet«, sagte sie.

»Wenn Ihr also diese Ringe verkaufen würdet, was würdet Ihr mit ... mehr als dreitausend Königinnen anfangen?«

»Ich weiß nicht – warum fragt –«

»Was würdet Ihr damit anfangen?«

Sie zuckte die Achseln, hob zu einer Antwort an, brach ab und erklärte schließlich: »Ich würde mit meiner Familie umziehen. Wir leben in einer ziemlich üblen Gegend, und manchmal haben wir Probleme mit – oh, was spielt es für eine Rolle? Glaubt mir, ich habe davon geträumt, seit ich hier zu arbeiten begonnen habe. Ich habe darüber nachgedacht, diese Ringe zu verkaufen und wie es alles für uns verändern würde. Ich habe jeden Tag deswegen gebetet, aber meine Mutter sagt, wir seien sicher genug. Wie dem auch sei, der Gott erhört solch habgierige Gebete nicht.«

Kylars Herz wurde kalt. Sie würden wegziehen, weg von diesem rachsüchtigen, arroganten kleinen Shinga. Kylar würde keinen Mord begehen müssen, um sie zu beschützen.

»Doch«, erwiderte Kylar, steckte die Mistarille-Ohringe ein und nahm sich ein Hochzeitsmesser. »Er erhört sie.« Er hievte die Truhe auf die Theke und öffnete sie. Capricia sog scharf die Luft ein. Ihre Hände zitterten, während sie Geldschein um Geldschein auffaltete. Sie sah Kylar an, und Tränen traten ihr in die Augen.

»Richtet Euren Eltern aus, Euer Schutzengel habe gesagt, dass sie umziehen sollen. Nicht nächste Woche. Nicht morgen. Heute Abend. Als ich Euch gerettet habe, habe ich den Shinga in Verlegenheit gestürzt. Er hat Rache

geschworen.«

Ihre Augen blieben riesengroß, aber sie nickte kaum merklich. Ihre Hand fuhr wie die eines Automaten in die Höhe. »Geschenkschachtel?«, fragte sie mit erstickter Stimme. »Kostenlos.«

Er nahm ihr das Schmuckkästchen ab, ging zur Tür hinaus und verschloss sie hinter sich. Dann legte er die Ohrringe in die hübsche Schachtel und steckte sich das Ganze in die Tasche, plötzlich bettelarm. Er hatte sein Geburtsrecht verkauft. Er hatte eins der letzten Dinge weggegeben, die ihm als Erinnerung an Durzo geblieben waren. Er hatte ein magisches Schwert gegen zwei Metallringe eingetauscht. Und jetzt besaß er nicht einmal eine einzige Kupfermünze mehr. Einunddreißigtausendvierhundert Königinnen, und er hatte nicht einmal mehr genug übrig, um ein Geburtstagsgeschenk für Uly zu kaufen.

Wir sind fertig miteinander, Gott. Von jetzt an erhörst du deine verdammten Gebete selbst.

»Wird es mit dir und Elene gutgehen?«, fragte Uly. Sie arbeiteten an diesem Abend zusammen; Uly holte Zutaten, während Kylar einen Trank braute, der Fieber senkte.

»Natürlich. Warum fragst du?«

»Tante Mea sagt, es sei gut, dass ihr so viel streitet. Sie sagt, wenn ich Angst habe, soll ich einfach zuhören, und wenn ich das Bett knarren höre, nachdem ihr euch gestritten habt, werde ich wissen, dass alles gut ist. Sie sagt, das bedeute, dass ihr euch versöhnt habt. Aber ich höre das Bett niemals knarren.«

Blut schoss in Kylars Wangen. »Ich, nun, ich denke ... Weißt du, das ist eine Frage, die du Elene stellen solltest.«

»Sie hat gesagt, ich solle dich fragen, und sie war genauso verlegen.«

»Ich bin nicht verlegen!«, widersprach Kylar. »Gib mir die Maibeeren.«

»Tante Mea sagt, es sei Unrecht zu lügen. Ich habe in der Burg Pferde gesehen, die sich paarten, aber Tante Mea meint, es sei nicht so beängstigend wie das.«

»Nein«, erwiderte Kylar leise, während er die Maibeeren mit einem Stößel zerrieb, »es ist auf seine eigene Art beängstigend.«

»Was?«, fragte Uly.

»Uly, du bist noch viel zu jung, als dass wir dieses Gespräch führen könnten. Schafgarbenwurzel.«

»Tante Mea hat gesagt, dass ihr das vielleicht sagen würdet. Sie hat gesagt, dass sie mit mir darüber reden würde, wenn es euch zu peinlich wäre. Sie hat mir nur das Versprechen abgenommen, euch zuerst zu fragen.« Uly reichte ihm die knorrige braune Wurzel.

»Tante Mea«, stellte Kylar fest, »denkt zu viel über Sex nach.«

»Ähm«, erklang eine Stimme hinter Kylar. Er zuckte zusammen.

»Ich werde jetzt nach Mistress Vatsen sehen«, sagte Tante Mea. »Brauchst du irgendetwas?«

»Äh, nein«, erwiderte er. Gewiss hätte sie nicht diesen nichtssagenden Ausdruck auf dem Gesicht haben können, hätte sie gehört, was er soeben gesagt hatte.

»Kylar, ist alles in Ordnung mit dir?«, erkundigte sie sich. Sie berührte seine heiße Wange. »Du siehst seltsam erhitzt aus.« Sie stöberte in den neu geordneten Regalen – sie schien jetzt länger dazu zu brauchen als zu der Zeit, da dort Chaos geherrscht hatte – und steckte einige Dinge in ihren Korb. Als sie an Kylar vorbeiging, der sich über den Trank beugte, als erfordere er seine ganze Konzentration, kniff sie ihm in den Hintern.

Er sprang beinahe an die Decke, obwohl er einen Aufschrei erstickte. Uly sah ihn fragend an.

»Du hast recht«, bemerkte Tante Mea von der Tür aus. »Aber komm ja nicht auf irgendwelche Ideen. Ich bin zu alt für dich.«

Kylar errötete noch heftiger, und sie lachte. Er konnte hören, dass sie, als sie die Straße hinunterging, immer noch schallend lachte.

»Verrücktes altes Huhn«, sagte er. »Noranton-Samen.«

Uly reichte ihm die Phiole mit flachen, purpurfarbenen Samen und presste den Mund zu einer dünnen Linie zusammen. »Kylar, wenn es mit Elene nicht richtig funktioniert, wirst du dann mich heiraten?«

Er kippte die ganze Phiole in die Mixtur.

»WAS?«

»Ich habe Elene gefragt, wie alt du bist, und sie sagte, zwanzig. Und Tante Mea hat erzählt, ihr Mann sei neun Jahre älter gewesen als sie, und der Altersunterschied ist noch größer als der zwischen dir und mir. Und ich liebe dich, und du liebst mich, und du und Elene, ihr streitet die ganze Zeit, aber wir beide streiten nie ...«

Zuerst war Kylar verwirrt. Er und Elene hatten sich seit über einer Woche nicht mehr gestritten. Dann begriff er, dass Uly die Nächte bei einer ihrer neuen Freundinnen verbracht hatte – wahrscheinlich weil Kylars und Elenes Streitereien sie so sehr aufgeregt hatten. Jetzt stand in Ulys Gesicht ein eifriger, ängstlicher Ausdruck, der ihm sagte, dass die Art seiner Antwort ihr das Herz brechen könnte. Insbesondere der erste Gedanke, der ihm in den Sinn kam – ich liebe dich nicht auf diese Art –, würde keine gute Wahl sein.

Wie bin ich in diesen Schlamassel geraten? Ich muss der erste Vater in Midcyru sein, der seiner Tochter je erklären musste, was es mit dem Sex auf sich hat, während er selbst noch Jungfrau ist.

Was sollte er sagen? *Ich bin eigentlich noch nicht mit Elene verheiratet, daher können wir uns nach einem Streit nicht auf die Art und Weise versöhnen,*

die mir gefallen würde. Wenn wir uns auf diese Weise versöhnen könnten, würden wir wahrscheinlich gar nicht erst streiten. Kylar konnte es nicht erwarten, Elene endlich zu heiraten. All ihre Auseinandersetzungen über das Thema Sex würden dann hinter ihnen liegen. Was für eine Erleichterung!

In der Zwischenzeit starrte Uly ihn an und wartete mit großen, unsicheren Augen ab. Oh nein, das sah aus, als zitterten ihre Lippen.

Die Tür, die geöffnet wurde, rettete ihn. Ein gut gekleideter Mann trat ein, auf dessen Robe ein Hauswappen gestickt war. Er war hochgewachsen und mager, aber sein Gesicht war verkniffen, sodass er wie ein Nagetier aussah.

»Bin ich hier richtig bei Tante Mea?«, fragte er.

»Ja«, bestätigte Kylar. »Aber ich fürchte, Tante Mea ist soeben für eine Weile ausgegangen.«

»Oh, das ist kein Problem«, sagte der Mann. »Ihr seid ihr Assistent, Kyle?«

»Kylar.«

»Ihr seid jünger, als ich erwartet habe. Ich bin hergekommen, um Euch um Hilfe zu bitten.«

»Mich?«

»Ihr seid der Mann, der Lord Aevan gerettet hat, nicht wahr? Er erzählt allen, die zuzuhören bereit sind, dass Ihr mit einem einzigen Trank bewirkt habt, was einem Dutzend Ärzte in monatelanger Behandlung nicht gelungen ist. Ich bin der oberste Haushofmeister des Hohen Lords Garazul. Mein Herr hat Gicht.«

Kylar rieb sich das Kinn und betrachtete die Flaschen, die die Wände säumten.

»Ich kann später wiederkommen, wenn Ihr wünscht«, sagte der Haushofmeister.

»Nein, es wird keine Minute dauern«, erwiderte Kylar. Er begann Flaschen herauszunehmen und Uly Anweisungen zu erteilen. Sie war die perfekte Helferin, schnell und schweigsam. Schon bald mischte er den Trank in vier Schalen gleichzeitig, zwei über Hitze, zwei kalt. Kurze Zeit später war er fertig. Den Haushofmeister schien der ganze Prozess absolut zu faszinieren. Es brachte Kylar auf den Gedanken, dass Großmeister Haylin nicht ganz falsch damit lag, den Schaffensprozess zur Schau zu stellen. In diesem Augenblick begriff er, dass er, sollte er jemals einen großen Laden haben, ihn genau auf diese Weise einrichten würde – und er würde den Leuten neben ihren Tränken noch eine Darbietung liefern. Es war ein seltsam befriedigender kleiner Traum.

»Folgendes müsst Ihr tun«, sagte Kylar. »Gebt ihm alle vier Stunden zwei Löffel voll von diesem Trank. Ich vermute, Euer Herr ist fett und kommt kaum aus dem Haus? Liebt seinen Wein?«

Der Haushofmeister antwortete: »Er hat einige Pfündchen zu viel ... Hm, ja, tatsächlich ist er fett wie ein Leviathan. Und trinkt auch wie einer.«

»Dieser Trank wird die Schmerzen in seinen Füßen und Gelenken vertreiben. Er wird ein wenig gegen die Gicht helfen, aber solange er fett ist und eine Menge Wein trinkt, wird es ihm niemals besser gehen. Er wird für den Rest seines Lebens diesen Trank kaufen müssen, wann immer seine Gicht auflodert. Sagt ihm, wenn er die Gicht loswerden will, muss er aufhören zu trinken. Wenn er es nicht tut, worauf ich wette, fängt an, zwei Tropfen von dem hier« – Kylar reichte dem Mann die zweite Phiole – »in jedes Glas seines Weins zu geben. Er wird davon schreckliche Kopfschmerzen bekommen. Seht zu, dass Ihr es jedes Mal tut, wenn er Wein trinkt. Und während Ihr schon dabei seid, könnt Ihr ihm jeden Morgen und jeden Abend dies gegen seinen schlimmen Magen verabreichen. Und gebt ihm weniger zu essen. Verabreicht ihm ein wenig von diesem letzten Trunk zu jeder Mahlzeit, dann sollte er sich schneller gesättigt fühlen.«

»Woher wusstet Ihr, dass er einen schlimmen Magen hat?«

Kylar lächelte rätselhaft. »Und nehmt ihm alles andere weg, was die Ärzte verordnet haben, vor allem die Blutegel. Er sollte nicht mehr zur Ader gelassen werden. Binnen sechs Wochen müsste er ein neuer Mensch sein, wenn Ihr ihn dazu bringen könnt abzunehmen.«

»Wie viel?«, fragte der Haushofmeister.

»Das hängt davon ab, wie fett er ist«, antwortete Kylar.

Der Haushofmeister lachte. »Nein, wie viel schulde ich Euch?«

Kylar dachte darüber nach. Er berechnete im Kopf, was die Zutaten gekostet hatten, und verdoppelte die Summe. Dann nannte er dem Haushofmeister das Ergebnis.

Der mausgraue Mann sah ihn erstaunt an. »Ich hätte einen kleinen Rat für Euch, junger Mann. Ihr solltet einen Laden auf der Nordseite aufmachen, denn wenn dies funktioniert, werden viele Edelleute Eure Dienste beanspruchen wollen. Und noch etwas: Wenn dies auch nur ein klein wenig hilft, solltet Ihr das Doppelte berechnen. Wenn es tatsächlich bewirkt, was Ihr sagt, solltet Ihr das Zehnfache berechnen – anderenfalls werden die Edelleute nicht glauben, dass

es echt ist.«

Kylar lächelte; es tat ihm einfach gut zu hören, dass jemand so mit ihm sprach, als wüsste er, was er tat – was auch der Fall war. »Nun, dann schuldet Ihr mir das Zehnfache der Summe, die ich Euch zuvor genannt habe.«

Der Haushofmeister lachte. »Wenn Eure Medizin Lord Garazul tatsächlich hilft, werde ich etwas Besseres tun. In der Zwischenzeit ist dies alles, was ich bei mir habe.« Er warf Kylar zwei neue Silbermünzen hin. »Guten Tag, junger Herr.«

Als Kylar dem Mann nachsah, überraschte es ihn, wie gut es sich anfühlte. Vielleicht war es besser zu heilen als zu töten. Oder vielleicht war es einfach gut, Anerkennung zu bekommen. Wie hatte Durzo es gemacht? Er hatte im Laufe der Zeitalter ein Dutzend verschiedener Helden verkörpert – vielleicht etliche Dutzend verschiedener Helden. Hatte er je den Wunsch verspürt, sich zu offenbaren? Allen zu erzählen, wer er war, sodass sie ihm die geziemende Ehrfurcht entgegenbrachten? *Hier bin ich, bewundert mich.*

Aber Durzo hatte diesen Eindruck nie vermittelt. Kylar war bei ihm aufgewachsen und hatte nie auch nur die blasseste Ahnung gehabt, dass sein Meister der Nachtengel war; und erst recht hatte er nichts von den anderen Identitäten des Mannes gewusst. Warum nicht? In gewissen Teilen seines Lebens hatte Durzo durchaus arrogant gewirkt. Er hatte eindeutig den meisten Blutjungen gewaltige Geringschätzung entgegengebracht und dem größten Teil der Sa'kagé. Aber er hatte sich selbst niemals mit den großen Helden der Geschichte auf eine Stufe gestellt.

Wieder durchzuckte Kylar ein Stich der Trauer. Götter, Durzo war seit drei Monaten tot – und obwohl Zeit vergangen war, wurde es nicht besser.

Kylar tastete nach der kleinen Schachtel in seiner Tasche. *Er starb, damit ich Elene haben konnte.* Kylar versuchte, Durzo aus seinen Gedanken zu verbannen. *Wir wollen nur Ulys Geburtstag hinter uns bringen, dann kann ich Elene bitten, mich zu heiraten. Und dann kann Uly mehr Knarren hören, als sie sich je vorgestellt hat.*

»Kylar«, sagte Uly und riss ihn damit aus seinem Tagtraum. »Wirst du meine Frage beantworten?«

Oh, Scheiße. »Uly«, erwiderte er sanft. »Ich weiß, du empfindest es nicht so, und du bist gewiss so klug wie ein erheblich älteres Mädchen, aber du bist immer noch ein ...« Er legte die Stim in Falten, wohl wissend, dass der

nächste Teil nicht so gut ankommen würde. »Du bist immer noch ein Kind.« Es war die Wahrheit, verdammt.

»Nein, bin ich nicht.«

»Doch, bist du wohl.«

»Ich hatte gerade diese Woche mein erstes Mondblut. Tante Mea sagt, das bedeute, dass ich jetzt eine Frau bin. Es hat wirklich wehgetan, und zuerst hat es mir Angst gemacht. Mein Bauch hat furchtbar geschmerzt und mein Rücken auch und dann ...«

»Ah!« Kylar wedelte mit den Händen, um sie dazu zu bringen aufzuhören.

»Was? Tante Mea hat gesagt, es sei nichts, was einem peinlich sein müsse.«

»Tante Mea ist nicht dein Vater!«

»Wer ist es dann?«, fragte Uly blitzschnell.

Kylar erwiderte nichts.

»Und wer ist meine Mutter? Du weißt es, nicht wahr? Meine Ammen haben mich immer anders als die anderen Kinder behandelt. Die letzte bekam es immer mit der Angst, wenn ich mich verletzte. Als ich einmal eine Schnittwunde im Gesicht hatte, hatte sie solche Angst, dass eine Narbe zurückbleiben könnte, dass sie wochenlang nicht geschlafen hat. Manchmal hat eine Dame uns beobachtet, wenn wir in den Gärten spielten, aber sie trug immer einen Umhang und eine Kapuze. War sie meine Mutter?«

Kylar nickte stumm. Es war genau das, was Momma K getan hätte. Sie hatte sich zweifellos um Ulys Sicherheit willen ferngehalten, soweit sie es ertragen konnte, aber ab und zu einmal musste sie schwach geworden sein.

»Sie ist wichtig?«, fragte Uly. Der Wunsch eines jeden Waisenkindes. Kylar wusste das nur allzu gut.

Er nickte abermals.

»Warum hat sie mich verlassen?«

Kylar stieß den Atem aus. »Du verdienst eine Antwort auf diese Frage, Uly, aber ich kann es dir nicht sagen. Es ist eins der Geheimnisse, die ich kenne, die aber nicht mir gehören. Ich verspreche, es dir zu erzählen, sobald ich kann.«

»Wirst du mich verlassen? Wenn wir heirateten, könnte ich mit dir gehen.«

Falls irgendwelche Leute glaubten, Kinder könnten nicht so leiden wie Erwachsene, wünschte Kylar, sie hätten Ulys Augen jetzt sehen können. So sehr er sie liebte, er hatte sie mehr wie ein kleines Kind behandelt denn wie ein menschliches Wesen. Ulys kurzes Leben war eine Geschichte des

Verlassenwerdens: ihr Vater, ihre Mutter, eine Amme nach der anderen. Sie wollte einfach etwas Unverrückbares in ihrem Leben.

Kylar umarmte sie. »Ich werde dich nicht verlassen«, schwor er. »Niemals. Nie, niemals.«

Vi ritt in Caernarvon ein, als die Sonne unterging. Während ihrer Wochen auf der Straße hatte sie ihre Strategie geändert. Gewiss würden die Sa'kagé hier Kylar kennen. Wenn er auch nur die geringste Ähnlichkeit mit Hu Gibbet hatte, würde es ihm nicht gefallen, lange auf das Töten zu verzichten. Wenn er Aufträge angenommen hatte, würde der Shinga ihn kennen. Ein solch begabter Blutjunge würde nicht unbemerkt bleiben.

Andererseits, falls Kylar keine Aufträge angenommen hatte, standen die Chancen trotzdem gut, dass die Augen und Ohren der Sa'kagé von seinem Auftauchen in Caernarvon wissen würden. Vi hatte herzlich wenig Lob für Caernarvons Sa'kagé gehört, und falls Kylar sich ehrlich Mühe gab, sich zu verstecken, würde Vi ihn niemals finden, aber es waren drei Monate vergangen. Verbrecher kehrten immer zu ihren Verbrechen zurück, selbst wenn sie reichlich Geld hatten, und sei es nur deshalb, weil sie nicht wussten, was sie sonst mit sich anfangen sollten. Was war ein Blutjunge ohne das Töten?

Die Läden waren alle geschlossen. Die anständigen Familien hatten sich für den Abend in ihre Häuser zurückzogen, und in den Gaststuben und Bordellen begann es gerade erst hoch herzugehen, als Vi tiefer in den südlichen Teil der Stadt vordrang. Sie trug Reithosen aus weißem Rehlleder und eine baumwollene, locker sitzende Männerrobe. Das rote Haar hatte sie sich zu einem schlichten, strammen Pferdeschwanz zurückgebunden. In Cenaria begann gerade die Regenzeit, aber hier verweilte noch der Sommer, und Vi hielt auf Reisen viel von Bequemlichkeit, und zur Hölle mit der Mode. Über Mode zerbrach sie sich nur den Kopf, wenn sie dadurch etwas zu gewinnen hatte. Trotzdem, nach zwei harten Wochen im Sattel hätte sie gegen ein Bad nichts einzuwenden gehabt.

Sie ritt durch die vierte schlechte Straße in Folge und fragte sich, warum sie noch nicht überfallen worden war. Sie hatte all ihre Waffen versteckt, um absolut schutzlos zu wirken. Was war los mit diesen Leuten?

Zwanzig Minuten später trat endlich jemand aus der Dunkelheit.

»Hübscher Abend heute, hm?«, sagte der Mann. Er war schäbig, schmutzig, betrunken. Perfekt. In einer Hand hielt er einen Knüppel und in der anderen einen Weinschlauch.

»Raubst du mich aus?«, fragte Vi.

Ein halbes Dutzend Halbwüchsiger kam aus dem Schatten und umringte sie.

»Nun, ich ...« Der Mann grinste und entblößte dabei zwei geschwärzte Schneidezähne. »Dies hier ist eine Zollstraße, und du wirst ...«

»Wenn du mich nicht ausrauben willst, dann mach, dass du wegkommst. Oder bist du ein vollkommener Idiot?«

Das Lächeln verschwand. »Nun, so ist es«, erklärte er schließlich. »Ich meine, ich raube dich aus. Tom Grau geht keinem Miststück aus dem Weg.« Dann schlug er sich beinahe selbst auf den Kopf, als er versuchte, aus seinem Knüppel zu trinken statt aus dem Weinschlauch. Die Jungen lachten, aber einer von ihnen griff nach den Zügeln ihrer schwarzen Stute.

»Ich muss mit dem Shinga sprechen«, sagte sie. »Könnt Ihr mich zu ihm führen, oder muss ich jemand anderen finden, der mich überfällt?«

»Du gehst nirgendwohin, bis du mir dreizehn ...«

Einer der Jungen hüstelte.

»... ähm, vierzehn Silberstücke gegeben hast.« Sein Blick wanderte über ihre Brüste, und er fügte hinzu: »Und vielleicht ein klitzekleines bisschen dazu.«

»Wie wär's, wenn du mich zum Shinga brächtest und ich deine jämmerliche Männlichkeit unversehrt ließe?«, bemerkte sie.

Toms Miene verdüsterte sich. Er warf einem der Jungen den Weinschlauch zu, trat vor Vi hin und hob den Knüppel. Dann packte er sie am Ärmel und riss sie aus dem Sattel.

Vi nutzte die Schwungkraft und trat ihm ins Gesicht, bevor sie leichtfüßig auf dem Boden landete, während Tom Grau der Länge nach hinschlug.

»Kann einer von euch anderen mich zum Shinga bringen?«, fragte sie, ohne Tom zu beachten.

Sie alle schienen verwirrt darüber, dass Tom mit einer blutigen Nase auf der anderen Seite der Straße gelandet war, aber nach einem Moment des Zögerns sagte ein dürrer junger Mann mit großer Nase: »Shinga Sniggle erlaubt uns nicht, zu jeder Tages- und Nachtzeit zu ihm zu kommen. Aber Tom ist mit ihm befreundet.«

»Sniggle?«, wiederholte Vi grinsend. »Das ist doch nicht wirklich sein Name, oder?«

Tom rappelte sich hoch. Er brüllte und stürzte auf Vi zu.

Ohne ihn auch nur anzusehen, wartete sie, bis er zwei Schritt entfernt war und

rammte ihm mitten im Lauf einen Fuß gegen die Hüfte. Als sein Fuß nicht nach vorn kam, um den nächsten Schritt zu machen, wie Tom erwartet hatte, schlitterte er zu Vis Füßen über das Pflaster. Sie ließ den Jungen keinen Moment lang aus den Augen.

»Ich, ähm, doch, Barush Sniggle«, sagte der Junge und sah Tom an. Er schien nichts Komisches daran zu finden. »Wer bist du?«, fragte er.

Sie machte mit den Fingern das Zeichen der Diebe.

»Das ist ein wenig anders als unseres«, bemerkte der junge Mann. »Woher kommst du?«

»Aus Cenaria«, antwortete sie.

Alle wichen einen Schritt zurück. »Ohne Scheiß?«, fragte er. »Cenarische Sa'kagé?«

»Jetzt zu dir«, sagte Vi und packte Tom Grau an seinen fettigen Haaren.

»Wirst du mich zum Shinga bringen? Oder muss ich dir etwas brechen?«

Er beschimpfte sie.

Sie brach ihm die Nase.

Er spuckte Blut und fluchte abermals.

»Du lernst nicht besonders schnell, hm?« Sie schlug ihm auf die gebrochene Nase, dann packte sie seinen Kopf. Anschließend bohrte sie die Finger tief in die Schmerzpunkte hinter seinen Ohren und zog ihn auf die Füße. Er schrie mit überraschender Stärke. Es war ein Pech, dass sie ihm zuerst die Nase gebrochen hatte, denn er bespritzte sie von Kopf bis Fuß mit Blut. Doch Vi machte das nichts aus. Nysos war der Gott mächtiger Flüssigkeiten: Blut, Wein und Samen. Es war Wochen her, seit sie ihm das letzte Mal eine Opfergabe dargebracht hatte. Vielleicht würde ihn dies beschwichtigen, bis sie Kylar fand.

Sie hielt die Finger tief in diesen Schmerzpunkten und ließ Tom Grau schreien, ließ ihn Blut auf ihr Hemd und ihr Gesicht spritzen. Die Jungen wichen zurück, drauf und dran, die Flut zu ergreifen.

»Genug!«, rief eine Stimme aus der Dunkelheit.

Vi ließ Tom los, und er fiel zu Boden.

Ein kleiner, vierschrötiger Mann trat vor. »Ich bin der Shinga«, sagte er.

»Barush Sniggle?«, fragte sie. Shinga Barush Sniggle hatte einen Schmerbauch, kleine Augen unter schlaffen, blondem Haar und einen grausamen Mund. Trotz seiner geringen Größe hatte er den breitbeinigen Gang eines Seemanns. Vielleicht war der massige Leibwächter an seiner Seite in diesem

Punkt hilfreich.

»Was willst du, Frauenzimmer?«, fragte der Shinga scharf

»Ich bin auf der Jagd. Der Name meiner Leiche ist Lord Kylar Stern. Er ist etwa so groß wie ich, hat hellblaue Augen, dunkles Haar und einen athletischen Körperbau, und er ist etwa zwanzig Jahre alt.«

»Eine Leiche?«, fragte Sniggle. »Als wärest du ein Blutjunge? Ein Blutmädchen?«

»War Kylar nicht der Name dieses Burschen, der Tom vor ein paar Wochen eins auf's Maul gegeben hat?«, fragte der junge Mann mit der großen Nase einen der anderen Halbwüchsigen.

»Das klingt nach ihm«, sagte ein weiterer junger Mann. »Ich denke, er wohnt noch bei Tante Mea. Aber er ist kein Lord ...«

»Halt's Maul«, unterbrach ihn Barush Sniggle. »Du sagst kein verdammtes Wort mehr, kapiert? Tom, schwing deinen Arsch vom Boden und bring dieses Miststück hierher.«

Erstaunlich. Kylar hatte es ihr so leicht gemacht. Er glaubte, weit genug fort zu sein, war zuversichtlich, dass alle ihn für tot hielten. Jetzt hatte sie alles, was sie brauchte. Es würde einfach sein, ihn zu finden, und es würde auch einfach sein, ihn zu töten. Ein Kribbeln der Erregung überlief sie. Sie hatte noch immer eine fünf Zentimeter lange Narbe an ihrer Schulter von ihm, obwohl sie sich von einem dieser abscheulichen Hexer hatte heilen lassen.

»Ich denke, ich muss dich vielleicht mit zu mir nach Hause nehmen«, sagte Barush Sniggle. »Wir werden herausfinden, was für ein feuchtes Mädchen du wirklich bist.«

»Den habe ich noch nie gehört«, bemerkte sie. Der Leibwächter hielt einen ihrer Arme fest und ein triumphierender Tom Grau den anderen.

»Sie ist ein heißes Miststück, nicht wahr?«, stellte Tom Grau fest und packte eine ihrer Brüste.

Sie ignorierte ihn. »Bring mich nicht dazu, etwas zu tun, das du bereuen wirst«, sagte sie zum Shinga.

»Kann ich sie haben, nachdem du fertig bist?«, fragte Tom. Er drückte abermals ihre Brust, dann strich er ihr übers Haar.

»FASS MEINE HAARE NICHT AN!«, brüllte sie.

Sowohl der Leibwächter als auch Tom zuckten angesichts ihres jähen Wutanfalls zusammen. Barush Sniggle zwang sich einen Moment später zu

einem Lachen.

»Du kleiner Hosenscheißer, du Abschaum der Gosse, wenn du noch einmal mein Haar berührst, schwöre ich, dass ich dich in Stücke reißen werde«, sagte Vi zitternd.

Er beschimpfte sie und riss den Lederriemen heraus, mit dem sie sich die Haare zurückgebunden hatte. Ihr Haar fiel ihr zum ersten Mal seit Jahren offen über die Schultern. Sie stand nackt und entblößt dar, und die Männer lachten.

Sie geriet außer sich. Sie fluchte, und ihre magische Gabe durchströmte sie so mächtig, dass es schmerzte. Ihre Arme sprengten sich aus der Umklammerung der Männer frei, und sie brach Tom Grau und dem Leibwächter gleichzeitig einige Rippen. Bevor Tom sich krümmen konnte, griff sie ihm mit einer Hand in die Haare. Sie stach ihm die Finger in die Augenwinkel, tief in die Höhlen, und riss seine Augen heraus. Sie wirbelte herum, und Männer schrien durcheinander und rannten davon, und in ihrer Verwirrung und in ihrem Zorn wusste sie nicht einmal, welchem von ihnen sie nachjagen sollte.

Vi wusste nicht, wie viel Zeit verging, während sie ihre Scham und ihren Zorn an den beiden Männern ausließ.

Als sie wieder zu sich kam, das Haar mit einem blutdurchtränkten Lumpen bedeckt, saß sie auf einer kleinen Veranda. Der Shinga und die Jungen waren geflohen. Es war niemand auf der Straße, außer ihrem unerschütterlichen Pferd, das still dastand, bis sie es rief, ganz wie sie es ausgebildet hatte, und zwei wie Menschen geformte Klumpen lagen auf der Straße.

Während sie unsicher auf das Pferd zuing, kam sie unmittelbar an dem vorbei, was einst Tom Grau und der Leibwächter gewesen waren. Die Leichen waren zerfetzt. Sie hatte – Nysos – sie hatte niemals eine Waffe gezogen, und sie hatte dies angerichtet. Ihr Magen krampfte sich zusammen, und sie erbrach sich auf die Straße.

Es ist nur ein einfacher Auftrag. Der Gottkönig wird mir verzeihen, dass ich Jarl nicht getötet habe. Ich werde eine Meisterin sein. Ich werde Hu Gibbet nie wieder im Bett oder irgendwo sonst dienen müssen, niemals wieder. Ich töte Kylar, dann bin ich frei. Du bist nah dran, Vi. So nah. Du kannst es schaffen.

Schwester Jessie al' Gwaydin war tot. Davon war Ariel überzeugt. Die Dorfbewohner hatten sie seit zwei Monaten nicht mehr gesehen, und ihr Pferd stand

immer noch im Stall des Gastwirts. Das sah Jessie gar nicht ähnlich, wohl aber das Eingehen von Risiken. Dummes Mädchen.

Schwester Ariel kniete sich hin, nachdem sie den Eichenwald erreicht hatte, nicht um zu beten, sondern um ihre Sinne auszusenden. Weiter als bis zu diesem Eichenhain waren die Einheimischen nicht bereit, in Richtung des laosischen Forstes, auch Ezras Wald genannt, zu gehen. Die Bewohner von Torras Bend rühmten sich ihres Sinnes fürs Praktische. Sie fanden nichts Abergläubisches oder Törichtes daran, um den Jäger den gleichen großen Bogen zu machen, wie ihre Vorfahren es getan hatten. Die Geschichten, die sie ihr erzählt hatten, waren keine wilden Übertreibungen. Tatsächlich waren sie gerade wegen ihres Mangels an Einzelheiten glaubwürdig.

Jene, die in den Wald hineingingen, kamen nicht wieder heraus. So einfach war das.

Also fischten die Dorfbewohner in dem sich dahinschlängelnden Roten Fluss und sammelten bis zum Rand des Eichenhains Holz, aber dort machten sie halt. Die Wirkung war verblüffend. Jahrhundertealte Eichen grenzten direkt an kahle Felder. An einigen Stellen waren jüngere Eichen gefällt worden, aber sobald die Bäume ein gewisses Alter erreichten, fassten die Dorfbewohner sie nicht mehr an. Der Eichenhain hatte sich über Jahrhunderte hinweg langsam ausgedehnt.

Sie konnte hier nichts spüren, nichts als die Kühle eines Waldes, konnte nichts riechen als saubere, feuchte Luft. Als sie sich erhob und langsam durch das niedrige Unterholz ging, hielt sie ihre Sinne geschärft, blieb regelmäßig stehen und machte halt, wenn sie den Eindruck hatte, dass sie auch nur das geringste Zittern in der Luft wahrnahm. Auf diese Weise kam sie nur langsam voran, aber Ariel Wyant Sa'fastae war bekannt für ihre Geduld, selbst unter den Schwestern. Außerdem war es Tollkühnheit, die zu Jessie al' Gwaydins Tod geführt hatte. Wahrscheinlich.

Obwohl der Eichenhain nur eine Meile breit war, brauchte sie lange, um ihn zu durchqueren. Jeden Nachmittag kehrte sie, nachdem sie ihr Vorankommen markiert hatte, in das Gasthaus zurück, schlief und nahm ihre einzige Mahlzeit des Tages ein – ihr Gewicht wurde weniger, verwünscht sei es, wenn auch langsam. Jede Nacht kehrte sie in den Wald zurück, weil es möglich war, dass etwaige Magie, mit der der Wald belegt war, von der Tageszeit beeinflusst wurde.

Am dritten Tag kam Ariel in Sichtweite des Waldes selbst, und die

Trennlinie zwischen dem Eichenhain und dem eigentlichen Wald war krass – offensichtlich magischer Natur. Trotzdem, sie beeilte sich nicht. Stattdessen bewegte sie sich noch langsamer voran. Vorsichtiger. Am fünften Tag zahlte ihre Geduld sich aus.

Ariel war dreißig Schritt von der Linie zwischen dem Eichenhain und dem Wald entfernt, als sie den Schutzzauber spürte. Sie blieb so abrupt stehen, dass sie beinahe gestürzt wäre. Ungeachtet des Schmutzes setzte sie sich hin und schlug die Beine übereinander. Die nächste Stunde verbrachte sie einfach damit, den Schutzzauber zu berühren und zu versuchen, ein Gefühl für seine Beschaffenheit und Stärke zu bekommen, ohne eigene Magie zu benutzen.

Dann stimmte sie einen leisen Singsang an. Obwohl sie bis tief in die Nacht arbeitete und sich doppelt und dreifach versicherte, dass sie recht hatte und dass ihr nichts entgangen war, fand sie nur simple Zauber. Einer registrierte lediglich, ob ein Mensch die Grenze überschritten hatte. Der zweite, ein wenig kompliziertere, markierte den Eindringling. Es war ein schwacher Zauber, der sich an Kleidung und Haut heftete und sich nach nur wenigen Stunden auflöste. Ezra – Ariel stellte eine Vermutung an, aber sie hielt sie für eine sehr gute – hatte den Zauber so niedrig über die Erde gebreitet, dass er vielleicht die Schuhe des Eindringlings markierte, so niedrig, dass er vom Unterholz verdeckt wurde.

Doch das eigentlich Schlaue daran war die Platzierung. Wie viele Magi hatten die augenfällige Linie dreißig Schritt hinter dieser gesehen und waren direkt durch die Falle gelaufen, bevor sie ihre Verteidigungsschilde erhoben hatten?

Jetzt, da sie die Falle gesehen hatte, würde es einfach sein, sie zu umgehen, aber das tat Schwester Ariel nicht. Stattdessen schrieb sie ihre Entdeckungen in ihr Tagebuch und kehrte nach Torras Bend zurück. Wenn ihr irgendwelche Irrtümer unterlaufen waren, würde sie sterben, bevor sie das Gasthaus erreichte. Auf dem Weg dorthin war sie daher reichlich angespannt. Bei dem Gedanken daran, Ezras uralte Magie niederzureißen, sang ihre Seele, aber sie gab den Verlockungen der Arroganz nicht nach.

Die Briefe der Sprecherin wurden schriller und forderten, dass Ariel Jessie fand, dass Ariel etwas tat, um ihr zu helfen, die aufkeimende Krise mit den Leibeigenen abzuwenden. Ariel hielt die Augen offen, in der Hoffnung, eine Frau zu finden, die den Zwecken ihrer Schwester vielleicht dienen konnte, aber die Bewohner von Torras Bend waren eifrig darauf bedacht, jedes Kind wegzuschicken, das auch nur die geringste magische Begabung zeigte. Ariel

würde hier nicht finden, was Istariel brauchte.

Also ignorierte sie die Briefe. Es gab eine Zeit und einen Ort für Hast. Der Ort war nicht hier, und die Zeit war nicht jetzt.

»Viridiana Sovari?«

Beim Klang ihres Namens blieb Vi auf dem überfüllten Marktplatz wie angewurzelt stehen. Ein schmutziger kleiner Mann wackelte nervös mit dem Kopf. Er hielt ihr einen Brief hin, aber sie nahm ihn nicht entgegen. Er achtete peinlich darauf, ihr nicht zu nahe zu kommen, und er gaffte sie nicht an, daher vermutete sie, dass er eine Ahnung davon hatte, was sie war. Er lächelte unterwürfig, warf einen Blick auf ihre Brüste und starnte dann verstockt auf seine Füße.

»Wer bist du?«, fragte sie.

»Niemand Wichtiges. Nur ein Diener unseres... gemeinsamen Herrn«, sagte er, während er die Menge um sie herum betrachtete. Ihr Herz wurde zu Eis. Nein, das konnte nicht sein. Er hielt ihr abermals den Brief hin, und sobald sie ihn entgegengenommen hatte, verschwand er in der Menge.

»*Moulina*«, stand in dem Brief zu lesen. »Wir sind in der Tat neugierig zu erfahren, woher du wusstest, dass Jarl nach Caernarvon gehen würde, aber dass du es wusstest, sagt uns, dass du in der Tat die Beste bist. Wir wünschen außerdem, dass du dich um Kylar Stern kümmerst. Wir bevorzugen es, ihn lebend in die Hände zu bekommen. Falls dies nicht möglich ist, verlangen wir seinen Leichnam und all seine Habe, wie nichtig sie auch erscheinen mag. Bring sie uns unverzüglich.«

Vi faltete den Brief zusammen. Der Gottkönig konnte unmöglich wissen, wo sie war. Unmöglich, dass ein Brief von ihm ihr hierher vorausgeeilt war. Unmöglich, dass Jarl hier sein konnte – Jarl, dessen Identität ein Geheimnis sein sollte. Jarl, vor dem sie geflohen war! Unmöglich zu tun, was der Gottkönig verlangte. Aber die größte Unmöglichkeit war jetzt die einzige Unmöglichkeit: Es war unmöglich zu entkommen. Vi war die Sklavin des Gottkönigs. Es gab keinen Ausweg.

Irgendwie war Kylar dazu verpflichtet worden, das Abendessen für Ulys Geburtstag zu machen. Tante Mea hatte gesagt, dass kein Mann von einer Küche eingeschüchtert werden solle, und Elene hatte gesagt, dass ein

Abendessen und Dessert im Vergleich zu den Tränken, die er machte, einfach sein sollten, und Uly hatte nur gekichert, während sie ihn in eine mit Rüschen besetzte Spitzenschürze gesteckt und seine Nase mit Mehl betupft hatten.

Also stand Kylar jetzt mit aufgekrempelten Hemdsärmeln da und versuchte, geheimnisvolle Kochausdrücke wie blanchieren und Mehlschwitze und gehen lassen zu enträtseln. Ulys Gekicher weckte in ihm den Verdacht, dass sie ihm das schwerste Rezept gegeben hatten, das sie finden konnten, aber er spielte mit.

»Was mache ich, wenn das Gelee... äh ... getränt hat?«, fragte er.

Uly und Elene kicherten. Kylar warf sich mit dem Pfannenheber in Pose, und sie lachten laut auf.

Die Tür zur Schmiede wurde geöffnet, und Braen kam herein, schmutzig und übelriechend. Er bedachte Kylar mit einem ausdruckslosen Blick, der ihn dazu trieb, den Pfannenheber sinken zu lassen, aber er lehnte es ab, sich das Mehl von der Nase zu wischen. Braen richtete den Blick auf Elene und musterte sie von Kopfbis Fuß.

»Wann gibt es Abendessen?«, fragte er sie.

»Wir werden es dir in deine Höhle bringen, wenn es fertig ist«, erklärte Kylar.

Braen grunzte und sagte zu Elene: »Du solltest dir einen richtigen Mann suchen.«

»Weißt du«, bemerkte Kylar, während Braen zurück in seine Schmiede schlurfte, »ich kenne einen Blutjungen, der diesem Mistkerl gern einen Besuch abstatten würde.«

»Kylar«, mahnte Elene.

»Es gefällt mir nicht, wie er dich ansieht«, erklärte Kylar. »Hat er irgendetwas bei dir versucht?«

»Kylar, nicht heute Abend, in Ordnung?«, sagte Elene und deutete mit dem Kopf auf Uly.

Plötzlich musste er an die Schachtel mit den Ringen in seiner Tasche denken. Er nickte. Dann setzte er eine ernste Miene auf, attackierte die kreischende Uly und warf sie sich kopfüber über die Schulter. Er tat so, als sei ihm nicht bewusst, dass sie da war, und machte sich wieder ans Kochen.

Uly heulte auf, trat mit den Beinen um sich und krallte sich in die Rückseite seiner Robe, als gelte es ihr Leben.

Tante Mea kam zungenschnalzend in die Küche. »Ich kann es nicht fassen,

uns sind Mehl und Honig ausgegangen.«

»Oh nein«, sagte Kylar. »Wie soll ich die Sauce der fünfen Mutter machen?« Er legte seinen Pfannenheber hin, beugte sich vor und streckte die Hände durch die Beine. Wie auf Stichwort rutschte Uly mit dem Kopf voraus seinen Rücken hinunter und griff gerade rechtzeitig nach seinen Händen, sodass er sie durch seine Beine ziehen konnte. Atemlos und lachend landete sie auf den Füßen.

»Hat heute nicht jemand Geburtstag?«, fragte Kylar.

»Ich! Ich!«, rief Uly.

Er zog Silbermünzen aus Ulys Ohren, während sie weiter kicherte. Zwei Silbermünzen – es war ein Bonus, den der Edelmann ihm gegeben hatte. Auf diese Weise hatten er und Elene wieder kein Geld, aber Uly war es wert.

Als er die Münzen Uly in die Hand drückte, weiteten sich ihre Augen. »Für mich?«, fragte sie, als könne sie es nicht fassen.

Er zwinkerte ihr zu. »Elene wird dir helfen, etwas Schönes auszusuchen, in Ordnung?«

»Können wir sofort gehen?«, fragte Uly.

Kylar sah Elene an, die die Achseln zuckte. »Wir können mit Tante Mea gehen«, erwiderte sie.

»Ich muss ohnehin die Erbsen schälen«, sagte Kylar. Sie kicherten. Er lächelte Elene an und staunte einmal mehr darüber, wie schön sie war. Er war so verliebt, dass er glaubte, seine Brust werde bersten.

Uly tänzelte zur Tür und zeigte Tante Mea ihre Münzen. Elene berührte Kylar am Arm. »Wird alles gut mit uns werden?«, fragte sie.

»Nach heute Abend, ja«, antwortete er.

»Wie meinst du das?«

»Du wirst schon sehen.« Er lächelte nicht. Er wollte nichts verraten. Wenn er lächelte, würde er grinsen wie ein Narr. Er konnte es gar nicht erwarten, den Ausdruck auf ihrem Gesicht zu sehen. Er konnte auch andere Dinge nicht erwarten. Kopfschüttelnd wandte er sich wieder dem Herd zu. Im Gegensatz zu dem, was er gesagt hatte, war die Mahlzeit nicht schwer zuzubereiten. Es war nur eine Schweinerei. Er zog seinen Ring vom Finger und legte ihn auf die Theke, bevor er das rohe Fleisch ergriff – es hatte nichts Romantisches, zu riechen wie eine tote Kuh.

Elene, Uly und Tante Mea waren erst etwa dreißig Sekunden fort, als es an

der Tür klopfte. Kylar legte den Pfannenheber wieder hin und ging zur Tür. »Was hast du diesmal vergessen, Uly?«, fragte er, während er sich ein Handtuch schnappte und die Tür öffnete.

Es war Jarl.

Kylar hatte das Gefühl, als entweiche alle Luft aus seiner Lunge. Er wollte seinen Augen nicht trauen. Aber da stand er, hager, athletisch, tadellos gekleidet, so schön wie nur je ein Mann, und seine blendend weißen Zähne zeigten ein unsicheres Lächeln.

»Hey-ho, Azo«, sagte er.

Warum diese Begrüßung? Wollte Jarl nur nett sein, oder war mit der Begrüßung ein Appell an ihre gemeinsame Geschichte verbunden? Definitiv Letzteres. Lange Sekunden standen sie einfach nur da und sahen einander an. Jarl war nicht hier, um ihn zu besuchen. Jarl machte keine Besuche. Um Gottes willen, der Mann war der Shinga. Ein wahrer Shinga, der Anführer der gefürchtetsten Sa'kagé in Midcyru.

»Wie in den neun Höllen hast du mich gefunden, Jarl?«, fragte Kylar, der ebenfalls nett war. Genau diese Frage hatte Jarl von Kylar erwartet, als er das letzte Mal unerwartet aufgetaucht war.

»Willst du mich nicht hereinbitten?«

»Bitte«, sagte Kylar. Er setzte ein wenig Ootai auf und nahm Jarl gegenüber Platz, der sich einen Stuhl am Fenster ausgesucht hatte. Schweigen.

»Da ist dieser Auftrag ...«, begann Jarl.

»Kein Interesse.«

Jarl nahm es gefasst. Er schürzte die Lippen und sah sich fragend in dem bescheidenen Raum um. »Also, ähm ... was ist es noch, das dir hier so gefällt?«

»Hat Momma K dich kein Taktgefühl gelehrt?«

»Ich meine es ernst«, entgegnete Jarl.

»Ich auch. Du tauchst auf, nachdem ich dir gesagt habe, dass ich dem Geschäft den Rücken gekehrt habe, und was tust du als Erstes? Du beleidigst das Haus, in dem ich lebe?«

»Logan lebt. Er ist im Loch.«

Kylar startete ihn verständnislos an. Die Worte stießen gegeneinander und zersprangen auf dem Boden, Scherben, die im Licht der Wahrheit funkelten, aber das Ganze waren nur Splitter, zu scharf, um sie zu berühren.

»Alle Blutjungen arbeiten für Khalidor. Die Edelleute, die Widerstand leisten, haben sich auf die Anwesen der Gyres zurückgezogen. Mehrere der Grenzgarnisonen sind noch immer bemannt, aber wir haben keinen Führer, der uns einen könnte. Im Frost gibt es einige Probleme, die dem Gottkönig Sorgen bereiten, daher hat er noch nichts unternommen, um seine Macht zu festigen. Er denkt, dass die adligen Familien einander in Stücke reißen werden. Und wenn wir Logan nicht haben, hat er recht.«

»Logan lebt?«, fragte Kylar einfüllig.

»Der Gottkönig lässt unsere früheren Blutjungen nach mir suchen. Es ist einer der Gründe, warum ich hierhergekommen bin. Ich musste fort aus Cenaria, bis wir die Nachricht verbreiten können, dass ich unter dem Schutz Kagés persönlich stehe. Unter dem Schutz des Schattens.«

»Nein«, sagte Kylar.

»Mit jedem Tag steigt das Risiko, dass Logan entdeckt wird. Anscheinend hat ihn keiner der Gefangenen im Loch erkannt, aber sie haben angefangen, eine Menge Leute dort hinunterzuwerfen. Es freut dich vielleicht zu hören, dass Herzog Vargun einer davon ist. Betrachte es als kleinen Bonus. Wenn wir Logan retten, kannst du diesen perversen Kerl töten.«

»Was?«, fragte Kylar. Die Räder drehten sich zu schnell, als dass er noch mitkam. »Jarl«, sagte er. »Tenser ist nicht Tenser Vargun. Begreifst du denn nicht? Er hat sich ins Loch werfen lassen, um die härteste Strafe abzuleisten, die es gibt. Dann fördern sie den echten Baron zutage – lebend –, und Tenser wird freigelassen. Er kommt einen Monat später zu den Sa’kagé, mit einem Groll wegen seiner ungerechten Einkerkierung und der ganzen Macht eines Herzogs, und was passiert?«

»Wir nehmen ihn auf«, sagte Jarl leise. »Wie könnten wir der Versuchung widerstehen?«

»Und er vernichtet euch, weil er nicht Tenser Vargun ist«, sprach Kylar weiter. »Er ist Tenser Ursuul.«

Jarl lehnte sich verblüfft zurück. Nach einer Minute des Schweigens fragte er: »Verstehst du, Kylar? Das ist der Grund, warum ich dich brauche. Nicht nur wegen deiner Fähigkeiten, wegen deines Verstandes. Wenn Tenser in diesem Moment dort ist, wird er nur gerade so lange warten, bis sein Aufenthalt im Loch glaubwürdig ist, und dann wird er seinem Vater berichten, dass Logan dort drin ist. Wir müssen sofort aufbrechen. Sofort!«

Die Schachtel mit den Ringen brannte an Kylars Bein. Er schaute, während Jarl sprach, durch das offene Fenster und sah die Stadt, von der er gehofft hatte, dass sie für den Rest seines Lebens sein Zuhause sein würde. Er liebte diese Stadt. Liebte die Hoffnung hier, liebte das Heilen und Helfen, liebte die schlichte Freude, für seine Tränke gerühmt zu werden. Er liebte Elene. Sie bewies ihm, dass er durch Heilen mehr Gutes tun konnte als durch Töten. Es ergab alles Sinn ... Und doch ...

»Ich kann nicht«, erwiderte Kylar. »Es tut mir leid. Elene würde es niemals verstehen.«

Jarl kippte den Stuhl auf zwei Beine zurück. »Versteh mich nicht falsch, Azo, denn ich bin ebenfalls mit Elene aufgewachsen, und ich liebe das Mädchen. Aber warum gibst du einen Scheiß darauf, was sie denkt?«

»Verdammt, Jarl.«

»He, ich frage ja nur.« Dann ließ er die Frage in der Luft hängen, ohne den Blick auch nur für einen Moment von Kylars Gesicht abzuwenden.

Der Bastard, er hatte wirklich während all der Jahre bei Momma K gelernt.

»Ich liebe sie.«

»Sicher, das ist ein Teil davon.«

Wieder dieser Ich-warte-Blick.

»Sie ist gut, Jarl. Nicht gut, weil es ihr etwas eintragen wird. Nicht gut, weil die Leute sie beobachten. Einfach gut. Zuerst dachte ich, sie sei einfach so geschaffen, du weißt schon, so wie deine Haut schwarz ist und ich umwerfend gut aussehe.«

Jarl zog eine Augenbraue hoch. Er lachte nicht.

»Aber jetzt habe ich gesehen, dass sie daran arbeiten muss. Sie arbeitet tatsächlich daran, und sie arbeitet daran, solange ich daran gearbeitet habe zu lernen, wie man Menschen tötet.«

»Sie ist also eine Heilige. Das beantwortet meine Frage nicht«, entgegnete Jarl.

Kylar schwieg eine geschlagene Minute. Er rieb mit einem Fingernagel über die Maserung des Holztisches. »Momma K hat immer gesagt, dass wir zu den Masken würden, die wir tragen. Was ist unter der Maske für uns, Jarl? Elene kennt mich auf eine Weise, wie mich sonst niemand kennt. Ich habe meinen Namen geändert, meine Identität geändert, habe alles und jeden verlassen, den ich je gekannt habe. Ich bestehe nur aus Lügen, Jarl, aber solange Elene mich

kennt, gibt es vielleicht ein echtes Ich. Weißt du, was ich meine?«

»Weißt du«, erwiderte Jarl, »ich habe mich in dir geirrt. Als du dich hast töten lassen, um Elene und Uly zu retten, hielt ich dich für einen Helden. Du bist kein Held. Du hasst dich einfach verdammt noch mal selbst.«

»Wie bitte?«

»Du bist ein Feigling. Du hast also schlimme Dinge getan. Willkommen im Club. Und weißt du was? Ich bin froh, dass du es getan hast; es hat dich zu etwas Besserem gemacht als einem Heiligen.«

»Ein Meuchelmörder ist besser als ein Heiliger? Was für eine verkorkste Sa'kagé-Denkweise ist das ...«

»Es hat dich *nützlich* gemacht. Weißt du, wie es in Cenaria im Augenblick zugeht? Du würdest mir nicht glauben. Ich bin nicht hierhergekommen, um einen Künstler des Tötens zu finden. Ich bin gekommen, um *den* Künstler des Tötens zu finden, den Nachtengel, den Mann, der mehr ist als nur ein Blutjunge, denn die Probleme, die wir haben, sind größer als alles, womit irgendein Blutjunge fertig werden könnte. Es gibt nur einen einzigen Mann, der uns helfen kann, Kylar, und der bist du. Glaub mir, du warst nicht meine erste Wahl.« Er brach abrupt ab.

»Was soll das nun wieder heißen?«

Jarl wollte ihm nicht in die Augen sehen. »Ich meinte nicht ...«

»Was wolltest du sagen?«, fragte Kylar mit einem gefährlichen Unterton.

»Wir mussten sicher sein, Kylar. Wir waren sehr respektvoll, ich möchte, dass du das weißt. Es war Momma Ks Idee. Er war früher unsterblich, wir mussten uns davon überzeugen ...«

»Ihr habt die Leiche meines Meisters ausgegraben?«, rief Kylar.

»Wir haben sie – ihn – genauso wieder in die Erde gelegt, wie du ihn begraben hast.« Jarl zuckte zusammen. »Es war vielleicht eine Woche nach der Invasion ...«

»Ihr habt ihn ausgegraben, während ich noch in der Stadt war?«

»Wir konnten es dir vorher nicht erzählen, und später gab es keinen Grund mehr dazu. Momma K sagte, der Leichnam würde da sein, dass Durzo dir seine Unsterblichkeit geschenkt habe, aber als sie ihn sah... Es war das Beängstigendste, was ich je gesehen habe, Kylar. Ich meine, ich bin praktisch von der Frau großgezogen worden, und ich habe sie noch nie so erlebt. Hysterisch, weinend und schreiend – da stehen wir, mitten in der bewölkten

Nacht, wir waren mit in Wolle gewickelten Rudern zur Vos-Insel hinausgepaddelt, und sie fängt an zu heulen, völlig von Sinnen. Ich war so davon überzeugt, dass eine Patrouille kommen würde, dass ich die Insel sofort verlassen wollte, aber sie wollte nicht aufbrechen, bevor er wieder genauso dalag, wie du ihn zurückgelassen hattest.«

Als ob es Kylar scherte, dass Durzo auf diesem verdammten Felsen blieb. Wenn sie ihn schon ausgraben mussten, hätten sie ihn zumindest ... *Wohin hätten sie ihn bringen sollen? Nach Hause? Welches Zuhause hatte Durzo Blint je gehabt?*

»Wie hat er ausgesehen?«, fragte Kylar leise.

»Scheiße. Er hat ausgesehen, als hätte er eine Woche im Boden gelegen, was denkst du denn?«

Natürlich hatte er so ausgesehen. *Verdammt, Master Blint, warum musstet Ihr Eure Unsterblichkeit mir schenken? Wart Ihr des Lebens einfach überdrüssig? Warum habt Ihr mir nichts gesagt?* Aber andererseits hatte er es ihm vielleicht in dem Brief gesagt, den er Kylar gegeben hatte: dem Brief, der mit Blut durchtränkt und unleserlich gemacht worden war. »Du willst, dass ich in das Loch einbreche und Logan rette?«

»Weißt du, wen der Gottkönig sich als Konkubinen hält? Junge Mädchen aus adligen Familien. Er bevorzugt Jungfrauen. Er schätzt ab, wie viel Demütigung und Entwürdigung ein jedes Mädchen verkraften kann. Steckt sie in Turmzimmer mit Balkonen, von denen die Geländer abgerissen wurden, sodass jeden Tag der Sprung lockt. Für ihn ist es ein Spiel.«

Kylar antwortete ihm mit bewusst harter Stimme. »Komm zur Sache.«

»Er hat Serah und Mags Drake geholt. Serah hat sich in der ersten Woche das Leben genommen. Mags ist noch dort.«

Serah und Mags waren praktisch Kylars Schwestern. Mags war immer seine Freundin gewesen. Immer schnell bereit zu einem Lachen, immer lächelnd. Er war seit dem Staatsstreich so mit sich selbst beschäftigt gewesen, dass er kaum an sie gedacht hatte.

Jarl sagte: »Ich will, dass du Logan rettetest, und dann will ich, dass du den Gottkönig tötest.«

»Ist das alles?« Hervorgestoßen mit kalter Erheiterung. Es war ein Tonfall, den Kylar Durzo Hunderte von Malen hatte benutzen hören. »Lass mich raten, Logan zuerst, weil meine Chancen beim Gottkönig nicht so großartig sind?«

»Das ist richtig«, erwiderte Jarl wütend. »Das ist die Art, wie ich denken muss, Kylar. Ich kämpfe in einem Krieg, und bessere Menschen als wir sterben jeden Tag darin. Und du sitzt herum, weil dir wichtig ist, was irgendein Mädchen denkt?«

»Sprich nicht über Elene.«

»Oder was? Du wirst mich schwer anhauchen? Du bist der Trottel, der der Gewalt abgeschworen hat. Ja, das weiß ich. Lass mich dir etwas erzählen. Roth hat vielen Leuten das Leben schwer gemacht. Ich bin froh, dass du ihn getötet hast, in Ordnung? Er hat mir übel mitgespielt. Aber seinem Vater konnte er nicht das Wasser reichen.« Jarl fluchte. »Sieh dich doch an! Ich weiß, dass dieser Auftrag unmöglich ist. Ich schicke dich zu einem Gott. Aber wenn irgendjemand auf der Welt es tun kann, dann bist du es. Du wurdest dafür geschaffen, Kylar. Denkst du, du hättest all die Scheiße überstanden, die du hinter dich bringen musstest, um Katertränke zu verkaufen? Manche Dinge sind größer als Glück, Kylar. Du kannst einer ganzen Nation Hoffnung schenken.«

»Es wird mich nur alles kosten«, flüsterte Kylar. Sein Gesicht war grau.

»Du bist ein Unsterblicher. Es wird andere Mädchen geben.«

Kylar bedachte ihn mit einem angewiderten Blick.

Jarls Gesichtsausdruck veränderte sich sofort. »Es tut mir leid. Ich schätze, es wird auch andere Gottkönige und andere Shingas geben. Ich... wir brauchen dich. Logan wird sterben, wenn du nicht kommst. Und Mags wird sterben. Und eine Menge anderer Leute, die du niemals kennenlernen wirst.«

Es wäre einfacher gewesen, hätte er allem, was Jarl sagte, widersprechen können. Kylar hatte Momma K gefragt: *Kann ein Mann sich ändern?* Hier war seine Antwort, und sie saugte ihm alles Leben aus dem Leib. »In Ordnung«, sagte Kylar. »Ich werde den Auftrag annehmen.«

Jarl lächelte. »Es ist gut, dich zurückzuhaben, mein Freund.«

»Es ist schlecht, zurück zu sein.«

»Ich wollte es vorher nicht sagen, aber hast du irgendetwas getan, um den hiesigen Shinga gegen dich aufzubringen?«, fragte Jarl. Er wertete Kylars Gesichtsausdruck als ein Ja. »Denn von einer meiner Quellen weiß ich, dass der Shinga einen Auftrag für einen cenarischen Blutjungen erteilt hat. Der Mann wusste nichts Näheres, aber, ähm, ich nehme nicht an, dass allzu viele cenarische Blutjungen hier herumhängen. Je länger du hier bist, umso größer wird die Gefahr für Elene und Uly.«

Durzo hatte Kylar gelehrt, dass die beste Methode, einen Auftrag zu widerrufen, die Beseitigung des Auftraggebers sei. Damit Elene, Uly, Tante Mea und sogar Braen sicher waren, musste Barush Sniggle sterben.

Kylar erhob sich steif und ging nach unten. Eine Minute später kehrte er mit einem Gesicht zurück, das so dunkel war wie die grauen Blutjungenroben, die er wieder trug.

Vi betrachtete den Bogen in ihren Händen und versuchte, sich dazu zu überreden, den schwarz-roten Pfeil zurückzuziehen. Sie stand auf einem Dach und schaute in das Haus der Hebamme. Sie war schon seit einer Stunde dort. Mit dem Rücken an einen Schornstein gelehnt und in Schatten gehüllt. Sie war auf keinen Fall unsichtbar, aber im sterbenden Licht und mit der Sonne hinter sich war sie nahe daran.

Sie war nach Caernarvon gekommen, um dem hier zu entgehen. Sie hatte gedacht, die Ermordung Kylars sei die einzige Möglichkeit, Jarl nicht zu töten und trotzdem dem Zorn des Gottkönigs zu entgehen. Während sie fort war, würde Jarl fliehen oder von einem anderen Blutjungen getötet werden.

Wie konnte er hierherkommen?

Sie wollte an ihm vorbeischießen, wollte Kylar erschießen und so tun, als sei Jarl nicht hier, wollte so tun, als hätte sie den Brief niemals erhalten. Aber sie konnte keinen klaren Schuss auf Kylar abgeben, und Lügen würden ihr beim Gottkönig nicht weiterhelfen. Jarl saß direkt vor dem Fenster. Das Fenster stand sogar offen. Sie benutzte einen von Magie gespannten Bogen, einen Bogen, der so mächtig war, dass nur ein Mensch mit magischem Talent ihn spannen konnte, sodass der schwarz-rote Verräterpfeil ein Fenster hätte überwinden können und, was das betraf, sogar Fensterläden. Aber sie brauchte das nicht einmal.

Jarl saß vollkommen ungeschützt da. In Cenaria wäre ihm ein solcher Fehler niemals unterlaufen, aber hier fühlte er sich sicher. Er war direkt in die Arme des Todes geflüchtet.

Und doch wartete sie. Verdammt sollte Jarl sein wegen seiner Dummheit. Wenn Vi ihn nicht tötete, würde der Gottkönig es wissen. Er würde sie finden. *Du verdammter Mistkerl, Jarl. Verdammt sollst du sein für deine Freundlichkeit.*

Erledige den Auftrag. Hu Gibbet foltete seine Leichen gern zuerst, aber er tat es nur dann, wenn er sicher war, dass er nicht gestört werden würde. Hu Gibbet brachte den Auftrag immer zu Ende. Der perfekte Schuss kommt nie. Begnüge dich mit jedem Schuss, der tötet.

Leise fluchend, um ihre Magie zu aktivieren, stand Vi auf und zog den Pfeil an ihre Wange. Das brachte sie aus dem Schatten des kleinen Schornsteins hinein in das sterbende Licht. Sie zitterte, aber die Entfernung maß kaum dreißig Schritt. »Du verdammter Mistkerl, Jarl, beweg dich!«, murmelte sie.

Sie könnte weglaufen. In Gandu oder Ymmur würde der Gottkönig sie niemals finden, oder? Sie konnte es nicht glauben. Sie hatte niemandem erzählt, dass sie hierherkommen würde, hatte keine Zeichen hinterlassen, und doch wusste er es. Wenn sie floh, würde der Gottkönig ihren Meister hinter ihr herschicken, und Hu Gibbet versagte niemals. Sosehr Vi auch von ihrer Schönheit profitiert hatte, eines machte sie beinahe unmöglich: sich zu verstecken. Sie hatte sich niemals über Maskeraden den Kopf zerbrochen. Sie hatte es nie als Schwäche angesehen. Bis jetzt.

»Komm schon, Kylar«, flüsterte sie. »Komm einfach ans Fenster, nur ein einziges Mal.« Sie zitterte jetzt heftig, und nicht nur wegen der Magie, die in ihr brannte, nicht nur von der Anspannung, so lange einen Bogen gespannt zu halten. Warum wünschte sie sich Kylars Tod so sehr?

Sie sah ein Bein, ein Bein in grauen Blutjungenroben, aber niemand erschien. Verdammt. Wenn Kylar ausging, würde sie in ernsthaften Schwierigkeiten stecken. Sie hatte gehört, dass er sich unsichtbar machen konnte, aber das waren nur die typischen Blutjungen-Lügen. Sie alle prahlten mit ihren Fähigkeiten, damit sie die Preise hochtreiben konnten. Jeder wollte ein neuer Durzo Blint sein.

Aber dies war Durzos Lehrling, der Mann, der Durzo getötet hatte. Furcht ergriff sie.

Jarls Gesicht spiegelte Mitgefühl und Kummer wider. Bei diesem Ausdruck – diesem Ausdruck, den sie zuvor gesehen hatte, wenn Jarl sich um sie gekümmert hatte, nachdem Hu Gibbet da gewesen war, um die neuen Fähigkeiten zu testen, die Momma K sie gelehrt hatte, und Hu ihre Darbietung mangelhaft gefunden und sie besinnungslos geschlagen und auf jede Weise, die er ersinnen konnte, geschändet hatte – bei diesem Ausdruck wurden Vis Augen trüb. Sie blinzelte und blinzelte, und sie weigerte sich zu glauben, dass es

Tränen waren. Sie hatte seit jener Nacht nicht mehr geweint, seit Jarl sie im Arm gehalten, sie gewiegt und ihr geholfen hatte, die zerbrochenen Teile ihrer selbst wieder zusammenzufügen.

Jarl stand auf und trat ans Fenster. Er hob den Blick und sah Vi, ihre dunkle Silhouette umrandet vom Sonnenlicht. Überraschung leuchtete in seinen Augen auf, und als der Überraschung Wiedererkennen folgte – welcher andere Blutjunge hatte die Silhouette einer Frau? -, hätte sie schwören können, ihren Namen auf seinen Lippen zu sehen. Ihre Finger wurden schlaff, und die Bogensehne glitt ihr weg.

Der schwarz-rote Verräterpfeil sprang über den schmalsten aller Abgründe: die Entfernung zwischen einem Blutjungen und seiner Leiche. Der Pfeil schnitt einen roten Pfad durch die Luft, als blute die Nacht selbst.

»Elene, es tut mir leid«, schrieb Kylar mit zittriger Hand. »Ich habe es versucht. Ich schwöre, ich habe es versucht. Einige Dinge sind mehr wert als mein Glück. Einige Dinge kann nur ich tun. Verkaufe diese Ringe an Master Bourary und zieh mit der Familie in einen besseren Stadtteil. Ich werde dich immer lieben.« Er nahm die Schachtel mit den Ringen aus seiner Tasche und legte sie auf den Fetzen Pergament.

»Was ist in der Schachtel?«, fragte Jarl.

Kylar konnte seinen Freund nicht ansehen. »Mein Herz«, flüsterte er und löste langsam die Finger von der Schachtel. »Nur ein Paar Ohrringe«, sagte er lauter. Dann drehte er sich um.

Jarl schaute mitten durch ihn hindurch. »Du wolltest sie heiraten«, sagte er.

Ein Kloß stieg Kylar in die Kehle. Es gab keine Worte. Er musste den Blick von Jarls Augen abwenden. »Hast du jemals von Kreuzigung gehört?«, fragte er schließlich.

Jarl schüttelte den Kopf

»Das ist die Art, wie Alitaeri Rebellen hinrichten. Sie spannen sie auf ein Holzgerüst und schlagen Nägel durch ihre Handgelenke und Füße. Um zu atmen, muss der Verbrecher sein Gewicht von den Nägeln heben. Manchmal braucht ein Mann einen Tag zum Sterben, erstickt von seinem eigenen Gewicht.« Er konnte die Metapher nicht zu Ende spinnen, obwohl er spüren konnte, wie seine Glieder gereckt wurden, ein Rebell gegen das Schicksal in einem bössartigen Universum, darauf bedacht, alles Gute zu erdrücken, gespannt zwischen Logan und Elene, an jeden genagelt mit geschuldeter Loyalität und ächzend unter dem erdrückenden Gewicht seines eigenen Charakters. Aber es waren nicht nur Elene und Logan, die ihn hier auseinanderrißen. Es waren zwei Leben, zwei Pfade. Der Weg der Schatten und der Weg des Lichts. Der Wolf und der Wolfshund. Oder waren es Wolfshund und Schoßhund?

Kylar hatte gedacht, dass er sich ändern könnte. Er hatte gedacht, er könnte alles haben. Er war kopfüber in ein Entweder-Oder gestürzt und hatte sich für beides entschieden. Das war es, was ihn ans Kreuz getrieben hatte – nicht die Machenschaften eines ränkeschmiedenden Gottes oder das unversöhnliche Rollen des Schicksalsrades. Kylars Möglichkeiten waren immer weiter und weiter

auseinandergespreizt worden, und er hatte sich festgeklammert, bis er nicht mehr atmen konnte. Nur eine Frage zählte jetzt noch: Was für eine Art Mann bin ich?

»Lass uns gehen«, sagte Kylar, ganz der Wolfshund.

Jarl stand nachdenklich am Fenster. »Ich war einmal verliebt«, erwiderte er. »Oder etwas in der Art. In ein schönes Mädchen, das beinahe genauso verkorkst war wie ich.«

»Wer war sie?«, fragte Kylar.

»Ihr Name war Viridiana, Vi. Schön, so schön ...« Jarl blickte auf und versteifte sich. »Vi?«

Er brach in einer Flut von Blut zusammen, als ein Pfeil sich durch seinen Hals bohrte. Sein Körper fiel wie ein Mehlsack auf den Holzboden. Er blinzelte einmal. Seine Augen verrieten weder Furcht noch Wut. Sein Gesichtsausdruck war ironisch.

Kannst du das glauben?, fragten seine Augen, während Kylar ihn auf den Schoß zog.

Und dann sagten Jarls Augen nichts mehr.

»Darf ich sie Kylar zeigen?«, fragte Uly. Sie hielt genau die Puppe im Arm, die Kylar vor einigen Tagen ausgesucht hatte. Elene lächelte; Kylar wusste gar nicht, wie gut er sich als Vater machte.

»Ja«, antwortete Elene, »aber du läufst direkt nach Hause. Versprochen?«

»Versprochen«, sagte Uly und lief los.

Elene sah ihr ängstlich nach, aber kleine Dinge machten ihr immer Angst. Caernarvon war nicht wie das Labyrinth. Außerdem war das Haus nur zwei Häuserblocks entfernt.

»Wir müssen reden, nicht wahr?«, sagte Tante Mea.

Es wurde langsam spät. Die Sonnenstrahlen fielen schräg auf die Kaufleute, die ihre Waren zusammenpackten und sich auf den Heimweg machten. Elene schluckte. »Ich habe es Kylar versprochen. Wir sind übereingekommen, es niemals jemandem zu erzählen, aber ...«

»Dann sag kein Wort mehr.« Tante Mea lächelte und hakte Elene unter, um sie zurück zum Haus zu führen.

»Ich kann nicht«, sagte Elene und blieb stehen. »Ich kann so nicht weitermachen.«

Also erzählte sie Tante Mea alles, angefangen von der Lüge ihrer Ehe über ihre Streitigkeiten zum Thema Sex bis hin zu der Tatsache, dass Kylar ein Blutjunge war und versuchte, es hinter sich zu lassen. Tante Mea wirkte nicht einmal überrascht.

»Elene«, sagte sie und ergriff ihre Hände. »Liebst du Kylar, oder bist du mit ihm zusammen, weil Uly eine Mutter braucht?«

Elene hielt inne, um sich im Angesicht der Frage um Demut zu bemühen, um sicherzustellen, dass das, was sie sagen würde, der Wahrheit entsprach. »Ich liebe ihn«, sagte sie. »Uly ist ein Teil davon, aber ich liebe ihn wirklich.«

»Warum schützt du dich dann?«

Elene sah auf »Ich schütze mich nicht ...«

»Du kannst nicht ehrlich zu mir sein, solange du nicht ehrlich zu dir selbst bist.«

Elene blickte auf ihre Hände. Ein Bauernkarren, beladen mit den nicht verkauften Waren des Tages, ratterte an ihnen vorbei. Das Licht schwand, und es wurde langsam dunkel auf der Straße. »Wir müssen zurück«, sagte Elene. »Das Abendessen wird sicher schon kalt.«

»Kind.« Tante Meas Stimme ließ Elene innehalten.

»Er ist ein Mörder«, sagte Elene. »Ich meine, er hat Menschen getötet.«

»Nun, das stimmt schon. Er *ist* ein Mörder.«

»Nein, er ist ein guter Mann. Er kann sich ändern. Ich weiß es.«

»Kind, weißt du, warum du mit mir sprichst, obwohl du Kylar versprochen hast, es nicht zu tun? Weil du dich mit etwas einverstanden erklärt hast, das deiner Natur widerspricht. Du bist eine schrecklich schlechte Lügnerin, aber du hast es versucht, weil du es versprochen hast. Ist es nicht das, was er getan hat?«

»Wie meinst du das?«, fragte Elene.

»Wenn du Kylar nicht als den Mann lieben kannst, der er ist – wenn du ihn nur als den Mann liebst, der er deiner Meinung nach sein könnte –, wirst du ihn zum Krüppel machen.«

Kylar war so unglücklich gewesen. Als er angefangen hatte, des Nachts auszugehen, hatte sie keine Fragen gestellt, hatte nicht wissen wollen, was er tat. »Was soll ich tun?«, fragte sie.

»Denkst du, du seist die erste Frau, die Angst hat zu lieben?«, fragte Tante Mea.

Die Worte schnitten ihr ins Herz. Sie warfen ein anderes Licht auf ihr nächtliches Schmusen und Streiten. Sie hatte gedacht, ungeheuer fromm zu sein, indem sie nicht mit Kylar schlief, aber sie hatte einfach fürchtbare Angst. Sie hatte schon jetzt das Gefühl, jedwede Kontrolle verloren zu haben, das Gefühl, dass eine Kapitulation im Schlafzimmer ihr jede Macht rauben würde. »Kann ich ihn lieben, wenn ich ihn nicht verstehen kann? Kann ich ihn lieben, wenn ich hasse, was er tut?«

»Kind«, sagte Tante Mea. Sie legte Elene sanft eine kräftige Hand auf die Schulter. »Die Liebe ist ein Akt des Vertrauens, ebenso wie der Glaube an den Gott es ist.«

»Er ist nicht gläubig. Ein Ochse und ein Wolf können nicht zusammen ins Joch gespannt werden«, wandte Elene ein, wohl wissend, dass sie nach Strohhalmen griff.

»Du denkst, ein Joch beziehe sich nur auf Eheringe oder Sex? Du brauchst ihn nicht zu verstehen, Elene, du brauchst ihn nur zu lieben.« Tante Mea griff nach Elenes Arm. »Komm, lass uns zu Abend essen.«

Gemeinsam gingen sie zum Haus zurück. Elene fühlte sich unbeschwerter als seit Monaten – selbst wenn sie ein großes Gespräch mit Kylar vor sich hatte. Sie war von einer neuen Hoffnung erfüllt.

Elene riss die Tür auf, aber das Haus war still, leer. »Kylar?«, fragte sie. »Uly?«

Keine Antwort. Das Essen stand kalt auf der Theke, das Gelee, das Kylar gemacht hatte, geronnen und rissig. Ihre Kehle war wie zugeschnürt. Jeder Atemzug kostete Anstrengung. Tante Mea wirkte entsetzt.

Elene rannte die Treppe hinauf und tastete hektisch nach der Truhe, in der Kylars Blutjungen-Kleidung und sein großes Schwert gelegen hatten. Sie war leer. Es war nichts zu sehen.

Als sie wieder nach unten ging, dämmerte ihr die Wahrheit so langsam wie das Untergehen der Sonne.

»Wird alles gut mit uns werden?«, hatte sie ihn gefragt.

»Nach heute Abend, ja«, hatte er gesagt, ohne zu lächeln.

Kylars Ehering lag neben dem Herd. Da war kein Brief, nichts sonst. Selbst Uly war weg. Kylar hatte sie zu guter Letzt doch aufgegeben. Er war fort.

Vi zog das zappelnde Kind von ihrer Schulter, als sie in den Stall des schäbigen Gasthauses kamen, wo sie ihr Pferd untergestellt hatte. Der Stalljunge lag bewusstlos und blutend neben der Tür. Er würde wahrscheinlich überleben. Es spielte keine Rolle; er hatte Vi nicht gesehen, bevor sie ihm mit dem Knauf ihres kurzen Schwerts auf den Kopf geschlagen hatte.

Das Mädchen kreischte durch den Lumpen, den Vi ihr über den Mund gebunden hatte. Vi kniete nieder und packte mit einer Hand die Kehle des Mädchens. Sie zog den Knebel heraus.

»Wie heißt du?«, fragte Vi.

»Fahr zur Hölle!« Die Augen des Mädchens blitzten trotzig. Sie konnte nicht älter als zwölf sein.

Vi schlug ihr hart ins Gesicht. Dann schlug sie sie wieder und wieder und wieder, leidenschaftslos, so wie Hu sie selbst geschlagen hatte, wenn er sich langweilte. Als das Mädchen wegzukommen versuchte, verstärkte sie ihren Griff um ihre Kehle, und die Drohung war deutlich: Je mehr du zappelst, umso weniger Luft bekommst du.

»Schön, Fahr Zur Hölle, willst du, dass ich dich so nenne, oder hast du einen anderen Namen?«

Das kleine Mädchen beschimpfte sie abermals. Vi riss sie an sich und hielt ihr eine Hand auf den Mund. Mit der anderen Hand fand sie einen Schmerzpunkt in einem der Ellbogen des Mädchens und grub die Finger hinein.

Das Mädchen schrie in ihre Hand.

Warum habe ich sie noch nicht getötet?

Der Auftrag war wunderbar gelaufen. Kylar hatte Jarls Leichnam mitgenommen, nachdem er sich für die Jagd bewaffnet hatte. Vi hatte nur hier und da einen Blick auf Klingen werfen können, die in eine Scheide geschoben wurden und verschwanden – gewiss war es ein Trugbild des Lichts und der Entfernung, Kylar konnte nicht wirklich unsichtbar sein. Wie auch immer, nach einer Weile hatte er Jarls Leichnam genommen, und Vi war ins Haus gegangen.

Sie hatte beabsichtigt, einige Fallen zu stellen. Es gab ein perfektes Kontaktgift, das sie auf den Türriegel seines Schlafzimmers streichen könnte, und eine Nadelfalle, die perfekt in die kleine Truhe unter dem Bett passen würde. Aber sie konnte es nicht tun. Immer noch benommen von der Ermordung Jarls, ging sie wie ein gewöhnlicher Einbrecher im Haus umher.

Vi fand einen Brief und ein Paar Ohrringe, die teuer aussahen – das stand in

dem Brief-, obwohl sie seltsamerweise nicht zusammenpassten und einer größer war als der andere. Sie steckte beides ein, fasste den dünnen, goldenen Ehering neben dem Herd jedoch nicht an. Sollte die glückliche kleine Familie ihre Erbstücke behalten. Sie war sich nicht sicher, was der Brief zu bedeuten hatte. Kylar hatte es versucht? Versucht, Jarl zu beschützen?

Die Tür wurde geöffnet. Vi war überrascht, als das kleine Mädchen hereingekommen war. Vi fesselte und knebelte es, dann betrachtete sie das Durcheinander, das sie sich eingebrockt hatte.

Sie war fertig. Sie konnte dieses Kind nicht töten. Sie konnte nicht einmal Kylar töten. Nein, das war nicht wahr, sie war davon überzeugt, dass sie Kylar nach wie vor töten konnte. Die einzige Möglichkeit, dem Gottkönig lebend zu entkommen, bestand darin, ihm eine Freude zu bereiten. Er würde erfreut sein, wenn sie Kylar lebend bei ihm ablieferte. Wenn sie das tat, würde der Gottkönig ihre Schwäche niemals durchschauen. Sie würde sich Zeit erkaufen, um zu finden, was immer es war, das sie gebrochen hatte, während sie Jarl in einer Gischt aus Blut hatte sterben sehen.

Vi ging zurück in Kylars Schlafzimmer. Mit feiner, leichter Handschrift schnitzte sie das Zeichen der cenarischen Sa'kagé in den Nachttisch. Darunter schrieb sie: »Wir haben das Mädchen.« Wenn Kylar zurückkam, würde er feststellen, dass seine Tochter verschwunden war, und er würde das ganze Haus absuchen. Er würde ihre Nachricht finden, und er würde Vi direkt zum Gottkönig folgen.

Jetzt brauchte Vi sich also nur noch zu überlegen, wie sie ein heulendes Kind aus der Stadt schmuggeln konnte.

»Lass es uns noch einmal versuchen«, sagte Vi. »Wie heißt du?«

»Uly«, antwortete das kleine Mädchen, dessen Gesicht fleckig von Tränen war.

»Also schön, Uly, wir brechen auf. Du kannst lebend oder tot mit mir kommen. Es spielt keine Rolle. Du hast deinen Zweck erfüllt. Ich werde deine Hände an den Sattel binden, sodass du vom Pferd springen kannst, wenn du willst, aber dann wirst du lediglich getreten und zu Tode geschleift werden. Deine Entscheidung. Mach den Mund auf«

Uly öffnete den Mund, und Vi stopfte den Knebel hinein. »Sei still«, sagte sie. Stirnrunzelnd musterte sie den Lumpen. »Sag etwas.«

»Hmmm?«, machte Uly.

»Verdammt.« Vi konzentrierte ihre Willenskraft auf den Lumpen. »Sei still!«, flüsterte sie. »Noch einmal.«

Ulys Mund bewegte sich, aber kein Laut kam heraus. Vi entfernte den Lumpen; er war jetzt nicht mehr notwendig. Es war ein kleiner Trick gewesen, den sie vor einigen Jahren zufällig entdeckt hatte. Ein lediglich schweigendes Kind würde leichter aus der Stadt herauszubekommen sein als ein geknebeltes. Vi sattelte ihr Pferd und dazu das zweitbeste Pferd im Stall.

Binnen einer halben Stunde verblasste Caernarvon in der Ferne, aber der Weg zur Freiheit war noch immer weit.

Kalter Zorn ließ die Welt in einem weißen Feuer brennen. Kylar rannte über das Dach. Er erreichte den Rand und sprang, schwebte durch die Nachtluft. Er überwand die etwa sieben Meter messende Lücke mühelos und lief die Mauer hinauf. Dann stieß er sich davon ab, packte den vorspringenden Dachbalken und schwang sich darauf, ohne auch nur zu wackeln.

Das alles hatte er getan, während er unsichtbar gewesen war, eine Tatsache, die ihn noch vor wenigen Tagen ungeheuer gefreut hätte. Heute hatte er nicht mehr die geringste Fähigkeit, Freude zu empfinden. Sein Blick glitt über die dunklen Straßen.

Bevor er fortgegangen war, hatte er Jarls Blut vom Boden gewischt – er wollte nicht, dass Elene sich darum kümmern musste. Den Leichnam seines Freundes hatte er zu einem Friedhofgebracht. Jarl würde nicht wie ein Bettler in der Gosse verrotten. Kylar hatte nicht einmal Geld, um einen Totengräber für das Grab zu bezahlen – *Danke, Gott* -, daher ließ er Jarl auf dem Friedhof liegen und schwor zurückzukehren.

Jarl war tot. Ein Teil von Kylar glaubte es nicht, der Teil, der gedacht hatte, das verweichlichte Leben eines waeddrynischen Heilers könnte seines sein. Wie hatte er das glauben können? Am Leben eines Nachtengels war nichts Verweichlichtes. Gar nichts. Er war ein Bringer des Todes. Tod erhob sich in seinem Kielwasser wie kreiselnder Schlamm hinter einem Stock, den man über den Grund eines klaren, stillen Teiches zog.

Da. Zwei Schläger schikanierten einen Betrunkenen. Götter, war das derselbe Betrunkene, den er neulich nachts seinem Schicksal überlassen hatte? Kylar ließ sich vom Dach fallen, schwang sich auf die nächste Ebene und war in zehn Sekunden auf der Straße.

Der Betrunkene lag bereits auf dem Boden und blutete aus der Nase. Einer der Schläger riss ihm die Börse vom Gürtel, während der andere mit einem langen Messer in der Hand Wache stand.

Kylar ließ sich schimmernd teilweise sichtbar werden; seine Muskeln glänzten schillernd schwarz, seine Augen waren schwarze Kugeln, sein Gesicht eine Maske des Zorns. Er wollte den Mann mit dem Messer lediglich erschrecken, aber als die Augen des Schlägers sich bei seinem Anblick weiteten,

hätte Kylar schwören mögen, etwas so Dunkles darin zu sehen, dass er gezwungen war zu handeln.

Bevor er recht wusste, wie ihm geschah, trank sein Kurzschwert Herzblut. Das Messer des Schlägers fiel zu Boden.

»Was machst du da, Terr?«, fragte der Räuber und drehte sich um.

Einen Moment später hatte Kylar den Räuber an der Kehle gepackt und gegen die Mauer gepresst. Er musste den Drang unterdrücken zu töten, zu töten, zu töten.

»Wo ist der Shinga?«, fragte er scharf.

Verängstigt ruderte der Mann mit den Armen und schrie: »Was bist du?«

Kylar fing eine der Hände des Räubers auf und drückte zu. Ein Knochen zersprang. Der Mann schrie. Kylar wartete, dann drückte er fester zu. Ein weiterer Knochen brach.

Der Strom von Flüchen war wenig beeindruckend. Kylar zerquetschte die Hand des Räubers zu Brei, dann packte er seine andere Hand. Der Mann begann zu stammeln, während er seine verstümmelte Hand betrachtete. »Oh Scheiße, oh Scheiße, oh Scheiße... meine Hand.«

»Wo ist der Shinga? Ich werde mich nicht wiederholen.«

»Du Schei... – nein! Hör auf! Drittes Lagerhaus nach Pier drei! Oh, Götter! Was bist du?«

»Ich bin Vergeltung«, antwortete Kylar. Er schlitzte dem Mann den Hals auf und ließ ihn fallen. Der Betrunkene starrte ihn an. Er sah aus, als habe er den Verstand verloren.

Das Lagerhaus war definitiv das Haus des Shinga, aber Barush Sniggle war nicht dort. Es standen jedoch zehn Wachposten hinter der Eingangstür. Kylar blickte von den Dachbalken auf sie hinab und hielt Ausschau nach einem, der vielleicht mehr wusste als die anderen.

Die Anwesenheit der Wachen war Beweis genug dafür, dass Barush Sniggle den Blutjungen ausgeschickt hatte, der Jarl getötet hatte. Kylar wusste nicht, wie sie erfahren hatten, dass er derjenige war, dem Sniggle seine nassen Hosen in jener anderen Nacht zu verdanken hatte, aber die Ermordung des falschen Mannes als Rache dafür war genau das, was dieser Shinga tun würde.

Kylar ließ sich hinter einem Mann fallen, der wie der Anführer aussah. Er brach dem Mann den rechten Arm und nahm ihm sein Schwert.

Mehrere Schläger lagen am Boden, bevor sie begriffen, dass sie eigentlich den

unsichtbaren Mann, der sie tötete, hätten bekämpfen sollen. Diejenigen, die kämpfen, taten es schlecht. Steck einen Schläger in eine Rüstung und gib ihm ein Schwert statt eines Knüttels, und du bekommst keinen Soldaten, du bekommst einen Schläger, der ein Schwert schwingt wie ein Stück Holz. Sie rannten dem Tod in die ausgebreiteten Arme.

Kylar stand über dem Anführer, dem letzten noch lebenden Mann, und ließ abermals Augen und Gesicht sichtbar werden. Er setzte einen Fuß auf den gebrochenen Arm des Mannes, bevor er mit dem Schwert dessen Hals berührte.

»Du bist der Blutjunge.« Der Mann fluchte. Er schwitzte, und sein breites Gesicht war blass. Sein buschiger schwarzer Bart bebte, während er am ganzen Leib zitterte. »Er sagte, du seist ein Mädchen.«

»Falsch. Spuck es aus«, erwiderte Kylar.

»Der Shinga sagte, er habe irgendeinen cenarischen Blutjungen wütend gemacht. Wir sollten dich töten, falls du hierherkommst.«

»Wo ist er?«

»Wenn ich dir sage, wo er ist, wirst du mich am Leben lassen?«

Kylar schaute in die Augen des Mannes, und seltsamerweise spürte oder erahnte – oder was immer es die anderen Male gewesen war – er diesmal nicht die Dunkelheit, die Tod forderte. »Ja«, antwortete er, obwohl die Mordlust noch immer in ihm tobte.

Der Mann erzählte ihm von einem Versteck und von einer anderen Falle, einem unterirdischen Raum mit nur einem einzigen Eingang und weiteren zehn Wachen.

Kylar knirschte in eiskaltem Zorn mit den Zähnen und erklärte: »Sag ihnen, der Nachtengel ist auf dem Weg. Sag ihnen, Gerechtigkeit ist gekommen.«

Das Gitter öffnete sich quietschend, und Gorkhys Gesicht erschien im fahlen Licht seiner Fackel. Er wirkte zufrieden. Logan hasste den Mann von ganzem Herzen. »Frisches Fleisch, Kinder«, sagte Gorkhy. »Süßes, frisches Fleisch.«

Einige der Gefangenen hinter Gorkhy begannen zu schluchzen. Es war eine vorsätzliche Grausamkeit, sie zu dieser Tageszeit hierherzubringen. Es war Mittag; die Heuler kreischten aus Leibeskräften, und heiße, stinkende Luft wehte wie ein riesiger, endloser Furz aus dem Loch. Der Luftzug ließ die Fackeln tanzen, und die Gesichter der Locher schienen zu springen und sich zu verzerren, während ihr Schweiß glänzte.

Seit Logan vor zweiundachtzig Tagen in das Loch hinuntergesprungen war, war nur ein einziger Gefangener hineingeworfen worden. Gorkhy hatte es getan, und er hatte den Mann ins Loch geworfen – direkt ins Loch. Das Gesicht des Verurteilten war gegen den Rand des Lochs geklatscht, und sein Körper war in den Abgrund gestürzt. Also scharten sich jetzt die Tiere und die Ungeheuer um das Loch, wie sie es taten, wenn Gorkhy Brot hereinwarf. Es geschah nicht, um das Leben der Gefangenen zu retten. Es geschah, um ihr Fleisch zu retten.

»Also schön, meine Hübschen«, fuhr Gorkhy fort. »Wer ist der Erste?«

Logan behielt Fin im Auge, der ihn seinerseits musterte, und er trat vom Rand des Lochs zurück. Er hatte die längsten Arme, aber es war schwieriger, einen fallenden Körper aufzufangen als fallendes Brot, und Fin hatte das Sehnenseil, das er um den Körper getragen hatte, aufgewickelt.

Über ihnen war das Scharren von Füßen zu hören, und Flüche, und eine Frau stürzte sich auf das Gitter. Gorkhy versuchte, sie daran zu hindern, aber sie tauchte unter seinen Armen hinweg. Sie fiel mit dem Kopf voraus auf den Boden zu, dann wurde ihr Sturz jäh gebremst, weil Gorkhy sie am Kleid festhielt.

Sie schrie und trat um sich, während sie direkt über Logans Kopf hing. Er sprang hoch, packte einen ihrer rudernnden Arme und riss daran, aber seine Hand glitt aus. Sie fiel noch einen Meter tiefer herunter, sodass sie mit dem Kopf nach unten hing, gut drei Meter von dem steinernen Boden entfernt.

»Fin!«, rief Lilly. »Hol ihn dir!« Gorkhy war auf den Knien und hielt mit einer Hand das Kleid der jungen Frau fest, während er mit der anderen das Gitter gepackt hatte. Sein Kopf war ungeschützt. Für Fin, der unablässig mit seinem

Lasso übte, war es ein leichtes Ziel.

Gorkhy fluchte, aber er war stark. Logan sprang hoch und griff abermals nach der Hand der Frau, verfehlte jedoch sein Ziel. Fin kam mit dem Lasso in der Hand herbeigerannt, die übrigen Locher heulten und bewarfen Gorkhy mit Fäkalien. Logan sprang erneut und bekam die Hand des Mädchens zu fassen.

Ihr Kleid zerriss, und sie fiel direkt auf Logan. Er konnte ihren Sturz kaum bremsen und versuchte nur, sie vom Abgrund wegzubewegen.

Logan erhob sich taumelnd und sah im Licht der Fackel, dass Gorkhys Gesicht maßlos wütend und immer noch ungeschützt war, dass es nur darauf wartete, dass eine Schlinge sich um seinen Hals legte, dass es geradezu darum bettelte, in das Loch heruntergezogen und in Stücke gerissen zu werden. Als Logan sich umdrehte, sah er Fin nur wenige Schritte entfernt stehen, aber der Mann hatte sein Lasso fallen lassen. Logan hatte kaum Zeit, den glitzernden Stahl in Fins Hand wahrzunehmen, bevor Fin auf ihn einstach.

Fleisch öffnete sich über Logans Rippen und seinem linken Arm, als er herumfuhr, um der Klinge auszuweichen. Fins Hand wurde zwischen Logans linkem Arm und seinem Körper festgeklemt, als Logan sich drehte und das Messer zu Boden fallen hörte. Logan schlug mit der Faust nach Fins Kopf, aber der Mann duckte sich, ließ sich fallen und kroch davon. Logan wollte ihm nachsetzen, fest entschlossen, den Mann zu töten, solange er die Chance dazu hatte, aber als er sich in Bewegung setzte, umzingelten hinter ihm die Locher die junge Frau.

Er konnte sie nicht sich selbst überlassen. Er wusste, was sie sahen, wenn sie eine junge, halbnackte Frau erblickten, noch benommen von ihrem Sturz. Er hatte die Vergewaltiger davon schwärmen und erzählen hören, wie viele süße junge Dinger sie gebumst hatten. Einige von ihnen konnten nicht einmal Lilly bumsen: Eine willige Frau ließ sie erschlaffen.

Logan brüllte vor Schmerz und Frustration. Die Tiere wichen zurück.

Das Mädchen hatte das Messer aufgehoben und stand jetzt mit dem Rücken zur Wand da. Sie stützte sich ab, um nicht hinzufallen. Nach ihrer Haltung zu schließen, hatte sie sich bei ihrem Sturz den Knöchel verstaucht.

»Bleibt zurück«, sagte sie, wobei sie wenig wirksam mit dem Messer herumfuchtelte. »Bleibt zurück!« Ihr Blick flog von Logan zu dem Abgrund und dann zu Knirscher hinüber.

Das Mädchen zitterte. Sie war auf eine zerbrechliche Art und Weise hübsch,

mit langem blondem Haar und feinen Gesichtszügen. Sie war kaum schmutzig, sodass sie noch nicht lange im Gefängnis gewesen sein konnte. Jedoch lange genug für Gorkhy, möge er in den neunten Kreis der Hölle verdammt werden. Zwischen ihren Beinen war frisches Blut auf dem zerrissenen Kleid.

Logan hob die Hände. »Ganz ruhig«, sagte er. »Ich werde dir nicht wehtun. Aber wir müssen uns bewegen, oder sie werden auf uns herabfallen.«

Ihr Blick flog zum Gitter hinauf, und sie begann, an der runden Wand entlangzuhuschen.

Die anderen Wachen hatten Gorkhy vom Gitter weggezogen. Die restlichen Gefangenen wurden vorwärtsgetrieben. Der erste Mann wollte nicht springen, daher versetzten sie ihm einen Stoß.

Bei dem fünf Meter tiefen Sturz auf massiven Fels brach er sich die Beine, und die Locher fielen binnen Sekunden über ihn her. Zu Logans Entsetzen gesellte Knirscher sich zu ihnen, schleuderte andere beiseite und bohrte abgefeilte Zähne in lebendiges Fleisch.

Der zweite Mann erstarrte angesichts des Spektakels, das er hören, aber kaum sehen konnte. Die Wachen stießen ihn hinein, und auch er verwandelte sich in Fleisch. Danach waren die meisten anderen Gefangenen bereit, sich am Gitter festzuhalten und zu springen.

Logan hatte keine Zeit dafür – an einem anderen Tag hätte er vielleicht selbst um Fleisch gekämpft. Aber heute würde er nicht essen, nicht mit diesem Mädchen hier. Ihre Anwesenheit erinnerte ihn an bessere Dinge. Er hätte am liebsten geweint.

»Götter«, sagte er. »Natassa Graesin.« Er hatte die Worte unwillkürlich hervorgestoßen. Er hätte nichts sagen sollen, aber der Schock, einen anderen Adligen zu sehen, war zu groß. Mit ihren siebzehn Jahren war Natassa die zweitälteste Tochter der Graesins. Sie war seine Cousine.

Natassa Graesin starrte ihn an und musterte mit großen, angstvollen Augen das hochgewachsene, ausgemergelte Wrack, das einmal einen kraftvollen, athletischen Körper besessen hatte. Er war ein Schatten dessen, was er gewesen war, aber obwohl er geschrumpft war, war er immer noch groß, unverkennbar groß.

Er hob die Hände, um sie zum Schweigen zu bringen, aber es war zu spät.

»Logan? Logan Gyre?«, fragte sie.

Er spürte, wie seine Welt endete. Während all der Zeit, die er hier unten

verbracht hatte, war er nur König gewesen oder Dreizehn. Im Wahnsinn des Hungers hatte er sich irgendwann den anderen angeschlossen, die um das Loch herumstanden, um Brot aufzufangen – mit seinen langen Armen bekam er mehr als die meisten, um den Preis, dass er Gorkhy hatte wissen lassen, dass sich im Loch ein hochgewachsener blonder Mann befand. Aber er hatte nie, niemals seinen richtigen Namen benutzt.

Er warf einen Blick über seine Schulter und sah, dass noch immer neue Gefangene ins Loch sprangen und der Länge nach auf dem Boden aufschlugen. In der fast vollkommenen Dunkelheit waren sie blind und verängstigt, sie wimmerten und kreischten und fluchten und weinten, während sie hörten, wie die Locher über das frische Fleisch herfielen. Die Locher kämpften miteinander, und Gorkhy lachte und johlte angesichts des Spektakels. Außerdem nahm er Wetten darauf entgegen, was mit einem jeden Gefangenen geschehen würde, und die Heuler heulten. Eine Menge Lärm, eine Menge Verwirrung, eine Menge Ablenkung. Vielleicht hatte niemand etwas bemerkt.

Aber einer der neuen Gefangenen wimmerte nicht, er war nicht verwirrt, und er war nicht abgelenkt. Tenser Vargun wirkte nicht verängstigt, trotz des Lärms, der Hitze, des Gestanks, der Dunkelheit und der Gewalt. Er schaute mit zur Seite geneigtem Kopf zu Logan und Natassa hinüber und blinzelte in der mitternachtsschwarzen Dunkelheit. Er wirkte nachdenklich.

Elene konnte nicht atmen. Kylar hatte sie nicht nur verlassen; er hatte Uly mitgenommen. Die Zurückweisung war vollkommen. Und dabei hatte es so ausgesehen, als entwickelten sich die Dinge gut.

Nein, die Dinge *hatten* sich gut entwickelt. Elene konnte es nicht glauben, wollte es nicht glauben. Sie durchsuchte die Küche nach irgendeinem Zeichen. Sie fand einen Fleck auf den Dielenbrettern, dunkel auf dunklem Holz und hastig gesäubert. Es sah nicht so aus, als sei beim Kochen etwas verschüttet worden, aber sie konnte auch nicht erkennen, was es war.

Sie ging nach oben. Kylars graue Blutjungenrobe war verschwunden, ebenso wie Vergeltung. Sie schob die Kiste zurück unters Bett, als ihr Blick auf das Symbol der cenarischen Sa'kagé fiel, das in den Nachttisch geritzt worden war. »Wir haben das Mädchen«, stand darunter zu lesen, in einer ordentlichen Handschrift. Elenes Herz krampfte sich abermals zusammen.

Irgendjemand hatte Uly fortgeholt, und Kylar hatte denjenigen verfolgt. Die Entdeckung brachte Furcht und Freude gleichermaßen. Kylar hatte sie nicht im Stich gelassen, aber Uly war von irgendjemandem entführt worden, der wusste, wer er war. Von jemandem, der versuchte, Kylar in eine Falle zu locken. Aber wo war Kylar gewesen, als man Uly geholt hatte? Wenn jemand sich Uly auf der Straße gegriffen hatte, hätte er vielleicht einen Zettel an der Türschwelle zurückgelassen, aber Elene glaubte nicht, dass der Entführer es gewagt hätte einzubrechen, solange Kylar da war.

Von unten kam ein lauter Ausruf und jemand hämmerte an die Tür. »Macht die Tür auf! Im Namen der Königin, macht die Tür auf!«

Als Elene sah, dass Tante Mea die Stadtwache hereinließ, schnürte sich ihr die Kehle vor Angst zusammen. In Cenaria galten die Wachen als so korrupt, dass niemand ihnen traute. Aber dann sah Elene Tante Meas offenkundige Erleichterung.

Sie brauchten fast eine Stunde, um die Situation zu klären. Ein Nachbar hatte Kylar weggehen sehen, einen Körper über die Schulter gelegt, einen gutaussehenden jungen Mann mit dunkler Haut, dessen Haar in winzige, mit Goldperlen besetzte Zöpfe geflochten war. Elene wusste sofort, dass es Jarl sein musste. Nachdem Kylar mit dem leblosen Mann fortgegangen war, hatte der

Nachbar eilends die Wachen geholt. Die Wachen hatten erst die halbe Strecke zum Haus zurückgelegt, als ihnen die Ehefrau des Nachbarn entgegengekommen war, die ungefähr eine Minute vor Ulys Rückkehr gesehen hatte, wie eine Frau mit einem Bogen das Haus betreten hatte. Später war sie dann mit dem Mädchen fortgegangen. Aufgrund der Beweise vermutete die Wache, dass die Frau die Mörderin war – Gott sei Dank –, aber sie wollten trotzdem mit Kylar reden.

Elene lag spät in der Nacht im Bett, trauerte um Jarl und versuchte, das Ganze zu begreifen. Warum war Jarl hergekommen? Weil er in Gefahr war? Weil er wollte, dass Kylar einen Auftrag übernahm? Hatte er sie nur besuchen wollen? Nun, Jarl war zu wichtig, als dass er Cenaria aus einer Laune heraus verlassen hätte, und wenn er fortgegangen war, weil ihm Gefahr drohte, hätte er Leibwächter bei sich gehabt. Also war Jarl – durch ein Missgeschick? – getötet worden, während er versucht hatte, sich Kylars Dienste zu versichern. Kylar hatte entweder den Auftrag angenommen, oder er war fortgegangen, um Rache zu üben. So oder so, er war vor Ulys Entführung aufgebrochen. Möglicherweise wusste er gar nichts davon.

Am Mittag des nächsten Tages war Kylar noch immer nicht zurückgekehrt. Es klopfte an der Tür, und Elene beeilte sich, sie zu öffnen. Es war einer der Wachposten vom vergangenen Tag.

»Ich dachte nur, Ihr solltet es wissen«, sagte der junge Mann. »Wir haben sobald wir konnten mit den Torwächtern gesprochen, aber sie arbeiten in verschiedenen Schichten, und es ist schwierig, allen eine Nachricht zukommen zu lassen. Eine Frau, auf die die Beschreibung der Mörderin passt, hat die Stadt gestern in nördlicher Richtung verlassen. Sie hatte ein kleines Mädchen bei sich. Wir haben bereits Männer hinter ihr hergeschickt, aber sie hat einen ziemlichen Vorsprung. Es tut mir leid.«

Nachdem der Wachposten wieder gegangen war, sahen Braen und Tante Mea Elene an, als erwarteten sie, dass sie in Tränen ausbrechen würde.

»Ich gehe Uly suchen«, sagte Elene stattdessen.

»Aber ...«, begann Tante Mea.

»Ich weiß, glaub mir, ich weiß, dass ich die letzte Person bin, die das tun sollte. Aber was könnte ich denn sonst tun? Wenn Kylar hierher zurückkommt, sagt ihm, wohin ich gegangen bin. Er wird mich einholen, davon bin ich überzeugt. Wenn er die Verfolgung bereits aufgenommen hat, umso besser. Aber

wenn er nichts von Ulys Entführung weiß, bin ich vielleicht ihre einzige Chance.«

Tante Mea öffnete den Mund, um abermals zu protestieren, dann schloss sie ihn wieder. »Ich verstehe.«

Elenes Sachen passten in einen kleinen Beutel, und als sie nach unten kam, hatte Tante Mea ihr bereits genug Essen für eine Woche eingepackt. »Wird Braen sich verabschieden?«, fragte Elene.

Tante Mea begleitete Elene nach draußen. »Braen verabschiedet sich auf seine eigene Art.« Vor der Werkstatt stand ein gesatteltes Pferd. Es war stämmig und sah sanft aus. Elenes Augen füllten sich mit Tränen. Sie hatte gedacht, dass sie zu Fuß gehen würde. »Er sagt, er habe in letzter Zeit einige große Bestellungen bekommen«, bemerkte Tante Mea, die offensichtlich stolz auf ihren Sohn war. »Geh jetzt, Kind, und möge der Gott mit dir sein.«

Kylar stand vor dem Grab, das er ausgehoben hatte, und tat sein Bestes, sich zu betrinken. Bis zur Morgendämmerung waren es noch zwei Stunden. Auf dem Friedhof war alles still. Die einzigen Geräusche waren die im Wind raschelnden Blätter und die Klagen der nächtlichen Insekten. Kylar hatte diesen Friedhof ausgewählt, weil er auf seinem Weg aus der Stadt hinaus der schönste war. Nachdem er den Shinga getötet hatte, hatte er den Mann ausgeraubt, sodass er jetzt reichlich Geld besaß, und Jarl verdiente das Beste. Wenn der Grabhüter Wort hielt, würde hier in einer Woche sogar ein Grabstein stehen.

Sie gaben ein beachtliches Paar ab. Jarl lag neben dem Loch auf dem Boden, das Blut von dunklerem Schwarz als seine Haut. Seine Glieder wurden langsam steif. Kylar hatte mehr Blutspritzer abbekommen als sein toter Freund; Blut trocknete entlang seiner Gliedmaßen und wurde brüchig, während er arbeitete, verflüssigte sich wieder, während er schwitzte. Es ließ ihn aussehen, als schwitze er Blut.

Das Grab war fertig. Jetzt hätte Kylar etwas Bedeutsames sagen sollen.

Er trank noch mehr Wein. Er hatte vier Schläuche mitgenommen und bereits zwei davon geleert. Vor einem Jahr hätten zwei Schläuche ihn niedergeworfen. Jetzt war er nicht einmal angeheitert. Er leerte den dritten Schlauch, dann nahm er pflichtschuldigst einige tiefe Schlucke aus dem vierten, bis auch dieser nichts mehr hergab.

Sein Blick wanderte immer wieder zu Jarls Leichnam hinüber. Er versuchte sich vorzustellen, wie die Wunden sich schlossen, so wie seine es vor so langer Zeit getan hatten. Aber sie schlossen sich nicht. Jarl war tot. Er hatte in der einen Sekunde noch gelebt, und in der nächsten tat er es einfach nicht mehr. Kylar verstand nun auch den ironischen Ausdruck in Jarls Augen.

Der cenarische Blutjunge, dessen Ermordung Shinga Sniggle angeordnet hatte, war nicht Kylar gewesen, sondern Vi Sovari, und Vi Sovari hatte Jarl mit einem rot-schwarzen Verräterpfeil getötet.

Es hätte Jarl ähnlich gesehen, dem eine gewisse Komik abzugewinnen. Jarl gestand seine Liebe für eine Frau, während diese den Pfeil abschoss, der ihn tötete.

»Scheiße«, sagte Kylar.

Es gab keine Worte, um das ungeheuerliche Ausmaß des angerichteten Schadens auszudrücken. Jarl existierte nicht mehr. Das Ding vor Kylar war ein Brocken Fleisch. Kylar wünschte, er könnte an Elenes Gott glauben. Er wollte denken, dass Jarl und Durzo an einem besseren Ort waren. Aber er war ehrlich genug, um zu wissen, dass das alles war, was er wollte – irgendein halbherziges gutes Gefühl. Selbst wenn Elenes Gott tatsächlich existierte, Jarl und Durzo waren ihm nicht gefolgt. Das bedeutete, dass sie in der Hölle brennen würden, nicht wahr?

Er stieg in das Grab hinab und zog Jarls Leichnam herein. Jarls Haut war kalt und klebrig; der Morgentau sammelte sich darauf. Es fühlte sich nicht richtig an. Kylar bettete ihn so sanft er konnte in die Erde und stieg wieder heraus. Er fühlte sich noch immer nicht betrunken.

Nachdem er sich auf den Haufen weicher Erde neben dem Grab gesetzt hatte, wurde ihm klar, dass es die Schuld des Ka'kari war. Sein Körper behandelte Alkohol wie jedes Gift und heilte ihn davon. Es war so wirksam, dass er gewaltige Mengen trinken müssen, um betrunken zu werden. Genau wie Durzo es getan hatte.

Und ich habe ihn für einen Trinker gehalten. Es war nur ein weiterer Punkt, in dem Jarl seinen Meister missverstanden und verurteilt hatte. Diese Erkenntnis weckte allen Schmerz von neuem.

»Es tut mir leid, Bruder«, sagte Kylar, und während ihm die Worte über die Lippen kamen, begriff er, dass Jarl genau das für ihn gewesen war: ein älterer Bruder, der auf ihn achtgab. Warum war Kylar dazu verdammt, erst dann zu

begreifen, was ein Mensch ihm bedeutete, wenn dieser tot war? »Ich werde dafür sorgen, dass dein Tod etwas wert war, Jarl.« Jarls Opfer zu etwas zu machen, das Bedeutung hatte, verlangte von ihm, sich von Elene und Uly und dem Leben, das hätte sein können, abzuwenden. Er hatte Uly geschworen, dass er sie nicht im Stich lassen würde, wie alle anderen Erwachsenen in ihrem Leben es getan hatten. Und jetzt tat auch er es.

War es auch für Euch so, Meister? Ist das der Punkt, an dem dieser Ozean von Bitterkeit begann? Ist das Aufgeben meiner Menschlichkeit der Preis meiner Unsterblichkeit?

Es gab nichts mehr zu tun, nichts mehr zu sagen. Kylar konnte nicht einmal weinen. Als die ersten Morgenvögel begannen, das Loblied der erwachenden Sonne zu singen, schaufelte er das Grab zu.

Zwei Tage lang sprach Uly nicht, und sie aß und trank auch nicht. Vi lenkte sie in unbarmherzigem Tempo zuerst in westlicher, dann in nördlicher Richtung über die Straße der Königin. In der ersten Nacht kamen sie an den großen Anwesen der waeddrynischen Adligen vorbei. Als sie einige Stunden nach Sonnenuntergang haltmachten, befanden sie sich in Bauernland. Die Felder waren kahl, die gewellten Hügel bedeckt mit den unregelmäßigen Stoppeln abgeernteten Dinkels.

Am ersten Tag wartete Uly ungefähr zehn Minuten ab, bis Vis Atmung einen regelmäßigen Rhythmus angenommen hatte, dann rannte sie zu ihrem Pferd hinüber. Sie hatte das Tier noch nicht einmal losgebunden, als Vi sie wegriss.

Am zweiten Tag wartete Uly eine Stunde. Sie stand so leise auf, dass Vi es beinahe nicht bemerkt hätte. Diesmal konnte Uly das Seil lösen und wäre beinahe aus der Haut gefahren, als sie sich umdrehte, um nach dem Kopf des Pferdes zu greifen, und Vi hinter sich stehen sah, die Hände in die Hüften gestemmt.

Beide Male schlug Vi sie. Sie gab acht, das Mädchen nicht zu verletzen. Keine gebrochenen Knochen und Narben für dieses Kind. Sie fragte sich, ob sie zu nachsichtig mit dem Mädchen umging, aber sie hatte noch nie zuvor ein Kind geschlagen. Vi war es gewohnt, Männer zu töten, war es gewohnt, ihren Muskeln magische Stärke zu verleihen und es ihren Opfern zu überlassen, mit den Konsequenzen fertig zu werden. Wenn sie das mit Uly machte, würde das Kind sterben. Und das passte nicht in Vis Pläne.

Am dritten Tag ging es Uly nicht gut. Sie hatte noch immer keinen Schluck getrunken. Sie verweigerte alles, was Vi ihr anbot, und die Kräfte verließen sie. Ihre Lippen waren rissig und ausgedörrt, ihre Augen rot. Vi konnte nicht umhin, eine widerstrebende Bewunderung zu empfinden.

Das Mädchen war zäh, da gab es keinen Zweifel. Vi konnte Schmerzen besser ertragen als die meisten Menschen, aber sie hasste es, nichts zu essen. Als sie zwölf war, hatte Hu ihr regelmäßig Nahrung vorenthalten und ihr nur eine einzige Mahlzeit am Tag gegeben, »damit sie nicht fett wurde«. Er hatte sie wieder auf volle Mahlzeiten gesetzt, als er zu dem Schluss gekommen war, dass alles in ihre »Titten« ging. Aber schlimmer als der Hunger waren die Male, da

er ihr Wasser vorenthalten hatte, weil er gedacht hatte, sie sei faul.

Der Bastard hatte nie begriffen, was die Krämpfe einer Frau bedeuteten.

Sie hatte so tun müssen, als mache der Durst ihr nichts aus, denn sie hatte gewusst, dass dies zu seiner Lieblingsbestrafung werden würde, wenn sie sich etwas anmerken ließ.

»Hör mal, Uly«, sagte sie, als sie kurz vor Sonnenaufgang in einem kleinen Tal ihr Lager aufschlug. »Es ist mir scheißegal, ob du stirbst. Du bist mir lebend von größerem Nutzen als tot, aber der Unterschied ist nicht groß. Kylar wird mir nach Cenaria folgen, so oder so. Du dagegen würdest Kylar wahrscheinlich gerne wiedersehen, nicht wahr?«

Uly starrte sie mit eingefallenen, hasserfüllten Augen an.

»Und ich schätze, er würde dir in den Hintern treten, wenn du für nichts und wieder nichts stirbst. Also, wenn du weiter hungern willst, wirst du ziemlich bald sterben. Morgen werde ich dich am Sattel festbinden müssen, und du schaffst es vielleicht nicht durch die Nacht. Das wäre eine Unbequemlichkeit für mich, aber Kylar würde es mehr verletzen. Wenn du lieber wie ein Kätzchen sterben als am Leben bleiben und gegen mich kämpfen willst, nur zu. Aber du beeindruckst niemanden damit.«

Vi legte einen Wasserschlauch vor Uly hin und begann die Pferde festzubinden. Jetzt machte sie sich keine Sorgen mehr, dass Uly fliehen könnte. Das Mädchen war zu schwach. Aber Vi versiegelte die Seile dennoch mit Magie. Heute würde sie schlafen, verdammt noch mal.

Die gewellten Hügel waren mit Wäldern bedeckt, die ab und zu von einem kleinen Dorf inmitten von Feldern unterbrochen wurden. Die Straße war jedoch immer noch breit, und es herrschte einiger Verkehr. Sie waren hervorragend weitergekommen. Es war unmöglich zu sagen, wie weit sie von Kylar entfernt waren, aber Vi hatte Dörfer gemieden, und sie zweifelte nicht daran, dass Kylar kostbare Stunden auf sie verschwendet hatte. Gestern Abend hatte sie die Pferde gewechselt. Wenn Kylar irgendwie herausfand, welche Spuren unter den vielen anderen ihre waren, würde er in die Irre geführt werden.

Da sie aber mit solcher Geschwindigkeit reisten, waren sie auch zahlreichen anderen Gruppen begegnet, und obwohl sie sich mit einem formlosen Umhang verhüllen konnte, der ihr Geschlecht und ihre Identität verbarg, war es unmöglich zu verbergen, dass Uly ein Kind war. Es wäre aber genauso wenig möglich, ungesehen über die kahlen Hügel zu reiten, die sie bisher passiert

hatten. Im Allgemeinen waren sie einfach an den Wagen der Händler und den Karren der Bauern vorbeigestürmt. Das konnte gut gehen oder auch nicht. Auf der Straße kamen sie besser voran, aber die Wahrscheinlichkeit, erkannt zu werden, war dort größer.

Sie hatte nur ein einziges Mal Berührung mit Kylar gehabt: Als sie im Hause der Drakes versucht hatte, ihn zu töten. Ironischerweise hatte König Gunder Vi, die versucht hatte, seinen Sohn zu ermorden, den Auftrag erteilt, Kylar zu töten, der versucht hatte, ihn zu schützen.

Schon an dem Tag, an dem sie den Auftrag angenommen hatte, hatte sie Kylar unter ihren Hüften und unter ihrem Messer gehabt. Er hatte ihr gefallen. Er war überraschend ruhig geblieben für einen Mann in seiner Situation. Ruhig und ein wenig charmant, wenn man lahmen Humor angesichts des Todes anziehend fand.

Und sie hätte ihn getötet, aber sie hatte gezögert. Nein, nicht gezögert. Es war weniger ein Mangel an Entschlossenheit gewesen, der sie an jenem Tag hatte innehalten lassen, als Stolz darauf, dass sie einen schwierigen Auftrag so schnell erledigt hatte. Hu machte ihr niemals Komplimente für ihre Arbeit. Kylars Lob hatte aufrichtig gewirkt, und es gab nicht viele Menschen, mit denen ein Blutjunge fachsimpeln konnte. Also hatte Vi der Versuchung nachgegeben, mit der Kylar sie geködert hatte, und war auf seine Verzögerungstaktik eingegangen.

Dann war der Graf in den Raum gestürzt, und Kylar hatte ihr ein Messer in die Schulter gerammt, bevor sie fliehen konnte. Monate später pulsierte ihre Schulter immer noch manchmal. Sie hatte ein wenig an Beweglichkeit verloren, obwohl sie auf der Stelle zu dem Hexer gegangen war, von dem Hu sich heilen ließ.

Beim nächsten Mal würde sie nicht zögern.

Sie wusste, dass Jarls Ermordung sie mit Jubel hätte erfüllen müssen. Sie war jetzt frei. Ein Blutjungenmeister. Hu würde in ihrem Leben nichts mehr zu sagen haben, und wenn er es versuchte, konnte sie ihn töten, ohne sich um Vergeltung durch die Sa'kagé Sorgen machen zu müssen. Das hieß, falls die Sa'kagé überlebte, was immer der Gottkönig geplant hatte.

Ich habe Jarl getötet. Der Gedanke wollte nicht weggehen. War zwei Tage lang nicht weggegangen. *Ich habe den Mann getötet, den ich von allen Menschen am ehesten einen Freund hätte nennen können.*

Die Ermordung war nichts Besonderes gewesen. Jedes Kind konnte auf ein

Dach klettern und einen Pfeil abschießen. Sie hatte ihr Ziel verfehlen wollen, nicht wahr? Sie hätte es verfehlen können. Sie hätte den Schuss einfach nicht abzugeben brauchen. Sie hätte hineingehen, sich Kylar und Jarl anschließen und gegen den Gottkönig kämpfen können. Aber sie hatte es nicht getan.

Sie hatte getötet, und jetzt war sie wieder allein, auf dem Weg zu einem Ziel, zu dem sie nicht reisen wollte; sie nahm ein kleines Mädchen gegen dessen Willen mit und zwang einen Mann, den sie respektierte, ihr in eine Falle zu folgen.

Du bist ein grausamer Gott, Nysos. Konntest du mir nicht mehr als Staub und Asche geben? Mir, die ich dir so getreulich diene. Von meinem Messer und meinen Lenden fließen Ströme von Blut und Samen. Verdienne ich dafür nicht einen Ehrenplatz? Verdienne ich nicht einen einzigen Freund?

Sie hustete und blinzelte hektisch. Dann biss sie sich auf die Zunge, bis sie zu bluten drohte. *Ich werde nicht weinen. Nysos kann sein Blut und seinen Samen haben, aber er wird niemals meine Tränen bekommen. Verflucht sollst du sein, Nysos.* Aber sie sprach die Worte nicht laut aus. Sie hatte ihrem Gott zu lange gedient, als dass sie seinen Zorn riskiert hätte.

Sie hatte einmal sogar auf dem Weg zu einem Auftrag eine Art Pilgerwanderung in eine kleine Stadt im sethischen Weinland unternommen, die Nysos heilig war. Das Erntefest war dem Gott gewidmet. Der Wein floss in Strömen. Von Frauen erwartete man, dass sie sich jeder Leidenschaft hingaben, die sie bewegte. Sie hatten sogar eine seltsame Form des Geschichtenerzählens, bei der Männer auf einer Bühne standen, Masken hielten und schauspielerten, während das Publikum einem in drei Teile untergliederten Zyklus folgte. Das Stück erzählte vom Leiden Sterblicher und der Notwendigkeit, dass ihre Götter die Dinge wieder in Ordnung brachten. Dann folgte eine boshafte Komödie, die jeden Bewohner des Dorfes lächerlich zu machen schien, selbst den Verfasser des Schauspiels. Die Stadt liebte es. Die Menschen klatschten und sangen trunken mit, während heilige Lieder gespielt wurden, und sie rammelten wie Kaninchen. Eine Woche lang durfte niemand einen sexuellen Annäherungsversuch ablehnen. Für Vi war es eine lange Woche gewesen. Sie hatte sich angewöhnt, ausgebeulte Kleidung zu tragen, weil sie hoffte, auf diese Weise weniger Männer anzulocken.

Wofür all das, Nysos? Für ein Leben? Hu geht auf die vierzig zu, und so sehr er auch behaupten mag, dir zu dienen, der Name eines Gottes kommt ihm

nur in Flüchen über die Lippen.

Als Vi zu den am Boden ausgelegten Bettrollen zurückkehrte, hatte Uly den ganzen Wasserschlauch geleert. Sie sah aus, als würde sie sich gleich übergeben.

»Wenn du auf diese Decken kotzt, wirst du eben im Dreck schlafen«, erklärte Vi.

»Kylar wird Euch töten«, erwiderte Uly. »Auch wenn Ihr ein Mädchen seid.«

»Ich bin kein Mädchen. Ich bin eine Schlampe, vergiss das nicht.« Vi warf den Beutel mit ihrem Essen Uly hin, die ihn fällen ließ. »Iss langsam und wenig, oder du wirst dich übergeben und sterben.«

Uly beherzigte ihren Rat und warf sich schon bald auf ihre Bettrolle. Binnen Sekunden war sie eingeschlafen. Vi blieb auf. Sie war müde, unendlich müde. Sie dachte nur dann so viel, wenn sie erschöpft war. Es hatte keinen Sinn zu denken. Es war nutzlos.

Sie beschäftigte sich damit, das Lager unsichtbar zu machen. Es war ein nebliger Morgen. Sie waren nicht weit von der Straße entfernt, aber sie befanden sich in einer kleinen Senke. Der Fluss kam schnell genug die Silberbär-Berge herabgesprudelt, um den größten Teil der Geräusche, die die Pferde vielleicht machten, zu übertönen, und da sie kein Feuer entzündet hatten, würde ihre Anwesenheit hier kaum auffallen. Sie hatte ihr Bestes getan, die Pferde hinter einem Dickicht zu verstecken. Schließlich hockte sie sich an einen Baum und versuchte, ihren Geist davon zu überzeugen, wie müde ihr Körper war.

In der Ferne hörte sie ein Klappern. Es wurde vom Nebel gedämpft, aber es konnte nur eins bedeuten: Pferde. Sie zog ein Schwert und ein Messer und tauchte das Messer in ihre giftige Scheide. Während sie Uly betrachtete, erwog sie, das Mädchen mit Magie zum Schweigen zu bringen, aber das würde sie möglicherweise verraten, und sie wusste ohnehin nicht, ob es funktionieren würde. Daher presste sie sich nur mit dem Rücken an einen Baum und spähte in die Richtung, aus der das Geräusch kam.

Sekunden später tauchte Kylar auf, der zwei Pferde mit sich führte. Er kam in einer Entfernung von zwanzig Schritten vorbei. Das bedeutete, dass er beinahe ununterbrochen geritten war und zwischen den Pferden wechselte. Er wurde kaum langsamer, als er sich der Furt näherte. Vis Pferd stampfte auf, und eins der Pferde, die Kylar am Zügel führte, wieherte.

Kylar fluchte und riss an den Zügeln. Uly rollte sich auf die Seite, während

Kylar sich durch den Fluss bewegte. Die Pferde kletterten am anderen Ufer hinauf, und das Geklapper ihrer Hufe verklang in der Ferne. Kylar drehte nicht ein einziges Mal den Kopf.

Vi lachte leise und legte sich nieder. Sie schlief gut.

Als sie am diesem Abend erwachte, lag Uly noch in tiefem Schlaf. Das war gut. Vi hatte keine Zeit, dem Mädchen nachzujagen. Ein anderer Entführer hätte das Kind einfach gefesselt, und die Angelegenheit wäre geregelt gewesen. Aber die stärksten Seile waren nicht von der Art, mit der man Hände fesselte. Hoffnungslosigkeit war Vis Waffe, nicht Hanf Seile, die Uly selbst machte, würden sie für immer fesseln.

Seile meiner eigenen Fertigung. Darüber weiß ich alles, nicht wahr?

Sie versetzte Uly einen Tritt, um sie zu wecken, aber nicht so hart, wie sie beabsichtigt hatte. Die Erlösung des Mädchens war so nah gewesen, und sie hatte es nicht einmal bemerkt.

Die wertvollste Fähigkeit, die Dorian je erworben hatte, erwies sich als recht simpel: Er lernte, wie man aß und trank, ohne seine Trance zu unterbrechen. Statt Solon zu bitten, ihn zu beobachten und nach den unvermeidlichen Zeichen von Entwässerung Ausschau zu halten und ihn zu wecken, war Dorian in der Lage, seine Trance wochenlang aufrechtzuerhalten.

Obwohl er wusste, dass es so schien, als sei er der Wirklichkeit unendlich entrückt, traf das Gegenteil zu. Von seinem kleinen Zimmer in Schreiende Winde aus beobachtete Dorian alles. Die cenarische Garnison Schreiende Winde war Khalidors Invasion entgangen. Der größte Teil der khalidorischen Armee hatte einfach Quorigs Pass benutzt, der mehr als sieben Tagesritte weiter östlich lag. Nach dem Tod von Logans Vater, Herzog Regnus Gyre, war die Garnison von einem jungen Adligen namens Lehros Vass angeführt worden. Er meinte es gut, aber er wusste nicht, was er ohne einen guten Kommandeur tun sollte.

Solon gab Ratschläge, die im Laufe der Tage weniger wie Ratschläge klangen und mehr wie Befehle. Wenn Khalidor Schreiende Winde jetzt angriff, würde der Angriff von der cenarischen Seite erfolgen, daher befestigte er den Pass in dieser Richtung und holte die Männer sowie die Vorräte in die Mauern. Niemand erwartete jedoch einen Angriff. Die Wahrheit war, dass Schreiende Winde jetzt nichts mehr schützte. Garoth Ursuul würde sie hier alt werden und sterben lassen, und alles, was er verlieren würde, wäre eine Handelsroute, die seit hundert Jahren nicht mehr benutzt worden war.

Weit draußen im Süden erging es Feir weniger gut, obwohl er seine Suche nach Curoch auf bewundernswerte Weise fortsetzte. Feir hatte einen harten Weg vor sich, und Dorian konnte nichts tun, um es ihm zu erleichtern. Manchmal wurde Dorian ganz übel, wenn er daran dachte. Er hatte Feir auf ein Dutzend verschiedene Arten sterben sehen, einige davon so schändlich, dass er selbst in seiner Trance weinte. Bestenfalls würde Feir ungefähr zwei Jahrzehnte und einen Heldentod vor sich haben.

Wie immer wagte Dorian sich dicht an seine eigene Zukunft heran. Er hatte einen Weg gefunden, das zu tun, ohne Wahnsinn zu riskieren. Er beobachtete lediglich die Zukunft anderer Leute an den Stellen, an denen sie ihm begegneten. Es funktionierte jedoch nicht besonders gut. Er sah in diesen Fällen

ein halbes Dutzend Möglichkeiten, wie eine Person sich mit ihm in Verbindung setzte und auf welche Weise ihre Entscheidungen die Begegnung beeinflussen könnten. Aber er sah sich nicht selbst. Also konnte er sehen, was geschah, aber nicht, warum. Er konnte nicht einer einzelnen Linie seiner eigenen Entscheidungen folgen, um zu sehen, wohin sie ihn führen würde. Ab und zu konnte er sein eigenes Gesicht durch die Augen anderer Leute betrachten und errahnen, was er dachte, aber das geschah nur selten. Es dauerte zu lange, selbst wenn seine Trance sich über einen Monat erstreckte, und während er sein eigenes Leben zusammensetzte, veränderte sich alles andere.

Also begann er, sein eigenes Leben direkt zu berühren. Einige Dinge begriff er sofort. Erstens: Er würde binnen eines Jahres für Zehntausende Menschen eine Quelle entweder der Hoffnung oder der Verzweiflung sein.

Zweitens: Ein klaffendes Loch erstreckte sich über seiner möglichen Zukunft. Er verfolgte es bis zu seinem Ursprung zurück und begriff, dass das Loch deshalb existierte, weil er sich auf einigen Wegen dafür entscheiden würde, seiner Gabe der Prophezeiung zu entsagen. Er war verblüfft. Er hatte natürlich schon früher darüber nachgedacht. Während seiner ganzen Ausbildung bei den Heilern war die Außerkraftsetzung seiner Gabe die einzige Heilung gewesen, die er für seinen wachsenden Wahnsinn hatte finden können. Aber Dorians Gabe war als eine Gabe für die ganze Welt erschienen, und er hatte mit Freuden die Konsequenzen getragen, weil er wusste, dass er anderen würde helfen können, Katastrophen abzuwenden.

Drittens, Khali selbst kam nach Schreiende Winde.

Dorian fiel das Herz in den Magen. Wenn sie an der Garnison vorbeikam, würde sie nach Cenaria gehen und sich in dem höllischen Gefängnis einnisten, das man den Schlund nannte. Garoth Ursuul würde zwei seiner Söhne Ferali bauen lassen. Einen würde er gegen die Rebellenarmee einsetzen. Es würde ein Massaker geben.

Khali und ihr Gefolge waren noch immer zwei Tage entfernt. Dorian hatte Zeit. Er schaute auf sein eigenes Leben zurück und versuchte zu erkennen, wie er eine Katastrophe abwenden könnte. Binnen eines Augenblicks wurde er von dem Strom mitgerissen. Gesichter schossen an ihm vorbei, wurden zu einem Mahlstrom, saugten ihn in die Tiefe. Seine junge Ehefrau, weinend. Ein Mädchen, erhängt. Ein kleines Dorf im nördlichen Waeddryn, wo er mit Feirs Familie hätte leben können. Ein rothaariger Junge, der in fünfzehn Jahren wie

ein Sohn für ihn sein würde. Er ermordete seine Brüder. Betrug seine Frau. Sagte seiner Frau die Wahrheit und verlor sie. Eine goldene Maske seines eigenen Gesichts, die goldene Tränen weinte. Er marschierte mit einer Armee. Neph Dada. Kehrt der Armee den Rücken. Einsamkeit, Wahnsinn und Tod, auf ein Dutzend verschiedene Weisen. Am Ende eines jeden Pfades konnte er nur Leiden sehen. Wann immer er etwas Gutes für sich selbst wählte, litten jene, die er liebte.

»Du hast es gewusst?«, fragte seine Frau. »Du hast es die ganze Zeit über gewusst?«

»Nein!« Dorian fuhr ihm Bett hoch und erwachte.

Solon zuckte in dem Sessel Dorian gegenüber zusammen. Er machte eine Handbewegung, und die Lampen im Raum leuchtete auf »Dorian? Du bist wieder da! Ich hoffe, was immer du getan hast, war wichtig, denn ich wollte dich ungefähr hundert Mal wecken.«

Dorians Kopf schmerzte. Welcher Tag war heute? Wie lange war er katatonisch gewesen? Seine Antwort lag in der Luft selbst. Khali war nah. Er konnte sie spüren.

»Ich brauche Gold«, sagte Dorian.

»Was?«, fragte Solon. Er rieb sich die Augen. Es war spät.

»Gold, Mann! Ich brauche Gold!«

Solon deutete auf seine Börse auf dem Tisch und zog Stiefel an.

Dorian schüttete die Goldmünzen in seine Hände. Das Gold berührte kaum die Innenfläche seiner Hand, als die Münzen zu einem Brei verschmolzen, sich auf der Stelle abkühlten und sich um sein Handgelenk schlangen. »Mehr. Mehr! Wir dürfen keine Zeit verlieren, Solon.«

»Wie viel?«

»So viel du tragen kannst. Erwarte mich auf dem hinteren Hof und wecke die Soldaten. Alle. Aber läute nicht die Alarmglocke.«

»Verdammt, was ist los?«, wollte Solon wissen. Er packte seinen Schwertgürtel und legte ihn an.

»Keine Zeit!« Dorian lief bereits aus dem Raum.

Dorian hätte schwören können, dass er Khali im Hof noch stärker roch, obwohl der Duff ausschließlich magischer Natur war. Sie war vielleicht zwei Meilen entfernt. Es war jetzt Mitternacht, und er vermutete, dass sie eine Stunde vor Sonnenaufgang zuschlagen würde, in der Hexerstunde, wenn die Männer am

empfindlichsten waren für nächtliche Gräueltaten und Khalis Wahnvorstellungen.

Dorian versuchte zu entwirren, was er gesehen hatte. Er konnte sich nicht vorstellen, dass die Garnison zu halten war, und wenn Khali ihn gefangen nahm, würden die Ergebnisse für die Welt genauso schrecklich sein wie für ihn selbst. Ein Prophet, der ihr in die Hände fiel? Dorian dachte an die Zukünfte, die er für sich selbst gesehen hatte. War es ein so großes Opfer, die Möglichkeit aufzugeben, diese Dinge unausweichlich auf ihn zuzugewandt zu sehen? Aber wenn er seine Visionen aufgab, würde er blind sein. Ruderlos und nutzlos für alle anderen sonst. Außerdem war es keine simple Prozedur. Er hatte es Solon und Feir beschrieben: Es würde sein, als zerquetsche er sein eigenes Gehirn mit einem scharfen Stein, um Krämpfen Einhalt zu gebieten. Im Idealfall konnte er einen Teil seiner eigenen Magie auf eine Weise ausbrennen, die einer späteren Heilung zugänglich war, aber das würde Jahre dauern. Wenn Khali ihn einfing, würde sie vielleicht denken, dass seine Gabe für immer verschwunden war, und ihn töten.

Er hatte begonnen, die Zauberkunst vorzubereiten, bevor ihm klar wurde, dass er sich entschieden hatte. Die Tatsache, dass es dunkel war und er seine Glorie nicht wieder auffüllen konnte, war kein Problem, weil die Menge an Magie, die er benötigte, gering war. Geschickt wählte er die Zauberkunst, schärfte einige davon und legte sie beiseite, hielt sie gewissermaßen griffbereit. Während die Magie sich aufbaute, begriff er, dass all seine Zeit in seinen Visionen, das Jonglieren mit verschiedenen Zeitströmen und die Verwendung von Markierungen an den entscheidenden Punkten sich in seiner Magie ausgezahlt hatten. Keine fünf Jahre zuvor war er mit der Zauberkunst bis an diesen Punkt gekommen und hatte ihn praktiziert, um zu sehen, ob er sieben Fäden gleichzeitig halten konnte. Es war brutal gewesen, vor allem das Wissen um das, was geschehen könnte, wenn ihm einer dieser Fäden entglitt: Er könnte das Gedächtnis verlieren, könnte zum Idioten werden oder sterben. Jetzt war es einfach. Solon kam in den Hof und sah, was er tat, einen Ausdruck des Entsetzens auf dem Gesicht, und nicht einmal das lenkte Dorian ab.

Er teilte, verdrehte, verbrannte und verbarg einen Teil seiner Gabe.

Im Hof war es eigenartig still, drückend, beengend. »Mein Gott«, sagte Dorian.

»Was?«, fragte Solon mit besorgter Miene. »Was hast du getan?«

Dorian war desorientiert, wie ein Mann, der aufzustehen versuchte, nachdem er ein Bein verloren hatte. »Solon, sie ist verschwunden. Meine Gabe ist

verschwunden.«

Drei Tage nördlich der Silberbär-Berge kam Kylar in die kleine Stadt Torras Bend. Er hatte sich sechs Tage lang das Äußerste abverlangt und kaum lange genug Rast gemacht, um die Pferde ausruhen zu lassen, und vom langen Sitzen im Sattel schmerzte ihm der ganze Körper. Torras Bend lag auf halbem Weg nach Cenaria, am Fuß der Fasmeru-Berge und des Forglin-Passes. Die Pferde brauchten Ruhe, und er brauchte sie ebenfalls. Südlich der Stadt hatte er sich sogar an einem Kontrollpunkt der Lae'knaught überprüfen lassen müssen, der zur Fahndung nach Magi eingerichtet worden war. Anscheinend besaß Waeddryns Königin nicht den Willen oder die Macht, die Lae'knaught zu vertreiben.

Er fragte einen Bauern nach dem Weg zum Gasthaus der Stadt und fand sich bald in einem warmen Gebäude wieder, das erfüllt war von den Gerüchen gebratener Fleischpasteten und frischen Bieres. Die meisten Gasthäuser stanken nach abgestandenem Bier und Schweiß, aber die Menschen des nördlichen Waeddryn waren in diesem Punkt eigen. In ihren Gärten fand sich kein Unkraut, an ihren Zäunen kein morsches Holz, und ihre Kinder waren nur sehr selten schmutzig. Sie rühmten sich ihres Fleißes, und die Aufmerksamkeit, mit der diese einfachen Menschen sich um jede Einzelheit kümmerten, war unglaublich. Selbst Durzo wäre beeindruckt gewesen. Alles in allem war es ein perfekter Ort, um sich auszuruhen.

Als Kylar in den Schankraum kam, bestellte er so viel zu essen, dass die Hausherrin die Augenbrauen hochzog. Er setzte sich abseits der anderen Gäste. Seine Beine pulsierten, und sein Hintern war wund. Wenn er nie wieder ein Pferd sah, würde es noch zu früh sein. Er schloss die Augen und seufzte, und nur die himmlischen Gerüche aus der Küche hielten ihn davon ab, sich sofort schlafen zu legen.

Es folgte etwas, das offensichtlich ein abendliches Ritual war.

Zahlreiche Männer des Dorfes traten durch die große Eichentür der Gaststube, um mit ihren Freunden ein Bier zu trinken, bevor sie nach Hause gingen. Kylar ignorierte die Männer und ihre fragenden Blicke. Er öffnete erst die Augen, als eine stämmige, unscheinbare Frau in den Fünfigern zwei riesige Fleischpasteten vor ihn hinstellte und dazu einen beeindruckenden Humpen Bier.

»Ich denke, Ihr werdet feststellen, dass Mistress Zoralats Bier genauso gut ist wie ihre Pasteten«, sagte die Frau. »Darf ich mich zu Euch setzen?«

Kylar gähnte. »Ah, Entschuldigung«, erwiderte er. »Sicher. Ich bin Kylar Stern.«

»Was macht Ihr beruflich, Master Stern?«, fragte sie, während sie Platz nahm.

»Ich bin, äh, Soldat.« Er gähnte abermals. Er wurde langsam zu alt für diese Dinge. Für einen Moment hatte er erwogen zu sagen: »Ich bin ein Blutjunge«, nur um zu sehen, wie die alte Ziege darauf reagierte.

»Soldat für wen?«

»Wer seid Ihr?«, fragte er.

»Beantwortet meine Frage, und ich werde Eure beantworten«, sagte sie, als sei er ein widerborstiges Kind.

In Ordnung. »Für Cenaria.«

»Ich stand unter dem Eindruck, dass dieses Land nicht länger existierte«, erwiderte sie.

»Ach ja?«, sagte er.

»Khalidorische Schläger. Meister. Der Gottkönig. Eroberung. Vergewaltigung. Plünderung. Herrschaft mit eiserner Faust. Klingeln da irgendwelche Glocken?«

»Ich schätze, manche Leute würden sich davon abschrecken lassen«, bemerkte Kylar. Dann lächelte er und schüttelte über sich selbst den Kopf.

»Ihr macht vielen Leuten Angst, nicht wahr, Kylar Stern?«

»Wie war noch Euer Name?«, fragte er.

»Ariel Wyant Sa'fastae. Ihr könnt mich Schwester Ariel nennen.«

Sofort verflog auch der letzte Rest von Müdigkeit. Kylar berührte den Ka'kari in sich, um sich zu vergewissern, dass er bereit war und sich binnen einer Sekunde heraufbeschwören ließ.

Schwester Ariel blinzelte. Lag es daran, dass sie etwas gesehen hatte, oder hatte er gerade zugelassen, dass seine Muskeln sich anspannten?

»Ich dachte, dies sei für Leute wie Euch ein gefährlicher Teil der Welt«, sagte Kylar. Er konnte sich an die Geschichten nicht erinnern, aber er erinnerte sich daran, dass irgendetwas Torras Bend mit dem Sterben von Magiern verband.

»Ja«, erwiderte sie. »Eine unserer jungen, törichten Schwestern ist hier verschwunden. Ich bin auf der Suche nach ihr.«

»Der Dunkle Jäger«, sagte er, als es ihm endlich wieder einfiel.

An den Tischen um sie herum verstummten die Gespräche. Mürrische Gesichter wandten sich in Kylars Richtung. Ihrem Ausdruck entnahm er, dass das Thema vielleicht nicht tabu war, es aber als taktlos galt, davon zu sprechen. »Entschuldigung«, murmelte er und machte sich über eine der Fleischpasteten her.

Schwester Ariel beobachtete ihn schweigend, während er aß. Ein leichter Argwohn regte sich in ihm, und er fragte sich, was Durzo gesagt hätte, hätte er gewusst, dass Kylar eine Mahlzeit aß, die eine Maja ihm gebracht hatte, aber er war bereits zweimal – vielleicht dreimal – gestorben und wieder lebendig geworden, also, sei es drum! Außerdem waren die Pasteten gut, und das Bier war noch besser.

Nicht zum ersten Mal überlegte er, ob es für Durzo genauso gewesen war. Er hatte jahrhundertlang gelebt, aber war auch er untötbar gewesen? Es musste so gewesen sein. Aber er hatte sein eigenes Leben nie auf Spiel gesetzt. Lag der Grund nur darin, dass der Ka'kari Durzo zu der Zeit, da Kylar ihn gekannt hatte, bereits verlassen hatte? Kylar fragte sich manchmal, ob seine Macht eine Kehrseite hatte. Er konnte Hunderte von Jahren leben. Er konnte nicht getötet werden, aber er fühlte sich nicht unsterblich. Er spürte nicht einmal das Gefühl von Macht, von dem er als Junge gedacht hatte, er würde es empfinden, sobald er zum Blutjungen wurde. Jetzt war er ein Blutjunge, mehr als ein Blutjunge, und er hatte das Gefühl, immer noch einfach Kylar zu sein. Immer noch Azoth, das ahnungslose, verängstigte Kind.

»Habt Ihr eine schöne Frau durch das Dorf reiten sehen, Schwester?«, fragte er. Vi hatte gesehen, wo Kylar lebte. Sie würde es dem Gottkönig erzählen, und er würde alles und jeden vernichten, den Kylar liebte. Das war die Art, wie er vorging.

»Nein. Warum?«

»Wenn Ihr sie seht«, antwortete er, »tötet sie.«

»Warum? Ist sie Eure Frau?«, fragte Schwester Ariel grinsend.

Er bedachte sie mit einem leeren Blick. »So sehr hasst der Gott mich nicht. Sie ist eine Meuchelmörderin.«

»Ihr seid also kein Soldat, sondern ein Mörderjäger.«

»Ich jage sie nicht. Ich wünschte, ich hätte die Zeit dazu. Aber es ist möglich, dass sie hier durchkommt.«

»Was ist so wichtig, dass Ihr darauf verzichtet, Gerechtigkeit zu üben?«

»Nichts«, sagte er, ohne nachzudenken. »Aber andernorts ist der Gerechtigkeit zu lange nicht Genüge getan worden.«

»Wo?«, hakte sie nach.

»Lassen wir es dabei bewenden, dass ich in einer Mission für den König unterwegs bin.«

»Es gibt keinen König von Cenaria außer dem Gottkönig.«

»Das ist noch nicht so.«

Sie zog eine Augenbraue hoch. »Es gibt keinen Mann, der Cenaria einen kann, nicht einmal gegen den Gottkönig. Vielleicht kann Terah Graesin es, aber sie ist wohl kaum ein Mann, nicht wahr?«

Er lächelte. »Ihr Schwestern denkt gern, ihr wüsstet über alles Bescheid, nicht wahr?«

»Wisst Ihr, dass Ihr ein aufreizender junger Ignorant seid?«

»Nur insofern, als Ihr ein müdes altes Weib seid.«

»Denkt Ihr wahrhaft, ich werde irgendeine junge Frau für Euch töten?«

»Ich nehme nicht an, dass Ihr das tun würdet. Vergebt mir, ich bin müde. Ich habe vergessen, dass die Hand des Seraphs nur dann über seine Elfenbeinhallen hinausreicht, wenn es für ihn selbst etwas einzuheimsen gilt.«

Sie presste die Lippen zu einer dünnen Linie zusammen. »Junger Mann, Eure Unverfrorenheit missfällt mir.«

»Ihr seid dem Rausch der Macht erlegen, Schwester. Ihr seht die Leute gern springen.« Er zog eine Augenbraue hoch. »Also stellt Euch einfach vor, ich hätte Angst.«

Sie war sehr still. »Eine weitere Versuchung der Macht«, sagte sie schließlich, »besteht darin, jene niederzuschlagen, die einen verärgern. Ihr, Kylar Stern, führt mich in Versuchung.«

Er wählte diesen Augenblick, um zu gähnen. Es war nicht vorgetäuscht, aber er hätte keinen besseren Augenblick finden können. Sie wurde rot. »Es heißt, das Alter sei eine zweite Kindheit, Schwester. Außerdem würde ich Euch in dem Augenblick, in dem Ihr Macht in Euch hineinzieht, töten.«

Bei den Göttern, ich kann nicht aufhören. Will ich es mir wirklich mit der Hälfte der Magier der Welt verscherzen, weil eine alte Frau mich wütend macht?

Statt noch mehr in Rage zu geraten, wurde Schwester Ariels Gesicht

nachdenklich. »Ihr könnt den Augenblick erkennen, in dem ich Magie in mich hineinziehe?«

Auf dieses Thema würde er nicht eingehen. »Es gibt nur eine Möglichkeit, es herauszufinden«, antwortete er. »Aber es wäre lästig, Euren Leichnam loswerden und meine Spuren verwischen zu müssen. Vor allem bei all diesen Zeugen.«

»Wie würdet Ihr Eure Spuren verwischen?«, fragte sie leise.

»Ich bitte Euch. Ihr seid in Torras Bend. Wie viele der Magier, die hier angeblich vom Dunklen Jäger getötet wurden, haben Eurer Meinung nach tatsächlich ihr Leben an den Dunklen Jäger verloren? Seid nicht naiv. Das Ding existiert wahrscheinlich nicht einmal.«

Sie runzelte die Stirn, und er konnte erkennen, dass sie niemals darüber nachgedacht hatte. Nun, sie war eine Magierin. Natürlich dachte sie nicht wie ein Blutjunge. »Hm«, machte sie. »In einem Punkt irrt Ihr Euch. Es existiert.«

»Wenn alle, die jemals in den Wald gegangen sind, gestorben sind, woher wollt Ihr das dann wissen?«

»Junger Mann, Ihr könnt beweisen, dass wir alle verrückt sind.«

»Ich soll in den Wald gehen?«, fragte er.

»Ihr wärt nicht der Erste, der es versuchte.«

»Ich wäre der Erste, der Erfolg hat.«

»Ihr gebt ganz schön an mit all den Dingen, die Ihr tun würdet, wenn Ihr nur die Zeit dazu hättet.«

»Also schön, Schwester Ariel. Ich akzeptiere Euren Tadel – bis zu dem Tag, da Cenaria einen König hat. Und wenn Ihr mich jetzt bitte entschuldigen würdet?«

»Einen Moment noch«, sagte sie, als er aufstand. »Ich werde Macht in mich hineinziehen, aber ich schwöre beim Weißen Seraph, dass ich Euch nicht damit berühren werde. Wenn Ihr mich töten müsst, werde ich nicht versuchen, Euch daran zu hindern.«

Sie wartete seine Antwort nicht ab. Er sah einen bleichen, durchscheinenden Nimbus, der sie umgab. Der Nimbus durchlief in schneller Folge alle Farben des Regenbogens, obwohl einige Farben irgendwie voller wirkten als andere. War das ein Hinweis auf ihre Stärke in den verschiedenen Disziplinen der Magie? Er hielt den Ka'kari bereit, um zu verschlingen, was immer sie ihm an Magie entgegenschleuderte – in der Hoffnung, dass er sich daran erinnern konnte, wie er es beim letzten Mal zuwege gebracht hatte.

Der Nimbus bewegte sich nicht. Schwester Ariel Wyant atmete lediglich tief durch die Nase ein. Der Nimbus verschwand. Schließlich nickte sie, als sei sie zufrieden. »Hunde finden Euch sehr merkwürdig, nicht wahr?«

»Was?«, fragte er. Es war die Wahrheit, aber er hatte nie viel darüber nachgedacht.

»Vielleicht könnt Ihr«, murmelte sie, »mir sagen, warum Ihr nach vielen harten Tagesritten nicht nach Schweiß und Schmutz und Pferd riecht? Tatsächlich habt Ihr überhaupt keinen Geruch.«

»Ihr bildet Euch das ein«, erwiderte er und wich zurück. »Lebt wohl, Schwester.«

»Bis wir uns wiedersehen, Kylar Stern.«

Momma K stand auf einem Treppenabsatz mit Blick auf den Boden des Lagerhauses. Agons Hunde, wie sie sich inzwischen selbst nannten, trainierten unter seinen wachsamen Blicken. Die Truppe war auf hundert Männer geschrumpft, und Momma K war davon überzeugt, dass ihre Existenz mittlerweile allenthalben bekannt war. »Denkst du, sie sind so weit?«, fragte sie, während Agon sich, auf einen Rohrstock gestützt, die Treppe hinaufmühte.

»Weiteres Training würde sie besser machen. Die Schlacht wird sie schneller besser machen. Aber das wird Leben kosten«, antwortete er.

»Und deine Hexerjäger?«

»Sie sind keine Ymmuri. Ymmuri können einen Mann aus einer Entfernung von hundert Schritt mit Pfeilen durchlöchern, während sie von ihm weggaloppieren. Das Beste, worauf ich hoffen kann, sind zehn Männer, die in Reichweite gelangen, stehen bleiben, schießen und weiterziehen können, bevor die Feuerbälle sie erwischen. Meine Jäger sind die Bögen nicht wert, die sie bei sich tragen – aber sie sind verdammt viel besser als alles andere, was wir haben.«

Momma K lächelte. Er spielte die Fähigkeiten seiner Männer herunter. Sie hatte diese Männer schießen sehen.

»Was ist mit deinen Huren?«, fragte Agon. »Die Mission wird Leben kosten. Sind sie dafür bereit?« Er stand dicht neben ihr, während sie seine Männer im Kampf beobachteten.

»Du wärest erstaunt gewesen, wenn du ihre Gesichter hättest sehen können, Brant. Es war, als hätte ich ihnen ihre Seelen zurückgegeben. Sie waren innerlich im Begriff zu sterben, und jetzt sind sie plötzlich wieder lebendig geworden.«

»Noch keine Nachricht von Jarl?« Agons Stimme war angespannt, und Momma K konnte erkennen, dass Agon trotz all seiner Zusammenstöße mit dem jungen Mann um ihn besorgt war.

»Es konnte keine Nachricht kommen. Noch nicht.« Sie legte die Hände auf Geländer und strich versehentlich über seine Finger.

Brant betrachtete ihre Hand, dann sah er ihr in die Augen und wandte den Blick hastig wieder ab.

Sie zuckte zusammen und zog die Hand zurück. Vor Jahrzehnten war Agon arrogant gewesen, nicht auf abscheuliche Weise, sondern lediglich mit der jugendlichen Zuversicht, dass er so ziemlich alles besser machen konnte als so ziemlich jeder andere. Diese Arroganz war jetzt verschwunden, und an ihre Stelle war ein nüchternes Wissen um seine eigenen Stärken und Schwächen getreten. Er war ein Mann, den die Jahre gemäßigt hatten. Gwinvere hatte Männer gekannt, die von ihren Frauen zerstört worden waren. Kleine Frauen, die sich so bedroht fühlten, dass sie ihre Männer über so viele Jahre hinweg klein machten, dass diese sich nicht länger selbst vertrauten. Solche Frauen hatten Momma K wohlhabend gemacht. Sie kannte Männer mit absolut guten Ehefrauen, die Stammgäste waren, Männer, die nach Bordellen süchtig waren wie andere nach Wein, aber einen großen Teil ihres Geschäfts machte sie mit Männern, die sich verzweifelt wünschten, als männlich, stark und nobel betrachtet zu werden, als gute Liebhaber.

Es war eine der vielen Ironien dieses Geschäfts, dass sie dafür in ein Bordell kamen.

Männer waren, so glaubte Momma K, zu simpel, um jemals wirklich gefeßt zu sein gegen die Versuchungen eines Freudenhauses. Es war ihr Geschäft gewesen, dafür zu sorgen, dass diese Versuchungen viele Facetten hatten, und sie war gut gewesen in ihrem Gewerbe. Ihre Etablissements waren nicht nur Hurenhäuser. Sie hatte Versammlungsräume, Raucherräume, würdevolle Salons, Rednerinnen, die sich zu allen Themen männlicher Liebe äußerten. Das Essen und die Getränke waren immer besser als die ihrer Rivalen und zu einem günstigeren Preis zu haben. In ihren besten Etablissements hatte sie Köche und Weinmeister aus ganz Midcyru versammelt. Als Betreiberin eines Speiselokals wäre sie eine elende Versagerin gewesen. Diese Seite ihres Geschäfts brachte ihr jedes Jahr Verluste ein. Aber in ihren Häusern blieben die Männer nach dem Essen, um ihre Münzen auf andere Weise auszugeben ...

Die wenigen Brant Agons dieser Welt bumsten ihre Mädchen aus zwei Gründen nicht: Sie waren glücklich zu Hause, und sie traten überhaupt nicht erst durch die Türen ihrer Etablissements. Sie war davon überzeugt, dass Agon deswegen verspottet worden war. Männer, die den Freudenhäusern keine Besuche abstatten, wurden stets von jenen verhöhnt, die es taten.

Brant besaß Überzeugung und Integrität. Er erinnerte sie an Durzo.

Der Gedanke war wie eine Lanze, die ihren Magen durchstieß. Durzo war seit

drei Monaten tot. Gott, wie sie ihn vermisste! Sie war hilflos in Durzo verliebt gewesen. Durzo war der einzige Mann in ihrem Leben gewesen, der sie jemals verstanden hatte. Sie hatte zu große Angst davor gehabt, diese Liebe wachsen zu lassen. Sie war ein Feigling gewesen. Sie hatte ihrer Beziehung die Aufrichtigkeit vorenthalten, und wie eine Topfpflanze in einer flachen Schale war die Beziehung verkümmert. Durzo war der Vater ihres Kindes. Er hatte es erst wenige Tage vor seinem Tod herausgefunden.

Momma K war jetzt fünfzig, beinahe einundfünfzig. Die Jahre hatten es gut mit ihr gemeint – oder zumindest wirkte es an den meisten Tagen so. Im Allgemeinen sah sie fünfzehn Jahre jünger aus, als sie in Wirklichkeit war. Nun, mindestens zehn. Wenn sie sich Mühe gab, dachte sie, besaß sie noch immer, was notwendig wäre, um Brant zu verführen.

Einmal Hure, immer Hure, hm, Gwin? Früher hatte sie alte Frauen verachtet, die sich mit ihren lackierten Fingernägeln an ihre verlorene Jugend klammerten. Jetzt war sie selbst eine. Ein Teil von ihr wollte Brant verführen, nur um sich selbst zu beweisen, dass sie es noch immer konnte. Aber sie wollte Brant nicht verführen. Es war Jahre her, seit sie einen Mann in ihr Bett geholt hatte ...

In der Nacht, in der sie Uly gezeugt hatten, war Durzo so berauscht von Pilzen gewesen, dass er keinen besonders guten Liebhaber abgegeben hatte, aber sie war so durchdrungen von Liebe und Trauer gewesen, dass sie geweint hatte, während sie miteinander schliefen. Selbst in seinem berauschten Zustand hatte Durzo innegehalten und sie gefragt, ob er ihr wehtue. Danach hatte sie ihr ganzes Talent aufbieten müssen, um ihn zum Höhepunkt zu bringen. Durzo war ein zärtlicher Mann gewesen, wenn es darum ging, sich Befriedigung zu verschaffen.

Jetzt wurde ihr Kind von Kylar und Elene großgezogen. Es war der einzige Betrug, den sie nicht bedauerte. Bei diesen beiden würde es Uly gut gehen.

Aber sie war der Täuschungen müde. War es müde zu nehmen und niemals zu geben. Sie wollte Brant nicht verführen. Sie wusste, dass er sie wollte, und seine Frau war wahrscheinlich tot. Wahrscheinlich, aber er konnte es nicht mit Bestimmtheit wissen. Würde es niemals wissen. Wie lange würde ein Mann wie Brant Agon auf die Frau warten, die er liebte?

Für alle Ewigkeit. So ein Mann ist er.

Vor über dreißig Jahren hatten sie einander bei einem Fest kennengelernt, ihrem ersten überhaupt im Haus eines Adligen. Er hatte sich sofort in sie verliebt, und sie hatte es ihm gestattet, sie zu umwerben, und ihm nie erzählt,

was sie tat, was sie war. Er war galant gewesen, zuversichtlich und entschlossen, seine Spuren in der Welt zu hinterlassen, und er war in seiner Werbung so liebenswert und vorsichtig gewesen, dass er sie einen Monat lang nicht um einen Kuss gebeten hatte.

Sie hatte in einer wunderschönen Fantasie geschwelgt. Er würde sie heiraten, würde sie fortholen von all den Gräueln, die hinter sich zu lassen sie sich so verzweifelt wünschte. Sie hatte nicht allzu viele adlige Kunden gehabt, noch nicht. Es war möglich, nicht wahr?

Am Abend ihres ersten Kusses hatte ein Edelmann sie als die süßeste Mätresse bezeichnet, die er je gehabt habe. Brant hatte es gehört, den Mann sofort zum Duell gefordert und ihn getötet. Gwinvere war geflohen. Am nächsten Tag hatte Brant die Wahrheit erfahren. Er meldete sich freiwillig zur Armee und versuchte, sich auf ehrenhafte Weise töten zu lassen, indem er an der ceuranischen Grenze kämpfte.

Aber Brant Agon war zu tüchtig gewesen, um zu sterben. Obwohl er es verabscheute, sich einzuschmeicheln und in Politik verstricken zu lassen, hatten seine Verdienste ihn schließlich im Rang immer weiter aufsteigen lassen. Er hatte eine reizlose Frau aus einer Kaufmannsfamilie geheiratet. Nach allem, was man hörte, war es eine glückliche Ehe gewesen.

»Wie lange wird es dauern, um alles bereit zu machen?«, fragte sie. Sie würde hoffen, dass Brants Zuneigung gestorben war. Sie würde ihm helfen, der Wahrheit auszuweichen. Darin zumindest war sie gut.

»Gwin.«

Sie drehte sich um und sah ihm in die Augen, ihr Gesicht eine Maske, die Augen kühl. »Ja?«

Er atmete hörbar aus. »Ich habe dich jahrelang geliebt, Gwin, selbst nach ...«

»Meinem Verrat?«

»Deiner Indiskretion. Du warst was? Sechzehn, siebzehn? Zuerst hast du dir selbst etwas vorgemacht, und ich denke, dass du deswegen mehr gelitten hast als ich.«

Sie schnaubte.

»Wie dem auch sei«, fuhr er fort. »Ich hege keinen Groll gegen dich. Du bist eine schöne Frau, Gwin. Schöner, als meine Liza es je war. Du bist so klug, dass ich das Gefühl habe, rennen zu müssen, um mit dir mithalten zu können. Bei Liza war es genau das Gegenteil. Du ... hast eine starke Wirkung auf

mich.«

»Aber«, sagte sie.

»Ja. Aber«, sagte er. »Ich liebe Liza, und sie hat mich im Laufe von tausend Prüfungen geliebt, und sie verdient alles, was ich zu geben habe. Ob du nun zarte Gefühle für mich hegst oder nicht, solange ich noch Hoffnung habe, dass meine Liza lebt, möchte ich dich bitten – anflehen –, mir zu helfen, ihr treu zu bleiben.«

»Du hast einen harten Weg gewählt«, erwiderte sie.

»Keinen Weg, eine Schlacht. Manchmal ist das Leben unser Schlachtfeld. Wir müssen tun, was richtig ist, nicht das, was wir tun wollen.«

Gwinvere seufzte und fühlte sich dennoch irgendwie leichter. *Ist Ehrlichkeit so einfach? Hätte ich einfach sagen können: »Durzo, ich liebe dich, aber ich fürchte, dass du mich zerstören wirst«?* Brant hatte ihr soeben seine Verletzbarkeit dargeboten, hatte ihre Wirkung auf ihn eingestanden, und doch schien er deshalb nicht schwächer zu sein, sondern stärker. *Wie ist das möglich? Ist Wahrheit so mächtig?*

In diesem Moment schwor sie sich in ihrem Herzen, dass sie diesen Mann niemals um ihrer eigenen Eitelkeit willen in Versuchung führen würde. Nicht mit ihrer Stimme, nicht mit versehentlichen Berührungen, nicht mit ihrer Kleidung; sie würde jede Waffe ihres Arsenalen niederlegen. Bei diesem Entschluss fühlte sie sich seltsam ... anständig. »Danke«, sagte sie. Sie lächelte freundschaftlich. »Wie lange wird es noch dauern, bis sie so weit sind?«

»Drei Tage«, antwortete Brant.

Solon ließ die beiden ledernen Beutel von jeweils fünfhundert Gewichten fallen, die er bei sich trug, und packte Dorian, als der Prophet ins Wanken geriet. Zuerst verstand er nicht, was Dorian gesagt hatte.

»Wovon redest du?«

Dorian stieß Solons Arm weg. Er streifte seinen Umhang über, legte seinen Schwertgürtel an und griff nach zwei Paar Handschellen. »Los, komm«, sagte er, nahm Solon einen der Beutel ab und entfernte sich entlang der offenen Straße von der Mauer.

Der Grund im Vorfeld der Mauer war felsig und kahl. Er war auf hundertfünfzig Meter gerodet worden, und obwohl die Straße breit genug war, um zwanzig Männer nebeneinander Platz zu bieten, war sie gefurcht und voller Löcher, das Ergebnis vieler Wagen und Füße auf Boden, der sowohl aus Erde als auch aus blankem Gestein bestand.

»Khali kommt«, sagte Dorian, bevor Solon noch einmal fragen konnte, was geschah. »Ich habe meine prophetische Gabe aufgegeben für den Fall, dass sie mich gefangen nimmt.«

Solon konnte nicht einmal antworten.

Dorian blieb unter einer schwarzen Eiche stehen, die auf einem Felsvorsprung wuchs, der über die Straße hing. »Sie ist hier. Keine anderthalb Meilen entfernt.« Dorian hielt den Blick auf den Baum geheftet. »Er wird genügen müssen. Sieh zu, dass du nur auf Stein trittst. Wenn sie Fährten sehen, werden sie mich finden.«

Solon bewegte sich nicht. Dorian war schließlich doch verrückt geworden. Bei den anderen Gelegenheiten war es offensichtlich gewesen: Er war einfach katatonisch geworden. Aber jetzt wirkte er so vernünftig. »Komm weiter, Dorian«, sagte Solon. »Lass uns zur Mauer zurückkehren. Wir können morgen früh darüber reden.«

»Die Mauer wird am Morgen nicht mehr da sein. Khali wird zur Hexerstunde angreifen. Dir bleiben fünf Stunden, um die Männer von dort wegzubringen.« Dorian zog sich auf den Felsvorsprung hinauf. »Wirf mir die Beutel hoch.«

»Khali, Dorian? Sie ist ein Mythos. Versuchst du, mir zu sagen, dass sich anderthalb Meilen von hier entfernt eine Göttin befindet?«

»Keine Göttin. Vielleicht einer der rebellischen Engel, die aus dem Himmel verstoßen wurden und Erlaubnis erhalten haben, auf Erden zu wandeln bis zum Ende der Tage.«

»Klar. Ich nehme an, sie hat einen Drachen dabei? Wir können morgen früh darüber ...«

»Drachen meiden Engel«, unterbrach ihn Dorian. Enttäuschung stand ihm ins Gesicht geschrieben. »Wirst du mich jetzt verlassen, da ich dich brauche? Habe ich dich jemals belogen? Du dachtest, auch Curoch sei ein Mythos, bevor wir es fanden. Ich brauche dich. Wenn Khali durch die Mauer kommt, werde ich den Verstand verlieren. Du hast mich gesehen, als ich dachte, ich könnte die Vir zum Guten einsetzen. Das war wie ein Teil Wein und zehn Teile Wasser; dies ist reiner Alkohol. Ich werde verloren sein. Ihre bloße Gegenwart fördert das Schlimmste zutage. Die schlimmsten Ängste, die schlimmsten Erinnerungen, die schlimmsten Sünden. Mein Hochmut wird zutage treten. Ich werde vielleicht versuchen, gegen sie zu kämpfen, und ich werde verlieren. Oder meine Gier nach Macht wird mich zerbrechen, und ich werde mich ihr anschließen. Sie kennt mich. Sie wird mich brechen.«

Solon konnte den Ausdruck in Dorians Augen nicht ertragen. »Was ist, wenn du dich irrst? Was, wenn es der Wahnsinn ist, vor dem du so lange gewarnt hast?«

»Wenn die Mauer bei Sonnenaufgang noch steht, wirst du es wissen.«

Solon warf die Beutel zu Dorian hinauf und stieg dann vorsichtig auf den Felsen, wobei er dafür sorgte, dass er keinen Fußabdruck zurückließ.

»Was tust du?«, fragte er, als Dorian ihn anlächelte und ein wenig von dem Gold auf die Erde schüttete. Als Nächstes zog Dorian an den Handschellen, und die Eisenketten, die sie zusammenhielten, zerrissen, als seien sie aus Papier gemacht. Er warf eine Hälfte einer Handschelle auf den Haufen Münzen, und sie fiel in die Münzen hinein, als wären sie flüssig. Die drei anderen Teile der Handschellen folgten, und die Münzenhaufen schrumpften jedes Mal weiter. Dorian griff durch das Gold hindurch und zog die Handschellenhälften heraus, die jetzt vergoldet waren. Dann legte er sich je eine um jedes seiner Handgelenke. Er dehnte das zweite Paar und schloss diese Fesseln direkt oberhalb seiner Knie um die Oberschenkel.

Es war erstaunlich. Dorian hatte immer gesagt, dass seine Magie wegen seiner Macht über die Vir schrumpfte, doch hier stand er und verschmolz kunstvoll

und mühelos Gold mit Eisen.

Im nächsten Moment hatte Dorian den Rest der Münzen zu vier schmalen Dornen geformt und zu etwas, das so aussah wie eine Schale. Er hielt inne, und jetzt konzentrierte er sich. Solon konnte die Berührung der Zauber spüren, die an ihm vorbeiflossen, konnte spüren, wie sie sich in das Metall senkten. Nach zwei Minuten hielt Dorian abermals inne und sprach leise zu der schwarzen Eiche.

»Sie wird eine Truppe bei sich haben, die Seelengeschworenen«, sagte Dorian. »Sie haben vieles von ihrer Menschlichkeit aufgegeben, um Khali zu dienen. Aber nicht sie sind die Gefahr. Khali ist es. Solon, ich glaube nicht, dass du sie besiegen kannst. Ich denke, du solltest die Männer von hier fortführen. Bring sie an einen Ort, wo ihr Tod etwas bewirken könnte. Aber ... wenn sie es bis nach Cenaria schafft, werden Garoth Ursuuls Söhne zwei Ferali machen. Sie werden sie gegen den Widerstand einsetzen. Das ist es, was ich gesehen habe.«

»Du hast es nicht wirklich getan, nicht wahr? Du hast deine Gabe nicht wirklich zerstört«, fragte Solon.

»Wenn ich dich nicht wiedersehe, mein Freund, möge der Gott mit dir gehen«, erwiderte Dorian. Er verschmolz die goldenen Dornen mit den Handschellenhälften und kniete sich hinter den Baum. Dann ließ er die Dornen mit unnatürlicher Leichtigkeit in das Holz gleiten. Die Hände hielt er hoch erhoben und weit voneinander entfernt. Während er dort kniete, offensichtlich bereit, mit Gebeten das Martyrium durchzustehen, von dem er glaubte, dass es kommen werde, durchzuckte Solon ein Stich des Neids. Diesmal galt der Neid nicht Dorians Macht oder Dorians Abstammung oder Dorians schlichter, demütiger Integrität. Er beneidete Dorian um seine Gewissheit. Dorians Welt war sehr klar. Für ihn war Khali keine Gottheit oder eine Ausgeburt der Fantasie der Khalidori oder einfach ein uraltes Ungeheuer, das die Khalidori mit einer List dazu bewogen hatte, ihm zu huldigen. Sie war ein Engel, der aus dem Himmel verstoßen worden war.

In Dorians Welt hatte alles einen Platz. Es gab eine Hierarchie. Die Dinge passten. Selbst ein Mann mit Dorians ungeheuren Kräften konnte demütig sein, weil er wusste, dass andere weit über ihm standen, selbst wenn er niemals einem dieser anderen begegnet war. Dorian konnte das Böse ohne Furcht und ohne Erbitterung beim Namen nennen. Er konnte behaupten, dass einige Böses

taten oder dem Bösen dienten, ohne sie zu hassen. Solon hatte noch nie einen solchen Menschen gekannt. Mit Ausnahme vielleicht von Graf Drake. Was mochte aus ihm geworden sein? War er während der Invasion gestorben?

»Wozu soll all das gut sein?«, fragte Solon, während er aufhob, was eine goldene Schale gewesen war. Jetzt war es etwas zwischen einem Helm und einer Maske. Es würde Dorians Kopf vollkommen verhüllen, mit nur zwei kleinen Löchern in der Nase zum Atmen. Er drehte es. Es war eine perfekte Skulptur von Dorians Gesicht, die Tränen aus Gold weinte.

»Es wird verhindern, dass ich sie sehe, dass ich sie höre, dass ich ihr etwas zurufe, dass ich mich von dieser Stelle wegbewege. Es wird mich daran hindern, der letzten Versuchung nachzugeben – zu glauben, stark genug zu sein, um gegen sie zu kämpfen. Ich hoffe, es wird mich auch davon abhalten, die Vir zu benutzen. Aber ich kann mich nicht mit Magie fesseln. Ich brauche dich; du musst es für mich tun. Nachdem sie vorübergezogen ist, werde ich fliehen können, wenn die Sonne aufgeht und meine Magie wieder auffüllt, daher brauchst du dir um mich keine Sorgen zu machen. Wenn du dein Gold brauchst, es wird hier sein.«

»Du wirst fortgehen, ganz gleich, was geschieht.«

Dorian lächelte. »Frag mich nicht, wohin.«

»Viel Glück«, sagte Solon. Er hatte einen Klob in der Kehle, der ihn daran erinnerte, wie gut es sich angefühlt hatte, nicht wieder allein zu sein. Selbst Streitigkeiten mit Dorian und Feir waren besser gewesen als der Friede ohne sie.

»Du bist mir ein Bruder gewesen, Solon. Ich glaube, wir werden uns wiedersehen, bevor dies getan ist«, erklärte Dorian. »Und nun beeil dich.«

Solon stülpte den goldenen Helm über Dorians Kopf und band ihn mit der stärksten Magie fest, die ihm zu Gebote stand, auch wenn er dazu seine gesamte Glore Fryden leeren musste. Bis zum Sonnenaufgang würde er keine Magie mehr wirken können. Es war kein behaglicher Gedanke. Während er von dem Felsvorsprung hinunterkletterte, hätte er schwören können, Borke über Dorians Arme wachsen zu sehen, wo sie andernfalls entblößt gewesen wären.

Von der Straße aus war Dorian unsichtbar. »Leb wohl, Bruder«, sagte Solon. Dann drehte er sich um und ging auf die Mauer zu. Jetzt musste er nur noch Lehros Vass davon überzeugen, dass er nicht vollkommen wahnsinnig war.

Der Gottkönig saß auf dem Thron aus Feuerglas, den er aus dem Fels des Schlunds hatte hauen lassen. Für ihn war die scharfkantige Schwärze eine Erinnerung, ein Ansporn und ein Trost gleichzeitig.

Sein Sohn stand vor ihm. Sein erster *Sohn*, nicht nur der Same seiner Lenden. Der Gottkönig breitete seinen Samen nah und fern aus. Das meiste, was daraus hervorspross, sah er nicht als Sohn an. Es waren nur Bastarde, und er verschwendete keinen Gedanken an sie. Die Einzigen, die zählten, waren die Jungen, die Vürdmeister sein würden. Die Ausbildung war jedoch mehr, als die meisten zu überleben imstande waren. Nur wenige Jungen von den Dutzenden Hexergeborenen überlebten, um seine Edeling zu werden, seine thronwürdigen Söhne. Ein jeder von jenen hatte eine Uurdthan erhalten, eine Marter, um seinen Wert zu beweisen. Bisher hatte einzig Moburu Erfolg gehabt. Einzig Moburu würde er als seinen Sohn anerkennen. Und noch immer nicht als seinen Erben.

Die Wahrheit war, Moburu quälte ihn. Garoth erinnerte sich an die Mutter des Knaben. Eine Art Inselprinzessin, gefangen genommen in den Tagen, bevor das sethische Reich Garoths Versuch, eine Flotte aufzustellen, zunichtegemacht hatte. Sie hatte ihn fasziniert, und während eine endlose Prozession anderer Frauen von hoher wie von niederer Geburt, willig oder nicht, den Weg durch sein Schlafgemach genommen hatte, hatte er tatsächlich versucht, sie zu verführen. Sie war so leidenschaftlich gewesen, wie er berechnend war, so heiß, wie er kalt war. Sie war exotisch gewesen, verlockend. Er hatte alles außer Magie versucht. Er war erfüllt gewesen von der Gewissheit eines jungen Mannes, dass keine Frau ihm lange widerstehen könne.

Nach einem Jahr hatte sie noch immer hochmütige Geringschätzung gezeigt. Sie verachtete ihn. Eines Nachts hatte er die Geduld verloren und sie vergewaltigt. Er hatte die Absicht gehabt, sie anschließend erwürgen zu lassen, aber er war seltsam beschämt gewesen. Später hatte Neph ihm berichtet, dass die Frau schwanger sei. Er hatte das Kind aus seinen Gedanken verbannt, bis Neph ihm sagte, dass der Junge die Prüfungen überlebt habe und bereit sei für seine Uurdthan. Garoth hatte Moburu eine Uurdthan gegeben, von der er sicher gewesen war, dass sie seinen Tod bedeuten würde. Aber der junge Mann hatte diese Aufgabe so mühelos bewältigt wie jede andere, die Garoth ihm gestellt

hatte.

Das Schlimmste von allem war, dass der mutmaßliche Erbe des khalidorischen Throns nicht einmal wie ein Khalidori aussah. Er hatte die Augen seiner Mutter, ihre kehlige Stimme und ihre Haut – ihre ladische Haut.

Es war bittere Galle. Warum hatte Dorian es nicht schaffen können? Garoth hatte so große Hoffnungen in Dorian gesetzt. Er hatte Dorian gemocht. Dorian hatte seine Uurdthan bewältigt und Garoth dann verraten. Garoth hatte geringere Hoffnungen für den gehegt, der sich Roth nannte, aber zumindest sah Roth wie ein Khalidori aus.

Moburu trug die Uniform eines Offiziers der alitaerischen Kavallerie, roter Brokat auf Gold mit einem Drachenkopf als Wappen. Er war intelligent, mit schneller Auffassungsgabe gesegnet, absolut selbstsicher und auf raue Art gutaussehend trotz seiner ladischen Haut (Garoth musste das widerstrebend zugeben). Außerdem stand er im Ruf einer der besten Reiter der Kavallerie zu sein – und skrupellos. Natürlich. Er hielt sich, wie ein Sohn des Gottkönigs sich halten sollte. Er trug Demut so natürlich, wie ein Mann ein Kleid trug.

Es ärgerte Garoth, aber es war seine eigene Schuld. Er hatte das Leben seiner Samen in Bahnen gelenkt, die dafür sorgten, dass die Überlebenden genauso sein würden, wie Moburu es war. Sein Problem war, dass er all dies zu dem Ziel ersonnen hatte, ihm Kandidaten zu präsentieren. Er hatte gehofft, eine Anzahl von Söhnen zu haben. Wenn er sie hatte, würde ihre Aufmerksamkeit aufeinander gerichtet sein. Bruder würde gegen Bruder intrigieren, um die Gunst des Vaters zu erringen. Aber jetzt, da Dorian fort war und Roth tot und keiner der anderen seine Uurdthan überstanden hatte, war Moburu allein. Der Ehrgeiz des Mannes würde ihn zwingen, schon bald den Blick auf den Gottkönig selbst zu richten. Falls er es nicht bereits tat.

»Was gibt es Neues aus dem Frost?«, fragte der Gottkönig.

»Eure Heiligkeit, es ist so schlimm, wie wir dachten. Vielleicht noch schlimmer. Die Clans haben bereits die Rufe ausgesandt. Sie haben Waffenstillständen zugestimmt, damit sie nah genug bei der Grenze überwintern können, um sich im Frühling der Kriegerschar anzuschließen. Sie bringen Krul hervor und vielleicht Zel und Ferali. Wenn sie gelernt haben, das zu tun, werden sie im Laufe der nächsten Monate ihre Zahlen vergrößern.«

»Wie um Khalis willen haben sie im Frost einen Brutplatz gefunden? Unter dem Dauerfrost?«, fluchte Garoth.

»Mylord«, sagte sein Sohn. »Wir können dieser Bedrohung mühelos entgegenwirken. Ich habe mir die Freiheit genommen, Befehl zu geben, Khali hierherbringen zu lassen. Sie wird durch Schreiende Winde kommen. Das ist der schnellste Weg.«

»Du hast was getan?« Die Stimme des Gottkönigs war eisig, gefährlich.

»Sie wird eine der besten Garnisonen Cenarias vernichten – und dir Kopfschmerzen ersparen. In wenigen Tagen wird sie eintreffen. Unterhalb dieser Burg liegt perfekter Brutboden. Die Einheimischen nennen ihn den Schlund. Wenn Khali hier ist, können wir eine Armee züchten, wie die Welt sie noch nie gesehen hat. Dieser Boden ist getränkt von Elend. Die Höhlen unter Khaliras sind siebenhundert Jahre lang abgebaut worden. Die Krul, die unsere Vürdmeister produzieren können, sind nichts im Vergleich zu dem, was hier möglich ist.«

Die Muskeln des Gottkönigs waren starr, aber er ließ sich nichts anmerken. »Sohn. Sohn. Du hast niemals Krul hervorgebracht. Du hast niemals Ferali geschmiedet oder Ferozi erbrütet. Du hast keine Ahnung, was es kostet. Es hat seinen Grund, dass ich menschliche Armeen benutzt habe, um die Hochländer, die Flussclans, die Tlanglang und die Grosth zu erobern. Ich habe unsere Herrschaft im Innern gefestigt und unsere Grenzen viermal ausgedehnt – und nicht ein einziges Mal habe ich Krul benutzt. Weißt du, wie Leute kämpfen, wenn sie wissen, dass im Falle einer Niederlage ihre gesamten Familien gefressen werden? Sie kämpfen bis zum letzten Mann. Sie bewaffnen die Kinder mit Bögen. Ihre Frauen benutzen Küchenmesser und Schüreisen. Ich habe es in meiner Jugend gesehen, und es hat meinem Vater nichts eingetragen.«

»Euer Vater hatte auch nicht die Vir, die Ihr habt.« »Dazu ist mehr vonnöten als Vir. Dieses Gespräch ist beendet.« Moburu hatte es noch nie zuvor gewagt, auf diese Weise mit ihm zu sprechen – und zu befehlen, Khali herbringen zu lassen, ohne vorher zu fragen!

Aber Garoth war geistesabwesend. Er hatte gelogen. Er hatte Krul und Ferozi gemacht und sogar Ferali. Ferali hatten seine beiden letzten Brüder getötet. Damals hatte er sich geschworen: nie wieder. Nie wieder mit irgendwelchen Ungeheuern, bis auf die wenigen Brutpaare von Ferozi, an denen er gearbeitet hatte, um sie eines Tages in den laosischen Forst zu schicken, damit sie Ezras Schätze für ihn holten. Aber für jene hatte er bereits bezahlt. Sie verlangten nichts von ihm.

Doch Moburu könnte recht haben. Das war das Schlimmste. Er hatte sich daran gewöhnt, Moburu wie einen Partner zu behandeln, einen Sohn, auf die Weise, wie andere Väter ihre Söhne behandelten.

Es war ein Fehler gewesen. Er hatte Unentschlossenheit gezeigt. Moburu intrigierte gewiss bereits, um seinen Thron zu erringen. Garoth könnte ihn töten, aber Moburu war ein zu wertvolles Werkzeug, um ihn achtlos beiseitezuerwerfen. Verflucht sollte er sein. Warum hatten seine Brüder sich nicht besser entwickelt? Moburu brauchte einen Rivalen.

Der Gottkönig hob einen Finger. »Ich habe meine Meinung geändert. Denke laut für mich, Sohn. Trage dein Anliegen vor.«

Moburu hielt einen Moment lang inne, dann scholl ihm die Brust vor Selbstvertrauen. »Ich gebe zu, unsere Armeen könnten den Wilden im Frost wahrscheinlich wirksam entgegentreten. Falls die Clans zusammenbleiben, wären allerdings Vürdmeister nötig, um uns ein Übergewicht zu verleihen. Und um das zu gewährleisten, müssen wir jeden fähigen Meister nach Norden schicken. Ganz ehrlich, es könnte keinen schlechteren Zeitpunkt geben. Die Schwestern werden argwöhnisch und bekommen Angst. Einige von ihnen sagen, sie müssten jetzt gegen uns kämpfen, bevor wir noch stärker werden. Wir wissen, dass die Ceuraner jede Schwäche ausnutzen werden, um über die Grenze zu strömen. Sie wollen Cenaria schon seit Jahrhunderten.«

»Die Ceuraner sind uneins.«

»Es gibt da einen brillanten jungen General namens Lantano Garuwashi, der im nördlichen Ceura eine große Gefolgschaft versammelt. Er hat noch nie ein Duell oder eine Schlacht verloren. Wenn wir unsere Armeen und unsere Meister nach Norden schicken, könnte der Angriff auf uns genau das sein, was er braucht, um Ceura zu einen. Unwahrscheinlich, aber möglich.«

»Sprich weiter«, sagte der Gottkönig. Er wusste genau Bescheid über Lantano Garuwashi. Wegen der Schwestern machte er sich allerdings keine Sorgen. Er hatte ihre gegenwärtige politische Krise persönlich arrangiert.

»Es scheint außerdem, als seien die Sa'kagé viel besser etabliert und würden von tüchtigeren Leuten angeführt, als wir geglaubt haben. Das ist offensichtlich das Werk des neuen Shinga, Jarl. Ich denke, es zeigt, dass er in eine neue Phase eingetreten ist, eine Phase des ...«

»Jarl ist tot«, unterbrach Garoth ihn.

»Das ist unmöglich. Ich habe keinerlei Hinweise gefunden ...«

»Jarl ist seit einer Woche tot.«

»Aber es gab nicht einmal Gerüchte darüber, und bei dem Maß an Organisation, das wir vorgefunden haben... Ich verstehe es nicht«, sagte Moburu.

»Das brauchst du auch nicht«, erwiderte der Gottkönig. »Sprich weiter.«

Ah, jetzt wirkte Moburu weniger zuversichtlich. Gut. Er wollte offensichtlich weitere Fragen stellen, wagte es jedoch nicht. Einen Moment lang geriet er ins Stocken, dann fuhr er fort: »Es gibt Gerüchte, nach denen Sho'cendi eine Delegation entsendet, um das zu erkunden, was sie die angebliche khalidorische Bedrohung nennen.«

»Unsere Quellen bezeichnen es als Delegation?«, hakte Garoth mit einem dünnen Lächeln nach.

Moburu wirkte unsicher, dann wütend. »J-ja, und wenn die Magier zu dem Schluss kommen, dass wir eine Bedrohung sind, könnten sie nach Sho'cendi zurückkehren und im Frühling mit einer Armee wiederkommen – zur gleichen Zeit, zu der all unsere anderen Bedrohungen auftauchen könnten.«

»Diese Delegierten sind Kriegsmagier. Sechs ganze Kriegsmagier. Die Sa'seuraner glauben, sie hätten Jorsin Alkestes' Schwert, Curoch, gefunden und wieder verloren. Sie denken, es könnte hier in Cenaria sein.«

»Woher wusstet Ihr das?«, fragte Moburu voller Ehrfurcht. »Meine Quelle befindet sich direkt am Hohen Sa'seuran.«

»Dein Bruder hat es mir erzählt«, antwortete der Gottkönig, hocherfreut über diese Wendung des Gesprächs. Er war wieder dort, wo er hingehörte. Er hielt die Zügel in der Hand. War lebendig. Bewegte die Welt auf dem Drehpunkt seiner Wünsche. »Er ist einer der Delegierten.«

»Mein Bruder?«

»Nun, noch kein Bruder. Bald. Ich nehme an, du kannst erraten, worin seine Uurdthan besteht. Sie ist ein wenig schwieriger als deine eigene.«

Moburu versuchte die Beleidigung zu verdauen, und Garoth konnte erkennen, dass sie ihn tieftraf. »Er soll Curoch zurückholen?«, fragte Moburu.

Garoth lächelte sein schmallippiges Lächeln. Er konnte sehen, dass Moburu nachdachte. Ein Sohn, der Curoch zurückbrachte, würde sich höchster Gunst und höchster Macht erfreuen. In der Tat, eins von Garoths Magengeschwüren trug Curochs Namen. Wenn irgendeiner seiner Söhne Curoch zurückholte, würde dieser Sohn es ihm vielleicht nicht aushändigen. Curoch würde ihm

genug Macht geben, um Garoth selbst herauszufordern. Dieser Gedanke musste Moburu sofort gekommen sein. Aber für diesen Fall hatte Garoth bereits Pläne. Viele Pläne, von den simpelsten – Bestechung und Erpressung – bis zu den verzweifeltsten – einem Todeszauber, der sein Bewusstsein in den Körper des Mörders schleudern könnte. Das war kein Zauber, den man gefahrlos erproben konnte, daher war es das Beste, das Schwert von seinen Söhnen fernzuhalten.

»Aber du hast einige hervorragende Punkte angesprochen, Sohn. Du bist wertvoll für mich geworden.« Oh, wie es ihn schmerzte, das zu diesem Halbblut zu sagen. Sohn! »Ich werde dir deinen Wunsch erfüllen. Du wirst mir einen Ferali bauen.«

Moburus Augen weiteten sich. Oh, er hatte ja keine Ahnung. »Ja, Euer Heiligkeit.«

»Und, Moburu?« Garoth ließ das Schweigen sich ausdehnen, bis Moburu schluckte. »Beeindrucke mich.«

»Ihr wollt, dass wir fliehen, und Ihr wollt nicht sagen, warum? Soll mich das beeindrucken?«, fragte Lord Vass.

Dreihundert Soldaten hatten sich auf dem dunklen Innenhof versammelt, während der Mond eine schmale Sichel an einem Nachthimmel war, der im Feuer der Sterne brannte. Dreihundert für die Schlacht gekleidete Soldaten, dick verumumt gegen die grimmige Kälte, die sich bereits auf diese Berge herabgesenkt hatte, obwohl die sommerliche Hitze Cenaria-Stadt noch nicht ganz aus ihrem Griff entlassen hatte. Dreihundert Soldaten und ihr Kommandant – der nicht Solon war. Dreihundert Männer, die den Wortwechsel zwischen Solon und Lehos Vass verfolgten.

»Ich gebe zu«, sagte Solon leise, »dass es schwach klingt. Aber ich bitte nur um einen Tag. Wir werden für einen Tag fortgehen, dann werden wir zurückkommen. Wenn ich mich irre, ist es nicht so, als gäbe es hier Plünderer, die alles gestohlen haben werden. Wir sind abgesehen von den Hochländern die einzigen Menschen in diesen gottverlassenen Bergen, und sie haben die Mauer seit drei Jahren nicht mehr überfallen.«

»Es bedeutet, dass wir unseren Posten verlassen«, entgegnete der junge Lord.
»Wir haben geschworen, diese Mauer zu halten.«

»Wir haben keinen Posten«, blaffte Solon. »Wir haben keinen König, wir haben keinen Herrn. Wir haben dreihundert Männer und ein besetztes Land. Unsere Schwüre galten Männern, die jetzt tot sind. Unsere Pflicht ist es, diese Männer am Leben zu erhalten, damit sie kämpfen können, wenn sich uns eine Chance bietet. Dies ist nicht die Art Krieg, in der wir ruhmreich mit gezückten Schwertern auf die feindlichen Linien zustürmen.«

Lord Vass war jung genug, um vor Ärger und Verlegenheit zu erröten. Natürlich war das genau die Art Krieg, die er im Sinn hatte, und es war ein Fehler gewesen, sie herabzusetzen. Wie lange war es her, dass Solon diese Illusionen von Krieg verloren hatte?

Die Männer zuckten nicht mit der Wimper, aber sie alle sahen den Ärger auf Lord Vass' Gesicht, das Rot seiner Haut, das im flackernden Fackellicht noch röter schien.

»Wenn Ihr wollt, dass wir fortgehen, verlange ich den Grund zu erfahren«,

sagte Lord Vass.

»Ein Kontingent khalidorischer Elitesoldaten, das man die Seelengeschworenen nennt, ist auf dem Weg hierher. Sie bringen die khalidorische Göttin Khali nach Cenaria. Sie werden die Mauer zur Hexerstunde angreifen.«

»Und Ihr wollt, dass wir fortgehen?«, fragte Vass ungläubig. »Wisst Ihr, was es bedeuten wird, wenn wir die khalidorische Göttin gefangen nehmen? Es wird sie vernichten. Es wird unseren Landsleuten Hoffnung geben. Wir werden Helden sein. Dies ist der Ort, um ihnen Einhalt zu gebieten. Dies ist die Gelegenheit, auf die wir gewartet haben.«

»Sohn, diese Göttin ...« Solon knirschte mit den Zähnen. »Wir reden nicht davon, eine Statue gefangen zu nehmen. Ich denke, sie ist real.«

Lehros Vass sah Solon an, zuerst ungläubig, dann unduldsam. »Wenn Ihr davonlaufen müsst, dann geht. Ihr wisst, wo die Straße ist.« Er lachte leise, von Schwindel erfüllt ob seiner eigenen Großartigkeit. »Natürlich kann ich Euch nicht gehen lassen, bevor Ihr mir mein Gold zurückgegeben habt.«

Wenn Solon ihm erzählte, wo sein Gold jetzt war, würde Vass es sofort von seinen Männern holen lassen. Dorian würde hilflos zurückbleiben.

»Zur Hölle mit Euch«, sagte Solon. »Und zur Hölle mit mir. Wir werden zusammen sterben.«

Schwester Ariel Wyant saß fünf Schritt von der ersten magischen Grenze entfernt, die den Iaosischen Forst von dem Eichenhain trennte. Während der vergangenen sechs Tage hatte sie den Blick auf das geheftet, was eine Plakette zu sein schien, die sechs oder sieben Meter vom Waldrand entfernt war. Es sah nicht so aus, als würde sie schon lange dort stehen: Das Unterholz hatte sie noch nicht bedeckt.

Ihre erste Hoffnung bei all ihren Betrachtungen des Zaubers hatte darin bestanden, dass Ezra ihn vor Hunderten von Jahren gewoben hatte. Ohne von einem weiteren Magus aufgefrischt worden zu sein, hätte sie erwartet, dass der Zauber nach so langer Zeit verfallen wäre. Zauber verfielen immer. Aber bei Ezra bedeutete *immer* nicht immer. Der Beweis schimmerte vor ihr, sie konnte ihn sehen; für das Auge eines magisch Untalentierten und Ungeübten war er gewiss unsichtbar.

Die zweite Hoffnung war die, dass Ezra angesichts seiner Macht und der Macht der anderen Magi seines Zeitalters sich gegen Widersacher verteidigt haben musste, die mächtiger waren als alle, die heute lebten. Schwester Ariel hatte nicht die Arroganz zu denken, sie sei jenen Magiern ebenbürtig, die Ezra erwartet haben würde. Sie konnte nur hoffen, dass ihre leichten Berührungen auf den Zaubern außerhalb von deren Wahrnehmungsspektrum lagen. Termiten waren winzig, zerstörten aber so manch mächtiges Haus.

Also hatte sie die Zauber, die den Iaosischen Forst vom Eichenhain trennten, sechs Tage lang untersucht und abermals untersucht. Ihre Magie war schön wie das Netz einer schwarzen Witwe. Es gab sowohl kleine wie große Fallen. Es gab Zauber, die dazu bestimmt waren, bei der leisesten Berührung zu zerreißen, Zauber, die dazu bestimmt waren, entwirrt zu werden, Zauber, die selbst mit dem Doppelten von Ariels Stärke nicht durchbrochen werden konnten. Und jeder hatte eine Falle.

Ariel konnte genau erraten, was Schwester Jessie getan hatte. Sie hatte wahrscheinlich versucht, ihre Magie zu verbergen. Während des ersten Tages war es ihr wie eine perfekte Strategie erschienen. Es war eine Strategie, die funktioniert hätte, wäre Ezra simpel gewesen. Schwester Jessie war wach genug, um ihre Magie zusammenzudrücken und sie dann zu beschirmen. Damit hätte sie ihre Magie für andere Schwestern oder für männliche Seher unsichtbar gemacht. Das Problem war, dass Ezras Zauber fremde Magie nicht nur wahrnahmen. Soweit Ariel es beurteilen konnte – und wegen der Komplexität und Raffinesse der Zauber musste sie raten –, spürten Ezras Zauber die Körper von Magiern auf.

Jeder wusste, dass Magier sich von gewöhnlichen Menschen unterschieden, aber nicht einmal die Heiler der heutigen Zeit verstanden genau, wie Magie das Fleisch eines Magiers veränderte. Dass sie es tat, war unleugbar. Magier alterten anders, manchmal langsamer, je größer ihre Magie war, manchmal gar nicht. Ungeachtet dessen wurde ihr bloßes Fleisch durch ihren ständigen Umgang mit Magie auf subtile Weise verändert. Anscheinend hatte Ezra genau gewusst, wie das aussah. Schwester Ariel hätte es ahnen müssen. Neben vielen anderen Leistungen war er ein Sa'salar gewesen, ein Lord der Heilkunst. Er hatte den Dunklen Jäger geschaffen – hatte ein lebendiges Wesen erschaffen!

Oh, Schwester Jessie, bist du direkt durch diese Mauer aus Magie hindurchgegangen? Hast du wirklich geglaubt, klüger zu sein als Ezra selbst?

Von den Knochen wie vieler Magier ist dieser verdammte Wald übersät?

Sie ließ ihre Gedanken von dem gegenwärtigen Problem abschweifen. Sie war noch immer am Leben. Sie hatte es über die erste Barriere hinaus geschafft. Jetzt musste sie etwas mit dieser Leistung anfangen. Sie musste diese verdammte goldene Plakette holen. Sie befand sich keine sieben Meter entfernt auf dem Gipfel einer kleinen Anhöhe. Sie war so nah, und doch hatte Ariel keine Chance, sie zu holen. Ihre Untersuchung von Ezras Fallen hatte sie zu dieser Überzeugung gebracht. Sie würde Jahre brauchen, um seine Fallen auseinanderzunehmen. Jahre, falls es ihr überhaupt je gelang. Selbst wenn sie die Zeit gehabt hätte, hätte sie sich niemals sicher sein können, dass sie nicht etwas übersehen hatte. Sie hätte sich niemals sicher sein können, wie viele andere Schichten des Schutzes noch übrig waren. Ezra mochte seine Zauber binnen weniger Tage gesponnen haben. Es mochte seine Absicht gewesen sein, diese Schicht von schwachen Magiern durchdringen zu lassen. Schwester Ariel könnte ihr ganzes Leben mit dem Auseinandernehmen der Fallen verbringen und würde Ezras wahren Geheimnissen vielleicht keinen Daumenbreit näher kommen.

Wenn sie als eine Jüngere hergekommen wäre, hätte sie es vielleicht für eine würdige Verwendung ihres Lebens gehalten. Aber als jüngere Frau war sie idealistischer gewesen. Sie hatte mit derart törichtem Vertrauen, das die meisten Menschen ihrer Religion vorbehielten, an die Chantry geglaubt. Wenn Ezra tatsächlich vernichtend mächtige Artefakte besessen hatte, würde Ariel diese wirklich der Sprecherin aushändigen wollen? Würde Sie Istariel etwas anvertrauen, das ihre Macht um das Zehnfache vergrößern würde?

Hör auf damit. Ariel, du lässt deine Gedanken wieder abschweifen.

Sie betrachtete die Plakette. Dann begann sie zu lachen. Es war so simpel. Sie stand auf und machte sich auf den Rückweg zum Dorf.

Eine Stunde später kam sie mit einem vollen Magen und einem Seil zurück. Meister Zoralat war so freundlich gewesen, ihr zu zeigen, wie man ein Lasso machte und warf. Während der beiden vergangenen Tage hatte sie sich gefragt, wie sie an die Plakette herankommen könnte – und zwei Tage lang hatte sie nur an magische Methoden gedacht. Dumm, dumm, dumm.

Die nächsten Stunden bewiesen außerdem ihre Unbeholfenheit. Wie viele Male hatte sie in ihrem Leben Männer verhöhnt, die in den Ställen der Chantry arbeiteten? Dies war die Art von Übung, der jede Schwester ausgesetzt werden

sollte – vor allen Stallburschen in der Chantry.

Der Tag endete, und sie hatte die Plakette mit ihrem Lasso immer noch nicht eingefangen. Sie erledigte ihr Fluchen im Wald und ging nach Hause. Am nächsten Tag kam sie zurück, mit Schmerzen in Arm und Schulter. Es dauerte weitere drei Stunden, während sie sich selbst verfluchte, das Seil verfluchte, Ezra verfluchte, ihren Mangel an körperlicher Ertüchtigung verfluchte und einfach nur fluchte – aber alles lautlos.

Als das Lasso endlich um die Plakette fiel, hätte sie schwören können, dass das Gold kurz aufleuchtete. Sie wollte ihre Sinne ausstrecken, um zu sehen, was gerade geschehen war, aber es war zu weit entfernt. Sie kam zu dem Schluss, dass sie nichts anderes tun konnte, als das verdammte Ding zu sich heranzuziehen.

Zuerst bewegte die Plakette sich nicht. Sie klemmte irgendwie fest. Dann, während Ariel zog, verlagerte sich ein Teil des Hügels und befreite die Plakette. Es war kein Hügel: Es war Schwester Jessies Körper. Sie war seit Wochen tot. Schimmel wuchs auf ihren leuchtenden Roben und verdeckte die Blutflecken. Es sah aus, als hätte eine Klaue mit einem einzigen schrecklichen Schlag die Hälfte ihres Kopfes weggerissen. Seit ihrem Tod hatten keine Tiere ihren Leichnam angerührt: In Ezras Wald gab es keine Bären, keine Kojoten, keine Raben oder andere Aaßfresser, aber die Würmer hatten bereits einen guten Teil ihrer Arbeit geleistet.

Schwester Ariel wandte den Blick ab und gestattete sich einen Moment lang, eine Frau zu sein, die vor dem verstümmelten Leib einer Bekannten stand. Sie atmete langsam ein und aus, dankbar dafür, dass Jessies Leichnam so weit entfernt war. Tagelang war sie dem Leichnam so nahe gewesen, und sie hatte nicht einmal Verwesung gerochen. War das ein Trick des Windes, oder war es Magie?

Schwester Jessie hatte die Plakette mit beiden Händen umklammert gehalten.

Schwester Ariel schob all ihre Gefühle entschlossen beiseite. Sie würde sich später Tränen gestatten, wenn Tränen kommen mussten. Für den Augenblick war sie möglicherweise in Gefahr. Sie betrachtete die Plakette. Sie war zu weit entfernt, um zu erkennen, welche Symbole sich darauf befanden, wenn überhaupt welche da waren, aber etwas an der Plakette ließ sie bis auf die Knochen gefrieren.

Die quadratische Plakette hing mit Haken an dem Seil fest. Sie sahen so aus,

als hätten sie sich gebildet, als das Lasso gelandet war, um ihr zu helfen, sie herauszuziehen.

Sie zog die Plakette bis dicht an den Zauber heran, hielt sie jedoch jenseits der magischen Grenze. Es ließ sich nicht sagen, was geschehen würde, wenn man etwas, das möglicherweise magischer Natur war, durch die Barriere zog. Die Schrift war gamitisch, aber Ariel erinnerte sich überraschend gut daran.

»Wenn dies der vierte Tag ist, lass dir Zeit. Wenn es der siebte ist, zieh es jetzt durch den Zauber«, besagte die Schrift.

Die Runen gingen noch weiter, doch Ariel hielt inne und runzelte die Stirn. Es war ganz und gar nicht das, was jemand normalerweise auf eine Plakette schreiben würde. Sie fragte sich, an wen die Worte gerichtet sein könnten. Vielleicht war diese Plakette Teil einer uralten Prüfung gewesen? Eines Ritus für Magier? Wie hatte Schwester Jessie das Geschriebene interpretiert? Warum hatte sie es für so wichtig gehalten?

Sie las weiter: »Tage für den Zauber, Pferdegesicht. Und übrigens, du bist eine lausige Werferin.«

Ariel ließ das Seil aus gefühllosen Fingern fallen. Man hatte sie als Anfängerin Pferdegesicht genannt. Sie versuchte, die Worte auf eine andere Weise zu übersetzen, aber die gamitischen Runen machten klar, dass es sich um einen persönlichen Namen handelte, eine spezielle Beleidigung und nicht etwas Allgemeines.

Während sie die Art betrachtete, wie die Plakette jetzt an dem Seil hing, war sie plötzlich davon überzeugt, dass die Plakette das Seil *gepackt* hatte. Als sei sie ein fühlendes Wesen. Die Haken waren an den gegenüberliegenden Seiten der Plakette nicht gleichmäßig platziert. Stattdessen war es, als seien sie in Reaktion auf die Berührung des Lassos gewachsen.

Die Plakette leuchtete auf, und Schwester Ariel stolperte erschrocken rückwärts.

Es war ein Fehler. Ihr Fuß verfang sich in einer Schlaufe des Seils, und als sie stürzte, riss sie die Plakette durch den Zauber.

Sie rappelte sich hoch, so schnell ihre fetten Glieder es zuließen. Jetzt leuchtete die Plakette nicht mehr. Schwester Ariel hob sie auf

»Prophezeiung«, stand dort, und die gamitischen Runen verschwammen zu normaler Schrift, als sie die Plakette berührte. »Kein fühlendes Wesen.«

Sie schluckte, nicht sicher, ob sie es glaubte. Die Schrift fuhr fort, vor ihren

Augen zu erscheinen, als würde sie von einer unsichtbaren Feder geschrieben.
»Wenn dies der siebte Tag ist, blicke zwei Stadien nach Süden.«

Stadien? Vielleicht ließen sich Maßeinheiten nicht übersetzen. Wie weit waren zwei Stadien? Dreihundert Schritt? Vierhundert?

Furcht lähmte Schwester Ariel. Sie war nie der Typ für Abenteuer gewesen. Sie war eine Gelehrte, und zwar eine verdammt gute. Sie war eine der mächtigeren Schwestern, aber es gefiel ihr nicht, sich kopfüber in Dinge zu stürzen, die sie nicht verstand. Sie drehte die Plakette um.

»Zauber in Bäumen«, hatte Jessie al'Gwaydin mit panischer Hand geschrieben. »Vertraue ihm nicht.«

Oh, perfekt.

Schwester Ariel stand wie angewurzelt da. Die Worte, die Schwester Jessie geschrieben hatte, konnten nur durch Magie geschrieben worden sein. Gewiss hätte Schwester Jessie im Wald keine Magie benutzt. Es wäre Selbstmord gewesen.

Sie *ist* tot.

Das Ganze könnte eine Falle sein. Die Plakette könnte etwas ausgelöst haben, als sie durch den Zauber gezogen wurde. Möglicherweise befand sich in den Bäumen im Süden, wohin die Plakette sie zu führen versuchte, eine Falle. Vielleicht sollte sie alles aufschreiben, die Falle ignorieren und nach ihren eigenen Regeln spielen.

Aber Schwester Ariel kehrte nicht zurück nach Torras Bend, um in ihr Tagebuch zu schreiben. Sie hatte den Zauber in südlicher Richtung schon studiert. Wenn es dort eine Falle gegeben hatte, hatte sie sie bereits ausgelöst.

Es gab eine Zeit und einen Ort für Eile. Anscheinend war diese Zeit jetzt, dieser Ort hier.

»Du bist eine Nervensäge. Warum hat Kylar dich aufgenommen?«, fragte Vi.

Sie waren seit einer Woche unterwegs, und wenn Uly auch nicht die beste Gesellschaft war, war sie zumindest interessanter als die Pferde, die Bäume und die kleinen Dörfer, die sie ohnehin meiden mussten. Vi machte nicht Konversation, sie sammelte Informationen. Kylar war auf dem Weg, um sie zu töten.

»Er hat es getan, weil er mich liebt«, antwortete Uly, trotzig wie gewöhnlich. »Eines Tages wird er mich heiraten.«

Sie hatte schon früher solche Dinge gesagt, und es hatte sofort Vis Argwohn erregt, aber nachdem sie einige Fragen gestellt hatte, die Uly in Verwirrung gestürzt hatten, war Vi klar geworden, dass ihr Argwohn unbegründet war. Kylar war kein Kinderschänder.

»Ja, ja, ich weiß. Aber er konnte dich nicht geliebt haben, bevor er dich kannte, oder? Du hast gesagt, du hättest ihn das erste Mal gesehen, als er dich aus der Burg holte.«

»Zu Anfang dachte ich, er sei mein richtiger Vater«, erwiderte Uly.

»Hmm«, machte Vi, als sei sie nicht sonderlich interessiert. »Wer sind deine richtigen Eltern?«

»Der Name meines Vaters war Durzo, aber er ist jetzt tot. Kylar will nicht über ihn sprechen. Ich denke, meine Mutter ist Momma K. Sie hat mich immer so komisch angesehen, als wir bei ihr waren.«

Vi musste den hinteren Rand ihres Sattels packen, um sich festzuhalten. Nysos, das war es! Sie wusste, dass Uly ihr bekannt vorkam. Uly war Durzos und Momma Ks Tochter! Kein Wunder, dass sie sie versteckt hatten. Es erklärte auch, warum Kylar das Mädchen aufgenommen hatte.

Unerklärlicherweise bereitete der Gedanke ihr Schmerz. Sie konnte sich nicht vorstellen, einen von Hus Bastarden aufzunehmen. Was das betraf, konnte sie sich auch nicht vorstellen, dass Hu an einem dieser Bastarde etwas lag. Plötzlich war Uly für den Gottkönig doppelt wertvoll. Wer Uly in seiner Gewalt hatte, würde Macht über Momma K haben.

Vielleicht würde es genügen, um Vi aus seinen Fängen zu befreien. Aber Vi wusste es besser. Der Gottkönig belohnte seine Diener gut. Was immer sie an

Lastern hatte, es würde ihr gestattet sein, ungehemmt darin zu schwelgen. Er würde ihr Gold geben, Kleider, Sklaven, was immer sie wollte. Aber er würde ihr niemals ihre Freiheit geben. Dafür hatte sie sich als zu wertvoll erwiesen.

Je mehr Vi über Kylar erfuhr, umso größer wurde ihre Verzweiflung. Sie musste Uly zum Sprechen bringen, weil sie alles über ihren Feind in Erfahrung bringen musste, was sie konnte ... Alles, was sie erfuhr, kam von einem zwölfjährigen Mädchen, das in den Mann verliebt war, aber Vi war gut darin, Wahrheit von Meinung zu unterscheiden. Trotzdem, Kylar klang mehr und mehr – verdammt! Sie würde nicht noch einmal darüber nachdenken. Danach fühlte sie sich nur schlimmer. Verdammt sei diese Spur. Verdammt diese lange Reise. Noch eine weitere Woche, und sie konnte das alles hinter sich lassen. Vielleicht würde sie nicht einmal bis zu ihrem Zahltag bleiben, so sehr sie es verdient hatte. Sie würde das Mädchen mit einem Brief, in dem sie über ihr Tun Bericht erstattete, abliefern und verschwinden. Sie hatte Jarl getötet. Sie hatte Kylar und Momma K dem Gottkönig ausgeliefert. Gewiss würde er nicht Soldaten und Geld darauf verschwenden, ihr noch jemanden nachzuschicken. Selbst wenn er es tat, würde er ihr nicht mit dem Zorn folgen, den er verspüren würde, falls sie ihn verriet. Sie konnte verschwinden. Es gab nur wenige Menschen, die sie fürchtete, und sie alle waren zu wertvoll, als dass man sie auf ihre Fährte hetzen würde.

Einer davon war Kylar, aber er würde nicht lange überleben. Vielleicht hatte er Roth Ursuul getötet, dreißig Elitesoldaten aus dem Hochland und einige Hexer – Uly schien eine Menge darüber zu wissen -, aber den Gottkönig würde er niemals überleben.

Vi würde nach Seth oder Ladesh gehen oder tief in die Berge von Ceura, wo ihr rotes Haar nicht so ungewöhnlich wäre. Sie würde niemals die Beine für einen weiteren Mann spreizen, und sie würde niemals einen weiteren Auftrag annehmen. Sie wusste nicht, wie ein normales Leben aussah, aber sie würde sich Zeit geben, es herauszufinden.

Sie zog den Brief hervor, den sie aus Kylars Haus mitgenommen hatte, und las ihn noch einmal. »Elene, es tut mir leid. Ich habe es versucht. Ich schwöre, ich habe es versucht. Einige Dinge sind mehr wert als mein Glück. Einige Dinge kann nur ich tun. Verkaufe diese Ringe an Master Bourary und zieh mit der Familie in einen besseren Stadtteil. Ich werde dich immer lieben.«

»He, Uly!«, sagte Vi. »Was war der Grund für Elenes und Kylars Streit?«

»Ich denke, es ging darum, dass das Bett nicht knarrte.«

Vi legte die Stirn in Falten. »Was?« Dann brach sie in Gelächter aus. »Nun, das ist durchaus normal. War das alles?«

»Warum, was bedeutet das?«, fragte Uly.

»Ficken. Männer und Frauen streiten deswegen ständig.«

»Was ist ficken?«, wollte Uly wissen.

Also erklärte Vi es ihr so ausführlich wie möglich, und Uly wirkte immer entsetzter.

»Tut es weh?«, fragte Uly.

»Manchmal.«

»Es klingt widerwärtig!«

»Ist es auch. Es ist schmutzig und klebrig und hat mit Schweiß und Gestank zu tun, und es ist widerwärtig. Manchmal blutet man dabei sogar.«

»Warum lassen Mädchen das mit sich machen?«, hakte Uly nach.

»Weil Männer sie dazu zwingen. Das ist der Grund, weshalb sie deswegen streiten.«

»Kylar würde das nicht tun«, erklärte Uly. »Er würde Elene nicht wehtun.«

»Warum haben sie dann deswegen gestritten?«

Uly sah aus, als sei ihr übel. »Das würde er nicht tun«, wiederholte sie. »Er würde es nicht tun. Ich denke ohnehin nicht, dass sie es je getan haben, weil das Bett nie geknarrt hat, und Tante Mea hat gesagt, das würde es tun. Aber Tante Mea hat gesagt, es mache Spaß.«

Das Bett hatte nie geknarrt? »Wie auch immer. Ist das alles, worüber sie gestritten haben?«, fragte Vi.

»Sie wollte, dass er sein Schwert verkauft, das Schwert, das Durzo ihm geschenkt hat. Er wollte es nicht tun, aber sie sagte, es beweise, dass er immer noch ein Blutjunge sein wolle. Aber das wollte er nicht. Er wollte wirklich mit uns zusammen sein. Es machte ihn ganz wütend, wenn sie das sagte.«

Also hatte auch er herausgewollt. Das war es, was er in dem Brief meinte, als er schrieb, er habe es versucht.

Nysos! Kylar wusste vielleicht nicht einmal, dass sie Uly mitgenommen hatte. Sie hatte keine Ahnung, ob das etwas Gutes war oder nicht. Es erklärte allerdings, warum er an jenem Morgen im Nebel an ihnen vorübergestürmt war. Er musste sich sicher gewesen sein, dass sie so schnell wie möglich nach Cenaria zurückkehren wollte.

Mehrere hundert Schritt vor ihr sah Vi, wie der Wald sich veränderte. Nein, nicht veränderte. Er nahm schlagartig eine andere Gestalt an. Wo sie ritt, war der Wald so wie der, durch den sie tagelang geritten waren. Und ein Stück weiter wuchsen nur noch riesige Mammutbäume. Sie mussten in der Nähe von Torras Bend sein. Für sie bedeutete es nicht viel, aber es sah aus, als würde das Reiten unter diesen hohen Bäumen leichter werden. In einem so alten Wald gab es kaum Unterholz.

Sie waren nur fünfzig Schritt von den Mammutbäumen entfernt, als eine alte Frau seitlich vor ihnen zwischen den Bäumen hervortrat. Sie wirkte genauso verwirrt, wie Vi sich fühlte. In Händen hielt sie ein leuchtendes Blatt aus Gold.

Leuchtendes Gold konnte nur Magie bedeuten. Die Frau war eine Magierin.

»Halt!«, schrie die Alte.

Vi zuckte im Sattel zurück und riss Uly die Zügel ihres Pferdes aus der Hand. Als sie sich wieder aufrichtete, grub sie dem Pferd die Fersen in die Flanken und schaute zu der Magierin hinüber. Die Frau lief mit unbeholfenen Schritten – und zwar nicht auf Vi und Uly zu. Sie rannte von dem alten Wald weg, und sie hatte das leuchtende, goldene Blatt beiseitegeworfen.

Was zur Hölle? Es war seltsam, aber nicht so seltsam, dass Vi haltmachte. Auf der ganzen Welt waren die einzigen Leute, die sie fürchten musste, Blutjungen, Hexer und Magier.

Die Pferde stürmten auf den Wald zu und warfen Uly beinahe aus dem Sattel.

Die Magierin war jetzt nur noch dreißig Schritt entfernt, fast auf gleicher Höhe mit ihnen. Sie rannte weiter, und Vi hätte schwören können, dass die Frau aus etwas auftauchte, das wie eine riesige, beinahe unsichtbare Blase aussah, die den Wald bedeckte.

Die Frau hob die Hände und begann zu sprechen. Etwas knackte und schoss vorwärts. Vi ließ sich auf der gegenüberliegenden Seite ihres Pferdes so weit wie möglich nach unten fallen. In der Nähe peitschte etwas, und Uly flog vom Pferd.

Vi hielt nicht inne, um nachzusehen. Sie zog ein Wurfmesser aus einer Knöchelscheide und warf es, während sie sich im Sattel wieder aufrichtete. Es war ein Wurf ins Ungewisse – zwanzig Schritt auf ein Ziel zu, das sie nicht sehen konnte, bevor sie das Messer losließ -, aber es war im Grunde nur als Ablenkung gedacht. Vi drehte sich um.

Uly lag bewusstlos am Boden.

Es gab kein Zögern. Ein Blutjunge zögert nicht. Ein Blutjunge handelt,

selbst wenn es die falsche Handlung ist. Vi konnte nicht reglos sitzen bleiben, weil es sie zur Zielscheibe machte. Sie grub dem Pferd abermals die Fersen in die Flanken. Das Pferd machte einen Satz nach vorn ... und krachte prompt mit weggeschlagenen Vorderbeinen auf den Boden.

Vi nahm die Füße aus den Steigbügeln. Sie würde als ein Ball landen, sich von dem Pferd wegrollen, Wurfmesser ziehen – nur dass das Pferd schneller fiel, als sie erwartet hatte. Sie schlug hart auf dem Boden auf und rutschte kreiselnd auf dem Rücken weiter, bis ihr Kopf gegen eine eisenharte Wurzel schlug und sie nur noch schwarze Punkte vor Augen sah.

Hoch, verdammt! Steh auf! Sie stützte sich auf Hände und Knie und versuchte mit tränenden Augen und dröhnendem Kopf, sich zu erheben.

»Entschuldige, aber ich kann dich das nicht tun lassen«, sagte die alte Frau. Sie sah aus, als meinte sie es wirklich ernst.

Nein, so darf es nicht enden.

Die massige alte Frau hob eine Hand und sprach. Vi versuchte, sich auf die Seite zu werfen, aber sie schaffte es nicht.

Es waren nur zwei kleine Schnitte. Eine Linie entlang der Rippen und eine dazu passende Linie an der Innenseite seines Arms. Keine der Wunden war tief. Das Messer hatte Haut durchtrennt, aber keine Muskeln. Selbst zusammengekommen waren sie nichts, was ein sauberer Verband und ein wenig frische Luft binnen weniger Tage nicht heilen würden.

Aber im Loch war nichts sauber. Frische Luft war nur eine Erinnerung.

Logan erkannte die Zeichen, aber es gab nichts, was er tun konnte. Ihm war bereits heiß und kalt, er schwitzte und zitterte. Die Chancen, dass er sich von dem Fieber wieder erholte, standen schlecht. Nach all der Zeit, die er im Loch verbracht hatte, war er nur noch ein Schatten seiner selbst. Eingefallene Wangen, glänzende Augen, ein skeletthafes Gesicht, und seine hohe Gestalt war jetzt nur noch Haut und Knochen.

Dennoch, trotz all des Hungers, den er gelitten hatte, zeigte Logan noch immer nicht das unterernährte, ausgemergelte Aussehen jener, die seit Jahren im Loch lebten. Sein Körper klammerte sich mit einer Halstarrigkeit an seine Stärke, die ihn überraschte. Aber dem Fieber war das gleichgültig. Es würde mindestens Tage dauern, um das Fieber abzuwehren. Tage absoluter Verletzbarkeit.

»Natassa«, sagte er. »Erzähl mir noch einmal vom Widerstand.«

In den Augen der jüngeren Graesin-Tochter stand ein gehetzter Ausdruck. Sie antwortete nicht. Sie schaute über das Loch zu Fin hinüber, der an Sehnen nagte, um sein Seil zu verlängern.

»Natassa?«

Sie richtete sich auf. »Sie halten sich in Bewegung. Es gibt im Osten eine Anzahl von Landgütern, die sie willkommen heißen, vor allem das der Gyres. Selbst die Lae'knaught haben geholfen.«

»Bastarde.«

»Bastarde, die Feinde unseres Feindes sind.«

Sie sagte das, wie sie es schon zuvor gesagt hatte. Verdammt, sie hatte es doch schon einmal gesagt, nicht wahr?

»Und unsere Zahlen steigen?«

»Unsere Zahlen steigen. Wir haben Überfälle durchgeführt, kleine Gruppen,

die alles in ihrer Macht Stehende tun, um den Khalidori Schaden zuzufügen, aber meine Schwester wollte uns nicht erlauben, schon etwas Großes zu versuchen. Graf Drake hat in jedem Dorf im östlichen Cenaria Informanten für uns postiert.«

»Graf Drake? Moment mal, diese Frage habe ich schon einmal gestellt, nicht wahr?«

Sie antwortete nicht. Ihr Blick ruhte immer noch auf Fin. Fin hatte während der letzten drei Tage vier der Neuankömmlinge getötet. Drei Tage? Oder waren es jetzt vier?

Graf Drake war Teil des Widerstands. Das war großartig. Logan hatte nicht gewusst, ob der Mann lebend entkommen war.

»Ich bin froh, dass Kylar ihn nicht auch getötet hat«, sagte Logan.

»Wen?«, fragte Natassa.

»Graf Drake. Er hat mich verraten. Er ist der Grund, warum ich hier unten bin.«

»Graf Drake hat Euch verraten?«, fragte Natassa.

»Nein. Kylar. Ganz in Schwarz gekleidet, hat sich der Nachtengel genannt.«

»Kylar Stern ist der Nachtengel?«

»Er hat die ganze Zeit für Khalidor gearbeitet.«

»Nein, das ist nicht wahr. Der Nachtengel ist der einzige Grund, warum es überhaupt einen Widerstand gibt. Ich war dabei. Wir wurden alle in den Garten getrieben, und er hat uns gerettet. Terah hat ihm alles angeboten, was er wollte, damit er uns aus der Burg eskortiert, aber er war nur an Euch interessiert. Er hat uns verlassen, um zu versuchen, Euch zu retten, Logan.«

»Aber er... er hat Prinz Aleine getötet. Er war derjenige, der all das begonnen hat.«

»Lady Jadwin hat Aleine Gunder getötet. Sie hat als Belohnung einen Teil seiner Güter bekommen.«

Es schien unmöglich. Nachdem ihm alles genommen worden war, gab Natassa ihm seinen besten Freund zurück. Er hatte Kylar so sehr vermisst.

Logan lachte. Vielleicht war es das Fieber. Vielleicht hatte er sich vorgestellt, dass sie das sagte, weil er es so unbedingt hören wollte. Er war so krank, dass die ganze Welt wehtat. Alles war verschwommen, so verschwommen. Er fürchtete, dass er anfangen würde zu flennen wie ein kleines Mädchen.

»Und Serah Drake? War sie ebenfalls bei Euch? Sie ist Teil des

Widerstands? Kylar hat sie gerettet?«, fragte Logan. Er hatte auch diese Frage schon zuvor gestellt, nicht wahr?

»Sie ist tot.«

»Hat sie ... hat sie gelitten?« Diese Frage hatte er zuvor nicht zu stellen gewagt.

Natassa senkte den Blick.

Serah. Seine Verlobte vor nicht allzu langer Zeit. Sie schien Teil eines anderen Lebens zu sein. Einer anderen Welt. Er hatte sie einmal geliebt. Oder geglaubt sie zu lieben. Wie hatte er sie lieben können, wenn sie ihm in all der Zeit, die er hier unten war, kein einziges Mal in den Sinn gekommen war?

Sie hatte ihn verraten. Sie hatte mit seinem Freund geschlafen, Prinz Aleine Gunder, obwohl sie niemals mit ihm geschlafen hatte – dem Mann, den sie zu lieben behauptete. War es das gewesen? Hatte dieser Verrat seine Gefühle für sie ausgelöscht? Oder hatte er sie überhaupt jemals geliebt?

Er hatte gedacht, dass er in seiner Hochzeitsnacht endlich verstanden hatte, was Liebe war.

Jeder, der vernarrt ist, denkt, er verstehe die Liebe. Aber Logan konnte nicht dagegen an. Was er für Jenine Gunder empfunden hatte – das fünfzehnjährige Mädchen, von dem er so sicher gewesen war, dass sie zu jung und zu unreif für ihn sei -, war ihm wie Liebe erschienen. Vielleicht hatte man sie ihm entrissen, bevor er Zeit gehabt hatte, ihre Fehler zu sehen, aber Jenine Gunder – Jenine Gyre, seine Ehefrau, wenn auch nur für wenige tragische Stunden – war die Frau, die ihn in seinen Gedanken verfolgt hatte. Er hatte von ihr geträumt, kurz bevor der Schlaf dem harten Stein, dem grausamen Gestank, dem Heulen und der Hitze des Lochs Platz gemacht hatte – von ihrem scheuen Lächeln, ihren strahlenden Augen, ihren goldenen Kurven im Kerzenlicht, wie er sie nur ein einziges Mal gesehen hatte, so kurz, bevor die khalidorischen Soldaten in das Zimmer eingebrochen waren, bevor Roth ihr die Kehle durchgeschnitten hatte.

»Oh, Götter«, sagte Logan und schlug die Hände vors Gesicht. Plötzlich stieg die Trauer in ihm auf. Sein Gesicht verzerrte sich, und er konnte den Tränen keinen Einhalt gebieten. Er hatte sie im Arm gehalten, ihr Körper so klein und verletzbar an seinem, während sie geblutet hatte. Götter, wie sie geblutet hatte! Er hatte ihr gesagt, dass alles gut werden würde, er hatte ihr Worte des Friedens gebracht, und das war aller Schutz gewesen, den er ihr hatte geben können, weil er nichts anderes tun konnte.

Jemand legte einen Arm um ihn. Es war Lilly. Götter. Dann umarmte auch Natassa ihn. Das machte es noch schlimmer. Er schluchzte unkontrolliert. Alles war verschwommen und wurde noch verschwommener. Er hatte sich so lange gegen die Trauer gewehrt, aber dazu war er jetzt nicht mehr in der Lage.

Ich werde bald bei dir sein, hatte er zu Jenine gesagt. Jetzt war es wahr. Er würde hier sterben. Er starb bereits.

Er schaute in Natassas Gesicht, und sie weinte mit ihm. Das arme Mädchen; sie war gefangen genommen worden, verraten von jemandem aus dem Widerstand, und man hatte sie hier herunter zu diesen Ungeheuern gebracht. Logan wusste nicht, wie sehr sie um ihn weinte und wie sehr sie um sich selbst weinte. Er machte ihr keine Vorwürfe. Sie musste wissen, dass die Locher sie sich nehmen würden, sobald er tot war.

Selbst Lilly weinte. Er hätte nicht gedacht, dass sie dazu fähig war. Warum weinte sie? Hatte sie Angst, dass sie, sobald die Locher Natassa hatten – die jünger und hübscher war –, ihre Macht und ihre Position verlieren würde? Dass sie getötet werden würde?

Als Logan in Lillys Gesicht blickte, hasste er sich für den Zynismus dieses Gedankens. Er war zu lange hier unten gewesen. Der Ausdruck auf ihrem Gesicht war nicht Furcht. Es war Liebe. Lilly weinte nicht um sich selbst; sie weinte um ihn.

Wer bin ich, dass ich solche Hingabe verdiene? Ich bin dessen nicht würdig.

»Helf mir auf«, sagte er mit rauer Stimme.

Lilly sah Natassa an, und der Strom ihrer Tränen verebbte. Sie nickte. »Also hoch.«

Alle im Loch sahen jetzt Logan an. Einige mit Neugier, einige mit Hunger. Fin wirkte geradezu euphorisch.

»Also schön, ihr Scheißer!«, sagte Logan. Es war das erste Mal, dass er ein Schimpfwort benutzte, und er konnte erkennen, dass einige von ihnen es bemerkten. Nun, für je verrückter sie ihn hielten, desto besser.

»Hört zu. Ich habe ein kleines Geheimnis vor euch verborgen, weil ich nicht wusste, was für prächtige, aufrechte Schurken ihr alle seid. Ich habe ein kleines Geheimnis gehütet, das einen großen Unterschied machen könnte ...«

»Ja, ja, ja, wir wissen es«, unterbrach ihn Fin. »Unser kleiner König denkt, er sei Logan Gyre. Er denkt, er sei wirklich der König!«

»Fin«, sagte Logan. »Es gibt zwei gute Gründe, warum du die Klappe halten

solltest. Erstens, ich sterbe. Ich habe nichts zu verlieren. Wenn du diesen mit Zähnen gefüllten Anus in deinem Gesicht geschlossen hältst, werde ich sterben, und du wirst rein gar nichts tun müssen. Aber wenn du weiterredest, werde ich dich töten. Ich mag schwach sein, aber ich bin stark genug, um deinen pockennarbigen Arsch ins Loch zu zerren, wenn es mir nichts ausmacht, selbst hineinzufallen. Glaub mir, wenn wir anfangen zu kämpfen, gibt es mehr als eine Person hier unten, die dafür sorgen wird, dass wir beide hineinfallen.«

»Und der zweite Grund?« Fin zischte förmlich. Er wickelte sein Seil auf und rückte die Schlinge an seinem Ende zurecht.

»Wenn du nicht den Mund hältst«, sagte Logan, »wird es deine Schuld sein, dass ich dies ins Loch hinunterwerfe.« Er griff in seinen Gürtel und zog einen eisernen Schlüssel hervor. »Es ist der Schlüssel zum Gitter«, fügte Logan hinzu.

Sofort trat Hunger in aller Augen. »Gib ihn her!«, rief jemand. Die Locher drängten nah heran, und Logan taumelte auf das Loch zu. Er hielt den Schlüssel über die Dunkelheit und schwankte in nicht zur Gänze geheucheltem Schwindel hin und her.

Die Drohung brachte die Locher zum Schweigen.

»Ich fühle mich wirklich krank, wirklich schwindelig«, erklärte Logan. »Wenn ihr alle also wollt, dass dieser Schlüssel dort oben sein kleines Heim findet, werdet ihr sehr genau zuhören.«

»Wie konntest du den all die Zeit für dich behalten?«, fragte Neunfinger-Nick scharf. »Wir hätten schon vor Monaten fliehen können!«

»Halt die Klappe, Nick«, sagte jemand.

Logan schaute sich um und versuchte zu erkennen, wo der schmierige khalidorische Herzog war, aber die Gesichter waren verschwommen. »Wenn wir diesen Schlüssel benutzen wollen, müssen wir zusammenarbeiten. Habt ihr alle das verstanden? Wenn nur eine einzige Person das Falsche tut, werden wir alle sterben. Das Schlimmste ist, wir werden einander vertrauen müssen. Es wird drei von uns erfordern, um das Schloss zu erreichen.« Sie begannen zu murmeln, einige meldeten sich freiwillig, andere erhoben Einwände.

»Seid still!«, sagte Logan. »Wir machen das auf meine Weise, oder ich werfe den Schlüssel weg! Wenn wir es auf meine Weise machen, werden wir alle rauskommen. Verstanden? Selbst du, Fin. Sobald wir in den Schlund hinaufkommen, habe ich einen Plan, der zumindest der Hälfte von uns zur

Flucht verhelfen wird. Vielleicht uns allen. Sie haben am anderen Ende dieses Stockwerks gebaut, und ich denke, wir können das ausnutzen, solange wir Gorkhy töten, bevor er Alarm schlägt. Aber ihr werdet alle genau das tun müssen, was ich sage.«

»Er ist verrückt«, bemerkte Nick.

»Es ist unsere einzige Chance«, sagte Tatts. »Ich bin dabei.« Alle sahen voll Erstaunen zu Tatts hinüber. Es war das erste Mal, dass jemand den tätowierten Lodricari sprechen hörte.

»Gut«, sagte Logan. »Wir brauchen drei Leute, um einen Turm zu bilden und an das Gitter heranzukommen. Knirscher wird unten stehen, ich werde der zweite sein, und Lilly wird das Gitter aufschließen. Danach haben wir zwei Möglichkeiten – und für welche wir uns entscheiden, das liegt bei Fin.«

Fin wirkte noch argwöhnischer als zuvor.

»Die erste Möglichkeit: Alle von euch, die leicht und stark genug sind, um an uns dreien hinaufzuklettern, können hinausgelangen, aber ich werde Fin nicht hinausklettern lassen. Also werden ich, Knirscher und Fin sterben.«

»Wenn irgendjemand geht, dann bin ich das«, sagte Fin. »Du bist nicht ...«

»Halt den Mund, Fin!«, rief jemand. Plötzlich mutig geworden angesichts der Aussicht auf Freiheit.

»Die zweite Möglichkeit: Fin gibt Lilly sein Seil. Sie kann es an irgendetwas dort oben festbinden, und wir werden alle hinaufklettern. Fin, es ist dein Seil, also ist es deine Entscheidung. Oh, und wenn ich nicht hinauskomme, werde ich euch nichts von meinem Plan erzählen, wie wir aus dem Schlund fliehen können.«

Alle schauten Fin an. Logan schwitzte plötzlich wieder. *Komm, Körper, nur noch ein kleines Weilchen.*

»Ihr könnt das Seil benutzen«, sagte Fin. »Aber wenn ihr mein Seil benutzen wollt, werde ich Teil des Turms sein. Ich werde das Gitter öffnen.«

»Vergiss es«, sagte Logan. »Niemand hier traut dir. Wenn du hinauskommst, wirst du uns hier zurücklassen.«

Ein Murmeln der Zustimmung lief durch die Reihen, selbst von den Lochern, die auf Fins Seite waren.

»Nun, ich werde nicht an diesem Wahnsinnigen hinaufklettern. Ihr wollt mein Seil, ich bin Teil des Turms, und das ist mein letztes Wort.«

»Schön«, sagte Logan. Er hatte schon die ganze Zeit vermutet, dass es so

ausgehen würde. Fin sollte das Gefühl haben, dass er etwas erreicht hatte. »Ich werde ganz unten stehen. Du bist der zweite. Lilly öffnet das Gitter.« Logan reichte ihr den Schlüssel. »Lilly«, sagte er so laut, dass alle es hören konnten. »Wenn Fin irgendetwas versucht, wirfst du den Schlüssel ins Loch hinunter, verstanden?«

»Wenn irgendjemand irgendetwas versucht, werfe ich den Schlüssel ins Loch«, erklärte sie. »Ich schwöre es bei allen Göttern der Hölle, des Schmerzes und des Lochs.«

»Wir tun das einer nach dem anderen«, sagte Logan. »Ich werde festlegen, wer als Nächster geht.« Er zog das Messer und reichte es Natassa. »Natassa, wenn jemand kommt, bevor er an der Reihe ist, rammst du ihm dies in den Leib, in Ordnung?« Wieder sprach er laut, damit alle davon erfuhren. »Natassa wird die Erste sein, die hinauskommt. Sie wird das Seil an irgendetwas dort oben festbinden, damit wir alle hinaufklettern können. Fin und ich werden die Letzten sein, aber es werden alle rauskommen. Wir haben für unsere Verbrechen gezahlt.«

Fin ging um das Loch herum und wickelte das Sehnenseil von seinem Körper ab. Er rollte es mit einer beinahe furchterregenden Leichtigkeit zu großen Schlaufen auf. Der Mann behauptete, er habe vor seiner Gefangennahme dreißig Menschen erwürgt, Inselbewohner und Frauen nicht mitgezählt. Unter den Seilen sah er aus wie jeder, der lange Zeit im Loch gewesen war. Mager, die Haut dunkelbraun vor Schmutz, stinkend, sein Mund manchmal blutig vom Skorbut, unter dem jeder Locher litt, der lange Zeit eingesperrt gewesen war.

Er machte ein schmatzendes Geräusch mit den Lippen, während er dicht an Logan herantrat, und saugte Blut durch die Zähne. »Wir werden das später unter uns regeln«, sagte er. Dann nahm er das aufgerollte Seil und legte es sich um den Hals.

Logan wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er wollte den Mann jetzt töten. Wenn er das Seil packte und ihm einen Stoß versetzte, würde er vielleicht... vielleicht. Es war das Risiko nicht wert. Er war jetzt zu schwach, zu langsam. Er hätte seinen Plan früher ausprobieren sollen, aber früher wäre Fin ihm niemals so nahe gekommen. Zu jeder anderen Zeit hätte Fin erwartet, dass Logan versuchen würde, ihn zu töten, und bevor Logan das Messer wieder in seinen Besitz gebracht hatte, hätte ein solcher Versuch ihn zu verletzbar gemacht.

Jetzt stützte Logan sich mit den Händen an der Wand ab und ging in die Hocke. Fin rutschte nah an ihn heran, höhnisch grinsend und leise fluchend. Endlich stellte er einen Fuß auf Logans Schenkel, stieg auf seinen Rücken und dann auf seine Schultern, wobei er sich mit seinen eigenen Händen an der steilen Wand nach oben tastete.

Überraschenderweise war das Gewicht nicht schlimm. Logan dachte, dass er es schaffen konnte. Er brauchte lediglich die Knie steif zu machen und sich an die Wand zu lehnen, und er konnte es schaffen. Auf keinen Fall würde er aus eigener Kraft das Seil hinaufklettern können, aber vielleicht würden seine Freunde ihn hinausziehen. Wenn er als Letzter ging, würde er das Seil um sich binden, und Lilly, Knirsch und Natassa konnten ihn rausziehen. Wenn er nur aufhören würde zu zittern.

»Beeil dich«, sagte er.

»Du bist so verdammt groß«, erwiderte Lilly. »Kannst du dich nicht hinhocken?«

Er schüttelte den Kopf.

»Scheiße«, sagte sie. »Na schön. Bitte Knirscher, dir zu helfen. Du bist der Einzige, auf den er hört.«

»Worum soll ich ihn bitten?« Er wusste, es hätte offensichtlich sein sollen, aber er konnte nicht klar denken.

»Mich hochzuheben«, antwortete Lilly.

»Oh. Knirsch. Heb sie hoch. Nein, Knirsch, nicht so.« Es erforderte einige Anweisungen, aber schließlich verstand Knirsch und hockte sich neben Logan, während Lilly auf seinen Rücken kletterte und sich dann auf seine Schultern stellte. Anschließend nahm sie den Schlüssel zwischen die Zähne und versuchte auf Logan hinüberzusteigen.

Logan war viel größer als Knirscher, daher musste Lilly auf Logans Schulter steigen, wo bereits Fin stand. Logan taumelte unter dem ungleichmäßig verteilten Gewicht.

»Steh still«, zischte Fin. Wiederholt verfluchte er Logan, während Natassa Logan eine Hand auf die Schulter legte und versuchte, ihm Halt zu geben.

Logan brach der kalte Schweiß aus. »Los«, sagte er. »Beeil dich nur.«

Lillys Gewicht drückte wieder auf seine linke Schulter, dann schwankte das Gewicht über ihm hin und her, während sie und Fin versuchten, das Gleichgewicht zu halten. Logan konnte nicht erkennen, was sie taten. Er presste

die Augen fest zu und hielt sich an der Wand fest.

»Ihr könnt das schaffen«, flüsterte Natassa. »Ihr könnt das schaffen.«

Plötzlich verlagerte sich das Gewicht hart nach rechts, und die Locher keuchten auf. Logan sackte zusammen, dann kämpfte er wieder. Sein rechtes Bein zitterte vor Anstrengung.

Plötzlich wurde die Last leichter, und rund um das Loch war ein leises Aufstöhnen zu hören. Logan blinzelte nach oben und sah, dass Lilly auf Fins Rücken war, und sie hatte mit einer Hand das Gitter über sich gepackt, sodass sie einen Teil ihres Gewichts nun selbst trug.

Dann hörten sie das Geräusch, das sie fürchteten. Es war das Geräusch von Leder und klirrenden Kettenpanzern, und außerdem konnten sie einen Schwall von Flüchen und ein Schwert hören, das auf die Felsen klopfe. Gorky kam.

Die Hexerstunde war angebrochen. Ein eisiger Wind peitschte die Wolken durch die Berge. Es war kalt, zu kalt für Schnee. Der Wind durchschnitt Umhänge und Handschuhe, und die Männer zitterten auf ihren Posten. Die Wolken sahen aus wie Gespenster, die über die Felsen huschten und an den Mauern emporwogten. Dicke, breite Kohleöfen, die überall entlang der Mauern brannten, trugen nichts dazu bei, die Kälte abzuwehren. Die Hitze wurde davongeweht, von der Nacht verschluckt. Bärte gefroren, und Muskeln wurden steif. Offiziere blafften den Männern zu, dass sie in Bewegung bleiben sollten, mit erhobenen Stimmen, um den vertrauten Schrei des Windes zu übertönen.

Diese hohen Schreie waren für gewöhnlich Gegenstand immer wieder neu erzählter Witze und Vergleiche mit den letzten Schlafzimereroberungen der Männer, manchmal begleitet von Imitationen. Regnus Gyre hatte die Männer nie dafür bestraft, wenn sie in diese Winde geheult hatten. Es wehrte Ängste ab, sagte er. An jedem anderen Ort wäre es eine Ablenkung gewesen, hätte es den Männern unmöglich gemacht, Eindringlinge zu hören, aber in Schreiende Winde konnte man ohnehin nichts hören.

Heute Nacht heulte niemand. Heute Nacht schienen diese Schreie unheilverkündend. Und wenn die Männer schon schlecht hörten, so sahen sie nicht viel besser. Die dahinjagenden Wolken waren dick und blendeten den Mond und die Sterne so vollkommen aus, dass sie sich glücklich schätzen konnten, wenn sie fünfzig Schritt weit zu sehen vermochten. Die Bogenschützen würden ohnehin nur etwa aus dieser Entfernung von Nutzen sein, bei diesem Wind. Der Wind war Regnus' Nemesis gewesen. Ganz gleich, wie viel die Bogenschützen trainierten, wenn sie in diesen verdammten, unbeständigen Wind schossen, wurde ihre Treffsicherheit niemals viel besser.

Solon hatte an der ersten Mauer auf der gegenüberliegenden Seite von Vass Position bezogen und hoffte, dass er, wenn es zum Schlimmsten kam, imstande sein würde, den Männern ohne Vass' Einmischung zu helfen.

Er konnte den Jungen nicht hassen. Armeen waren voller Männer wie Lehros Vass, und er war durchaus ein guter Mann. Besser als die meisten. Er war einfach ein Soldat, der einen vorgesetzten Offizier brauchte, und die Zeiten hatten sich dazu verschworen, ihn selbst zu einem solchen zu machen. Es war ein

grausamer Streich des Schicksals, der wahrscheinlich zur Folge haben würde, dass man Vass als einen tollkühnen Idioten in Erinnerung behielt, der den Tod seiner Männer verursacht hatte, statt später in ihm einen heldenhaften Soldaten zu sehen.

Das Warten war das Schlimmste. Wie jeder Soldat hasste Solon das Warten. Es war gut, ein Offizier zu sein, wenn die Zeit des Wartens kam. Man konnte seine Zeit damit ausfüllen, die Männer zu ermutigen, stark zu bleiben. Das ersparte es einem, die Zeit zu haben, sich selbst Sorgen zu machen.

Solon glaubte, durch die kreiselnden Wolken und die Dunkelheit etwas zu sehen. Er versteifte sich, aber es war nichts. »Es ist Zeit. Denkt daran, schaut sie nicht direkt an«, erklärte er den Männern in seiner Nähe. Er zog die Bienenwachsstöpsel heraus, die er zum Wärmen zwischen den Fingern gerollt hatte, steckte sich einen ins Ohr und hielt dann inne.

Wieder glaubte er, etwas zu sehen, aber es war nicht der Umriss eines Mannes oder eines Pferdes, sondern ein gewaltiges Quadrat – nein, es war nichts. Die Männer um ihn herum beugten sich vor und spähten in die Dunkelheit.

Dann begann seine Haut zu kribbeln. Wie die meisten männlichen Magier besaß Solon nur wenig Talent als Seher. Die einzige Magie, die er normalerweise sehen konnte, war seine eigene. Aber er konnte Magie spüren, insbesondere dann, wenn sie nah war, und immer, wenn sie gegen ihn eingesetzt wurde. Jetzt hatte er das Gefühl, als gehe er an einem feuchten Tag draußen spazieren. Die Magie war nicht intensiv, aber sie war überall. Sie war so diffus, dass er sie, hätte Dorian ihn nicht so nervös gemacht, niemals bemerkt hätte. »Versteht sich einer von euch gut darauf, Knoten zu binden?«

Die Soldaten tauschten verwirrte Blicke. Schließlich sagte einer von ihnen: »Ich bin praktisch auf einem Fischerboot aufgewachsen, Herr. Ich schätze, ich kenne so ziemlich jeden Knoten, den es gibt.«

Solon griff nach dem Seil, das an einem Eimer festgebunden war, mit dem die Soldaten die Wasserzisternen oben auf der Mauer auffüllten. Er schnitt den Eimer los. »Fessle mich«, verlangte er.

»Herr?« Der Soldat sah ihn an, als sei er verrückt.

Ist das die Art, wie ich Dorian angesehen habe? Tut mir leid, Freund.

Die Magie verdichtete sich.

»Binde mich an die Mauer. Binde mich so, dass ich mich nicht bewegen kann. Nimm meine Waffen.«

»Ich, Herr, ich ...«

»Ich bin ein Magier, verdammt, ich bin empfänglicher für das, was sie ... verdammt! Sie kommt!« Etliche Soldaten drehten sich um und starrten ihn an. »Seht sie nicht an. Glaubt nicht, was ihr seht. Verdammt, Mann, jetzt! Ihr anderen, schießt!«

Dies war ein Befehl, mit dem sich eine größere Zahl von Männern anfeinden konnte. Selbst wenn Lehros Vass am Morgen auf sie wütend wäre, würde man ihnen schlimmstenfalls auftragen, ihre Pfeile vom Schlachtfeld vor den Mauern zu holen.

Der ehemalige Seemann schlang das Seil mit sachkundigen Bewegungen um Solons Körper. Binnen weniger Augenblicke waren Solons Hände hinter seinem Rücken gefesselt und mit seinen Füßen verbunden, und erst danach band er seinen Umhang fest, damit er nicht fro. Dann band der Mann ihn an die Winde, die sie benutzten, um den Eimer hochzuziehen.

»Jetzt eine Augenbinde und meinen anderen Ohrstöpsel«, sagte Solon. Der Mann hatte ihn so gefesselt, dass er über die Mauer hinwegblickte. Solon hätte ihm befehlen sollen sicherzustellen, dass er sie nicht sehen konnte. »Beeil dich, Mann.«

Aber der Soldat reagierte nicht. Er schaute über die Mauer hinweg in die Dunkelheit, so wie alle anderen es taten.

»Elana?«, fragte der Soldat. »Elly, bist du das?« Er errötete, riss die Augen auf und warf seinen Umhang weg. Dann sprang er von der Mauer.

Er war schon fast unten angekommen, als er wie wild mit den Armen zu rudern begann, weil er plötzlich begriff. Im gleichen Moment versuchte er noch, etwas zu finden, um sich zu retten. Die Felsen brachen seinen Körper auf grausame Weise, und der Wind verschluckte seinen Todesschrei.

Plötzlich sirrten Pfeile durch die Luft, während etliche Männer begannen, Solons früherem Befehl zu folgen, sofort zu schießen, wenn Seltsames geschah. Der Nebel wogte, und er sah den gewaltigen Wagen vorwärtsrollen, umringt von khalidorischen Soldaten und gezogen von Auerochsen. Solons Herz machte einen Satz, als er sah, wie zahlreiche Khalidori von der ersten Welle niedergemäht wurden. Die Auerochsen wurden von mehreren Pfeilen getroffen und gerieten nicht einmal ins Stocken.

Aber der Hagel von Pfeilen ließ nach.

Auf der anderen Seite der Mauer sah Solon Männer, die sich von der Mauer

stürzten. Andere schüttelten den Kopf, ein jeder verloren in einer privaten Vision, während er den Bogen in schlaffen Händen hielt.

Schau nicht hin, Solon. Schau nicht hin.

Ich werde es nicht glauben. Nur ein schneller ...

Die Magie brüllte an ihm vorbei, während er mit ungeheurer Geschwindigkeit flog.

Und dann Ruhe.

Er blinzelte. Er stand in der Halle der Winde. Der prächtige Jadethron leuchtete grün wie die Wasser der Hokkai-Bucht. Oben auf dem Thron saß eine Frau, die er kaum erkannte. Kaede Wariyamo war sechzehn gewesen, als er die Inseln verlassen hatte. Obwohl er schon in ihrer beider Kindheit, da sie miteinander gespielt hatten, wusste, dass sie schön werden würde, fühlte er sich angesichts ihrer Verwandlung unbeholfen. Sie hatte ihn dafür getadelt, dass er sie mied. Aber er hatte keine Wahl gehabt. Er wusste, dass er für immer fortgehen musste, aber er war niemals auf das vorbereitet gewesen, was ihr Anblick mit ihm machen würde.

Zwölf Jahre später hatte sie an Anmut und Selbstbewusstsein gewonnen. Hätte er sie nicht so gut gekannt, hätte er den Anflug von Nervosität in ihren Augen niemals bemerkt – wird er immer noch denken, ich sei schön?

Er dachte es. Ihre olivfarbene Haut leuchtete noch immer, das schwarze Haar fiel ihr wie ein Wasserfall um die Schultern, und in ihren Augen standen noch immer Intelligenz, Weisheit und Schelmerei. Vielleicht war früher dort weniger Weisheit und mehr Schelmerei gewesen, aber diese Lippen sahen so aus, als hätten sie noch immer genug Lächeln für drei Menschenleben. Und wenn sich um ihre Augen und ihren Mund winzige Lachsfältchen zeigten – was für ein Tribut an ein gut gelebtes Leben. Für ihn waren sie ein Ehrenabzeichen.

Er ließ den Blick über ihren Körper wandern, der eingehüllt war in eine hellblaue Seiden-Nagika, dazu geschnitten, die Perfektion einer jeden Kurve zu betonen, an der Taille zusammengehalten durch einen schmalen Goldgürtel, während die Seide über eine Schulter geschlungen war. Ihr Bauch war noch immer flach und muskulös. Keine Schwangerschaftsstreifen. Kaede hatte niemals Kinder geboren. Sein Blick verweilte auf ihrer entblößten Brust.

Perfekt. Sie war perfekt.

Ihr Lachen durchbrach seine Gedanken. »Warst du so lange in Midcyru,

dass du vergessen hast, wie Brüste aussehen, mein Prinz?»

Solon errötete. Nachdem er so viele Jahre lang Frauen gewöhnliche Körperteile hatte behandeln sehen, als wären sie erotisch, und erotische Körperteile, als wären sie gewöhnlich, war er gründlich verwirrt. »Ich entschuldige mich, Euer Majestät.« Dann entsann er sich seiner Manieren und versuchte niederzuknien, aber irgendetwas hinderte ihn an der Bewegung.

Es spielte keine Rolle. Alles, was zählte, war vor ihm. Er konnte den Blick nicht von ihr abwenden.

»Es war schwer, dich zu finden, Solonariwan«, sagte Kaede.

»Heute nur noch Solon.«

»Das Reich braucht dich, Solonariwan. Ich werde keine Forderungen an dich stellen, bis auf – bis auf die Zeugung eines Erben, und wenn du Räume für eine Mätresse benötigst, wird es arrangiert werden. Das Reich braucht dich, Solon. Nicht nur um deiner Familie willen. Um deiner selbst willen. Ich brauche dich.« Sie sah so zart aus, als könne der Wind sie brechen. »Ich will dich, Solon. Ich will dich, wie ich dich vor zwölf Jahren gewollt habe, und wie ich dich davor wollte, aber jetzt will ich deine Kraft, deine Seelenstärke, deine Kameradschaft, deine ...«

»Meine Liebe«, sagte Solon. »Die hast du, Kaede. Ich liebe dich. Ich habe dich immer geliebt.«

Ihre Miene leuchtete auf, genauso wie sie es getan hatte, als sie noch klein gewesen war und er ihr ein besonderes Geschenk gemacht hatte. »Ich habe dich vermisst«, erwiderte sie.

»Ich habe dich auch vermisst«, sagte er, und in seiner Kehle bildete sich ein Kloß. »Ich befürchte, dass ich dir nie habe erklären können, warum ich gehen musste ...«

Sie trat dicht an ihn heran und legte ihm einen Finger auf die Lippen. Bei ihrer Berührung überliefen ihn Schockwellen. Das Herz donnerte ihm gegen die Rippen. Ihr bloßer Duft überflutete ihn. Sein Blick konnte keinen Ruheplatz finden, während er sie betrachtete. Jede schöne Linie, jede Kurve, jede Farbe führte zu einer weiteren und zu einer weiteren.

Lächelnd legte sie ihm eine Hand auf die Wange.

Oh, Götter. Ich bin verloren. Sie hatte den gleichen unsicheren, schwankenden Blick wie an jenem letzten Tag, als sie ihn geküsst hatte und er ihr beinahe die Kleider vom Leib gerissen hätte. Sie küsste ihn, und ihre

Lippen waren die ganze Welt. Sie begann zaghaft und strich ihm nur mit diesem exquisiten, weichen Mund über die Lippen, bevor sie anfang, daran zu saugen. Plötzlich war sie aggressiv, geradeso wie sie es an jenem Tag gewesen war, als habe sich die Leidenschaft während der langen Zeit seiner Abwesenheit in ihr aufgestaut. Sie presste sich an ihn, und er stöhnte.

Als sie sich von ihm löste, ging ihr Atem in harten Stößen, und ihre Augen waren feurig. »Komm in meine Gemächer«, sagte sie. »Diesmal schwöre ich, dass meine Mutter nicht hereinplatzen wird.«

Sie stieg eine hohe Stufe hinauf und sah ihn über die Schultern an, während sie einige Schritte von ihm weg tat. Mit wiegenden Hüften grinste sie teuflisch und schob den Nagika-Streifen von ihrer Schulter. Er versuchte, ihr zu folgen, rutschte aber zurück an seinen Platz auf dem Boden.

Kaede zog den goldenen Gürtel von der Taille und ließ ihn achtlos fallen. Solon mühte sich, die verdammte Stufe zu erklimmen. Irgendetwas raubte ihm den Atem.

»Ich komme«, sagte er keuchend.

Sie tänzelte, und die Nagika fiel in einer seidenen Pfütze zu Boden. Ihr Körper bestand nur aus bronzefarbenen Kurven und leuchtenden Wasserfällen schwarzen Haares.

Er hustete. Er konnte nicht atmen. Er hatte dies einmal weggeworfen, und er würde es nicht wieder aufgeben. Er hustete abermals und fiel auf die Knie.

Kaede war direkt vor ihm auf der anderen Seite des Flurs; sie lächelte, und das Licht spielte über ihren schlanken Körper, ihre unvorstellbar langen Beine, ihre schmalen Knöchel. Er rappelte sich wieder hoch und stemmte sich erneut gegen die Seile.

Warum lächelt sie? Kaede würde nicht lächeln, wenn er erstickte.

Kaede würde sich überhaupt nicht so verhalten. Eine Frau, die zehn Jahre lang Königin gewesen war, würde nicht so schnell sämtliche Barrieren fallen lassen. Sie war alles, was er erhofft oder sich vorgestellt hatte – die echte Kaede würde maßlos wütend auf ihn sein.

Urpötzlich löste die Vision sich auf, und Solon war wieder auf der Mauer. Er starrte über den Rand, und einzig die Seile verhinderten, dass er in den Tod stürzte.

Um ihn herum starben Männer auf grauenhafte Weise. Bei einem war der Bauch auf das Dreifache seiner normalen Größe angeschwollen, und er streckte

immer noch die Arme in die Luft, als stopfte er sich Essen in den Mund. Ein anderer war purpurn angelaufen und schrie jemanden an, der nicht da war, aber er schrie nicht länger Worte. Seine Stimme war zerstört, und ab und zu hustete er, und Blut schoss ihm aus dem Mund. Aber er hörte niemals auf zu schreien. Ein anderer kreischte: »Meins! Es ist meins!«, und trommelte mit den Händen gegen die steinerne Mauer, als würde sie ihn angreifen. Seine Hände waren blutige Stümpfe, aber er hielt nicht inne. Andere lagen tot da, ohne einen Hinweis darauf, wie sie zu Tode gekommen waren.

Viele hatten sich auf die eine oder andere Weise selbst getötet, aber einige waren mit Magie versengt worden oder explodiert. Die Mauer war rot von ihrem bereits gefrierenden Blut. Das Tor war in Stücke gesprengt worden, während er sich in seiner Trance befunden hatte, und dunkle Gestalten marschierten jetzt auf sie zu; sie trieben das Auerochsengespann an, das den riesigen Wagen zog.

Es war Khali. Daran hatte Solon keinen Zweifel.

»Ist Dorian schon wahnsinnig geworden?«, erklang eine Frauenstimme.
»Das war mein kleines Geschenk, musst du wissen.«

Solon sah sich um, aber er konnte die Quelle der Stimme nicht entdecken. Er war sich nicht sicher, ob sie nicht aus seinem eigenen Kopf kam. »Tatsächlich ist er vollkommen geheilt.«

Sie lachte; es war ein tiefes, kehliges Geräusch. »Also lebt er noch.«

Solon wäre am liebsten in sich zusammengefallen. Sie hatten Dorian für tot gehalten. Oder zumindest hatten sie es nicht sicher gewusst. »Lass uns das hinter uns bringen«, sagte Solon.

Sie kicherte. »Man hat dir in deinem Leben so viele Lügen aufgetischt, Solonariwan. Man hat dich belogen, als du ein Kind warst. Man hat dich in Sho'cendi belogen. Man hat dir vieles gestohlen. Ich werde dir keine Macht anbieten, denn die Wahrheit ist, ich kann dir keine Macht geben. Die Vir kommen nicht von mir. Das ist nur eine weitere Lüge. Ich wünschte, es wäre so. Die Wahrheit ist, die Vir sind natürlichen Ursprungs, und sie sind erheblich mächtiger als deine jämmerliche Magie. Die Wahrheit ist, Dorians Magie war schwach, bevor er die Vir benutzte, und du weißt, wie mächtig seine Magie jetzt ist.«

»Diese Magie versklavt. Meister sind wie Trunkenbolde, die nach ihrem nächsten Glas Wein Ausschau halten.«

»Einige von ihnen, ja. Tatsache ist, einige Leute vertragen keinen Alkohol.

Aber die meisten tun es. Vielleicht wärest du einer von denen, die keinen Alkohol vertragen, wie Dorian, aber darauf würde ich nicht wetten. Die Wahrheit ist, Dorian hat seinen speziellen Platz in der Sonne stets gemocht, nicht wahr? Es hat ihm gefallen, dass du zu ihm aufgeblickt hast. Dass alle zu ihm aufgeblickt haben. Und was wäre er ohne seine Macht, ohne seine zusätzlichen Gaben? Er wäre so viel weniger als du, Solon. Ohne die Vir hätte er keine Gaben, und seine Magie wäre winzig im Vergleich zu deiner. Also, was würde das für dich bedeuten, wenn du die Vir benutztest? Selbst wenn du sie nur einmal benutztest, nur um die verborgenen magischen Gaben in dir aufzuschließen, von denen du bisher nicht einmal etwas weißt? Was könntest du mit dieser Art von Macht tun? Könntest du nach Seth zurückkehren und dafür sorgen, dass dort alles wieder gut wird? Deinen Platz bei Kaede auf dem Thron einnehmen? Deinen Platz in der Geschichte?« Sie zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht. Und eigentlich ist es mir gleichgültig. Aber ihr seid jämmerlich, ihr Magi. Ihr könnt nicht einmal in der Dunkelheit Magie benutzen. Wirklich.«

»Lügen. Es sind alles Lügen.«

»Ach ja? Nun, dann halte fest an deiner Schwäche, deiner Demut. Aber solltest du jemals deine Meinung ändern, Solonariwan, ist dies alles, was du zu tun brauchst. Die Macht ist da, und sie wartet auf dich.« Und dann zeigte sie es ihm. Es war einfach. Statt nach einer Quelle des Lichts zu greifen, der Sonne oder einem Feuer, oder statt in seine Glorie zu greifen, brauchte er nur nach Khali zu greifen. Eine kleine Drehung, und die Macht war da. Ein Ozean von Macht, der stetig gespeist wurde von Zehntausenden von Quellen. Solon konnte nicht alles verstehen, aber er konnte die Umrisse erkennen. Jeder Khalidori betete morgens und abends. Das Gebet bestand nicht aus leeren Worten: Es war ein Zauber. Er entleerte einen Teil der Glorie aller Menschen in diesen Ozean. Dann gab Khali sie jenen zurück, denen sie sie geben wollte, wann und wie viel sie wollte. Im Kern war es einfach: eine magische Steuer.

Weil so viele Menschen mit einer Glorie geboren wurden, es ihnen aber an der Fähigkeit oder der Unterweisung gebrach, sie zu benutzen, würden Khalis Favoriten stets über reichlich Macht verfügen – und die Menschen würden niemals wissen, dass man ihnen ihre bloße Lebenskraft raubte. Das erklärte die Vir nicht, aber es erklärte durchaus, warum die Khalidori bei ihrer Anbetung stets Schmerz und Folter benutzt hatten. Khali brauchte das Leiden

nicht, sie brauchte Gläubige, die intensive Gefühle hatten. Intensive Gefühle waren es, die Menschen mit nur einer winzigen magischen Gabe befähigten, ihre Glore Fryden zu benutzen. Folter war einfach die verlässlichste Methode, um Gefühle von der richtigen Intensität auszulösen. Ganz gleich, ob der Folterer und der Gefolterte und die Zuschauer Abscheu, Verachtung, Furcht, Hass, Lust oder Entzücken verspürten, es spielte keine Rolle. Khali konnte all diese Dinge benutzen.

»Meine Seelengeschworenen werden dich jetzt finden, und du wirst sterben«, sagte Khali. »Du hast deine Glore Fryden bereits geleert, nicht wahr?«

»Hinfört mit dir«, erwiderte er.

Sie lachte. »Oh, du bist wirklich gut. Ich denke, ich werde dich behalten.« Dann war ihre Stimme verschwunden, und Solon brach auf den Steinen zusammen. Khali war in Cenaria. Die Ursuuls würden Ferali erschaffen, und die Rebellen würden abgeschlachtet werden. All seine Dienste hier waren umsonst gewesen. Alles, was er soeben erfahren hatte, umsonst. Er hätte schon vor zwölf Jahren nach Hause zurückkehren sollen, nach Seth. Er war gescheitert.

Er öffnete die Augen und sah einen der Seelengeschworenen, die eingehüllt waren in schwere Zobelumhänge; ihre Gesichter waren unkenntlich gemacht hinter ausdruckslosen, schwarzen Masken. Sie besahen sich die Toten entlang der Mauer. Ab und zu blieb einer von ihnen stehen, zog ein Schwert und stieß zu. Anschließend wischten sie die Schwerter ab, damit das Blut nicht auf den Klingen gefror. Sie kamen auf ihn zu. Es gab nichts, was er hätte tun können. Er war gefesselt, und der Horizont war noch kaum grau. Keine Waffen. Keine Magie. Die Vir waren sein einziger Ausweg. Selbst wenn es Selbstmord war, würde er zumindest viele von ihnen mitnehmen können.

Vielleicht konnte er sie überlisten. Wenn er überlebte, könnte er Khali bekämpfen. Sie war nicht unbesiegbar. Sie war keine Göttin. Er hatte gerade mit ihr gesprochen. Er hatte sie verstanden. Er konnte gegen sie kämpfen. Er brauchte lediglich die Macht dazu.

Solon hämmerte das Herz in der Brust. Es war genau das, wovon Dorian gesagt hatte, er selbst würde in Versuchung geführt werden, es zu tun. Solon hatte gedacht, die Versuchungen hätten aufgehört, aber dies war die letzte. Die härteste. Dorian hatte recht. Er hatte in allem recht gehabt.

O Gott ... Herr, wenn du da bist ... Ich verachte mich selbst dafür, dass ich jetzt bete, da ich nichts zu verlieren habe, aber verdammt, wenn du mir einfach

hilfst zu überleben ...

Solons Gebet wurde unterbrochen, als ein schwerer Leichnam auf ihn herabfiel. Solon öffnete den Mund und holte tief Luft. Er atmete gerade aus, als warmes Blut von der Leiche in seinen Mund rann. Es war metallisch und begann bereits zu gerinnen.

Er hätte das Blut beinahe erbrochen, das sich über sein Kinn ergoss, seinen Hals, durch seinen Bart, aber er erstarrte, als er einen Fuß auf einem Stein in der Nähe scharren hörte.

Der Seelengeschworene zog den Leichnam von ihm herunter, aber er ging nicht weiter.

»Sieh dir den an, Kaav«, sagte er mit einem schweren khalidorischen Akzent.

»Noch ein Schreier. Ich liebe es, wenn sie das tun«, erklang eine zweite Stimme. »Muss die Männer ziemlich sauer gemacht haben, hm? Muss einer der Ersten gewesen sein, die den Verstand verloren haben, wenn sie ihn so gefesselt haben.«

Der erste Seelengeschworene trat näher und beugte sich über Solon. Dieser konnte hören, wie der Atem des Mannes durch die Maske auf seinem Gesicht zischte. Der Mann stand da und trat Solon in die Nieren.

Schmerz durchzuckte ihn, aber er gab keinen Laut von sich. Der Mann trat wieder und wieder nach ihm. Beim dritten Mal verriet sein Körper ihn, und Solon spannte die Muskeln an. Es war einfach zu schwer, schlaff dazuliegen.

»Er lebt noch«, sagte der Mann. »Töte ihn.«

Solon sprang das Herz in die Kehle. Es war vorüber. Er musste die Vir ergreifen und sterben.

Warte. Der Gedanke war so ruhig, so simpel und klar, dass er den Eindruck hatte, als käme er von außerhalb seines Körpers.

Solon hielt still.

Sobald ich Stahl höre, werde ich ... Er wusste es nicht. Würde er die Vir ergreifen? Dann würde Khali ihn bekommen.

Der andere Mann grunzte. »Scheiße, meine Klinge ist festgefroren. Ich hätte schwören können, dass ich sie saubergewischt habe.«

»Ah, vergiss es. Bei der Kälte und seinen Blutungen wird er in fünf Minuten tot sein. Wenn er sich aus den Seilen hätte befreien können, hätte er es getan, als Sie durchgekommen ist.«

Und sie gingen davon.

Als Vi erwachte, gefesselt an Handgelenken, Knöcheln, Ellbogen und Knien, war das Erste, was sie sah, eine Frau in mittleren Jahren mit dünnem, ergrauendem braunem Haar, einem klobigen Körper und der Haltung einer Frau, die niemals etwas anderes getragen hatte als praktische Schuhe. Außerdem hatte sie ein rundes, gefurchtes Gesicht und durchdringende Augen. Die Maja starrte sie an. Ein Feuer brannte hinter Vi, und ein kleines Bündel in ihrer Nähe, bei dem es sich wahrscheinlich um Uly handelte, war genauso gefesselt und verschnürt wie sie selbst.

»Fck dich«, sagte Vi. Sie war geknebelt. Nicht mit einem kleinen Knebel aus einem Taschentuch, das man ihr um den Mund geknotet hatte, sondern mit einem richtigen Knebel. Es fühlte sich an, als hätte jemand einen Stein in ein Taschentuch gewickelt, ihr in den Mund gesteckt und dann dünne Lederriemen um ihr ganzes Gesicht gebunden, um zu garantieren, dass sie nicht sprechen konnte.

»Bevor wir anfangen, Vi«, erklärte die Frau, »möchte ich dir etwas sehr Wichtiges sagen. Falls du mir entkommst – was du nicht wirst –, laufe nicht in den Wald. Hast du jemals von dem Dunklen Jäger gehört?«

Vi blickte so finster drein, wie sie das mit halboffenem Mund fertigbrachte, dann kam sie zu dem Schluss, dass sie nichts zu verlieren hatte, wenn sie die alte Frau reden ließ. Sie schüttelte den Kopf.

»Das erklärt vermutlich, warum du Hals über Kopf dem Tod in die Arme gerannt bist«, sagte die Frau. »Ich bin Schwester Ariel Wyant Sa' fastae. Der Dunkle Jäger wurde vor etwa sechshundertfünfzig Jahren von einem Magus namens Ezra erschaffen, dem vielleicht talentiertesten Magus aller Zeiten. Ezra stand im Krieg der Dunkelheit auf der Verliererseite. Er war einer von Jorsin Alkestes' wertvollsten Generälen, die Art Mann, die zu allem fähig zu sein schien, und alles, was er tat, tat er in Superlativen. Entschuldige, das bedeutet, dass er alles hervorragend machte.«

»Ch wß ws ds hst, bld Vtte«, sagte Vi, obwohl es eine Lüge war.

»Was? Vergiss es. Ezra hat eine Kreatur geschaffen, die Magi spüren konnte, und gewisse Arten von Kreaturen, die jetzt ausgestorben sind – Krul, Ferozi, Ferali, Blaemir und was weiß ich noch alles –, wofür du jenen Göttern danken

magst, die du insgeheim anbetest. Er schuf seinen vollkommenen Jäger zu gut, und er konnte ihn nicht beherrschen. Er begann, alle zu töten, die magische Gaben besaßen, und entkam, während Ezra schlief. Schließlich kämpften sie miteinander – natürlich weiß niemand, was geschehen ist, denn niemand war dabei. Aber die magiebegabten Kinder von Torras Bend starben nicht länger, und niemand hat den Dunklen Jäger seither wiedergesehen. Ebenso wenig wie Ezra. Doch was immer Ezra tat, er hat den Dunklen Jäger nicht umgebracht. Er hat ihn lediglich eingesperrt. Hier. Etwa zehn Schritt nördlich von der Stelle, an der ich bedauerlicherweise dein Pferd töten musste, liegt der erste Zauber. Der Zauber markiert dich für den Tod.

Jeder Magus, jede Maja und jeder Meister, die im Laufe von sechshundert Jahren versucht haben, Ezras Wald zu betreten, sind dort gestorben. Mächtige Magier, die machtvolle Artefakte bei sich trugen, sind gestorben, und diese Artefakte haben ihrerseits weitere Magier angelockt und so weiter. Was immer im Wald geschieht – selbst wenn der Dunkle Jäger ein Mythos ist -, was immer dort geschieht, niemand kommt zurück.« Schwester Ariel hielt inne, dann wurde ihre Stimme hell und freundlich. »Also, wenn du fliehst, geh nicht nach Norden.« Ariel runzelte die Stirn. »Du wirst mir vergeben, wenn ich dies hier nicht richtig mache. Ich habe noch nie zuvor jemanden entführt – im Gegensatz zu dir.«

Scheiße.

»Oh ja, Ulyssandra war recht erpicht darauf, mir alles über dich zu erzählen, Blutjunge.«

Zweifache Scheiße.

»Aber was das betrifft: Du bist kein Blutjunge, Vi. Du bist nicht mal ein Blutmädchen. Oh, es hat welche gegeben, aber was du bist, ist eine *maja uextra kurrukulas*, eine Buschmagierin, eine wilde Magierin –«

»Fck dch! Fck dch!« Vi kämpfte gegen ihre Fesseln an. Es hatte keinen Sinn.

»Oh, du glaubst mir nicht? Ein Blutjunge, Vi, selbst von der weiblichen Variante, kann seine Magie benutzen, ohne zu sprechen. Wenn du also ein Blutjunge bist, warum fliehst du dann nicht?«

Es gab nichts auf der Welt, was Vi so wenig ertragen konnte wie das Gefühl der Hilflosigkeit. Lieber wäre es ihr gewesen, Hu hätte ihr Haar begrapscht. Lieber wäre es ihr gewesen, der Gottkönig hätte sie bestiegen. Sie bäumte sich auf dem Boden auf und zerriss sich die Haut an den Seilen. Sie versuchte zu

schreien. Dabei rutschte ihr ein Teil des Taschentuchs tiefer in den Hals. Sie würgte und hustete, und einen Moment lang dachte sie, sie würde sterben. Dann kam sie wieder zu Atem und lag schlaff da.

Ariel zog die Brauen zusammen. »Das gefällt mir wirklich nicht. Ich hoffe, du wirst es eines Tages begreifen. Ich werde dir den Knebel abnehmen, verstanden? Du kannst nicht von hier fliehen, nicht einmal mit deiner Magie, und das wirst du früher oder später lernen müssen, daher können wir es geradeso gut gleich jetzt klarstellen, um dir so viel Schmerz wie möglich zu ersparen. Aber bevor du gegen mich kämpfst – ich erwarte in der Tat, dass deine ersten Worte Flüche sein werden oder Lügen oder ein Versuch, Magie zu benutzen -, bevor du das also tust, möchte ich dir eine Frage stellen.«

Vis Blicke brannten Löcher in die Frau. Das Miststück. Sollte sie ihr nur diesen Knebel herausnehmen.

»Wer ist der extrem talentierte Vürdmeister, der dich mit diesem Zauber belegt hat?«

Alle Fluchtgedanken lösten sich in Luft auf. Es war ein Bluff. Es musste ein Bluff sein. Aber wie?

Nysos. Was hat der Bastard mir angetan? Es war genau das, was der Gottkönig tun würde: sie mit irgendeinem verfluchten Zauber belegen. Hatte sie sich, als sie im Thronsaal war, nicht etwas in der Art eingebildet? Was war, wenn es keine Einbildung gewesen war?

»Denn dieser Zauber ist wirklich bemerkenswert«, fuhr Schwester Ariel fort. »Ich habe ihn jetzt sechs Stunden lang studiert, während du bewusstlos warst, und ich kann immer noch nicht erkennen, was er bewirkt. Eines weiß ich jedoch: Er ist mit Fallen versehen. Und der Magier – der Zauber trägt definitiv die Spuren eines männlichen Magiers – hat ihn auf einige interessante Arten verankert. Ich gelte unter meinen Schwestern als eine der stärkeren Magae, die während der letzten fünfzig Jahre die Farben errungen hat. Und der Zauber ist zu stark, als dass ich ihn brechen könnte, das war sofort klar. Verstehst du, es gibt magische Gewebe, die man entwirren kann, und solche, die man aufbrechen muss – fórdische Knoten, wenn du so willst. Kennst du fórdische Knoten? Egal. Dieser Zauber hat beides. Die Fallen könnte man vielleicht entwirren. Aber der Kernzauber muss mit äußerster Vorsicht aufgebrochen werden. Auch wenn ich es selbst tun könnte, würde es dir wahrscheinlich dauerhaften geistigen Schaden zufügen.«

»Nn ga.«

»Was? Oh.« Schwester Ariel blieb im Schneidersitz sitzen und murmelte. Die Fesseln fielen von Vis Gesicht. Sie spuckte das Taschentuch aus – es war tatsächlich um einen Stein gewickelt, dieses Miststück! – und atmete. Sie griff nicht nach ihrer magischen Gabe. Noch nicht.

»Der Rest?«, fragte sie und deutete auf ihre anderen Fesseln.

»Hm, tut mir leid.«

»Es ist ein wenig mühsam, mit Euch zu reden, während ich auf der Seite liege.«

»Das leuchtet mir ein. *Loovaeos*.«

Vis Körper wurde in eine aufrechte Position gezogen und rückwärts gegen einen Baum geschoben.

»Also, das ist ein Köder? Ein Bluff über irgendeinen Zauber, mit dem ich belegt bin und den wir nicht werden aufheben können, bis wir die Chantry erreichen – wo es sich zufällig so fügen wird, dass eine Flucht für mich unmöglich sein wird?«

»Ganz richtig.«

Vi schürzte die Lippen. Bildete sie es sich nur ein, oder umgab Ariel ein schwaches Leuchten? »Das ist ein ziemlich guter Köder«, gab sie zu.

»Besser als das, was wir den meisten Mädchen anbieten.«

»Ihr entführt ständig Mädchen?«

»Wie ich bereits sagte, dies ist mein erstes Mal. Im Allgemeinen kommt es nicht zu einer Entführung. Die Schwestern, die Neulinge anwerben, haben zahlreiche Methoden, um überzeugend zu sein. Ich wurde als zu taktlos für solche Arbeit eingeschätzt.«

Welche Überraschung. »Was ist der übliche Köder?«, fragte Vi.

»So zu sein wie die Anwerberinnen, die dazu neigen, schön zu sein, charmant und angesehen, und die – nicht zuletzt – stets ihren Willen durchsetzen können.«

»Und der Haken ist?«, fragte Vi.

»Oh, wir bleiben bei der Fischmetapher?«

»Was?«, fragte Vi.

»Vergiss es. Der Haken sind Dienst und Bevormundung. Es ist wie eine Lehre, sieben bis zehn Jahre des Dienstes, bevor man zu einer vollen Schwester wird. Dann ist man frei.«

Vi war so lange Lehrling gewesen, dass es ihr für zehn Leben reichte. Sie grinste höhnisch. *Lass sie weiterreden. Ich kann geradeso gut so viel wie möglich in Erfahrung bringen.* »Du hast gesagt, ich sei nicht wirklich ein Blutjunge. Ich tue all das, was Blutjungen tun.«

»Du hast Mühe mit der Umarmung der Dunkelheit, nicht wahr?«

»Was?«

»Unsichtbarkeit. Das kannst du nicht, oder?«

Woher wusste sie das? »Das ist nur eine Legende. Sie treibt die Preise in die Höhe. Niemand wird unsichtbar.«

»Ich kann erkennen, dass du eine Menge Zeit darauf verwenden wirst, dir die Dinge aus dem Kopf zu schlagen, von denen du denkst, du wüsstest sie. Wahre Blutjungen können unsichtbar werden. Aber Magier beschäftigen sich nicht mit Unsichtbarkeit. Du müsstest dein Talent dafür buchstäblich in der Haut haben. Unsichtbarkeit erfordert ein so absolutes Körperbewusstsein, dass du praktisch spüren musst, wie das Licht auf deine Haut fällt. Du bist etwas anderes – tatsächlich etwas, das ein hundertachtunddreißig Jahre alter Vertrag verbietet. Die Alitaeri wären, wollen wir sagen, höchst gereizt, wenn wir dich auf diese Weise ausbilden würden. Verstehst du, wenn du einige weitere Dinge meistern würdest, wärest du eine Kriegsmagierin. Oh, du wirst der Sprecherin einige Kopfschmerzen bescheren, das sehe ich schon.«

»Fick dich«, sagte Vi.

Schwester Ariel beugte sich vor und schlug ihr ins Gesicht. »Du wirst höflich mit mir sprechen.«

»Fick dich«, wiederholte Vi ausdruckslos.

»Dann lass uns jetzt etwas klären«, sagte Schwester Ariel und stand auf »*Loovaeos uh braeos loovaeos graakos.*« Vi wurde auf die Füße gerissen. Ihre Fesseln fielen von ihr ab. Ein Dolch flog aus ihrem Bündel und landete zu ihren Füßen.

Vi griff nicht nach dem Messer. Sie nahm sich keine Zeit dafür. Sie formte mit einem Fluchen ihre Magie zu einem titanischen Hieb in Schwester Ariels Magen.

Die Wucht des Schlags riss Schwester Ariel von den Füßen. Sie flog über das Feuer und rutschte durch den Dreck auf der anderen Seite, aber Vi rührte sich nicht. Sie versuchte nicht einmal wegzulaufen. Sie betrachtete ihre herunterhängende Hand.

Es war, als hätte sie auf Stahl geschlagen. Knochen ragten aus ihrer Haut. Ihre Knöchel waren eine blutige Masse. Ihr Handgelenk war gebrochen. Das Gleiche galt für beide Knochen in ihrem Unterarm. Einer davon presste sich von unten gegen die Haut und drohte herauszuspringen.

Schwester Ariel stand auf und schüttelte ihr großes, loses Kleid aus. Staub wogte auf. Schnaubend betrachtete sie Vi, die sich den Arm hielt.

»Du solltest wirklich deine Knochen stärken, bevor du mit deiner Magie zuschlägst.«

»Das habe ich getan«, entgegnete Vi. Sie näherte sich einem Schockzustand. Sie setzte sich hin – oder vielleicht fiel sie auch.

»Dann solltest du keine gepanzerte Maja schlagen.« Ariel schnalzte mit der Zunge, während sie Vis zerstörte Hand betrachtete. »Es scheint, dass du mehr Magie als Verstand besitzt. Keine Bange, das ist durchaus gewöhnlich. Wir wissen, wie wir damit fertig werden können. Die Wahrheit ist, Vi, dass deine Körpermagie untrainiert und damit keiner ausgebildeten Schwester gewachsen ist. Du könntest so viel mehr sein. Weißt du überhaupt, wie man sich selbst heilt?«

Vi zitterte. Sie blickte stumm auf.

»Nun, wenn du deine Hand jemals wieder benutzen willst, ich kann sie heilen. Aber es tut weh, und ich bin langsam.«

Vi hielt ihr ohne ein Wort den Arm hin.

»Nur eine Sekunde. Ich muss Ulys Ohren mit einem Zauber belegen. Anderenfalls werden deine Schreie sie wecken.«

»Ich werde nicht... Ich werde nicht schreien«, schwor Vi.

Wie sich herausstellte, war das eine Lüge.

Logan erstarrte. Zu einer anderen Zeit hätte er vielleicht versucht, alle wieder herunterzuholen und ihren Turm erneut aufzubauen, sobald Gorky fort war, aber er wusste, dass er niemals die Kraft für einen weiteren Versuch aufbringen würde.

»Was geht hier unten vor?«, fragte Gorky scharf

Was? Wir waren ganz leise. Wieso hat er etwas gehört?

Logan presste sich an die Wand, und als er aufblickte, sah er, dass Fin das Gleiche tat, genau wie Lilly, die auf seinen Schultern saß.

Fackellicht fiel durch das Gitter, während Gorky die letzten Meter überwand.

Lilly war nur ein oder zwei Meter von der Stelle entfernt, an der seine Schuhe standen. Wegen des steilen Abfalls der Wände des Lochs unter dem Gitter würde das Licht der Fackel jedoch nicht auf Lilly fallen, solange er nicht näher kam.

Sie hörten Gorkhy schnüffeln, und das Fackellicht bewegte sich, als er sich vorbeugte. Er verfluchte sie. »Tiere. Ihr stinkt noch schlimmer als gewöhnlich.« Götter, er roch Lilly. »Warum wascht ihr euch nicht?«

Dies konnte noch eine Weile so weitergehen. Wenn es ein schlimmer Tag war, würde er seine Blase über ihnen entleeren.

Logan zitterte vor Zorn und Schwäche. Es gab keine Vernunft für einen wie Gorkhy. Man konnte ihn nicht verstehen. Gorkhy gewann nichts, indem er sie quälte, aber er tat es, und er tat es leidenschaftlich gern.

Geh weg. Geh einfach weg.

»Was geht da unten vor?«, fragte Gorkhy. »Ich habe ein Geräusch gehört. Was macht ihr da?«

Die Fackel wurde abermals bewegt, und Licht strich gefährlich nah an der Stelle vorbei, an der Lilly kauerte. Gorkhy ging um das Gitter herum, hielt die Fackel hoch und starrte so tief wie möglich in das Loch hinab. Er bewegte sich zuerst gegen den Uhrzeigersinn, weg von ihnen.

Die Locher waren erstarrt. Keiner von ihnen fluchte oder kämpfte oder redete oder tat überhaupt irgendetwas. Es war unendlich verräterisch. Einzig Natassa bewegte sich. Weg von Logan.

Das Licht schnitt einen Pfad durch das Gitter und beleuchtete Lillys gesamten Kopf

»FAHR ZUR HÖLLE, GORHKY!«, rief Natassa.

Plötzlich bewegte sich die Fackel weg von Lilly. »Wer ist ... aah, es ist mein kleines Mädchen, nicht wahr?«

»Du siehst mein Gesicht, Gorkhy?«, fragte Natassa. Kluges Mädchen. »Das ist das Letzte, was du jemals sehen wirst, denn ich werde dich töten.«

Gorkhy lachte. »Du hast ein ganz schönes Mundwerk, nicht wahr? Aber andererseits hast du mir das ja schon gezeigt, bevor wir dich dort hinuntergeschickt haben, nicht wahr?« Er lachte abermals.

»Fick dich!«

»Das hast du auch schon getan, haha. Du warst das heißeste kleine Ding, das ich seit Jahren hatte. Hast du die übrigen Jungen auch rangelassen? Aber ich war

dein Erster. Den Ersten vergisst man nie. Du wirst mich nie vergessen, oder?« Er lachte erneut.

Logan staunte über Natassas Mut. Sie verhöhnte den Mann, der sie vergewaltigt hatte, nur um ihnen eine Chance zu geben.

»Wie nimmt Lilly es auf? Ich bin mir sicher, dass all diese Jungs lieber dich bumsen würden als diese alte Hure. Wie läufst du denn so, Lilly? Ist der Wettbewerb plötzlich hart geworden? Wo bist du, Lilly?« Er verlagerte abermals das Gewicht und suchte in den Tiefen nach Lilly.

»Ich habe dieses Miststück ins Loch geworfen«, sagte Natassa.

Logan zitterte so heftig, dass er kaum stehen konnte.

»Ohne Scheiß? Du bist eine kleine Wildkatze, wie? Ich wette, du führst sogar unseren jungfräulichen kleinen König in Versuchung, nicht wahr? Hast du sie schon gebumst, König? Ich weiß, Lilly war ein wenig zu rüdig für dich, aber das da ist ein schönes Stückchen Fleisch, hm, König? Wo bist du?«

Von der anderen Seite des Lochs sagte Tatts: »Fick dich«, wobei er in die eigenen Hände sprach. Solchermaßen gedämpft, klang es beinahe wie Logan. Angesichts dieser Geistesgegenwärtigkeit stieg in Logan eine Woge warmer Gefühle für die Locher auf. Götter, sie steckten alle zusammen in dieser Sache, und sie würden auch zusammen hinauskommen.

Gorhky lachte. »Also schön, nun, es hat Spaß gemacht. Ihr lasst es mich wissen, wenn ihr Hunger habt. Ich habe heute Abend ein zusätzliches Steak gegessen, und ich bin so voll, dass ich nicht glaube, dass ich noch einen einzigen Bissen hinunterbekäme.«

Logan hatte keine Kraft mehr. Er wollte aufschreien, so schwach fühlte sein Körper sich an. Er konnte nicht einmal spüren, dass er stand. Er wusste nur, dass er zusammenbrechen würde, falls er versuchte, sich zu bewegen. Sein Körper war in kaltem Schweiß gebadet. Die Welt verschwamm vor seinen Augen.

Einen Moment später hörte Logan keuchende Atemzüge, Atemzüge der Erleichterung.

»Er ist weg«, sagte jemand. Es war Natassa. Sie stand wieder neben Logan, und ihre Augen waren voller grimmiger Tränen. »Halt durch, Logan. Wir haben es fast geschafft.«

Etwas klapperte laut gegen das Gitter.

»Was machst du da?«, zischte Fin. »Lilly, was zur Hölle ...«

»Ich habe es nicht einmal berührt! Ich schwöre es!«, sagte sie.

»Kommt runter!«, rief Logan.

Aber es war zu spät. Sie hörten bereits das Geräusch laufender Schritte, und einen Moment später war Gorkhy über dem Gitter, und Lilly, Fin und Logan wurden vom Licht seiner Fackel voll erfasst. Mit wilder Geschwindigkeit schlug er Lilly das stumpfe Ende seines Speers ins Gesicht. Sie alle brachen zusammen.

Selbst während die Körper auf ihm landeten und ihn auf dem schräg geneigten steinernen Boden beinahe zerquetschten, sah Logan, wie sein Schatz – der Schlüssel, den er monatelang aufgehoben hatte – aus Lillys Hand flog. Er klapperte, als er von dem steinernen Boden aufsprang, glänzte im Licht der Fackel – und fiel ins Loch.

Jede einzelne seiner Hoffnungen, jeder Traum war mit diesem Schlüssel verbunden. Als er im Loch verschwand, nahm er sie alle mit sich.

Eine Sekunde zerbrechlichen Friedens verstrich, während aller Augen dem verschwindenden Schlüssel folgten. Dann begriffen die Locher einer nach dem anderen die neue Realität – die genauso war wie die alte Realität, bevor sie von der Existenz des Schlüssels erfahren hatten. Fin boxte jemanden – es musste Lilly sein, denn als er sich auf die Knie hochzog, hielt er sein Seil in Händen. Dann versetzte er Logan einen Hieb ins Gesicht.

Logan konnte ihn nicht aufhalten. Fin war zu stark; Logan hatte all seine Kraft erschöpft. Er fühlte sich schlaff.

Ein unmenschliches Knurren wurde laut, und eine massige Gestalt warf sich gegen Fin und schleuderte ihn durch die Luft. Er rollte bis dicht an den Rand des Lochs.

Es war Knirscher, und er beugte sich mit gebleckten Zähnen über Logan.

Auf Händen und Füßen kroch Fin davon, weg von Knirscher. Als Knirscher ihm nicht folgte, stand Fin langsam auf.

Logan versuchte, sich hinzusetzen, aber sein Körper verweigerte ihm den Gehorsam. Er konnte sich nicht einmal bewegen. Ihm wurde schwarz vor Augen.

»Ich bekomme die neue Schlampe als Erster«, verkündete Fin.

Mochten die Götter barmherzig sein.

»Du wirst der Erste sein, der stirbt, du Arschloch!«, schrie Natassa. Sie zitterte und hielt den Dolch, als hätte sie keine Ahnung, was sie damit tun

musste.

Die Locher – die verfluchten Tiere! – umringten sie auf drei Seiten. Sie wich an den Rand des Lochs zurück und fuhr mit dem Dolch wild durch die Luft.

Über ihnen lachte Gorkhy. »Süßes Fleisch, Jungs. Süßes Fleisch!«

»Nein«, sagte Logan. »Nein. Knirsch, rette sie, rette sie, bitte.«

Knirscher rührte sich nicht. Er hatte noch immer die Zähne gebleckt und sorgte dafür, dass alle sich von Logan fernhielten.

Natassa sah es. Wenn sie nur auf Logans Seite des Lochs gelangen könnte, würde die Furcht aller anderen vor Knirscher sie fernhalten. Aber Fin sah es ebenfalls. Er formte das Seil zu einem Lasso.

»Du kannst es uns leicht machen, oder du kannst es schwer machen«, sagte Fin und gab mit seinen blutigen Lippen ein schmatzendes Geräusch von sich.

Natassa sah ihn an, den Blick wie gebannt auf das Lasso in seinen Händen gerichtet, als hätte sie den Dolch in ihren eigenen Händen vergessen. Sie schaute über das Loch hinweg und sah Logan in die Augen.

»Es tut mir leid, Logan«, sagte sie. Dann trat sie in das Loch.

Die Locher schrien auf, als sie in die Tiefe stürzte.

»Haltet den Mund und lauscht!«, schrie Gorkhy. »Manchmal kann man hören, wie sie auf dem Boden aufprallen.«

Und die Bastarde, die Tiere, die Ungeheuer, sie hielten den Mund und lauschten, in der Hoffnung, einen Körper unten auf den Felsen aufschlagen zu hören. Doch sie lauschten vergeblich. Die Locher brummelten die üblichen Flüche über verlorenes Fleisch und sahen zu Lilly hinüber. Logans Tränen waren so heiß wie sein Fieber.

»Also, wer zur Hölle ist Logan?«, rief Gorkhy. »König, hat sie mit dir gesprochen?«

Logan schloss die Augen. Was spielte es noch für eine Rolle?

»Es wird Zeit, Fettsack«, sagte Ferl Khalius. »Er ist nicht verrückt genug, um uns hier herüber zu folgen.«

Sie befanden sich auf einer Höhe von gut vierhundert Metern auf dem Berg Hezeron, dem höchsten Berg an der ceuranischen Grenze. Bisher war der Marsch sehr anstrengend gewesen, aber das Wetter fast immer günstig. Es gab zwei Wege über den Berg: über den Pass an einer Seite oder direkt den Hang hinauf und auf der anderen Seite wieder hinunter. Ferl hätte im letzten Dorf beinahe eine Rauferei angezettelt, als er sich erkundigte, welchen Weg ein tapferer Mann, der es eilig hatte, nehmen würde.

Einige der Dorfbewohner behaupteten, dass der direkte Weg niemals eine gute Wahl sei und dass er zu dieser Jahreszeit besonders übel sein würde. Selbst eine dünne Schneedecke oder gefrierender Regen würden diesen Pfad zu einem Selbstmordunternehmen machen. Andere hatten behauptet, dass der Weg über den Hang die einzige Möglichkeit sei, durchs Gebirge zu kommen, bevor die Schneefälle kamen. Wenn man in den Schluchten und Tälern des Weges über den Teufelpass vom Schnee überrascht wurde, bedeutete das den sicheren Tod.

Und Schnee lag in der Luft.

Baron Kirof ging es nicht gut. Er hatte solche Höhenangst, dass er geweint hatte. »Wenn... wenn er verrückt sein müsste, uns zu folgen, was sind wir dann?«

»Menschen, die leben wollen. Ich bin in schlimmeren Bergen als diesen aufgewachsen.« Ferl zuckte die Achseln. »Komm mit oder geh zugrunde.«

»Kannst du mich nicht zurücklassen?« Baron Kirof war jämmerlich. Ferl hatte ihn mitgenommen, weil er nicht wusste, was geschehen würde, wenn er floh. Und er hatte ein Faustpfand gebraucht. Aber vielleicht war es ein Fehler gewesen. Der fette Mann hielt ihn auf.

»Sie wollen Euch lebend. Wenn Ihr hierbleibt, wird dieser Vürdmeister mich vom Fels sprengen. Wenn Ihr bei mir seid, tut er es vielleicht nicht.«

»Vielleicht nicht?«

»Bewegt Euch, Fettwanst!«

Ferl Khalius betrachtete grimmig die dunklen Wolken. Sein Stamm, der der Iktana, war ein Bergstamm. Er war einer der besten Kletterer, die er kannte, aber

er hatte das Klettern nie gemocht. Die Schlacht mochte er. Die Schlacht gab einem das Gefühl, lebendig zu sein. Aber das Klettern war launenhaft, die Berggötter kapriziös. Er hatte einen erfahrenen Mann in den Tod stürzen sehen, der sein Gewicht auf einen Stein verlagerte, der Ferl – der schwerer war – nur einen Moment zuvor noch getragen hatte. In der Schlacht konnte man natürlich von einem verirrten Pfeil getötet werden, aber man konnte kämpfen. Der Tod kam vielleicht trotzdem, doch er würde einen nicht voller Angst vorfinden, während man sich mit schweißfeuchten Fingern an ein Stück Fels klammerte und Gebete in den nächsten Windstoß flüsterte.

Diese vor ihnen liegende Traverse war keinesfalls die schlimmste, die er gesehen hatte. Sie stieg vielleicht dreißig oder vierzig Meter in die Höhe und war über die ganze Strecke schmal, vielleicht einen knappen Meter breit. Ein Meter war verdammt breit. Es war der steile Abgrund, der diesen Meter um so vieles schmaler erscheinen ließ. Das Wissen, dass man, wenn man ausrutschte, absolut keine Chance hatte, sich wieder zu fangen, dass Stolpern den sicheren Tod bedeutete, das machte einem zu schaffen.

Es machte Fettwanst Kirof zu schaffen.

Und Fettwanst war wichtig genug, dass der Gottkönig einen Vürdmeister hinter ihnen hergeschickt hatte.

»Ihr geht als Erster, Fettwanst. Ich übernehme die gesamte Ausrüstung, aber das ist alles an Gnade, was Ihr bekommen werdet.«

Es war keine Gnade. Es war praktische Erwägung. Der Fettwanst würde mit einem Rucksack langsamer werden, und falls er abstürzte, wollte Ferl seine Vorräte nicht verlieren.

»Ich kann das nicht«, sagte Baron Kirof »Bitte.« Schweiß rann ihm über das runde Gesicht. Sein kleiner roter Schnurrbart zitterte wie der eines Kaninchens.

Ferl zog sein Schwert, das Schwert, das zu schützen er so viel gegeben hatte, das Schwert, das ihn zu einem Kriegsfürsten machen würde. Das war alles, was ein Kriegsfürst sich wünschen konnte: ein perfektes Schwert mit Hochlandrunen auf dem Stahl, die Ferl erkannte, aber nicht lesen konnte.

Er gestikulierte mit dem Schwert, ein kleines Achselzucken, das sagte: »Geh ein Risiko bei dem Pfad ein, oder geh dein Risiko mit dem Schwert ein.«

Der Baron starrte auf den Pfad. Er murmelte zu leise vor sich hin, als dass Ferl ihn hätte hören können, aber es klang, als bete er.

Überraschenderweise kam der Fettwanst gut voran. Ferl musste ihn einmal mit der flachen Seite seiner Klinge schlagen, als er erstarrte und nicht mehr weiterwollte. Für solche Mätzchen hatten sie keine Zeit. Wenn sie sich nicht weit genug von dem Vürdmeister wegbewegten, war Ferl tot. Er hatte beschlossen, nach Fettwanst über den Weg zu gehen, weil das die einzige Möglichkeit war, den Mann in Bewegung zu halten, aber es bedeutete auch, dass er jedweder Magie ausgesetzt war, die der Vürdmeister nach ihnen schleuderte. Wenn sie nicht weit genug entfernt waren, um den Vürdmeister dazu zu bringen, sich Sorgen zu machen, dass er den Baron töten könnte, würde alles vorbei sein.

Die Aussicht war atemberaubend. Sie hatten den mittleren Teil der gefährlichen Querung hinter sich gelassen und konnten fast bis in die Unendlichkeit blicken. Ferl glaubte, Cenaria-Stadt sehen zu können, weit im Nordwesten. Das ließ es so scheinen, als seien sie kaum vorangekommen. Aber Ferl interessierte sich nicht für die wolkenlosen Weiten im Norden. Er interessierte sich für das leise Kribbeln, das er gerade auf der Haut gespürt hatte. Schnee.

Er blickte auf

Der Böenkragen der schwarzen Wolkenwand war direkt über ihnen.

Fettwanst blieb stehen. »Der Pfad wird schmaler.«

»Der Vürdmeister hat den Wald jetzt hinter sich. Wir haben keine Wahl.«

Der Baron schluckte und begann vorwärtszuschlurfen, das Gesicht an den Fels gedrückt, die Arme ausgebreitet.

Hinter ihnen stand der Vürdmeister, die Fäuste in die Hüften gestemmt, zornig da.

Ferl blickte nach vorn.

Nur noch dreißig Schritt und eine einzige weitere schwierige Stelle, wo der Felsvorsprung sich auf einen knappen halben Meter Breite verschmälerte. Fettwanst, der die dünne Luft einsog, war wie erstarrt.

»Ihr könnt das schaffen«, sagte Ferl. »Ich weiß, dass Ihr es könnt.«

Wundersamerweise setzte Fettwanst sich in Bewegung, schlurfend zwar, aber mit Zuversicht, als habe er irgendeinen Quell des Muts in sich gefunden, von dessen Existenz er zuvor nichts gewusst hatte. »Ich schaffe es!«, sagte er.

Und er schaffe es. Er schaffe es an der schmalsten Stelle des Felsvorsprungs vorbei, und Ferl folgte ihm dicht auf den Fersen. Er trat Schotter ins Leere und

versuchte, ihm nicht Gesellschaft zu leisten.

Der Felsvorsprung verbreiterte sich, und Fettwanst ging weiter, statt zu schlurfen – obwohl der Vorsprung immer noch kaum einen Meter breit war. Er lachte.

Dann flog ein Wirbel von Grün an ihnen vorbei, und der Felsvorsprung vor ihnen explodierte.

Als die eisigen Winde den Rauch wegwehten, öffneten sich die Wolken, und es begann zu schneien. Dicke, fette Flocken wurden vom Wind im Kreis herumgewirbelt. Der Fettwanst und Ferl starteten beide auf die Lücke vor ihnen.

Sie war knapp einen Meter breit, aber sie hatten keinen Platz, um darauf zuzulaufen. Außerdem machte die gegenüberliegende Seite keinen stabilen Eindruck.

»Wenn Ihr das schafft«, sagte Ferl, »werde ich Euch nie wieder Fettwanst nennen.«

»Du kannst mich mal«, erwiderte der Fettwanst – und sprang.

Er landete etwas unsicher auf der anderen Seite, aber er schaffte es.

Ein weiteres Geschoss traf den Fels über Ferls Kopf, und Steinbrocken schnitten ihm das Gesicht auf und regneten auf ihn herab. Er schüttelte den Kopf, um klarer sehen zu können, verlor das Gleichgewicht und fand es wieder, alles binnen eines Augenblicks. Nach zwei Schritten sprang er.

Der Felsvorsprung zerbröselte schneller unter seinen Füßen, als er ihn hinauf kriechen konnte. Er fuchtelte mit den Armen und suchte irgendwo Halt.

Eine Hand ergriff seine. Der Baron riss ihn hinauf, in Sicherheit.

Keuchend krümmte Ferl sich zusammen, die Hände auf die Schenkel gestützt. Nach einem Moment sagte er: »Ihr habt mich gerettet. Warum habt Ihr ... Warum?«

Die Antwort des Barons verlor sich, als der Fels hinter ihnen abermals explodierte.

Ferl musterte den Rest des Vorsprungs. Es waren noch einmal dreißig Schritt, bevor sie um eine Biegung verschwinden würden, sodass der Vürdmeister sie nicht mehr sah. Von hier aus war der Vorsprung anderthalb Meter breiter, zu breit, als dass eins der Geschosse ihn zerstören konnte, aber sie waren trotzdem ungeschützt, und Ferl sollte der Teufel holen, wenn er weiter die Nachhut bildete. Er schob sein Schwert in die Scheide, packte den Baron und drehte ihn um.

»Das ist die einzige Möglichkeit, wie wir da herauskommen können«, sagte er.

»Schon gut«, erwiderte der Baron. »Ich kletterte nicht zurück über diesen Felsvorsprung, und ich habe ohnehin keine Ahnung, was ich in der Wildnis tun sollte. Ich bin dabei.«

Gemeinsam setzten sie sich in Bewegung. Ferl blickte auf seine Füße hinab und dann zu dem Vürdmeister auf der anderen Seite des Hangs. Der junge Mann ließ ein leuchtend grünes Geschoss langsam um seinen Körper kreisen. Er wusste, dass seine Beute dabei war, ihm zu entkommen. Das Geschoss drehte sich immer schneller und schneller.

Ferl zwang den Baron mit einer lautlosen Drohung dichter an den Rand.

Das Geschoss wurde langsamer, und sie konnten sehen, dass der Mund des Vürdmeisters sich bewegte; er stieß unhörbare Flüche aus. Ferl streckte dem Mann in einem stummen Salut den Mittelfinger hin. Einen Moment später ahmte der Baron die Geste lachend nach.

Dann bewegte sich ein Stein unter Ferls Absatz, als er rückwärtstrat. Er rutschte aus und zog Baron Kirof über sich.

Es gab nur eins, was er tun konnte. Er schob den Baron mit aller Kraft auf den Rand zu und brachte sich selbst in Sicherheit.

Er landete auf dem Hintern dicht an der Felswand. Er konnte die Finger des Barons sehen, während er sich am Rand des Felssimses festklammerte. Ferl rollte dicht an den anderen Mann heran und sah dem Baron in die Augen, die jetzt so rund wie Unterteller waren.

»Hilfe!«, rief der Baron.

Ferl rührte sich nicht.

Am Ende war Fettwanst einfach zu fett. Er hielt sich noch einen Moment lang fest, dann konnten seine spindeldürren Arme sein Gewicht nicht länger tragen. Seine Finger rutschten vom Fels ab.

Der Sturz dauerte lange, aber Fettwanst schrie nicht ein einziges Mal. Gemeinsam beobachtete Ferl und der Vürdmeister, wie er den felsigen Gestaden des Todes entgegensegelte.

Auf der anderen Seite des Berges schien das Gesicht des Vürdmeisters immer länger zu werden, je tiefer der Baron stürzte. Der Gottkönig hatte kein Verständnis für Versager.

Ferl rutschte vom Rand weg und um die Biegung herum. Er gratulierte sich,

die Voraussicht besessen zu haben, das Bündel zu behalten.

Das Landgut der Gyres in Havermere hatte sich gewaltig verändert, seit Kylar mit Elene und Uly auf dem Weg nach Caernarvon daran vorbeigekommen war. Damals war das Gut fast verwaist gewesen. Ohne einen Lord, der sie beschützte, waren einige der Bauern weggezogen. Die bevorstehende Ernte und das glückliche Ausbleiben ceuranischer oder lae'knaughtischer Plünderungen waren die einzigen Gründe, warum die Übrigen geblieben waren.

Jetzt quoll das Anwesen aus allen Nähten, und Kylar brauchte nur einen Moment, um den Grund dafür zu erraten. Der Widerstand hatte seinen Stützpunkt nach Havermere verlegt. Sie waren nur einige harte Tagesritte von Cenaria-Stadt entfernt und damit nah genug, um Patrouillen anzugreifen, aber weit genug weg, um zu fliehen, sollte der Gottkönig eine große Streitmacht gegen sie aussenden. Der Reichtum der Ernte und die Mittel des Hauses Gyre – darunter Hunderte der besten Pferde im Land, eine bestens bestückte Waffenkammer und Mauern, die man zumindest gegen jeden verteidigen konnte, der keine Magie benutzte – machten das Anwesen zu einem perfekten Stützpunkt. Kylar fragte sich, ob sie es mit Gewalt eingenommen hatten oder ob der Haushofmeister der Gyres die Armee willkommen heißen hatte.

Als er die Kompanie in der frühmorgendlichen Dunkelheit das erste Mal sah, hielt er inne. Wenn er wollte, konnte er wahrscheinlich verhindern, dass man ihn wahrnahm. Sie hatten ihn vermutlich noch nicht bemerkt, nicht bei diesem Licht, obwohl er keine Ahnung hatte, wie gut ihre Wachposten waren. Schließlich gelangte er zu der Entscheidung, dass er genauso gut herausfinden konnte, was in Havermere vorging. Falls Logan noch lebte und es Kylar gelang, ihn zu retten, wäre dies der Ort, an den sie sich begeben würden. Wenn er Logan wissen lassen konnte, was auf ihn wartete, umso besser.

Trotzdem tarnte er sich, bevor er weiterritt, mit den Zügen Durzos. Es war viel einfacher als die einzige andere Tarnung, die er geschaffen hatte – Baron Kirof -, und wahrscheinlich weniger gefährlich. Die Rebellen, die Baron Kirof kannten, würden ihn töten wollen. Die Rebellen, die Durzo kannten, würden wahrscheinlich so tun, als kannten sie ihn nicht – niemand, der noch ganz bei Verstand war, würde zugeben, einen Blutjungen zu kennen. Und es war besser, als ohne Tarnung hinzugehen.

Ein Kylar Stern, der im Rebellenlager auftauchte, war ein Kylar Stern, der sich ihrer Sache verpflichtete. Außerdem wusste er nicht, ob nicht inzwischen allgemein bekannt war, dass sich hinter dem Namen Kylar Stern ein Blutjunge verbarg. Elene hatte es Lordgeneral Agon erzählt, und Kylar wusste nicht, ob Agon diese Information weitergegeben hatte.

Also versuchte er nun – noch zu Pferd –, das Gesicht Durzos über das eigene zu schieben. Es war nicht einfach, obwohl er Tage – Wochen – mit der Perfektionierung der Tarnung verbracht hatte. Die Probleme waren mannigfaltig.

Man musste sich vor allem genau an das betreffende Gesicht erinnern. Selbst nachdem er Durzo Blint jahrelang angesehen hatte, war dies schwieriger, als Kylar es sich vorgestellt hätte. Nachdem er das Projekt begonnen hatte, hatte er Wochen darauf verwandt, sich genau daran zu erinnern, wie die kleinen Linien an den Winkeln von Durzos Augen sich nach unten zogen. Hatte den Pockennarben, die seine Wangen übersäten, nachgespürt, die Form der Augenbrauen richtig erfasst und die Strähnen seines dünnen Bartes gerade gerückt. Dann, als er gedacht hatte, alles sei perfekt, hatte er begriffen, dass er noch ganz am Anfang stand.

Ein statisches Gesicht war keine Tarnung. Er musste jeden beweglichen Teil seines vorgetäuschten Gesichts mit dem entsprechenden Teil seines echten Gesichts verbinden, sodass es sich fast auf die gleiche Weise bewegte. Fast. Denn selbst nach zehn Jahren, die Durzo ihn großgezogen hatte, und nach Jahren, während derer er kleine Eigenheiten von ihm angenommen hatte, war Kylars Mienenspiel dem von Durzo nicht sonderlich ähnlich. Also blickte das Durzo-Gesicht finster drein, wenn er die Stirn runzelte, fixte, wenn er lächelte, höhnte, wenn er eine Grimasse schnitt, und dazu kamen hundert andere Dinge, die er hinzugefügt hatte, während sie ihm im Laufe langer Stunden durch den Sinn gegangen waren, Stunden, die er darauf verwandte, vor dem Spiegel das Gesicht zu verziehen.

Selbst dann noch war die Tarnung nicht vollständig. Durzo war groß gewesen. Kylar brachte es nur auf eine durchschnittliche Größe. Nachdem er also seine Tarnung aufgebaut hatte, verzerrte er sie um gute fünfzehn Zentimeter in die Länge. Wenn jemand versuchte, Durzo in die Augen zu blicken, schaute er über Kylars Kopf hinweg. Es erforderte eine Menge Disziplin, um sich daran zu erinnern, auf den Hals einer Person zu schauen, damit Durzo ihnen in die Augen sah. Denn er hatte es noch nicht fertiggebracht, seine Tarnung so zu gestalten,

dass er hinsehen konnte, wo er wollte, und Durzos Augen – einen Kopf über seinen – seinem Blick automatisch folgten.

Und natürlich würde die Illusion zerstört werden, sollte irgendjemand versuchen, das Gesicht oder die Schultern zu berühren, die er projizierte. Kylar hatte versucht, die Illusion ätherisch zu machen, sodass etwas, das sie berührte, einfach hindurchglitt. Es hatte nicht funktioniert. Dieses magische Gesicht – oder was immer es war -, war körperlicher Natur. Wenn etwas dickeres als Regen es traf, zerbrach es. Kylar hatte auch die andere Möglichkeit ausprobiert und ihm stärkere Körperlichkeit verliehen, sodass leichte Berührungen auf Widerstand trafen, wie es bei einem echten Gesicht oder echten Schultern der Fall gewesen wäre. Auch das hatte nicht funktioniert.

Alles in allem war es verdammt viel Arbeit für etwas, das sich als eine mittelmäßige Tarnung entpuppte. Jetzt verstand Kylar, warum Durzo Schminke bevorzugt hatte.

Er trieb sein Pferd mit den Fersen an, und sie trabten nach Havermere hinunter.

Die Wachposten schienen nicht überrascht zu sein, ihn aus der Morgendämmerung auftauchen zu sehen, daher war ihre Vorhut vielleicht besser, als er gedacht hatte. »Erklärt, was Ihr hier wollt«, sagte ein kräftig aussehender Junge von nicht einmal zwanzig Jahren.

»Ich bin ein Bewohner Cenarias, aber ich habe während der letzten Jahre in Caernarvon gelebt. Ich habe gehört, dass die Dinge sich größten Teils beruhigt haben. Ich habe Familie in Cenaria, und ich will feststellen, ob es ihr gut geht.« Er sprach schnell, und er hatte wahrscheinlich zu viel erklärt, aber ein nervöser Händler würde wahrscheinlich das Gleiche tun.

»Welches ist Euer Gewerbe?«

»Ich bin Kräuterhändler und Apotheker. Normalerweise würde ich die Gelegenheit nutzen, um einige Kräuter mitzunehmen, aber meine letzte Fracht wurde von Banditen vernichtet. Die Bastarde haben meinen Wagen verbrannt, als sie feststellten, dass kein Gold darin war. Sag mir, wem hat das geholfen? Wie dem auch sei, auf diese Weise komme ich schneller voran.«

»Seid Ihr bewaffnet?«, fragte der junge Mann. Er wirkte jedoch mittlerweile entspannter, und Kylar konnte erkennen, dass er ihm glaubte.

»Natürlich bin ich bewaffnet. Denkst du, ich sei verrückt?«, fragte Kylar zurück.

»In Ordnung. Ihr dürft weiterreiten.«

Kylar begab sich in das Lager, das vor den Toren Havermeres entstanden war. Es war gut organisiert, mit mehreren festen Gebäuden, zahlreichen Zelten und freien Gassen für Fußgänger und Pferde. Aber es wirkte nicht sehr militärisch. Einige der Bauten sahen so aus, als sollten sie über den Winter bestehen bleiben, aber die Befestigungen des Lagers waren lachhaft. Offenbar hatten alle Adligen und ihre persönlichen Wachen auf dem Gutshof der Gyres Quartier bezogen, während die Soldaten und Zivilisten, die ihr Schicksal mit dem der Rebellen verknüpft hatten, hier draußen waren und ihr Bestes taten, um zurechtzukommen.

Kylar betrachtete ein hölzernes Gebäude und versuchte, seinen Zweck zu erraten, als er beinahe einen Mann niederritt, der einen Kneifer trug und auf einen Gehstock gestützt vor ihm her humpelte. Der Mann blickte auf und schien genauso schockiert zu sein wie Kylar.

»Durzo?«, fragte Graf Drake. »Ich dachte, Ihr wärt tot.«

Kylar erstarrte. Es war so gut, Graf Drake lebend zu sehen, dass seine Kontrolle über die Tarnung beinahe ins Wanken geraten wäre. Der Graf wirkte jetzt älter, von Sorgen gezeichnet. Er humpelte, seit Kylar ihn kannte, aber er hatte noch nie zuvor einen Gehstock gebraucht.

»Gibt es einen Ort, wo wir reden können, Graf Drake?« Kylar hinderte sich mit knapper Not daran, ihn Herr zu nennen.

»Ja, ja natürlich. Warum nennt Ihr mich so? Ihr habt mich seit Jahren nicht mehr Graf Drake genannt.«

»Ähm ... Es ist eine Weile her. Wie seid Ihr herausgekommen?«

Graf Drake blinzelte ihn an, und Kylar starrte auf seine Brust und hoffte, dass Durzos Blick dem von Graf Drake begegnete. »Seid Ihr wohlauf?«, erkundigte sich der Graf.

Kylar saß ab, streckte die Hand aus und umklammerte das Handgelenk des Grafen. Der Mann, der die Geste erwiderte, fühlte sich real an, solide, wie Graf Drake sich immer angefühlt hatte. Er war ein Anker, und Kylar war hin und her gerissen zwischen dem Drang, ihm alles zu erzählen, und einer genauso starken Scham, die ihm sagte, er solle es nicht tun.

Die Gefahr, mit Graf Drake zu reden, bestand darin, dass alles so klar wurde, wenn dieser Mann zuhörte. Entscheidungen, die so schwer erschienen waren, wurden plötzlich einfach. Irgendetwas in Kylar scheute davor zurück. Wenn Graf

Drake ihn wirklich kannte, würde er aufhören, ihn zu lieben. Ein Blutjunge hatte keine Freunde.

Graf Drake führte ihn zu einem Zelt etwa in der Mitte des Lagers. Er setzte sich mit offenkundig steifem Bein auf einen Stuhl. »Es ist ein wenig zugig, aber wenn wir dann noch hier sind, werden wir es vor dem Einzug des Winters befestigen.«

»Wir?«, fragte Kylar.

Alle Freude wich aus den Augen des Grafen. »Meine Frau, Ilena und ich. Serah und Magdalyn haben es nicht – haben es nicht geschafft wegzukommen. Serah war eine der Trostfrauen. Wir haben gehört ... Sie hat sich mit ihrem Bettlaken erhängt. Magdalyn ist entweder ebenfalls eine Trostfrau oder eine der Konkubinen des Gottkönigs, nach dem, was wir zuletzt gehört haben. Er räusperte sich. »Die meisten von ihnen halten nicht sehr lange durch.«

Es war also wahr. Kylar hatte nicht gedacht, dass Jarl log, aber er hatte es auch nicht glauben können. »Es tut mir so leid«, sagte er. Worte waren vollkommen ungenügend. Trostfrau. Die grausamste, entwürdigendste Form der Sklaverei, wie Kylar wusste: Mit Magie steril gemacht, bekamen diese Frauen ein Zimmer in den khalidorischen Militäranlagen oder Kasernen, eine Annehmlichkeit für die Soldaten – eine Annehmlichkeit, die Dutzende Mal am Tag beansprucht wurde. Sein Magen krampfte sich zusammen.

»Ja. Es ist eine ... eine offene Wunde«, sagte Graf Drake mit aschgrauem Gesicht. »Unsere khalidorischen Brüder haben sich den schlimmsten Gelüsten überlassen. Bitte, kommt herein. Lasst uns über den Krieg reden, den wir gewinnen müssen.«

Kylar trat ein, aber die Krämpfe in seinem Magen ließen nicht nach. Sie verstärkten sich noch. Als er Ilena Drake sah, die jüngste Tochter des Grafen, die jetzt vierzehn war, zerschmetterte ihn diese Schuld beinahe. Gott, was, wenn sie auch sie gefangen hätten?

»Könntest du uns etwas Ootai kochen?«, bat der Graf seine Tochter. »Ihr erinnert Euch an meine Tochter?«, fragte er Kylar.

»Ilena, nicht wahr?« Ilena war immer sein Liebling gewesen. Sie hatte den hellen Teint und das weißblonde Haar ihrer Mutter und die Neigung ihres Vaters zur Schelmerei.

»Ich freue mich, Euch kennenzulernen«, sagte das Mädchen höflich. Verdammt, sie wurde eine Dame. Wann war das geschehen?

Kylar schaute wieder zum Grafen hinüber. »Nun, was ist Euer Titel oder Eure Position hier?«

»Titel? Position?« Graf Drake lächelte und wirbelte seinen Gehstock auf der Spitze. »Terah Graesin hat Titel in dem Versuch verkauft, Familien auf die Rebellion einzuschwören. Aber wenn es darum geht, tatsächlich etwas zu erledigen, ist sie dankbar für meine Hilfe.«

»Ihr macht Witze.«

»Leider nicht. Das ist der Grund, warum wir noch hier sind – wie lange liegen der Staatsstreich und die Invasion jetzt zurück? Drei Monate? Sie hat nur kleine Plünderzüge gegen Vorratslinien und schlecht verteidigte Vorposten gestattet. Sie fürchtet, dass die Familien sich im Falle hoher Verluste von ihr zurückziehen und dem Gottkönig Gefolgschaft schwören werden.«

»Das ist keine Art, einen Krieg zu gewinnen.«

»Niemand weiß, wie man einen Krieg gegen Khalidor gewinnt. Seit Jahrzehnten hat niemand mehr erfolgreich gegen eine durch Hexer verstärkte Armee gekämpft«, erwiderte Graf Drake. »Es gibt Berichte, nach denen die Khalidori Probleme am Frost haben. Sie hofft, dass die meisten von ihnen nach Hause geschickt werden, bevor die Schneefälle den Weg nach Schreiende Winde blockieren.«

»Ich dachte, wir hätten Schreiende Winde gehalten«, sagte Kylar.

»Das haben wir auch«, bestätigte Graf Drake. »Ich habe sogar Nachricht von meinem Freund Solon Tofusin bekommen, dass wir ihnen ein Zeichen geben sollen, wenn wir bereit sind, in den Krieg zu ziehen. Die Garnison dort hatte die besten cenarischen Truppen im ganzen Reich, allesamt Veteranen.«

»Und?«, hakte Kylar nach.

»Sie sind alle tot. Sie haben sich selbst getötet oder sich niedergelegt und sich von irgendjemandem die Kehle aufschlitzen lassen. Meine Spione berichten, es sei das Werk der Göttin Khali gewesen. Deshalb ist die Herzogin noch vorsichtiger geworden.«

»Terah Graesin«, sagte Ilena, »erledigt den größten Teil ihrer Feldzüge auf dem Rücken.«

»Ilena!«, mahnte ihr Vater.

»Es ist wahr. Ich verbringe jeden Tag mit ihren Kammerfrauen«, bemerkte Ilena mit finsterner Miene.

»Ilena.«

»Tut mir leid.«

Kylar war erschüttert. Es war unmöglich. Götter waren Aberglaube und Wahnsinn. Aber welcher Aberglaube würde Hunderte von Veteranen in den Selbstmord treiben?

Ilena hatte den Blick nicht von Kylar abgewandt, seit er in das Zelt getreten war. Sie sah ihn an, als versuche er, etwas zu stehlen.

»Also, was ist der Plan?«, fragte Kylar, während er einen Becher Ootai von dem stirnrunzelnden Mädchen entgegennahm. Zu spät begriff er, dass er ihn nicht würde trinken können – Durzos Lippen waren am falschen Platz.

»Soweit ich es erkennen kann«, antwortete der Graf gequält, »gibt es keinen. Sie hat von einer großen Offensive gesprochen, aber ich fürchte, sie weiß nicht, was zu tun ist. Sie hat versucht, Blutjungen anzuheuern; vor einigen Wochen gab es hier sogar einen ymmurischen Pirscher – einen fürchterregenden Mann -, aber ich denke, dass sie versucht, sich gute Karten zu verschaffen, das Spiel jedoch nicht machen will. Sie stellt eine Armee zusammen, aber sie weiß nicht, was sie damit anfangen soll. Sie ist ein Geschöpf der Politik, keins des Krieges. Sie hat keine Soldaten in ihrem Kreis.«

»Es hört sich ganz so an, als würde dies die kurzlebigste Rebellion in der Geschichte werden.«

»Hört auf, mir Mut zu machen.« Graf Drake nippte an seinem Ootai. »Also, was führt Euch hierher? Ich hoffe, nicht die Arbeit?«

»Was für eine Art von Arbeit tut Ihr?«, wollte Ilena wissen.

»Ilena, sei still oder lass uns allein«, sagte Graf Drake.

Angesichts ihrer Miene, die gleichzeitig verletzt und verärgert war, hustelte Kylar in seine Hand und wandte den Blick ab, um nicht in Gelächter auszubrechen.

Als er aufsaß, hatte Ilenas Miene sich vollkommen verändert. Ihre Augen waren leuchtend und groß.

»Du bist es!«, rief sie. »Kylar!«

Sie warf sich ihm in die Arme, sodass ihm der zarte Ootai-Becher aus den Händen fiel, und als sie ihn umarmte, zerschmetterte sie die Illusion vollends.

Der Graf schwieg erschrocken. Kylar sah ihn entsetzt an.

»Du großer Esel, nimm mich in den Arm!«, verlangte Ilena.

Kylar lachte und gehorchte ihr. Götter, es fühlte sich gut an – wirklich gut -, umarmt zu werden. Sie drückte ihn so fest an sich, wie sie konnte, und er hob

sie hoch, während er sie umarmte. Er tat so, als drücke er mit aller Kraft zu. Sie drückte ihn noch fester, bis er um Gnade bettelte. Wieder lachten sie – sie hatten sich immer so umarmt –, und er stellte sie auf den Boden.

»Oh, Kylar, das war ein Hammer«, sagte sie. »Wie hast du das gemacht? Kannst du es mir beibringen? Wirst du es tun, bitte?«

»Ilena, lass den Mann atmen«, sagte ihr Vater, aber er grinste. »Ich hätte die Stimme erkennen müssen.«

»Meine Stimme! Oh, verflucht!«, entfuhr es Kylar. Das Verändern seiner Stimme würde entweder großartiger Schauspielerei bedürfen – was über seine Kräfte zu gehen schien – oder noch mehr Magie. Das bedeutete weitere Stunden, die er auf eine einzige Tarnung verwenden müsste. Wann würde er die Zeit dazu finden, das zu tun?

»Nun«, sagte der Graf, steckte seinen Kneifer weg und sammelte die Stücke der zersprungenen Ootai-Tasse auf. »wie es scheint, müssen wir reden. Soll Ilena sich entschuldigen?«

»Oh, schick mich nicht weg, Vater.«

»Ähm, ja«, sagte Kylar. »Bis später, Wirbelwind.«

»Ich will aber nicht gehen.«

Graf Drake warf ihr einen Blick zu, und sie sank in sich zusammen. Sie stampfte mit dem Fuß auf und marschierte hinaus.

Dann waren sie allein. Graf Drake fragte sanft: »Was ist mit dir geschehen, Sohn?«

Kylar knibbelte an einem abgebrochenen Fingernagel, starrte auf einige Splitter der zersprungenen Ootai-Tasse auf dem Boden und blickte überallhin, nur nicht in diese duldsamen Augen. »Denkt Ihr, dass ein Mann sich ändern kann?«

»Absolut«, antwortete Graf Drake. »Absolut, aber im Allgemeinen wird er nur mehr er selbst. Warum erzählst du mir nicht alles?«

Also erzählte Kylar. Alles, angefangen von dem Abend im Haus der Jadwins bis hin zu seinem Treubruch Elene und Uly gegenüber und dem nagenden Schmerz, mit dem dies seinen Magen erfüllte. Schließlich kam er zum Ende. »Ich hätte es aufhalten können«, sagte er. »Ich hätte den Krieg beenden können, bevor er begann. Es tut mir so leid. Mags und Serah wären in Sicherheit, wenn ich Durzo früher getötet hätte ...«

Der Graf rieb sich die Schläfen, während ihm Tränen über die Wangen rannen.

»Nein, Sohn. Hör auf damit.«

»Was hättet Ihr getan?«

»Wenn ich gewusst hätte, dass es Serah und Magdalyn retten würde, wenn ich Durzo ein Messer in den Rücken ramme? Ich hätte ihn erstochen, Sohn. Aber es wäre nicht richtig gewesen. Wenn du kein König oder General bist, ist das einzige Leben, das du für das größere Wohl zu opfern ein Recht hast, dein eigenes. Du hast richtig gehandelt. Jetzt lass uns über diesen kleinen Ausflug in den Schlund reden. Bist du dir sicher, dass die Gerüchte wahr sind?«

»Der Shinga persönlich hat es mir erzählt – und ist dafür gestorben.«

»Jarl ist tot?«, fragte Graf Drake. Es war ein Schlag, das konnte Kylar sehen.

»Ihr wusstet von Jarl?«, fragte Kylar.

»Er hatte mit mir geredet. Er plante einen Aufstand, um uns die Chance zu geben, Ursuuls Kräfte zu spalten. Die Leute glaubten an ihn. Sie liebten ihn. Selbst die Diebe und Mörder begannen zu glauben, dass sie einen neuen Anfang haben könnten.«

»Herr, nachdem ich Logan gerettet habe ...«

»Sag es nicht.«

»... werde ich mich auf die Suche nach Mags machen.«

Das Gesicht des Grafen war abermals grau und hoffnungslos. »Rette Logan Gyre – und rette ihn schnell. Ulana wird es bedauern, dich verpasst zu haben, aber du musst jetzt gehen.«

Kylar erhob sich und nahm wieder Durzos Maske an. Während Graf Drake ihn beobachtete, gewann sein Gesicht ein wenig Leben zurück. »Weißt du, du hast Tricks, die sind wirklich – ein Hammer.«

Sie lachten gemeinsam. »Eine Frage habe ich noch«, sagte Kylar. »Ich habe darüber nachgedacht, dass es vielleicht gut wäre, wenn Gerüchte verbreitet würden, dass Logan noch am Leben sei, bevor er tatsächlich auftaucht. Ich meine, es wird den Leuten etwas geben, worauf sie hoffen können, und das wird es einfacher für ihn machen, Macht aufzubauen, wenn er tatsächlich auftaucht. Soll ich Terah Graesin erzählen, dass er noch lebt?«

»Dafür ist es ein wenig spät«, bemerkte jemand von der Öffnung des Zeltes. Es war Terah Graesin in einem prächtigen grünen Kleid und einem mit neuem Nerz gefütterten Umhang. Sie zeigte ein dünnes Lächeln. »Ah, Durzo Blint, ich habe Euch seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen.«

Im Allgemeinen rief Garoth seine Konkubinen in seine Gemächer, aber manchmal überraschte er sie auch gern. Magdalyn Drake hatte ihn lange Zeit unterhalten, aber wie immer begann sein Interesse zu erlahmen.

Heute Nacht war er Stunden nach Mitternacht erwacht, mit einem infernalischem Verlangen, Kopfschmerzen und einer Idee. Er würde lautlos in Magdalyns Zimmer eindringen und sie grob wecken. Er liebte Magdalyns Schreie. Er würde sie grausam schlagen und sie bezichtigen, sich gegen ihn verschworen zu haben.

Wenn sie flehte und schwor, es sei nicht wahr, wie die meisten angsterfüllten Frauen es tun würden, würde er sie vom Balkon stürzen. Wenn sie ihn verfluchte, würde er sie bumsen und ihrem Trotz das gleiche Maß an Brutalität entgegensetzen, und sie würde noch einen Tag leben. Bevor er fortging, würde er sie zärtlich in den Armen halten und flüstern, dass es ihm leidtue, dass er sie liebe. Anständige Frauen wollten immer etwas Gutes in ihm sehen. Er schauderte erwartungsvoll.

Er streckte die Vir durch die geschlossene Tür aus und hoffte, das gleichmäßige Geräusch ihres Atems im Schlaf wahrzunehmen. Stattdessen spürte er etwas anderes. Sie war wach.

Garoth öffnete die Tür, aber sie bemerkte ihn nicht. Sie saß auf ihrem Bett, der offenen Tür zu ihrem gitterlosen Balkon zugewandt. Sie trug zwar nur ein dünnes Nachtwand, aber sie schien die kalte Luft nicht zu spüren, die durch die offene Tür wehte. Sie wiegte sich hin und her.

Er fluchte laut. Sie reagierte nicht. Er berührte ihre Haut, und auch sie war kalt. Sie musste stundenlang so dagesessen haben.

Andere Konkubinen hatten Wahnsinn geheuchelt, um auf diese Weise seinen Aufmerksamkeiten zu entinnen. Vielleicht war Magdalyn Drake genauso. Garoth schlug ihr ins Gesicht, und sie fiel aufs Bett. Sie schrie nicht auf. Er packte eine Faust voll dunklen Haares und zertrte sie auf den Balkon hinaus.

An dessen gitterloser Kante zog er sie auf die Füße. Er packte ihre Kehle mit einer seiner dicken Hände und schob sie rückwärts, bis ihre Zehen kaum noch die Kante berührten. Seine Finger schlossen sich fast zur Gänze um ihre Kehle. Er gab acht, sie so wenig wie möglich zu würgen, aber wenn er sie losließ,

würde sie fallen.

Endlich klärte sich ihr Blick. Der Schatten des Todes neigte dazu, diese Wirkung auf Menschen zu haben.

»Warum?«, fragte Magdalyn traurig. »Warum tut Ihr das?«

Er sah sie verwirrt an. Die Antwort war so offensichtlich, dass er nicht sicher war, ob er die Frage verstanden hatte. »Es bereitet mir Vergnügen«, sagte er.

Und seltsamerweise – aber Magdalyn Drake war schon immer ein seltsames Mädchen gewesen, das machte einen Teil ihres Reizes aus – lächelte Magdalyn. Sie kam auf ihn zu, aber nicht so, wie eine Frau, die über einem Abgrund baumelte, sich ihrer einzigen Hoffnung auf Leben nähern würde.

Sie küsste ihn. Wenn es Schauspielerei war, war sie verdammt überzeugend. Wenn ihr Geist gebrochen war, war er auf eine faszinierende Weise gebrochen. Magdalyn Drake küsste ihn, und Garoth hätte schwören können, dass ihr Kuss echtes Verlangen verriet. Seine Erregung kam stärker denn je zurück, als sie ihn bestieg und ihre mageren, jungen Beine um seine Taille schlang.

Er dachte daran, sie ins Zimmer zurückzubringen, aber es war unmöglich, volle Kontrolle zu wahren, kurz bevor er mit einer Frau schlief, die vielleicht versuchen würde, ihn zu töten. Sie bedeckte sein Gesicht bis zu den Ohren mit Küssen.

»Ich habe Euch und Neph zugehört«, sagte sie und ließ ihren heißen Atem wieder über sein Ohr streichen.

Normalerweise ließ er seine Konkubinen nicht reden, während er sie bumste, es sei denn, sie verfluchten ihn, aber Garoth wollte diesen zerbrechlichen Wahnsinn nicht zerstören.

Magdalyn küsste ihn abermals, dann zog sie sich zurück. Während sie ihn weiter mit den Beinen umklammert hielt, ließ sie von seinem Hals ab und lehnte sich zurück. Er packte sie an den Hüften, um zu verhindern, dass sie in den Tod stürzte. Mit dem Gesicht nach unten hängend, blickte sie lachend über die Burg und die Stadt unter sich.

Garoth hämmerte der Puls in den Ohren. Es scherte ihn nicht einmal, wer vielleicht zusah. Was auch immer das für eine Art von Wahnsinn war, es war berauschend.

Sie wiegte sich in den Hüften und sagte abermals etwas.

»Was?«, fragte er.

»Lass los«, sagte sie.

Sie schien sich mit den Beinen gut festzuhalten, daher ließ er los, bereit, sie mit den Vir aufzufangen, wenn es sein musste. Er würde dies nicht enden lassen, ohne seinem Vergnügen zu frönen. Nicht jetzt.

Magdalyn zog an ihrem Nachthemd, wo es zwischen ihren Körpern gefangen war, und streifte es ab. Sie warf es über den Rand und lachte abermals, als der zarte Stoff auf die Pflastersteine unter ihr schwebte.

Dann richtete sie sich auf und küsste Garoth erneut, presste ihren jungen Leib an seinen. Sie öffnete grob seine Robe. Dann grub sie sich in ihn hinein und stöhnte, als ihre Haut seine berührte, Wärme auf Wärme in der kalten Nachtluft.

Sie liebte mit den Lippen seinen Hals. »Ich habe Euch über den Nachtengel reden hören«, sagte sie. »Kylar Stern.«

»Hmmm.«

»Ich will, dass Ihr etwas wisst«, flüsterte sie ihm ins Ohr und machte ihn schaudern. Was zur Hölle sagte sie da? »Kylar ist mein Bruder. Er kommt mich holen, du schmutziger Bastard, und wenn ich dich nicht töte, wird er es tun.«

Sie biss mit aller Kraft in seine Halsschlagader und versuchte, sie beide über den Rand zu werfen.

Die Vir reagierten, bevor Garoth es tun konnte, und explodierten an seinem Hals. Sie peitschten aus seinen Gliedmaßen und schleuderten ihn ins Zimmer, während Magdalyn Drake ins Leere hinauswirbelte.

Zitternd stand er da und rief nach Neph.

Der Vürdmeister fand ihn auf dem Balkon, während er auf die zerbrochene Hülle der jungen Frau hinabblickte, die zerschmettert unten im Hof lag.

»Kümmert Euch um sie, Neph. Sagt Trudana, ich erwarte das Beste«, befahl der Gottkönig zutiefst gerührt. »Sie hat einen großen Geist besessen.«

»Soll ich ...« Der Lodricari hüstelte sein unechtes Hüsteln, und Garoth hasste ihn von neuem. »Soll ich eine andere Konkubine hereinschicken?« Er schaute bewusst nicht auf den Beweis von Garoths fortgesetzter Erregung hinab.

»Ja«, sagte Garoth angespannt. *Verflucht seist du, Khali, ja.*

»Wenn Ihr uns entschuldigen wollt, Graf Drake«, sagte Terah Graesin, »ich brauche Euer Quartier.«

Graf Drake humpelte auf seinem Gehstock gestützt hinaus, während mehrere

Wachen draußen vor dem Zelt Position bezogen.

Kylar war noch immer schwindlig. Terah Graesin kannte Durzo. Das bedeutete, dass er sie ebenfalls hätte kennen müssen, und das tat er nicht. Wenn sie Durzo kannte, bedeutete das, dass sie Durzo über seine Arbeit kennengelernt hatte. Das bedeutete, dass sie seine Dienste beansprucht hatte.

»Also«, sagte sie. »Logan lebt. Das ist... wunderbar.« Terah Graesin hatte eine seidige, tiefe Stimme. Es hieß, diese Stimme sei erotisch, aber andererseits war angeblich alles an Terah Graesin erotisch. Kylar sah es nicht. Oh, sie war hübsch. Sie hatte einen breiten Mund, volle Lippen und die Art Figur, die für die Mehrheit der Edelfrauen unerreichbar war, Frauen, die ihre Tage mit nichts Anstrengenderem verbrachten, als den Diensthoten Befehle zu erteilen. Vielleicht lag es daran, dass sie sich ihres guten Aussehens ein wenig zu sehr bewusst war. Sie trug eine Unmenge Schminke – sachkundig aufgetragen und subtil, aber eine Unmenge davon – und hatte sich die Augenbrauen zu winzigen Linien gezupft. Die Wahrheit war, sie benahm sich, als solle er sie bewundern, und das ärgerte ihn ungemein.

Was ihn noch mehr ärgerte, war etwas anderes: Um mit seiner Tarnung in ihre Augen zu blicken, musste er direkt auf ihre zugegebenermaßen kecken Brüste starren. Verdammt, warum waren Brüste so faszinierend?

»Also, wer bezahlt Euch, damit Ihr Logan Gyre rettet?«, fragte sie.

»Ihr erwartet darauf doch nicht wirklich eine Antwort?«, entgegnete Kylar. Die einzige Trumpfkarte, die er ausspielen konnte, war der Umstand, dass Blint dazu geneigt hatte, schroff und heimlichtuerisch zu sein. Wenn sie ihn kannte, würde sie das wissen.

»Master Blint«, sagte sie, nachdem sie anscheinend zu einer Entscheidung gekommen war, aber sie sprach noch immer mit dieser bewusst erotischen Stimme, »Ihr seid der einzige Mann, den ich kenne, der zwei Könige getötet hat. Wie viel muss ich Euch bezahlen, damit Ihr einen dritten tötet?«

»Was?! Ihr wollt, dass ich den Gottkönig töte?«

»Nein. Ich will nur, dass Ihr darauf verzichtet, Logan Gyre zu retten. Ich werde verdoppeln, was immer Euer Auftraggeber Euch bezahlt.«

»Was?«, fragte Kylar. »Warum? Ihr braucht im Augenblick alle Verbündeten, die Ihr bekommen könnt. Logan würde Tausende unter Eure Banner bringen.«

»Das Problem ist ... Nun ja, könnt Ihr ein Geheimnis bewahren, Durzo?«

Sie lächelte.

»Würdet Ihr einem Mörder Eure Geheimnisse anvertrauen?«

»Ich wusste, dass Ihr das sagen würdet!«, rief sie triumphierend und beinahe kichernd. »Dasselbe habt Ihr beim letzten Mal gesagt, erinnert Ihr Euch?«

»Es ist schon ein Weilchen her«, antwortete Kylar, dessen Kehle wie zugeschnürt war.

»Nun, ich bin froh, dass Ihr Euch lange genug daran erinnert habt, um meinen Vater zu töten.«

Kylar blinzelte.

»Verratet mir eins: Habt Ihr es getan, bevor oder nachdem Ihr König Gunder getötet habt?«

»Ich werde dafür bezahlt zu töten, nicht darüber zu reden.« *Götter! Ihr eigener Vater?*

»Und das ist der Grund, warum ich Euch vertrauen kann. Obwohl ich Euch daran erinnern werde, dass ich Euch bereits Geld dafür gegeben habe, mich nicht zu töten – damit Ihr mit mir nicht machen könnt, was ich mit meinem Vater gemacht habe.«

»Natürlich nicht.« Er brauchte eine Sekunde, um sich einen Reim auf ihre Worte zu machen. Sie musste Durzo begegnet sein, als der Blutjunge einen Auftrag für ihren Vater angenommen hatte, Herzog Gordin Graesin. Vielleicht hatte Gordin Durzo beauftragt, König Davin zu töten? Herzog Graesin musste gedacht haben, dass Regnus Gyre nach dem Tod König Davins König werden würde, wodurch Gordins andere Tochter, Catrinna, Königin geworden wäre. Logans Mutter, Catrinna Graesin, war Terahs Halbschwester gewesen, wenn auch um fast zwanzig Jahre älter als Terah.

»Warum Logan also sterben lassen?«, fragte er.

»Weil ich Dinge, die mir gehören, nicht ohne weiteres aufgeben, Durzo Blint. Wie Ihr sehr wohl wisst.«

»Denkt Ihr nicht, dass Ihr vielleicht darüber nachdenken solltet, den Thron den Khalidori abzugeben, bevor Ihr Euch darum kümmert, Eure Verbündeten zu ermorden?«

»Ich brauche keinen Vortrag über Politik. Seid Ihr daran interessiert, Geld zu verdienen, indem Ihr nichts tut, oder wollt Ihr mich zu Eurer Feindin machen? Ich werde eines Tages Königin sein, und Ihr werdet in mir eine unversöhnliche Widersacherin finden.«

»Siebentausend Kronen«, sagte Kylar. »Woher weiß ich, ob Ihr so viel habt? Wenn die Khalidori Euch vernichten, bekomme ich keinen Lohn.«

Sie lächelte. »Nun, das ist der Durzo Blint, an den ich mich erinnere.« Sie zog einen dicken Ring vom Finger, mit einem noch dickeren Rubin darin. »Bitte, bringt ihn nicht zum Pfandleiher. Er hat meinem Vater gehört, und er ist nicht einmal die Hälfte der achttausend wert, die ich Euch dafür geben werde, nachdem ich den Thron bestiegen habe. Einen Bonus werdet Ihr bekommen, wenn Ihr mir einen Beweis für Logans Tod bringt.«

»In Ordnung«, erwiderte Kylar.

»Ich sehe voraus, dass einige meiner Verbündeten in der Zukunft... problematisch werden. Ich werde weitere Aufträge für Euch haben. Das heißt, wenn Ihr Euren Biss nicht verloren habt.«

»Was soll das bedeuten?«

»Als Ihr meinem Ruf vor einem Monat nicht Folge geleistet habt, musste ich mich anderswohin wenden.«

»Ihr werdet niemals jemanden finden, der so gut ist wie ich.« Das zumindest war typisch Durzo Blint.

Terah Graesin fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, und ein plötzlicher Hunger trat in ihre Augen. Kylar erkannte den Ausdruck nicht, aber er gefiel ihm nicht, was immer er besagte. Sie lächelte.

Worauf wartet sie? Dass ich einen Annäherungsversuch mache? Der Augenblick verstrich.

»Nun, dann wünsche ich Euch einen guten Tag«, erklärte sie in einem gelassenen Tonfall, der Kylar nicht verriet, ob er richtiglag oder sich geirrt hatte. Sie trat nah an ihn heran, um ihn auf beide Wangen zu küssen. Dadurch befand sich sein echtes Gesicht auf gleicher Höhe mit ihrer Brust, aber er hatte Glück. Sie beugte sich nicht weit genug vor, um seine echten Lippen mit ihren Brüsten zu berühren oder seine Phantomwange mit den Lippen. Die Illusion blieb unversehrt.

Sobald sie fort war, ergriff er die Flucht. Er sprang auf sein Pferd und ritt in nördlicher Richtung aus dem Lager hinaus, voller Sorge, dass Terah am westlichen Ausgang einen Wachposten haben könnte. Er veränderte seine Tarnung so, dass sich Durzos Gesicht an der gleichen Stelle befand wie sein eigenes, statt darüber, sodass er den Gesichtsausdruck der Wachen sehen konnte. Die Wachen ließen ihn jedoch ohne Fragen passieren, und als er eine Meile weit

geritten war, entspannte er sich ein wenig. Sein Herz hämmerte immer noch, während er darüber nachdachte, was dies für Logan bedeutete. Selbst wenn er seinen Freund aus dem Schlund herausholte, würde der Weg, der vor ihm lag, kein leichter sein. Aber zumindest würde er jetzt wissen, wer seine Feinde waren.

Kylar erreichte einen kleinen Wald, als plötzlich etwas kühl in seinen Gedanken wisperte: ~ *Duck dich.* ~

»Was?«, fragte er laut.

Ein Pfeil durchbohrte Kylar die Brust.

Der Pfeil riss ihn im Sattel zurück, aber sein Pferd ging nichtsahnend weiter. Kylar hustete Blut. Er hatte so viele Fehler gemacht. Durzo hätte ihm seine Unachtsamkeit niemals verziehen. In seiner Wachsamkeit nachzulassen, auf dem Weg zu reiten, obwohl er sich Sorgen gemacht hatte, dass jemand hinter ihm hergeschickt worden sein könnte, sein eigenes Pferd zu nehmen, statt das eines anderen zu stehlen. Es brauchte nur einen Fehler, um den Tod zu finden, und er hatte viele gemacht.

Götter, seine Lunge brannte.

~ *Ich habe dir doch gesagt, du sollst dich ducken.* ~

Eine schattenhafte Gestalt trat hinter einem Baum hervor und griff mit einer Hand nach den Zügeln seines Pferdes. In der anderen hielt sie ein Schwert.

Der Blutjunge ließ seine Schatten los – sie waren nicht annähernd so gut wie die Durzos, ganz zu schweigen von denen Kylars. Es war Scarred Wrangle. »Nun, Hurensohn«, sagte der Blutjunge. »Durzo Blint? Scheiße.«

»Hallo, Ben«, sagte Kylar. Genau, Scheiße. Er hatte die Durzo-Tarnung aufrechterhalten – und wenn er sie auf Durzos Höhe gehalten hätte, hätte Ben Wrangle seinen Pfeil direkt über Kylars Schulter hinweggeschossen.

Es kostete mehr und mehr Anstrengung, die Durzo-Tarnung aufrechtzuerhalten, und Kylar war sich schmerzlich bewusst, dass es wichtig war, das zu tun. Wenn Terah dachte, sie habe Durzo getötet, konnte Kylar immer noch zurückkommen. Dies brachte seine eigenen Probleme mit sich, aber weitaus weniger als die Enthüllung, dass er sowohl Durzo Blint als auch Kylar Stern und unsterblich war.

»Scheiße, Durzo! Ich wusste nicht einmal, dass du es warst. Diese hochnäsige Graesin-Hure sagte: ›Spezieller Auftrag, einfach, ich bezahle dir das Doppelte.‹ Weshalb zur Hölle reitest du auf dem Pfad, D?«

»Ich habe nur ...« Kylar hustete. »Einen Fehler gemacht.«

»Ich schätze, es braucht nur einen einzigen. Scheiße, Kumpel. Ich hätte wenigstens gegen dich gekämpft.«

»Ich hätte dich getötet«, erwiderte Kylar. Plötzliche Panik befahl ihn. Was, wenn dies sein letztes Leben war? Er hatte keine Garantie dafür, dass er zurückkommen würde. Der Wolf hatte es nie erklärt. Götter, er war total verrückt gewesen, als er Baron Kirof für Geld erlaubt hatte, ihn zu töten.

»Wahrscheinlich.« Scarred Wrable fluchte abermals. Er hatte seinen Spitznamen wegen der ungezählten Narben in seinem Gesicht. Nachdem er als Kind von irgendeinem Ort in Friaku nach Cenaria gekommen war, hatte er einige Zeit als Sklave verbracht. Er war einer der wenigen Männer, die aus den Kampfgruben freigekommen waren. »Wie soll ich damit prahlen, Durzo? Ich habe dich gerade mit einem gottverdammten Pfeil erschossen. Das ist keine Methode, den größten Blutjungen der Welt zu töten.«

»Scheint aber durchaus zu funktionieren.« Kylar hustete abermals.

»Scheiße«, sagte Ben angewidert.

»Mach es wieder gut«, murmelte Kylar. Während er hustete, verspritzte er noch mehr Blut. Er hatte vergessen, dass das Sterben so viel Spaß machte.

»Das kann ich nicht tun«, erklärte Wrable. »Es entehrt die Toten. Sie kommen spuken, wenn man das tut.«

»Ich habe wirklich verdammtes Mitleid mit dir«, erwiderte Kylar. Er rutschte aus dem Sattel. Mit einem dumpfen Schlag kam er auf dem Boden auf, und sein Kopf prallte auf die harte Erde, aber was immer er getan hatte, die Tarnung hielt.

Ben runzelte die Stirn. »Moment mal«, sagte er, während er konzentriert nachdachte. Scarred Wrable war niemals der Hellste gewesen. »Du meinst ... du meinst, es würde dir größere Ehre eintragen, wenn die Leute glaubten, du seist in einem heldenhaften Kampf getötet worden?«, fragte Scarred Wrable. Die Idee gefiel ihm. »Du würdest mich das sagen lassen und mich nicht als Geist heimsuchen? Ich schwöre, ich würde dich gut dastehen lassen.«

»Das kommt darauf an«, sagte Kylar. Die Welt um ihn herum wurde bereits weiß. »Wirst du etwas von meinem Leichnam abhacken?« Das wäre typisch für sein Pech. Er würde ohne einen Kopf oder irgendetwas aufwachen. Wie würde das funktionieren? Würde er tatsächlich sterben, wenn jemand seinen Kopf nahm?

»Die Hure wollte einen Beweis.«

»Nimm ihren Ring. Nimm mein Pferd, meine Kleider, was immer du brauchst, aber lass meinen Körper in Frieden. Sag, du seist abergläubisch oder irgendetwas, und du kannst die Geschichte erzählen, wem auch immer du sie erzählen willst. Nur leg meinen Leichnam ...« Kylar verlor den Gedanken. Sein Kopf wurde trüb. Er glaubte zu spüren, wie sein Herz sich abmühte, während Blut in seine Brust quoll.

»Ein akzeptables Angebot. Bist du so weit, Freund?«, fragte Ben.

Kylar nickte.

Ben Wrable ramnte ihm sein Schwert ins Herz.

»Ich habe an dem Gewebe gearbeitet«, sagte Schwester Ariel. »Es ist mit einigen wirklich interessanten Fällen versehen. Wer hat dich noch mal damit belegt?«

»Wie wär's, wenn ich es Euch verrate und Ihr mich gehen lasst?«, erwiderte Vi. *Du bist nicht sehr subtil, nicht wahr, du Miststück von einer Hexe?*

Sie näherten sich wieder dem Weg, nachdem sie einen gewaltigen Umweg um das Rebellenlager in Havermere gemacht hatten. Vi konnte erkennen, dass Schwester Ariel gern in das Lager gegangen wäre, jedoch dachte, dass sie Vi damit eine Chance zur Flucht geben würde.

»Warum gehen wir nach Westen?«, fragte Vi. »Ich dachte, die Chantry läge im Nordosten?«

»Das tut sie auch. Aber ich habe noch immer nicht das erledigt, was zu tun ich ausgeschickt wurde«, antwortete Ariel.

»Und was war das?«, erkundigte sich Uly. Sie saß im Augenblick auf dem Hinterzwiesel hinter Vi, und beide waren mit Magie gefesselt. Vi war froh darüber, dass Uly die Frage gestellt hatte. Schwester Ariel beantwortete Ulys Fragen. Das hatte wahrscheinlich etwas mit Vis wiederholten Fluchtversuchen zu tun, die damit geendet hatten, dass sie beide zerschrammt und gereizt waren.

»Ich will jemand Besonderes rekrutieren, und ich hoffe, im Rebellenlager eine Frau zu finden, die diesen Platz einnehmen kann. Unglücklicherweise traue ich Vi nicht einmal so weit, wie ich sie werfen kann.«

»Das ist ziemlich weit«, bemerkte Uly.

Vi runzelte finster die Stirn. Sie hatte Ariel nicht nur Kratzer zu verdanken, nachdem sie in Domengesträuch gelandet war, hinterher hatte Ariel sie auch noch übers Knie gelegt. Das Leben im Sattel war ein unbehagliches Leben.

»Also gehe ich nicht als jemand Besonderes durch?«, erkundigte sich Vi. »Ihr habt bereits gesagt, ich sei ungemein talentiert. Oder was auch immer.« Sie grinste höhnisch, als sie das sagte, aber sie war neugierig – und seltsamerweise auch ein wenig gekränkt, dass sie den Anforderungen nicht genüge.

»Oh, ihr seid beide etwas ganz Besonderes. Aber keine von euch eignet sich für das, was ich brauche«, entgegnete Ariel. Das Miststück genoss es, sich in

Rätseln auszudrücken.

»Wie meint Ihr das, wir beide?«, hakte Vi nach.

»Ich bringe euch beide in die Chantry, aber keine von euch kann ...«

»Warum bringt Ihr uns beide dorthin?«

Ariel sah Vi verwirrt an. Dann lachte sie. »Uly besitzt magische Gaben, Vi.«

»Was?« Vi konnte es nicht glauben.

»Oh, es ist selten, magiebegabte Frauen zu finden, das will ich nicht bestreiten. Aber wenn nur eine einzige Frau unter tausend magisches Talent besitzt, bedeutet das nicht, dass man unter einer Million Frauen nur zwei beisammen findet, auf die das zutrifft. Versteht ihr?«

»Nein«, antwortete Uly. Vi verstand es ebenfalls nicht.

»Magiebegabte Menschen neigen dazu, sich zueinander hingezogen zu fühlen, selbst wenn keiner der Beteiligten den Grund dafür kennt. Wir finden sie regelmäßig zusammen, was großartig für uns ist ... im Allgemeinen. Vielleicht bist du zu jung für so viel Wahrheit, Ulyssandra, aber diese Anziehung ist wahrscheinlich der einzige Grund, warum eine ansonsten herzlose Mörderin dich nicht ihrem bereits übermäßig strapazierten Gewissen hinzugefügt hat.«

»Ihr meint, sie hätte mich getötet? Hättest du das getan, Vi?«, fragte Uly.

Vi war froh, dass das Mädchen hinter ihr saß, sodass sie die Schuldgefühle nicht sehen konnte, die ihr ins Gesicht geschrieben standen. Warum scherte es sie, was Uly dachte?

»Du kannst es in einem negativen oder in einem positiven Licht betrachten, Ulyssandra«, erklärte Schwester Ariel. »Negativ: Normalerweise hätte sie dich getötet. Positiv: Sie hat es nicht getan – und sie hatte seither viele Gelegenheiten, ihre Meinung zu ändern, und auch das hat sie nicht getan. Man könnte sogar sagen, dass Vi dich mag.«

»Magst du mich, Vi?«, fragte Uly.

»Ich würde dir gern einen Tritt gegen den Kopf verpassen«, antwortete Vi.

»Nimm es nicht zu schwer«, sagte Schwester Ariel. »Aufgrund ihrer Erziehung ist Vi ein ... nun, drücken wir es freundlich aus: Lass sie uns einen emotionalen Krüppel nennen. Sie ist wahrscheinlich kaum in der Lage, zwischen den meisten ihrer Gefühle zu unterscheiden, und sie heißt nur die Gefühle des Zorns, des Ärgers und der Herablassung willkommen, weil sie ihr ein Gefühl von Stärke geben. In der Tat, ich schätze, ihre Beziehung zu dir könnte durchaus die erste positive sein, die sie in ihrem ganzen Leben gehabt

hat.«

»Hört auf damit«, verlangte Vi. Ariel zerschnitt sie in Stücke und verhöhnte die einzelnen Teile.

»Das ist positiv?«, fragte Uly.

»Sie schreckt vor deiner Berührung nicht zurück, Uly. Wenn du mit ihr reitest, ist sie entspannt. Bei allen anderen wäre sie ständig auf der Hut.«

»Ich werde das kleine Biest töten, sobald ich eine Chance dazu bekomme«, knurrte Vi.

»Gefasel«, sagte Ariel.

»Was bedeutet das?«, fragte Uly.

»Es bedeutet Pferdescheiße«, erklärte Vi.

»Also sei einfach weiter nett zu ihr, Uly«, sagte Ariel, ohne Vi zu beachten, »denn es wird sie wahrscheinlich niemand sonst in eurer Anfängerklasse besonders mögen.«

»In *unserer* Klasse?«, fragte Vi. »Ihr steckt mich mit Kindern in dieselbe Klasse?«

Schwester Ariel blickte überrascht drein. »Nun, ja. Und du solltest nett zu Ulyssandra sein, weil ihr Talent größer ist als das deine. Und sie hat keine deiner schlechten Angewohnheiten.«

»Ihr seid ein grausames Miststück«, sagte Vi. »Ich weiß, was Ihr tut. Ihr versucht mich zu brechen, aber ich werde Euch etwas verraten. Nichts kann mich brechen. Ich habe schon alles durchgemacht.«

Schwester Ariel drehte ihr Gesicht der untergehenden Sonne entgegen, die die Baumwipfel eines Wäldchens vor ihnen nachzeichnete. »Das, meine Liebe, ist der Punkt, in dem du dich irrst. Du bist bereits gebrochen, Vi. Du wurdest vor Jahren gebrochen, und dein Geist ist verzerrt verheilt. Und jetzt wirst du wieder gebrochen und versuchst, noch verkrüppelter zu verheilen. Ich werde das nicht zulassen. Ich werde dich noch ein weiteres Mal brechen, wenn ich es tun muss, damit du kein Krüppel mehr zu sein brauchst. Aber ich kann nicht für dich die Entscheidung treffen, wieder heil zu werden. Und ich kann keinen Mangel an Narben versprechen. Aber du kannst eine bessere Frau sein, als du es jetzt bist.«

»Eine Frau, die große Ähnlichkeit mit Euch hat?«, höhnte Vi.

»Oh nein. Du bist leidenschaftlicher, als ich es je war«, erwiderte Schwester Ariel. »Ich fürchte, ich bin selbst emotional ein wenig verkrüppelt. Zu viel Him, sagt man. Ich fühle mich zu wohl mit meinem eigenen Geist. Ich brauchte

niemals auf jemanden zuzugehen. Aber ich wurde so geboren; du wurdest so gemacht. Und du hast recht: Du wirst nicht von mir lernen, was du wissen musst.«

»Wart Ihr jemals verliebt?«, fragte Uly.

Vi fragte sich, woher zum Teufel das kam, aber die Frage musste gut gewesen sein, denn sie traf Schwester Ariel wie eine Schaufel mitten ins Gesicht.

»Hm. Das ist eine... eine sehr gute Frage«, sagte Ariel.

»Er hat Euch für eine Frau verlassen, die nicht so kalt und hässlich war, nicht wahr?«, bemerkte Vi mit einem Anflug von Befriedigung.

Einen Moment lang schwieg Ariel. »Ich sehe, du bist nicht ohne Krallen«, erwiderte sie leise. »Nicht dass ich etwas Geringeres erwartet hätte.«

Uly stach Vi mit den Fingern in die Rippen, um sie zu tadeln, aber Vi ignorierte sie. »Ihr habt also nicht erreicht, was Ihr wolltet. Warum reiten wir nach Westen?«

»Dort lebt eine Schwester. Sie wird sich um euch kümmern, während ich im Rebellenlager nach einer passenden Frau suche.«

»Wonach sucht Ihr denn?«, wollte Uly wissen.

»Wir sollten anfangen, nach einem Platz für unser Lager zu suchen. Es wird dunkel. Sieht so aus, als würden wir es heute Abend nicht bis zu Carissa schaffen«, sagte Schwester Ariel.

»Oh, bitte?«, murmelte Uly. »Es ist noch nicht so dunkel, und wir haben sonst nichts, worüber wir reden könnten.«

Schwester Ariel schien darüber nachzudenken. Dann zuckte sie die Achseln. »Ich suche nach einer Frau mit großem magischem Talent, die ehrgeizig, charismatisch und gehorsam ist.«

»Ehrgeizig und gehorsam? Viel Glück«, sagte Vi.

»Wenn sie bereit wäre, der Sprecherin zu gehorchen, würde sie persönliche Unterweisung bekommen, einen schnellen Aufstieg und eine Menge Aufmerksamkeit und Macht – aber all diese Dinge sind einfach. Das Problem ist, dass sie neu sein muss, weil wir ihrer Loyalität sicher sein müssen, und sie muss verheiratet sein. Eine Frau, deren Ehemann magisches Talent besäße, wäre ein regelrechtes Juwel.«

»Wenn Ihr also diese verheiratete Frau findet, werdet Ihr sie entführen?«, fragte Vi. »Ist das nicht ein wenig riskant?«

»Eine andere Person hätte gesagt, es sei unmoralisch, aber.. nun, eine

wirklich entführte Frau würde nicht mit uns zusammenarbeiten. Idealerweise hätten wir den Mann gern ebenfalls auf dem Gelände. Einfach einer Frau einen Ring an den Finger zu stecken, wird unser Problem nicht lösen. Je dauerhafter und verlässlicher die Ehe ist, umso besser.«

»Warum lasst Ihr es nicht Vi machen?«, fragte Uly. »Sie will ohnehin nicht mit mir und den anderen Zwölfjährigen in einer Klasse sitzen.«

Ariel schüttelte den Kopf. »Glaub mir, ich habe zuerst an sie gedacht, aber sie ist für die Aufgabe vollkommen ungeeignet.«

»Ihr meint, als Schülerin oder als Ehefrau?«, erkundigte sich Vi.

»Beides. Nichts für ungut, aber ich habe Männer gekannt, die mit der falschen Frau verheiratet waren, und sie waren alle unglücklich. Ich bin davon überzeugt, wir könnten jemanden bitten, dich zu heiraten, und wir würden jede Menge Angebote bekommen. Du bist eine schöne Frau, und bei schönen Frauen neigen Männer dazu, nicht mit dem Gehirn zu denken, sondern mit ihrem ...« Sie sah Uly an und räusperte sich. »... mit ihrer unvernünftigen Seite. Selbst wenn wir den richtigen Narren bestechen könnten, und glaubt mir, die Chantry würde es tun – man würde nicht das Glück irgendeines Mannes über das Wohlergehen der Chantry stellen –, selbst dann würde es nicht geschehen. Vi ist nicht vertrauenswürdig. Sie ist nicht gehorsam. Noch ist sie intelligent genug ...«

»Ihr seid wirklich ein Miststück«, unterbrach Vi sie, aber Schwester Ariel beachtete sie nicht.

»Und außerdem würde sie wahrscheinlich versuchen wegzulaufen, was ihre Nützlichkeit für uns zerstören und all unsere bis dahin angestellten Bemühungen zunichtemachen würde. Also, wie ich schon sagte, vollkommen ungeeignet.«

Vi starrte sie hasserfüllt an. Sie wusste, das ganze Gespräch war nur ein raffinierter Plan, um sie niederzumachen, ihr zu erklären, wie unwürdig sie sei, aber die Bemerkung über ihre Intelligenz hatte sie tiefer verletzt als alles andere. So oft man ihr im Leben Komplimente gemacht hatte – Männer taten das häufig, wenn sie versuchten, einem unter die Röcke zu kommen –, und ob die Komplimente nun grob oder poetisch gewesen waren, sie hatten sich immer um ihren Körper gedreht. Sie war klug, verdammt.

Ariel erwiderte ungerührt ihren Blick. Dann schaute sie tiefer.

»Halt!«, sagte sie.

Vi hielt an. »Was?«

Schwester Ariel trieb ihr Pferd unbeholfen an, bis sie es nach einigen

Versuchen dazu gebracht hatte, sich neben das von Vi zu stellen. Sie beugte sich vor und umfasste Vis Gesicht mit beiden Händen.

»Dieser Hurensohn«, sagte Ariel. »Erlaube niemandem, das zu heilen, hast du verstanden? Er ist – Donnerwetter – sieh dir das an. Wenn jemand dies mit Magie berührt, gibt es Gewebe aus Feuer, das rund um alle wichtigen Blutgefäße in deinem Gehirn entfesselt wird. Und es sieht verdächtig danach aus, dass... kannst du dich daran erinnern, irgendwann einmal die Kontrolle über deinen Körper verloren zu haben?«

»Wie meint Ihr das, ob ich mich nassgepinkelt habe?«

»Wenn es geschehen wäre, wüsstest du, was ich meine. Ich werde feststellen müssen, ob Schwester Drissa Nile zurückkommen wird. Sie ist die Einzige, der ich erlauben würde, dies zu berühren.«

»Wer ist das?«, fragte Uly.

»Sie ist Heilerin. Die beste für winzige Zaubergewebe, die ich kenne. Hat einen kleinen Laden in Cenaria, soweit ich das letzte Mal gehört habe.«

»Ihr werdet mir nichts über dieses Zaubergewebe erzählen, das mich angeblich tötet?«, fragte Vi.

»Nicht solange du mir nicht verrätst, wer dich damit belegt hat.«

»Ihr könnt zur Hölle ...«

»Wenn du mich nur noch ein einziges Mal beschimpfst, wirst du es bedauern«, unterbrach Schwester Ariel sie.

Die letzte Strafe war schlimm genug gewesen, und die Befriedigung des Fluchens war so klein, dass Vi ihre Worte hinunterschluckte.

Sie befanden sich bereits in dem Wäldchen, als Vi am Rand des Pfades etwas entdeckte, das teilweise unter Blättern verborgen war, etwas wie dunkles Haar, das im sterbenden Sonnenlicht leuchtete.

Uly folgte ihrem Blick. »Was ist das?«

»Ich denke, es ist ein Leichnam«, sagte Vi. Und dann, als sie den Pfad verließen, um genauer hinzuschauen, jubilierte ihr Herz. Es war in der Tat ein Leichnam – ein Tod, der für sie Leben bedeutete. Er bedeutete Freiheit und einen neuen Anfang. Der Tote war Kylar.

Elene hatte am ganzen Körper Schmerzen. Sie war sechs Tage lang so hart geritten, wie sie nur konnte, und sie hatte es immer noch nicht bis nach Torras Bend geschafft. Ihre Knie schmerzten, ihr Rücken schmerzte, ihre Oberschenkel brannten, und sie hatte den Vorsprung von Uly und Ulys Entführerin noch immer nicht wettmachen können. Sie wusste das, weil sie jeden, dem sie auf der Straße begegnete, fragte, ob er eine Frau und ein Kind gesehen habe, die in hohem Tempo nach Norden ritten. Die meisten hatten nichts gesehen, aber jene, die etwas gesehen hatten, erinnerten sich. Wenn überhaupt, war Elene noch weiter zurückgefallen. Und dabei lag jetzt alles an ihr.

Am vergangenen Tag war sie an den Stadtwachen vorbeigekommen, die nach Caernarvon zurückritten. Die Männer hatten ihr versichert, dass eine Frau, erst recht eine Frau, die mit einem Kind belastet war, nicht schneller geritten sein konnte als sie selbst. Sie hatten es aufgegeben und waren nun auf dem Heimweg. Ein einziger Blick auf ihre Gesichter genügte, und sie wusste, dass sie kein Glück haben würde, sie zu etwas anderem zu überreden. Sie waren müde und hatten wahrscheinlich Befehl, den Lae'knaught nicht in die Quere zu kommen, die sich manchmal so weit nach Osten wagten. Elene ließ sie ziehen. Wichtiger als die Stadtwache war jetzt Kylar. Auch er war hier vorbeigekommen. An einem Punkt hatte er die Entführerin und Uly überholt – denn er hatte nicht nach ihnen gesucht.

Aber sie war inzwischen fast in Torras Bend angelangt. Heute Nacht würde sie in einem Bett schlafen. Baden. Dann würde sie herausfinden, ob die Entführerin auf dem Weg nach Cenaria war, wie sie es vermutete. Und sie würde ein heißes Mahl zu sich nehmen. Elene träumte vor sich hin, als sie die Lae'knaught sah.

Sie versperrten die Straße, die hier südlich von Torras Bend mitten durch ein riesiges Weizenfeld führte. Wenn Elene ihnen ausweichen wollte, würde sie meilenweit nach Osten reiten und das Risiko eingehen müssen, in Ezras Wald zu geraten, in dem es angeblich spukte. Wie die Dinge lagen, war es dafür zu spät. Die Männer hatten sie bereits gesehen, und die Ritter hatten gesattelte Pferde und waren gerüstet, ihr im Zweifelsfall nachzusetzen.

Elene ritt direkt auf sie zu, wobei sie sich plötzlich mit allen Sinnen der

Tatsache bewusst war, dass sie eine Frau und allein unterwegs war. Es waren sechs Männer, alle bewaffnet, und als sie sich näherte, verstellten sie ihr alle den Weg. Über Kettenhemden trugen sie schwarze Wappenröcke mit dem Emblem einer goldenen Sonne: Das reine Licht der Vernunft, das die Dunkelheit des Aberglaubens zurückdrängte. Sie war noch nie einem Lae'knaught begegnet, aber sie wusste, dass Kylar nicht viel von dieser Rasse hielt. Sie gaben vor, nicht an Magie zu glauben, hassten sie aber gleichzeitig. Kylar sagte, sie seien nicht mehr als Schläger. Wenn sie Khalidori wirklich hassten, wie sie behaupteten, wären sie Cenaria zu Hilfe geeilt, als der Gottkönig das Land überfallen hatte. Stattdessen hatten sie wie Geier abgewartet, unter den flüchtenden Cenariern Rekruten angeworben und im Land geplündert.

Einer der stehenden Ritter trat vor. Er hielt seine vier Meter lange Eschenlanze mit einiger Vorsicht. Sie sah zu lang aus, als dass man sie zu Fuß benutzen sollte, aber Elene wusste, dass die Unbeholfenheit der Ritter in dem Moment verschwinden würde, in dem sie aufsaßen. »Halt, im Namen der Bringer der Freiheit des Lichtes«, sagte er. Elene schätzte ihn auf nicht mehr als sechzehn Jahre. Als sie anhielt, trat er weiter vor und griff nach den Zügeln. Sie war sich nicht sicher, weshalb die Männer so nervös waren, dann begriff sie, was sofort augenfällig hätte sein sollen. Als sie eine alleinreisende Frau sahen, sahen sie Verletzbarkeit. Keine normale Frau würde allein reisen, daher konnte sie keine normale Frau sein. Sie musste eine Hexerin sein. Elenes Magen krampfte sich zusammen.

»Was für ein Glück«, sagte Elene und seufzte, als sei sie erleichtert. Beinahe hätte sie gesagt: *Dank sei dem Gott*, aber sie dachte, dass die Lae'knaught auch nicht an Götter glaubten. »Könnt Ihr mir helfen?«

»Was ist denn los? Was habt Ihr allein auf diesen Straßen zu suchen?«, fragte einer der älteren Männer.

»Habt Ihr eine junge Frau gesehen, vielleicht mit rotem Haar, die mit einem kleinen Mädchen reist? Vor vielleicht zwei Tagen? Nein?« Elene sank in sich zusammen, und der plötzliche gequälte Ausdruck auf ihrem Gesicht war echt, auch wenn das Zusammensinken nach den vielen Stunden des Reitens schmerzte. »Ich vermute, sie hätte wohl einen Bogen um Euch gemacht, wenn man bedenkt, was sie ist. Ihr seid sicher, dass Ihr niemanden gesehen habt, vielleicht jemanden, der versuchte, Euch auszuweichen, indem er weiter östlich reiste?«

»Wovon spricht Ihr, junge Dame? Was ist geschehen? Wie können wir helfen?«, fragte der Ritter. Sein veränderter Tonfall sagte Elene, dass er in ihr nicht länger eine Bedrohung sah. Ihre vorgetäuschte Schwäche und Verletzbarkeit hatten Erfolg gehabt.

»Ich komme aus Caernarvon«, sagte Elene. »Wir stammen ursprünglich aus Cenaria, aber wir sind fortgegangen, sobald diese schrecklichen Männer und ihre Hexer das Land überfallen hatten. Wir haben uns ein neues Leben aufgebaut, Uly und ich – Uly ist das kleine Mädchen, mein Mündel. Die Hexer haben ihre Eltern getötet... Wir dachten, in Caernarvon seien wir sicher, aber sie wurde entführt, meine Herren. Ich musste ihr einfach folgen. Die Stadtwache hat mich ein Stück begleitet, aber dann hat sie wieder kehrtgemacht. Ich fürchte, ich werde sie niemals einholen.«

»Es ist nur eine von diesen verdammten Schwestern, die ein Kind entführt hat«, sagte der jüngste Ritter. »In dem Briefstand ...«

»Marcus!«, blaffte der ältere Ritter.

Die Männer sahen einander an, und Elene wurde klar, dass ihre Beinahe-Wahrheiten nicht nur funktioniert hatten, sondern dass sie noch etwas mehr wussten. Die Ritter zogen sich zurück und ließen den jungen Marcus stehen, der unbeholfen ihre Narben betrachtete. Dann begriff er, dass er sie anstarrte, und hüstelte in seine Hand.

Die älteren Ritter kehrten einige Minuten später zurück. Wieder ergriff der älteste das Wort: »Normalerweise würden wir Euch gern zum Unterlord bringen, damit Ihr ihm all das selbst erzählen könnt, aber ich kann erkennen, dass Zeit von größter Bedeutung ist. Tatsächlich würden wir Euch liebend gern begleiten, um zu helfen, aber unser Befehl verlangt von uns, südlich von Torras Bend zu bleiben. Politik. Die Sache ist die, heute Morgen ist ein Bote aufgetaucht. Wir fangen alle Briefe von Chantry-Hexen ab. Nun. Wir haben bereits eine Kopie angefertigt.« Er reichte ihr einen Brief.

»Elene«, stand dort in einer geschwungenen, fließenden Handschrift zu lesen, »Uly ist jetzt in Sicherheit, ich habe sie aus dem Gewahrsam der Frau befreit, die sie Euch genommen hat, aber ich fürchte, ich kann sie nicht nach Hause schicken. Uly besitzt magisches Talent, und sie ist auf dem Weg in die Chantry, wo sie die beste Unterweisung auf der Welt und materielle Vorteile erhalten wird, die alles übersteigen, was Ihr ihr zu bieten hoffen könntet. Mir ist klar, dass Ihr keinen Grund habt zu glauben, dass dieser Brief von mir stammt.

Wenn Ihr wollt, könnt Ihr in die Chantry kommen, um Uly mit eigenen Augen zu sehen oder sie sogar mit nach Hause zu nehmen, sollte das Euer beider Wunsch sein. Sobald sie sicher in der Chantry eingetroffen ist, wird sie Euch schreiben. Ich entschuldige mich, und wenn nicht andere Dinge so drängend wären, würde ich Euch diese Nachricht selbst überbringen. Mit aufrichtigen Grüßen, Schwester Ariel Wyant Sa'fastae.«

Sie musste den Brief noch zwei weitere Mal lesen, bevor sie begreifen konnte, was er bedeutete. Jemand hatte Uly ihrer Entführerin entführt? Uly besaß magisches Talent?

Am Ende änderte der Brief gar nichts. Elene musste trotzdem nach Torras Bend reiten und herausfinden, was die Dorfbewohner wussten. Wenn der Brief der Wahrheit entsprach, würde sie nach Norden und weiter zur Chantry reiten müssen. Wenn nicht, würde sie sich auf den Weg nach Westen machen, nach Cenaria. Trotzdem, die Entführerin konnte nicht gewusst haben, dass Elene ihr folgte. Es war nicht so, als sei sie ihnen irgendwie näher gekommen.

»Verdammte Hexen«, sagte der junge Ritter. »Immer entführen sie kleine Mädchen und wenden sie ab vom Licht, um sie zu etwas zu machen, das größere Ähnlichkeit mit ihnen selbst hat.«

»Marcus!«

Elene war plötzlich erleichtert, dass sie diesen Männern die Wahrheit gesagt hatte. Wenn der Brief ihre Geschichte nicht bestätigt hätte, hätten die Dinge sich ganz anders entwickeln können. »Nein, es ist schon gut«, sagte sie. »Ich werde mich ungeheuer beeilen müssen, wenn ich hoffen will, Uly noch zu finden.«

»Seid vorsichtig«, mahnte der ältere Ritter. »Nicht all diese Dorfbewohner lieben das Licht.«

»Danke für Eure Hilfe«, sagte Elene. Dann ritt sie weiter auf Torras Bend zu, während sich die Gedanken in ihrem Kopf überschlugen.

Wann immer Ariel etwas sah, das sie faszinierend oder verwirrend fand, besaß sie die seltsame Gabe, es sich einzuprägen. Das war während ihrer Studienzeit natürlich ein enormer Vorteil gewesen, denn sie war in der Lage, ganze Kapitel von Schriftrollen vor sich zu sehen und zu finden, was immer sie brauchte.

Jetzt studierte sie aufmerksam Vis und Ulys Gesichter: Vi verriet ungeteilten Jubel, eine Erregung, die vielleicht einzig daher rühren mochte, dass sie Tod sah. Ariel hoffte, dass es das nicht war. Sie hoffte, dass mehr dahintersteckte, dass Vi einen persönlichen Grund hatte, Kylar tot sehen zu wollen. Wenn nicht, würde Vi vielleicht weniger nützlich sein, als sie gedacht hatte. Für den Augenblick ließ sie es dabei bewenden. Sie schob Vis Gesichtsausdruck beiseite, um ihn sich ein andermal genauer anzusehen. Es war Ulys Gesichtsausdruck, der sie wahrhaft fesselte.

Kylar war für das Mädchen eine Vaterfigur gewesen. Uly war ein Kind mit weichem Herzen. Sie war nicht im Labyrinth aufgewachsen oder an einem anderen Ort, an dem sie alltäglich dem Tod begegnet war. Der Anblick ihres Adoptivvaters, dem seine Kleider geraubt worden waren und der tot am Straßenrand lag, hätte sie schockieren sollen. Sie sollte distanziert wirken oder es leugnen – aber sie war neugierig. Hatte sie ihn einfach noch nicht erkannt? Dann veränderte Ulys Gesichtsausdruck sich zu etwas, das Ariel für Glück hielt. Glück? Das konnte gewiss nicht richtig sein. Warum sollte das Mädchen glücklich sein?

Ariel wurde in ihren Überlegungen unterbrochen, als sie begriff, dass der Anblick des toten Kylar auch in ihr selbst Gefühle wachrief. Sie versuchte, sie so schnell wie möglich zu benennen, damit sie sie ablegen und sich wieder der gegenwärtigen Situation zuwenden konnte. Enttäuschung, ja. Sie hatte einen klugen Plan für Kylar gehabt, und jetzt würde er nicht funktionieren. Eine kleine Spur Trauer. Nach allem, was sie über Kylar wusste, war er die Art Mann gewesen, die sie gemocht hätte. Neugier, wie es möglich war, dass ein so fähiger Mann sich hatte töten lassen. Ein wenig Kummer über das, was Uly empfinden würde – *gut, das reicht*. Nachdem sie ihre Gefühle analysiert hatte, schob sie sie beiseite.

Uly blickte auf und sah, dass Ariel sie anstarrte. »Er ist nicht tot«, erklärte

Uly. »Er ist nur verletzt.«

»Mädchen«, sagte Vi. »Ich habe eine Unmenge toter Menschen gesehen. Er ist tot.«

»Er wird sich erholen.«

Es klang so, als leugne sie den Tod ihres Ziehvaters, und Vi wertete es offensichtlich auch so, aber das war es nicht.

Schwester Ariel entrollte die geistige Schriftrolle, um den Ausdruck auf Ulys Gesicht zu untersuchen und seine Veränderung zu betrachten. Neugier, die zu Glück wurde. Uly sah, dass er tot war – seine Blässe verriet, dass er eine beträchtliche Zeit hier gelegen hatte, vielleicht einen Tag lang – aber Uly war nicht überrascht, und sie machte sich keine Sorgen. Warum? Glaubte sie wirklich, dass er sich erholen würde?

Schwester Ariel streckte ihre Magie aus und berührte Kylar, und die Erkenntnis schlug über ihr zusammen – nein, sie wälzte sich über sie hinweg wie eine drei Meter hohe Welle und ließ sie atemlos zurück.

Ihre Magie wurde aus der Luft in Kylars Körper hineingezogen, wurde auf hundert verschiedene Arten kanalisiert, um den Heilungsprozess zu beschleunigen, der bereits in ihm im Gange war.

Die Magie hätte sie verblüfft. Die Magie im Verein mit Ulys Gesichtsausdruck, der besagte, dass sie dies schon früher gesehen hatte und glücklich darüber war – das verriet ihr alles.

Kylar war ein Geschöpf der Legende. Einer Legende, an die keine Schwester glaubte. Bis jetzt.

»Du hast recht, Uly«, sagte Schwester Ariel sanft und sah Vi in die Augen, als wolle sie sie bitten »mitzuspielen«. »Wie wär's, wenn wir unser Lager aufschlagen würden, und du kannst unser Abendessen vorbereiten, während Vi und ich uns um seine Wunden kümmern? Sie und ich verstehen mehr vom Heilen, und du kannst dafür sorgen, dass das Abendessen für ihn bereitsteht, wenn er aufwacht.«

Ariel saß ab und half Uly aus dem Sattel.

»Ich will nicht gehen. Ich will hierbleiben«, protestierte Uly.

»Uly«, sagte Vi. »Du kannst ihm am besten dadurch helfen, dass du das Abendessen zubereitest. Hier wirst du nur im Weg sein.«

»Komm, Kind«, sagte Ariel. Sie führte Uly davon, während Vi von ihrem Pferd stieg und begann, Blätter von Kylars Körper zu ziehen. Ariel drehte sich

um und formte mit den Lippen die Worte »Fang an zu graben«. Vi nickte.

Wenn sie Zeit zum Nachdenken gehabt hätte, hätte Ariel nicht so ein verzweifelter Spiel gespielt. Tausend Faktoren waren im Spiel, einem Spiel, das zu schnell gespielt wurde, als dass sie die Chancen genauer hätte berechnen können.

Sie führte Uly etwa zwanzig Schritt in den Wald hinein, dann fesselte und knettelte sie sie mit Magie und setzte sie auf die gegenüberliegende Seite eines Baumstamms. »Es tut mir leid, Kind. Es ist das Beste so.«

»Mmm!«, machte Uly mit weit aufgerissenen Augen, aber der Laut war weniger als ein Flüstern.

Ariel kam gerade rechtzeitig um den Baum herum, um zu sehen, wie Vi sich auf ihr Pferd schwang und in den Wald davongaloppierte. Ariel schrie und warf einen Ball aus Licht, der an Vi vorbeizischte, aber sie legte keine Hitze in ihren Zauber. Sie würde den Wald nicht in Brand stecken, nur um dem Mädchen einen Schrecken einzujagen. Außerdem hätte sie sie vielleicht versehentlich getroffen.

Binnen weniger Augenblicke verebbte selbst das Geräusch der Hufschläge. Schwester Ariel schüttelte den Kopf und machte keine Anstalten, ihr zu folgen.

So viel zum offensichtlichen Teil des Spiels. Was Vi jetzt tat, war der eigentliche Trumpf. *Viel Glück, Vi. Mögest du zu uns zurückkehren, wenn du bereit bist, dich heilen zu lassen.*

Sie hoffte, dass sie eines Tages vielleicht mit Vi in ihren Gemächern in der Chantry sitzen und darüber lachen würde, was heute geschehen war, aber sie glaubte nicht, dass es dazu kommen würde. Nicht nach dem, was sie gerade getan hatte. Leidenschaftliche Frauen neigten dazu, Frauen wie Schwester Ariel zu hassen. Oder zumindest hassten sie es, auf kalte Weise manipuliert zu werden – aber welche andere Wahl hatte Ariel?

»Und jetzt zu dir«, sagte sie und drehte sich um. »Mein unsterblicher Krieger. Wie funktionierst du?«

»Ich habe dich beim letzten Mal nicht gesehen«, sagte Kylar zu dem Wolf »Ich dachte, ich sei fertig mit dir.« Der Wolf saß auf seinem Thron im Vorraum des Mysteriums, und der Blick seiner leuchtenden gelben Augen lastete schwer auf Kylar. Die unscharfen Geister, die den unscharfen Raum bevölkerten, murmelten

zu leise, als dass Kylar sie hätte verstehen können. Der ganze Ort machte ihn noch immer nervös.

Er konnte den Boden unter seinen Füßen nicht spüren. Er konnte die Geister nicht sehen, wenn er sie direkt anschaute. Konnte nicht erkennen, ob der Raum tatsächlich Wände hatte. Seine Haut kribbelte, aber er hätte nicht sagen können, ob es hier warm oder kalt war. Er konnte nichts riechen. Abgesehen von seiner Stimme hörte er nichts. Er hatte das Gefühl, dass jenseits seiner Wahrnehmung Geräusche waren, Stimmen, das Scharren von Füßen, aber das war nur eine Intuition. Er war körperlos, und irgendwie hatte er einige seiner Sinne mitgenommen, aber nicht alle, und keiner davon war verlässlich. Nur wenige Dinge waren hier klar: der Wolf und die beiden Türen. Eine war aus schlichtem Holz mit einem Eisenriegel, die andere golden mit Licht, das durch die Ränder sickerte.

»Ich war zu wütend, um deinen Anblick zu ertragen«, sagte der Wolf

Er wirkte jetzt nicht viel glücklicher. Kylar fiel nichts ein, was er hätte sagen können. Wütend? Warum?

»Es hat Acaelus fünfzig Jahre gekostet, um es auf drei Tode zu bringen. Du hast es in weniger als sechs Monaten geschafft. Du hast Geld für einen Tod genommen. Geld. War der Preis für diese Ketzerei nicht hoch genug? Wirst du niemals lernen?«, fragte der Wolf

»Wovon redest du?« Kylar konnte spüren, dass die Geister oder was auch immer die körperlosen Leute waren, die sich im Raum drängten, sehr still geworden waren.

»Du machst mich krank.«

»Ich verstehe nicht ...«

Der Wolf hielt einen von Brandnarben bedeckten Finger hoch, und das Gewicht der Autorität des kleinen Mannes war so groß, dass Kylar sofort abbrach.

»Acaelus hat ebenfalls einmal Geld genommen, nach dem Tod seiner ersten Frau. Ich denke, bis dahin glaubte er nicht wirklich an seine Unsterblichkeit. Er hat zweimal Geld genommen und einmal etwas Schlimmeres getan. Danach habe ich ihm gezeigt, was es kostet. Es hat ihn davon abgehalten, wie es dich abhalten sollte. Wenn du darauf bestehst, Leben fortzuwerfen, werde ich dafür sorgen, dass du jeden Tag deines unendlichen Lebens bereust.«

Es war wie ein schlechter Traum: Das missbilligende Tribunal maß ihn an

Anforderungen, die er nicht verstand, und befand ihn für schuldig; dann waren da die drohenden Gestalten, die ihre Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet hatten, die Türen des Gerichts, die Drohung einer Wahrheit, die er nicht ertragen konnte. Er hätte sich geschüttelt, hätte sich in sein Fleisch gekniffen – wenn er denn einen Körper gehabt hätte, den er schütteln oder kneifen könnte. Wenn er nicht genau gewusst hätte, dass er getötet worden war.

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst. Was zur Hölle soll ich tun?«, fragte Kylar voller Bitterkeit. »Wozu bin ich bestimmt?«

Licht blitzte in diesen harten, goldenen Augen auf, und die Welt schob sich zusammen. Die Perspektiven veränderten sich, und Kylar fühlte sich plötzlich unbeholfen. Fett und unkoordiniert, saß er auf einem kleinen Stuhl. Seine Finger waren kurz und dick, und Heulen erfüllte seinen Kopf. Sein Kopf selbst schien beinahe unerträglich schwer zu sein. Er ruderte mit den Armen und begriff, dass er derjenige war, der schrie.

Er war wieder in einem Körper, aber es war nicht seiner. Er war ein Baby. Vor ihm hielt der grauhaarige Mann, ein Riese jetzt, einen Löffel Brei. »WEI-EIT AUFMACHEN!«, gurrte der Wolf und hielt Kylar den Brei vors Gesicht.

Kylar klappte seinen schreienden Mund ruckartig zu.

Wieder blitzte Licht auf, und er war zurück in seinem eigenen Körper.

Der Mann schenkte ihm ein wölfisches Lächeln. »Du bist nichts als ein fettes, unbeholfenes Kind im Land der Riesen. Du schließt den Mund, statt zu essen. Du sprichst, wenn du zuhören solltest. Wozu bist du bestimmt? Jede Antwort, die ich gegeben habe, hast du zurückgewiesen. Warum also sollte ich meine Zeit verschwenden? Du bist so arrogant, wie es dein Meister nur jemals war, und du hast nicht einen Funken seiner Weisheit. Ich finde vieles an dir auszusetzen.«

»Was soll ich machen?«

»Besser. Mach es besser.«

Ein Teil von Ariel wünschte, sie könne verlangsamen, was immer in Kylars Körper geschah. Wie die Dinge lagen, hatte er sich beinahe erholt. Vor ihren Augen wackelte der Pfeil in seiner Brust und begann sich zu verlagern. Dann erzitterte er und erhob sich aus Kylars Körper, als würde er von innen hinausgestoßen.

Mit einem hörbaren Ploppen durchbrach die Pfeilspitze Haut, die um den Schaft herum bereits verheilt gewesen war. Der Pfeil fiel zur Seite, und Ariel ergriff ihn und legte ihn zur späteren Betrachtung in ihr Bündel neben die Goldtafel.

Die Haut über Kylars Herzen, die der Pfeil soeben durchstoßen hatte, wuchs so schnell zusammen, dass sie es beobachten konnte. Binnen Sekunden war die Haut wieder glatt und unvernarbt. Schwester Ariel griff mit ihrer Magie nach ihm, aber sobald sie Kylars Körper berührte, wurde die Magie absorbiert. Ein Beben durchlief ihn, und sein Herz begann zu schlagen. Einen langen Augenblick später hob sich seine Brust, und er hustete heftig, spuckte halb geronnene Klumpen Blut aus der Lunge. Dann verebbte das Husten. Schwester Ariel versuchte zuzusehen, ohne zu berühren, aber die Ströme von Magie flossen so schnell, dass sie sie nicht einmal ansatzweise verstehen konnte. Sie legte eine Hand dicht an seinen Körper, und die Luft dort fühlte sich kalt an. Das Gras unter ihm war verwelkt und weiß.

Es war, als sauge sein ganzer Körper Energie in jeder Form auf und benutze sie, um sich zu heilen. Was würde geschehen, wenn er sich in einem kalten, dunklen Raum befände? Würde die Heilung innehalten? Wie zur Hölle übersetzte er all diese Energie in Magie? Wie machte er es überhaupt und insbesondere bewusstlos?

Götter, das Studium eines solchen Mannes würde den Schwestern vielleicht sogar etwas über das Jenseits verraten. Das war etwas, das sie vor langer Zeit aufgegeben hatten, da sie glaubten, es liege außerhalb des Reiches von Experimenten. Kylar konnte alles verändern.

Sie sammelte Magie in einem weißen Ball in ihren Händen und hielt sie dicht an seinen Körper, um zu beobachten, wie die Magie hineingesaugt wurde wie Wasser durch ein Abflussrohr.

Erstaunlich.

Nun, dies war ein Rätsel, dessen Lösung sie ihr Leben widmen konnte.

Der letzte Rest Magie löste sich in ihren Händen auf, und Kylars Augen öffneten sich flackernd.

Schwester Ariel hob die Hände. »Ich bin nicht hier, um dir wehzutun, Kylar. Erinnerst du dich an mich?«

Er nickte, und sein Blick flog umher wie der eines wilden Tieres. »Was tut Ihr hier? Was ist passiert? Was habt Ihr gesehen?«

»Ich habe dich tot gesehen. Jetzt lebst du wieder. Wer hat dich getötet?«

Kylar schien in sich zusammenzusinken, zu müde oder zu durcheinander, um sich die Mühe zu machen, irgendetwas zu leugnen. »Es spielt keine Rolle. Ein Blutjunge. Nichts Persönliches.«

»Ein Blutjunge wie du und Vi?«

Er stand auf und heuchelte Steifheit. Sie wusste, dass er sie heuchelte, denn sie konnte erkennen, dass er jetzt in absolut perfekter Verfassung war.

»Graakos«, flüsterte sie leise und wappnete sich.

»Was wollt Ihr, Hexe?«, fragte er. Abrupt verschwanden die Fäden der Magie, die sie nach ihm ausgestreckt hatte. Und sie verschwanden nicht nur: Sie wurden auseinandergeweht wie Rauch von einer starken Brise. Er hatte das getan – ihre Magie zerstreut. Seine Augen glitzerten gefährlich. Würde ihre magische Rüstung genauso leicht verschwinden? Zum ersten Mal seit Jahrzehnten drohte Schwester Ariel von einem Mann Gefahr.

»Ich will dir helfen, wenn deine Sache eine gerechte ist«, sagte sie.

»Ihr meint, falls ich Euch meinerseits helfen werde?«

Sie zuckte die Achseln und zwang sich zur Ruhe. »Wie weit reichen deine Kräfte, junger Mann? Weißt du es überhaupt?«

»Warum sollte ich es Euch verraten?«

»Weil ich bereits weiß, dass du tatsächlich Kylar bist. Du bist der Mörder, der ermordet wird. Der unsterbliche Sterber. Wie ist dein richtiger Name? Wie bist du zu dieser Macht gekommen? Wurdest du damit geboren? Was siehst du, wenn du tot bist?«

»Ich hätte Euch meinen Namen nicht nennen sollen, nicht wahr? Ihr übermäßig gebildeten Leute werdet noch mein Tod sein. Oder zumindest mein Verderben.«

Nachdem sie gesehen hatte, wie die Heilung funktionierte, wusste Ariel, dass die Hülle dieses Mannes, sein Körper, sich nicht verändern würde, dass sie in tausend Jahren nicht altern würde. Kylar mochte jahrhundertalt sein, aber ganz gleich, wie sie ihn betrachtete, sie sah hinter diesen kühlen blauen Augen einen jungen Mann. Die Prahlerei eines jungen Mannes, die Unbesiegbarkeit eines jungen Mannes. Er hatte gewiss die Torheit eines jungen Mannes an den Tag gelegt, indem er ihr bereits so viel erzählt hatte. »Wie alt bist du?«, fragte sie.

Er zuckte die Achseln. »Zwanzig, einundzwanzig.«

»Dann befindet sich die Gesellschaft also im Irrtum?«

»Die Gesellschaft?«, wiederholte Kylar.

Verflucht. Wie kann ich bei Vi so subtil sein und so unbeholfen bei diesem Jungen? Sie kannte den Grund jedoch. Sie war es nicht gewohnt, mit Männern umzugehen. Sie hatte zu viel Zeit in klösterlicher Gemeinschaft von Frauen verbracht. Frauen verstand sie. Selbst wenn sie entsetzlich unlogisch sein konnten, hatte sie über die Jahre hinweg doch gelernt einzuschätzen, wann diese Unlogik sich bemerkbar machen würde. Männer waren eine ganz andere Angelegenheit. Es wäre, nun ja, logisch gewesen, dass sie sich in der Gesellschaft von Männern wohler gefühlt hätte, aber das war nicht der Fall. Trotzdem verriet ihr jedes von Kylars Worten ungeheuer viel. Er hatte in Bezug auf sein Alter nicht gelogen. Es fühlte sich wahr an – aber wer kannte sein genaues Alter nicht? Lag es daran, dass er sich nicht daran erinnern konnte, wie lange er schon in dieser Inkarnation lebte? Sie hatte das Gefühl, dass es etwas anderes sein musste. Trotzdem, sie hätte nichts über die Gesellschaft sagen sollen. Jetzt würde sie ihm mehr erzählen müssen. Wenn sie sich weigerte, das zu tun, würde er es genauso halten.

»Siehe, die lange Nacht vergeht, und er ist neu erschaffen.« Diese Gesellschaft«, sagte sie. Kylar rieb sich die Augen, als fühlten sie sich merkwürdig an. Er wirkte überwältigt, was gut war, denn sie wollte nicht erklären, woher sie von der Gesellschaft wusste. »Sie glauben, man kommt von den Toten zurück, und sie hoffen, in Erfahrung zu bringen, wie. Anscheinend ist ihr Glaube gerechtfertigt. Und was mehr könnte ein Mann sich erhoffen, als den Tod zu besiegen?«

»Eine Menge«, blaffte Kylar. »Ich bin unsterblich, nicht unbesiegbar. Es ist nicht immer ein Segen.« Er war noch immer desorientiert. Er sah aus, als bedaure er jedes Wort, das er sagte. Außerdem war der junge Mann nicht dumm. Verwegen vielleicht, aber nicht dumm. »Also, Schwester, was habt Ihr mit mir vor? Mich in Ketten legen und zur Chantry bringen?«

Während er das sagte, spannen seine Worte eine Fantasie für Ariel. Was für eine Versuchung! Oh, sie würde niemals versuchen, ihn mit Magie zu fesseln. Aber sie hatte etwas Besseres als Magie. Sie hatte Uly. Einige Lügen darüber, dass Uly sterben werde, wenn sie nicht sofort zur Chantry gebracht wurde, ein subtiler Zauber, damit Uly sich einige Male übergab, und Kylar würde aus eigenem Antrieb mit ihr kommen. Kylars Existenz würde den meisten Mitgliedern der Schwesternschaft verborgen bleiben. Einzig Istariel würde von

ihm erfahren. Ariel wollte den Mann studieren.

Oh, was für eine Herausforderung! Das reine intellektuelle Rätsel. Das Ausmaß der magischen Komplexität! Es war berauschend. Sie würde Teil von etwas Großem sein. Kylar würde kein schlechtes Leben führen. Sie würden ihn mit allem versorgen, worum er bat. Das beste Essen, das beste Quartier, Training mit den Schwertmeistern, Besuche bei Uly, was auch immer sie ihm an Unterhaltung bieten konnten, und zweifellos würden sie neugierig sein, ihn sich mit Schwestern paaren zu lassen, um festzustellen, welche Gaben seine Nachkommen hatten. Um seinetwillen würden sie gewiss die attraktivsten Frauen auswählen. Die meisten Männer würden solche Pflichten recht angenehm finden. Er würde haben, was immer er wollte, außer Freiheit. Er war unsterblich! Was bedeuteten ihm schon ein paar Jahrzehnte? Eine einzige Lebensspanne in verhätscheltem Luxus und das Wissen, dass er, indem er es sich wohl ergehen ließ, den Lauf der Geschichte verändern konnte. Er würde Bedeutung und Ziel haben, einfach indem er sich verwöhnen ließ.

Was mochte geschehen, wenn die Schwesternschaft – wenn Ariel selbst – seine Geheimnisse entwirrte? Die perfekte Heilung für jeden Verletzten, ohne Narben. Unsterblichkeit! Wie mächtig würde die Chantry werden, wenn sie entscheiden konnten, wem sie tausend Jahre Jugend schenkten?

Was würde das für die Welt bedeuten?

Sie, Ariel Wyant, hatte endlich ein Rätsel gefunden, das ihrer Gaben würdig war. Nein, kein Rätsel, ein Mysterium. Sie würde ihren Platz in der Geschichte einnehmen als die Frau, die der Menschheit ewiges Leben gegeben hatte. Es war atemberaubend und – wie sie verspätet begriff – beängstigend.

Sie lachte leise. »Ich verstehe jetzt, warum die Gesellschaft mit dir nicht weitergekommen ist. Die Versuchungen sind einfach zu groß, nicht wahr?«

Der junge Mann antwortete nicht. Er schien zu dem Schluss gelangt zu sein, dass alles, was er sagte, ihr nur noch mehr verraten würde. Gleichzeitig hatte sie das Gefühl, dass er dachte, sie wisse Dinge, die er wissen wollte.

»Du hast in Torras Bend gesagt, du seist ein cenarischer Soldat«, fuhr Ariel fort. »Aber es sieht nicht so aus, als wärest du bei den Rebellen. Nach der Länge der Zeit, die dein Körper hier gelegen hat, schätze ich, dass du nicht einmal im Lager haltgemacht hast, um dir Befehle geben zu lassen. Also, Folgendes ist mein Angebot: Du verrätst mir, was du wirklich tust, und ich werde dir helfen. Du bist allein im Wald, in Unterwäsche, in der Kälte, ohne ein Pferd, ohne

Geld und ohne Waffen. Ich bin davon überzeugt, dass es kein Problem darstellt, ohne Waffen zu sein, aber die übrigen Dinge sind gewiss problematisch.«

»Oh, jetzt sind wir also Freunde?«, fragte Kylar und zog eine Augenbraue hoch. »Für mich scheint die Frage darin zu bestehen, warum ich Euch nicht töte, um die Chantry daran zu hindern, von mir zu erfahren.«

»Du bist unsterblich, nicht unbesiegbar«, erwiderte Ariel grinsend. »Wenn es sein muss, könnte ich dich ein Dutzend Mal töten, während ich dich zur Chantry schleife. Keiner von uns weiß, ob ich, indem ich dich mit Magie töte, das delikate Gleichgewicht störe, das dich ins Leben zurückholt, daher wäre das ein Risiko für uns beide, nicht wahr? Natürlich könnte ich dich, nachdem ich dich einmal mit Magie getötet habe, anschließend von Hand töten. Und natürlich könntest du mich töten. Also ist es auch für mich ein Dilemma. Am Ende würde es vielleicht der Lohn meiner Mühe sein, dass ich nur noch einen Beutel Fleisch habe. Du könntest am Ende tot sein. Dauerhaft tot.«

»Wenn Ihr der Chantry von meiner Existenz erzählt, wird jede Schwester auf der Welt nach mir suchen. Für den Rest eines sehr langen Lebens. Vielleicht ist es besser für mich, das Risiko einmal einzugehen, bei einer einzigen Schwester, als mich für alle Ewigkeit mit jedem Flittchen abzulagen, das danach trachtet, sich einen Namen zu machen.«

»Du würdest mich also kaltblütig ermorden?«, fragte sie.

»Nennt es präventive Selbstverteidigung.«

Sie trat näher an ihn heran und schaute in die kühlen, blauen Augen. Er war ein Blutjunge, ja. Aber war er ein Mörder? Das Traurigste an allem, was er gesagt hatte, war der Umstand, dass er recht hatte. Wenn er Freiheit wollte, wenn ihm Geheimhaltung so kostbar war, sollte er sie töten. Wenn die Chantry von seiner Existenz erfuhr, würden sie niemals Ruhe geben, bis sie ihn hatten. Er war auf einzigartige Weise geeignet, sich ihnen zu entziehen, aber wer wollte schon ein gejagtes Leben leben? Er konnte fünf Jahre oder fünfzig vor ihnen davonlaufen, aber nicht ewig. Die Chantry würde niemals aufgeben. Niemals. Er würde zum größten Ehrgeiz jeder ehrgeizigen Schwester werden, zur größten Prüfung und zum größten vorstellbaren Preis.

Ariel malte sich aus, wie Istariel diesen Mann verhörte. Sie war erschrocken zu sehen, wie hässlich die Szene wurde. Istariel würde Unsterblichkeit wollen – nicht für die Chantry, für sich selbst. Sie würde keine langsame, erprobte Versuchsmethode anwenden. Istariel hasste es, alt zu werden, hasste es, ihre

Schönheit zu verlieren, hasste steife Gelenke und den Geruch des Alterns. Für Istariel würde Kylar ein Hindernis sein, jemand, der ihr trotzte, der sie zum Tode verurteilte, indem er sich weigerte, seine Geheimnisse preiszugeben.

Und was war, wenn sie ihm seine Geheimnisse entrangen? Was für eine Art von Verwaltern der Unsterblichkeit würden die Schwestern sein?

Die Antwort war entmutigend. Wer war rein und weise genug, um zu wissen, wem er ewiges Leben gewähren sollte? Wem konnte man, nachdem man ihm dieses Geschenk gemacht hatte, vertrauen, dass er es nicht missbrauchte?

»Du musst ein guter Mann sein, Kylar«, sagte sie leise. »Lass dich von deiner Gabe nicht verderben. Ich werde dein Geheimnis nicht mit der Chantry teilen. Zumindest nicht, bevor ich noch einmal mit dir sprechen kann. Ich weiß, du hast keinen Grund, mir zu vertrauen, also hier.« Sie nahm ein Messer aus ihrem Gürtel und reichte es ihm. »Wenn du mich töten musst, tu es.« Sie kehrte ihm den Rücken zu.

Nichts geschah.

Nach einem langen Augenblick drehte sie sich wieder um. »Wirst du mir erlauben, dir zu helfen?«, fragte sie.

Er wirkte erschöpft. »Logan Gyre lebt«, sagte er. »Er ist in der tiefsten Grube des Schlunds, an einem Ort, den man das Arschloch der Hölle nennt.«

»Du denkst, er lebt noch?«

»Vor einem Monat hat er es getan. Wenn er es durch die ersten zwei Monate geschafft hat, hat er den härtesten Teil überstanden. Ich schätze, er weilt noch unter uns.«

»Und du hast die Absicht, ihn zu befreien?«

»Er ist mein Freund.«

Ariel atmete langsam ein und aus, um sich zu fassen. Sie hätte diesem Jungen gern wegen seiner Idiotie gezürmt. Wie konnte er es wagen, den Ka'kari für einen bloßen König in Gefahr zu bringen? »Weißt du, was es bedeuten wird, wenn dein Ka'kari Garoth Ursuul in die Hände fällt? Was das für die Welt bedeuten wird?«, fragte Schwester Ariel. Es mochte schrecklich für die Welt sein, wenn die Chantry Kylars Geheimnisse enträtselte; es würde eine Apokalypse sein, wenn die Khalidori es taten.

»Logan ist mein Freund.«

Ariel biss sich auf die Zunge – buchstäblich. Sollte Istariel jemals erfahren, was sie hier tat, wäre die Ausschließung aus der Chantry Ariels geringste Strafe.

»Nun denn. Also schön.« Sie atmete aus. »Ich werde dir helfen. Ich denke, ich kann etwas wirklich Besonderes tun. Ich denke, ja. Bitte keine andere Schwester, das zu tun. Es wird nur möglich sein, weil ich bereits so viel in dir gesehen habe. Aber warte. Du musst jemandem für mich einen Brief überbringen.«

»Was tut Ihr da?«, fragte Kylar, als sie sich einen Schnipsel Pergament suchte, etwas daraufkritzelte und den Brief dann magisch versiegelte.

»Entweder du vertraust mir, oder du tust es nicht, Kylar. Wenn du mir nicht vertraust, töte mich. Da du bereits beschlossen hast, das nicht zu tun, kannst du mir logischerweise auch gleich vertrauen.« Er reagierte mit einem Blinzeln auf diesen Wortschwall, aber sie fuhr dennoch fort. »Ich kann dich bis morgen Nacht in die Stadt bringen, vielleicht bis morgen Nachmittag.«

»Es ist ein Dreitagesritt ...«

»Aber du musst mir zwei Dinge versprechen. Versprich mir, dass du zuerst diesen Brief abliefern wirst, und versprich mir, dass du Logan anschließend rettetest. Schwöre es.«

»Was steht in dem Brief?«

»Er ist an eine Heilerin namens Drissa Nile gerichtet, und er handelt nicht von dir. Ereignisse, die du in Bewegung setzen wirst, werden Veränderungen in der Position der Chantry erforderlich machen. Unsere Leute müssen wissen, wie sie reagieren sollen, wenn du Logan Gyre rettetest, verstehst du das?« Es war natürlich nicht die ganze Wahrheit, aber sie würde ihm nicht verraten, dass es in dem Brief größtenteils um ihren klugen Plan für Vi ging, was Kylar durchaus betraf. »Wenn du in die Stadt kommst, nimm eine gewaltige Mahlzeit zu dir und schlafe, solange dein Körper es braucht. Du wirst deine Pläne dann immer noch ein oder zwei Tage früher ins Werk setzen können als ohne meine Hilfe.«

»Moment mal, Moment«, sagte Kylar. »Ich will nicht, dass Logan dort drin auch nur eine Stunde länger verrottet, als notwendig ist, aber warum kümmert es Euch, ob ich ein oder zwei Tage spare?«

Ah, ja. Verwegen, nicht dumm.

»Vi ist vor dir. Sie ist auf dem Weg nach Cenaria.«

»Dieses Miststück! Sie wird ihren Erfolg vermelden, daran besteht kein Zweifel. Moment mal, woher wisst Ihr, wo sie hinwill?«

»Sie ist mit mir gereist.« Schwester Ariel zuckte zusammen.

»Was?!«

»Du musst das verstehen, Kylar. Sie besitzt ungeheures magisches Talent. Ich wollte sie zur Chantry bringen. Sie ist mir, kurz nachdem wir deine Leiche fanden, entkommen. Sie hält dich für tot.« Jetzt kam der heikle Teil. »Jarl ist derjenige, der dir erzählt hat, dass Logan noch lebt?«

»Ja, warum?«

»Hat sie ... hat sie Jarl gefoltert, bevor sie ihn getötet hat?«

»Nein. Sie hat überhaupt nicht mit ihm gesprochen.«

Und der Haken – die Lüge im Wasser liegen zu lassen, als sei man nicht an ihr interessiert, um sie ja nicht zu verführerisch zu machen: »Dann weiß ich nicht, woher sie es wusste, aber sie sagte etwas über den König und ein Loch. Ich denke, sie weiß über Logan Bescheid.«

Kylar erbleichte. Er hatte es ihr abgekauft. Jetzt würde er sich sofort zu Logan begeben, statt zu versuchen, Vi zu töten.

Beim Licht! Schwester Ariel hatte gedacht, dass sie das Studieren liebe. Sie hatte sich in ihrem klösterlichen Leben stets wohlgefühlt. Jetzt verstand sie, warum Schwestern die Chantry verließen, um in der Welt zu arbeiten. So nannten sie es, die Welt, weil die Chantry eine ganz andere Realität war. Ariel dachte, es sei ihr gleichgültig, was in der Welt geschah, dachte, dass Bücher stets faszinierender wären als die schäbige Politik eines schäbigen Königreichs. Aber im Augenblick fühlte sie sich so lebendig. Mit ihren über sechzig Jahren begann sie mit der Zukunft von Menschen zu spielen – und sie genoss es!

»Sie hat nur ein paar Minuten Vorsprung vor mir. Ich kann sie einfangen und jetzt töten! Überlasst mir Euer Pferd!«

»Es ist dunkel, Kylar, du wirst niemals ...« Dumm! Sie hatte wie eine Schwester gedacht, nicht wie ein Meuchelmörder. Und sie hatte ihm gerade einen Grund mehr gegeben, Vi zu töten.

»Ich kann in der Dunkelheit sehen! Gebt mir Euer Pferd!«

»Nein!«, erwiderte sie. *Er kann in der Dunkelheit sehen?*

Binnen eines Augenblicks durchlief Kylar eine Veränderung. In einem Moment war er ein wütender junger Mann, und seine Leidenschaft war so groß, dass er, obwohl er in Unterkleidung in der Kälte stand, immer noch ehrfürchtgebietend aussah. Im nächsten Moment flammte sein ganzer Körper irisierend auf. Das Funkeln ging über das sichtbare Spektrum hinaus in das magische über, und Ariels Augen begannen zu tränen. Als sie die Tränen wegblinzelte, war Kylar vollkommen verwandelt.

An Kylars Stelle stand eine Erscheinung, ein Dämon. Jede Wölbung von Kylars Körper war überzogen mit schwarzem Metall, sein Gesicht eine Maske des Zorns, seine Muskeln übertrieben, aber nicht seine Macht. Ariel begriff, dass sie den Engel der Nacht in seinem ganzen Zorn vor sich sah. Sie verwehrte dem Avatar der Vergeltung seine Chance, Gerechtigkeit zu üben.

Sie stolperte voller Furcht rückwärts und legte eine Hand auf ihr Pferd – ebenso um sich Halt zu verschaffen, wie um das verängstigte Tier daran zu hindern durchzugehen.

»Gebt. Mir. Das. Pferd«, sagte Kylar.

Also tat Ariel das Einzige, was sie tun konnte. Sie griff nach einem Splitter Magie und tötete das Pferd. *Das sind jetzt zwei unschuldige Tiere, die ich für Vi getötet habe.*

Sobald Ariel ihre Magie berührte, setzte Kylar zu einem unmenschlich weiten Sprung in den Wald hinein an. Aber während das Pferd zusammenbrach, ließ sie die Magie frei und hob die Hände.

Sie sah nicht, wie er sich bewegte, aber eine Sekunde später stand Kylar vor ihr, die Spitze ihres Messers zwei Zentimeter von ihren Augen entfernt. Beim Licht! Hatte sie gedacht, dass ihr das hier Spaß mache? Das Spiel mit Schicksalen sah anders aus, wenn es um das eigene ging.

»Warum beschützt Ihr eine Mörderin?«, fragte der schwarz glänzende Dämon.

»Ich versuche, Vi zu erlösen. Und ich lasse nicht zu, dass du sie tötest, bevor ich es versucht habe.«

»Sie verdient keine zweite Chance.«

»Und wer bist du, das zu bestimmen, Unsterblicher? Du bekommst so viele zweite Chancen, wie du willst.«

»Das ist nicht dasselbe«, entgegnete Kylar.

»Ich bitte dich nur, zuerst Logan zu retten. Wenn du meine Hilfe nicht annimmst, wirst du dich glücklich schätzen können, Cenaria noch diese Woche zu erreichen.«

Die düster blickende Maske verschwand in seiner Haut, aber er wirkte immer noch maßlos wütend. »Was muss ich tun?«

Sie lächelte und hoffte, dass er nicht sehen konnte, wie sehr ihr die Knie zitterten.

»Halt deine Hose fest«, sagte sie.

Während sie die letzten Striche Kohlestift um die Augen auftrug, blickte Kaldrosa Wyn lang in den Spiegel. Ich kann das schaffen. Für Tomman.

Sie hätte nicht sagen können, warum, aber sie wollte heute Abend perfekt aussehen. Vielleicht lag es einfach daran, dass die heutige Nacht ihre letzte sein würde. Ihre letzte Nacht als Hure oder ihre letzte Nacht, Punkt.

Das Kostüm war natürlich pure Fantasie. Eine sethische Frau würde auf Deck niemals so etwas tragen, aber für heute Abend war es perfekt. Die Hose war so eng, dass Kaldrosa sie nicht einmal hatte anziehen können, bis Daydra ihr lachend erklärt hatte, dass sie darunter keine Unterwäsche tragen könne. (»Aber man kann ja hindurchsehen!« – »Na und ...?« – »Oh.«) Aus irgendeinem Grund entblößte sie nicht nur ihre Knöchel, sondern auch ihre Waden – entsetzlich! -, während die Bluse genauso eng und durchsichtig war, mit Rüschen an den Handgelenken – lächerlich! – und an dem offenen V, das ihr bis zum Nabel reichte. Knöpfe am Hemd legten die Vermutung nahe, dass man es schließen konnte, aber selbst wenn Kaldrosa das winzige Stückchen Stoff über ihre schlanke Gestalt hätte ziehen können – sie hatte es versucht -, gab es keine Knopflöcher.

Momma K war mit Meister Piccuns Arbeit sehr zufrieden gewesen. Sie beharrte darauf, dass eine spärliche Kleidung erotischer sei als Nacktheit. Heute Abend machte es Kaldrosa nichts aus. Wenn sie rennen musste, wäre sie in dieser Gewandung schwerer zu fassen als in Röcken.

Sie kam ins Foyer, und schon bald traten die anderen Mädchen aus ihren Zimmern. Heute Abend arbeiteten alle, bis auf Bev, die zu große Angst hatte. Bev gab vor, krank zu sein, und blieb die ganze Nacht in ihrem Zimmer. Kaldrosa geriet beinahe in Panik, als sie die anderen Mädchen sah. Sie alle sahen fantastisch aus. Jede Einzelne von ihnen hatte zusätzliche Zeit auf Schminke, Haar und Kleidung verwandt. Beim Speer des Porus! Die Khalidori würden es bemerken. Sie mussten es bemerken.

Ihre Mitbewohnerin, Daydra, die sie mehr als einmal gerettet hatte, indem sie nach Rausschmeißern rief, wenn sie Kaldrosa ihr Kodewort schreien hörte, lächelte sie an. »Nicht schlecht, was?«, sagte Daydra. Sie sah aus wie eine neue Frau. Obwohl kaum siebzehn Jahre alt, war sie vor der Invasion eine erfolgreiche

Prostituierte gewesen, und heute Abend sah Kaldrosa nicht zum ersten Mal, warum sie so gut verdient hatte. Die Frau strahlte. Es scherte sie nicht, ob sie starb.

»Bist du bereit?«, fragte Kaldrosa, obwohl sie wusste, dass es eine dumme Frage war. Ihr Stockwerk würde in nur wenigen Minuten den Kunden geöffnet werden.

»So bereit, dass ich es all meinen Freundinnen in den anderen Bordellen erzählt habe.«

Kaldrosa erstarrte. »Bist du wahnsinnig? Du sorgst dafür, dass wir alle getötet werden!«

»Hast du es denn nicht gehört?«, fragte Daydra leise und mit ernster Miene.

»Was soll ich gehört haben?«

»Die Bleichen haben Jarl getötet.«

Alle Luft wich mit einem Zischen aus Kaldrosas Lunge. Wenn sie noch eine winzige Hoffnung für die Zukunft gehabt hatte, dann wegen Jarl – Jarl und sein strahlendes Gesicht, seine Worte über die Vertreibung der Khalidori und einen Neuanfang, über das Erbauen von hundert Brücken über den Plith und die Abschaffung aller Gesetze, die Menschen aus dem Labyrinth, Sklavengeborene und ehemalige Sklaven sowie die Verarmten an die Westseite der Stadt ketteten. Jarl hatte von einer neuen Ordnung gesprochen, und wenn er gesprochen hatte, hatte es geklungen, als ob es möglich sein könnte. Sie hatte sich auf eine Weise mächtig gefühlt, wie sie es noch nie zuvor getan hatte. Sie hatte Hoffnung gehabt.

Und jetzt war Jarl tot?

»Weine nicht«, sagte Daydra. »Du wirst deine Schminke verschmieren. Du wirst uns alle zum Weinen bringen.«

»Bist du dir sicher?«

»Die ganze Stadt spricht davon«, warf Shel ein.

»Ich habe Momma Ks Gesicht gesehen. Es ist wahr«, bemerkte Daydra. »Du denkst also wirklich, irgendeine Braut würde uns an die ausliefern? Nachdem sie Jarl getötet haben?«

Die letzte Tür im Stockwerk wurde geöffnet, und Bev kam heraus, mit ihrem Bullentänzerinnenkostüm, ihren mit Draht zu Zwillingshörnern geformten Pferdeschwänzen, ihrer nackten Taille und den kurzen Hosen. Das Tänzerinnenmesser an ihrem Gürtel sah nicht aus wie die übliche abgestumpfte

Klinge. Bev war bleich, aber entschlossen. »Jarl war immer gut zu mir. Und ich werde mir das verdammte Gebet dieser Leute nicht noch einmal anhören.«

»Zu mir war er auch gut«, sagte ein anderes Mädchen, das gegen die Tränen kämpfte.

»Fangt nicht damit an«, warnte Daydra. »Keine Tränen! Wir werden das jetzt tun.«

»Für Jarl«, sagte ein anderes Mädchen.

»Für Jarl«, wiederholten die übrigen Mädchen.

Eine Glocke läutete, die den Mädchen verriet, dass ihre Gäste kamen.

»Ich habe auch einigen anderen Mädchen Bescheid gegeben«, berichtet Shel.

»Ich hoffe, das war in Ordnung. Was mich betrifft, ich bekomme Fettarsch. Er hat meine erste Mitbewohnerin getötet.«

»Ich bekomme Kherrick«, sagte Jilean. Unter ihrer Schminke war ihr rechtes Auge immer noch geschwollen und gelb.

»Kleiner Schwanz gehört mir.«

»Neddard.«

»Mir ist es egal, wen ich bekomme«, erklärte Kaldrosa. Sie biss die Zähne so fest zusammen, dass es wehtat. »Aber ich nehme zwei. Der Erste ist für Tomman. Der Zweite für Jarl.«

Die anderen Mädchen sahen sie an.

»Zwei?«, fragte Daydra. »Wie willst du denn zwei schaffen?«

»Ich werde tun, was ich tun muss. Ich bekomme zwei.«

»Verdammt«, sagte Shel. »Ich auch, aber ich nehme Fettarsch als Ersten. Nur für den Fall des Falles.«

»Ich bin dabei«, meldete Jilean sich zu Wort. »Jetzt seid still. Es fängt an.«

Der erste Mann, der die Treppe herauf kam, war Hauptmann Burl Laghar. Kaldrosas Herz hörte auf zu schlagen. Sie hatte ihn nicht mehr gesehen, seit sie in den Feigen Drachen gegangen war, um ihm zu entfliehen. Wie erstarrt stand sie da, bis er vor sie hintrat.

»Nun, wenn das nicht meine kleine Piratenhündin ist«, sagte Burl.

Sie konnte sich nicht bewegen. Ihre Zunge war Blei in ihrem Mund.

Burl bemerkte ihre Angst und reckte die Brust vor. »Siehst du? Ich wusste noch vor dir, dass du eine Hure bist. Ich konnte erkennen, dass es dir gefallen hat, als ich dich das erste Mal vor deinem Ehemann gebumst habe. Und jetzt bist du hier.« Er lächelte und war offenkundig enttäuscht, dass keiner seiner

Speichellecker bei ihm war, um mit ihm zu lachen. »Also«, fuhr er fort. »Freust du dich, mich wiederzusehen?«

Unerklärlicherweise verschwand die Angst. Sie war einfach weg. Kaldrosa lächelte schelmisch.

»Ob ich mich freue?«, fragte sie und packte ihn am Hosenbund. »Oh, du hast ja keine Ahnung.« Und sie führte ihn in ihr Zimmer. Für Tomman. Für Jarl.

In dieser Nacht kletterte ein grauhaariger Krüppel auf das Dach des Herrenhauses, das für kurze Zeit Roth Ursuul gehört hatte, das jetzt jedoch verseucht war von Hunderten von Karnickeln. Er balancierte im Mondlicht auf seiner Krücke und schrie in die Nacht hinaus: »Komm, Jarl! Komm und sieh! Komm und höre!« Während die Karnickel sich versammelten, um den Wahnsinnigen zu beobachten, kam vom Plith her Wind auf Mit Tränen in den Augen, die wie Sterne leuchteten, begann der General eine Lobeshymne auf Hass und Verlust zu rezitieren. Er sang ein Klagelied für Jarl, einen Trauermarsch für die Hoffnung auf ein besseres Leben. Die Worte kreiselten mit dem Wind, und nicht wenige Karnickel hatten das Gefühl, dass nicht nur die Winde, sondern auch die Geister der Ermordeten sich beim Klang der Stimme des Generals zusammenscharten, sich mit den Kadenzen der Rachsucht erhoben.

Der bescheidene General schrie und reckte seine Krücke dem Himmel entgegen, als sei sie ein Symbol für die Ohnmacht und Verzweiflung eines jeden Karnickels. Er schrie in eben dem Augenblick, in dem die Winde verstummten.

Das Labyrinth antwortete. Ein Schrei erhob sich. Der Schrei eines Mannes.

Wie entfesselt durch dieses Geräusch, tosten die Winde erneut. Blitze krachten auf die im Norden aufragende Burg hinunter, und das Licht zeichnete den General schwarz gegen den Himmel ab. Schwarze Wolken bedeckten den Mond, und Regen peitschte herab.

Die Karnickel hörten den General lachen, weinen, dem Blitz trotzen, während er mit seiner Krücke in den Himmel stach, als dirigiere er einen wilden Chor des Zorns.

Schreie erhoben sich in jener Nacht aus dem Feigen Drachen wie nie zuvor.

Frauen, die sich zuvor geweigert hatten, für ihre Kunden zu schreien, schrien jetzt laut genug, um all ihr vorangegangenes Schweigen wettzumachen. Unter diesen Schreien waren das Ächzen und Wimmern, die leisen Rufe und das Flehen sterbender Männer nicht zu hören. Vierzig Khalidori starben allein im Feigen Drachen.

Momma Ks Komplott hatte einem einzigen Bordell gegolten, und danach beabsichtigte sie, die Mädchen aus der Stadt zu schmuggeln. Dies sollte den Khalidori eine Lehre sein und sie von ihrer Brutalität gegenüber den arbeitenden Mädchen abbringen. Aber der Plan, befeuert durch die Nachricht von Jarls Tod, verbreitete sich wie Buschfeuer. Ein Bordellbesitzer erfand einen Feiertag als Vorwand, um eine Unmenge Bier billig zu servieren, damit seine Kunden so viel wie möglich tranken. Er nannte es Nocta Hemata. Die Nacht der Leidenschaft, so behauptete er, während er seinen Gästen ein breites Lächeln schenkte. Ein anderer Bordellbesitzer, der jahrelang mit Jarl zusammengearbeitet hatte, bestätigte, dass es eine alte cénarische Tradition sei. Die Nacht der Hemmungslosigkeit, sagte er.

Überall in der Stadt, angeheizt von mit Drogen versetztem Essen und exzessivem Trinken, feierten Bordelle Orgien, wie noch niemand sie je erlebt hatte. Die Luft war erfüllt von Kreischen, Schreien und wildem Heulen. Schreie des Entsetzens, Schreie der Rachsucht, aufgepeitschte Schreie der Blutgier und der beglichenen Blutschulden. Männer und Frauen und sogar die kleinen Männer und Frauen in Kinderkörpern, die die Gilderatten waren, töteten mit einem Ingrim, der zu schrecklich war, um ihn zu verstehen. Trauernde Männer, Frauen und Kinder standen über blutigen khalidorischen Leichen und beschworen die Geister ihrer geliebten Toten zu sehen, was sie getan hatten, sie beschworen Jarl zu sehen, welche Vergeltung sie dem Fleisch des Feindes abgerungen hatten. Hunde heulten, und Pferde gerieten angesichts der tierischen Gerüche von Blut, Schweiß, Angst und Schmerz in Panik. Männer und Frauen rannten in alle Himmelsrichtungen durch die Straßen. Es war zu viel Blut, als dass selbst der strömende Regen es hätte wegwaschen können. Das Wasser in den Gassen färbte sich rot.

Als Soldaten eintrafen, fanden sie die Türen der Bordelle geschmückt mit Dutzenden kleiner Trophäen, jeweils eine vom Körper eines jeden Vergewaltigers abgeschnitten. Aber sämtliche Bordelle waren leer bis auf die Leichen. In den frühen Stunden des Morgens zerfetzten Banden trauernder

Ehemänner und Geliebter die von Drogen betäubten Khalidori, die den Bordellen entflohen waren und umherwanderten, während sie versuchten, einen Weg aus dem Labyrinth hinauszufinden. Selbst die schwer bewaffneten und nicht von Drogen beeinflussten Einheiten, die ausgesickt worden waren, um den Dingen auf den Grund zu gehen, gerieten in Hinterhalte. Steine flogen von den Dächern, Bogenschützen streckten Soldaten aus der Ferne nieder, und wann immer die Soldaten angriffen, taten die Karnickel, die Monate damit verbracht hatten zu lernen, wie man verschwand, genau das: Sie verschwanden. Es war, als griffe man Geister an, und jede schmale, gewundene Gasse hatte einen perfekten Platz für einen Hinterhalt. Kein Khalidori, der das Labyrinth betrat, kam wieder heraus.

In dieser Nacht verlor der Gottkönig sechshunderteinundzwanzig Soldaten, vierundsiebzig Offiziere, drei Bordellbesitzer, die als Informanten gedient hatten, und zwei Hexer. Die Karnickel verloren nicht eine einzige Seele.

Später sollten beide Seiten es auf ewig die Nocta Hemata nennen, die Nacht des Blutes.

Logan erwachte. Er bewegte sich nicht. Er ließ sich einfach von der Tatsache einnehmen, bis er davon überzeugt war, dass es der Wahrheit entsprach: Er lebte. Irgendwie hatte er Bewusstlosigkeit und Delirium überlebt. Hier.

Er erinnerte sich an Bruchstücke von Knirschers Gebrüll, als er über ihm gestanden hatte. An Lilly, die ihm einen feuchten Lumpen auf die Stirn gelegt hatte. Zwischen diesen Erinnerungsfetzen waren, wie Eiter in einer gärenden Wunde, Albträume, grauenhafte Bestien seines verlorenen Lebens, Albträume von toten Frauen und hämischen, gespenstischen khalidorischen Gesichtern.

Als er sich bewegte, wusste er, dass er noch nicht über den Berg war. Er hatte die Stärke eines Kätzchens. Nachdem er die Augen geöffnet hatte, mühte er sich in eine sitzende Position. Rund um das Loch hörte er Gemurmel. Es klang, als seien alle anderen genauso überrascht wie er. Menschen, die hier unten krank wurden, überlebten nicht.

Eine fleischige Hand packte ihn und half ihm, sich aufrecht hinzusetzen. Es war Knirscher, der sein Narrenginsen zeigte. Einen Moment später kniete er neben Logan, umarmte ihn und presste ihm die Luft aus der Lunge.

»Immer mit der Ruhe, Knirsch«, sagte Lilly. »Lass ihn los.« Logan war

überrascht, als Knirscher ihn tatsächlich sofort freigab. Knirscher hörte auf niemanden außer ihm.

Lilly lächelte ihn an. »Schön zu sehen, dass du wieder da bist.«

»Ich sehe, du hast einen neuen Freund gewonnen«, erwiderte Logan, der Eifersucht empfand und ein schlechtes Gewissen deswegen hatte.

Sie senkte die Stimme. »Du hättest ihn sehen sollen, König. Er war prachtvoll.« Sie verzog ihren zahnлückigen Mund zu einem Lächeln und tätschelte Knirschers knotigen Kopf. Er schloss die Augen und zeigte seine abgefeilten Zähne, als auch er breit lächelte. »Du hast es gut gemacht, nicht wahr, Knirsch?«

»Jaaaa«, sagte er, die Stimme in der Mitte des langgezogenen Wortes etwas erhoben.

Logan wäre beinahe wieder umgefallen. Es war das erste Mal, dass er Knirscher hatte sprechen hören.

»Du kannst reden?«, fragte er.

Knirscher lächelte.

»He, Hure«, rief Fin von der anderen Seite des Lochs. Er hatte den größten Teil seines Sehnenseils aufgerollt und fügte ihm einen frisch geflochtenen Strang hinzu. Logan sah, dass jetzt nur noch sieben Locher übrig waren. »Es wird Zeit, dass du dich wieder an die Arbeit machst.«

»Du wirst warten, bis ich so weit bin«, entgegnete Lilly. »Ich habe keinen von ihnen mehr rangelassen, seit du krank geworden bist«, erklärte sie Logan.

»Was ist das für ein Geräusch?«, fragte Logan. Er hatte es zuerst nicht bemerkt, weil es so stetig war, aber von irgendwo anders im Schlund hallten eine Art raspelndes Geräusch und ein leises Murmeln ins Loch herunter.

Bevor sie antworten konnte, spürte Logan, wie sich etwas in der Luft bewegte. Die Locher sahen einander an, aber alle Gesichter waren leer. Irgendetwas hatte sich verändert, doch niemand konnte erkennen, was.

Logan fühlte sich noch schwächer, kränker. Die Luft wirkte schwerer als zuvor, drückend. Einmal mehr wurde er sich des Gestanks und der Abscheulichkeit des Lochs bewusst – er roch es zum ersten Mal seit Monaten. Er hatte das Gefühl, als sei er sich zum ersten Mal des Schlamms bewusst, der die Oberfläche des Lebens bedeckte. Er war mit Schmutz bedeckt, und es gab kein Entrinnen. Jeder Atemzug füllte ihn mit weiteren Giften, jeder Augenblick strich mehr Dreck auf seinen Körper, rieb Öl tiefer in jede Pore. Einfach um zu

existieren, musste er diesen Schmutz in sich hineindrücken lassen, musste Dunkelheit seine Haut so tief durchdringen lassen, dass sie ihn tätowierte, dass sie Dreck für immer zu einem Teil von ihm machte, sodass jeder, der ihn sah, jede böse Tat sehen würde, die er je getan hatte, jeden unwürdigen Gedanken, den er je gehegt hatte.

Er war sich kaum des Lärms bewusst, der durch den Schlund drang. Gefängene schrien, bettelten um Gnade. Die Schreie breiteten sich aus und wurden schriller und verzweifelter, während die Gefängenen näher am Loch in die Schreie einfielen. Unter dem schrillen Heulen hörte Logan wieder dieses Klirren, wie von Eisenrädern, die über Stein knirschten.

Rund um das Loch hatten sich grausame Mörder in Fötusposition zusammengerollt, hielten sich die Ohren zu und pressten sich an die Wand. Einzig Tenser und Fin bildeten eine Ausnahme. Fin schien verzückt zu sein, seine Seile lagen schlaff auf seinem Schoß, sein Gesicht emporgewandt. Tenser sah, dass Logan sich mit weit aufgerissenen Augen umblickte.

»Khali ist gekommen«, sagte Tenser.

»Was ist das?«, fragte Logan. Er konnte sich kaum bewegen. Er wollte sich ins Loch stürzen, um dem Grauen und der Verzweiflung ein Ende zu machen.

»Sie ist ein Gott. Die bloßen Steine hier triefen von tausend Jahren Schmerz, Hass und Verzweiflung. Der ganze Schlund ist wie ein Juwel des Bösen, und hier ist der Ort, an dem Khali ihr Lager aufschlagen wird, in den schwärzesten Tiefen roher Dunkelheit.« Dann stimmte er einen Singsang an, wieder und wieder: *»Khali vas, Khalivos ras en me, Khali mevirtu rapt, recu virtum defite.«*

Tatts war Tenser am nächsten, und er packte den Mann. »Was sagst du da! Hör auf damit!« Er legte Tenser die Hände um die Kehle und zerrte ihn zum Rand des Lochs.

Sofort sprangen überall auf Tensors Armen schwarze Netze auf, und Tatts traten die Augen aus den Höhlen. Er würgte. Sein Mund bewegte sich, und aus seiner Kehle kamen leise, ächzende Laute. Er stolperte rückwärts vom Loch weg, ließ Tenser los und fiel auf die Knie. Tatts Gesicht war rot, Adern traten an seinem Hals und an seiner Stirn hervor, und er keuchte ohne erkennbaren Grund.

Dann ließ er sich schwer atmend zu Boden fallen.

Tenser lächelte. »Du großes tätowiertes Arschloch, niemand legt Hand an

einen Prinzen des Reiches.«

»Was?«, fragte Neunfinger-Nick verwirrt.

»Ich bin ein Ursuul, und meine Zeit bei euch ist abgelaufen. Khali ist gekommen, und ich fürchte, sie wird euch alle brauchen. Das ist unser Gebet: *Khali vas, Khalivos ras en me, Khali mevirtu rapt, recu virtum defite*. »Khali komm. Khali lebe in mir. Khali, nimm diese meine Opfergabe an, die Stärke jener, die sich dir widersetzen.« Ein Gebet, das heute erhört wird. Khali ist jetzt eine Locherin. Ihr werdet in ihrer heiligen Gegenwart leben. Es ist eine große Ehre, obwohl ich gestehe, dass sie nicht übermäßig begehrt ist.«

Von oben hörte Logan das Geräusch von etwas, das nur Wagenräder sein konnten, die das dritte Stockwerk des Schlunds erreichten.

»Warum bist du hier?«, fragte Nick.

»Das geht dich nichts an, obwohl es mein Werk ist, dass wir alle noch hier sind.« Tenser lächelte, als sei dies das Beste, was ihm je geschehen war.

»Was?«, fragte Nick.

»Du Bastard«, sagte Lilly. »Du hast dafür gesorgt, dass der Schlüssel nicht ins Schloss passte. Du hast ihn mir aus der Hand geschlagen. Du hast Gorkhy gerufen, du Scheißkerl!«

»Ja, ja, ja!« Tenser lachte. Er streckte eine Hand aus, und rotes Licht schoss daraus hervor. Die Locher wichen zurück und blinzelten mit Augen, die seit Monaten kein Licht mehr gesehen hatten. Das rote Licht schwebte durch die Gitterstäbe hoch über ihnen.

Irgendwo weit den Gang hinunter schrie jemand auf, als er das Licht sah.

Hinter Tenser griff Fin nach einer Schlinge seines Seils.

»Denk nicht einmal daran«, sagte Tenser. Er grinste gespenstisch. »Außerdem wird Khalis Anwesenheit nicht für alle von euch den Tod bedeuten. Du, Fin, du könntest dich unter Umständen sehr gut in ihrem Dienst machen. Ihr anderen tut gut daran, seinem Beispiel zu folgen.«

Ein alter Mann kam über den Gitterstäben in Sicht. Das Gitter sprang auf und Logan erkannte Neph Dada. Bevor der Vürdmeister ihn sehen konnte, huschte Logan in seine kleine Nische.

Tenser erhob sich sachte durch die Luft, während die Magie des Vürdmeisters ihn anhub. Und den ganzen Weg über lachte er.

Das Gitter schlug krachend zu, und Logan streckte den Kopf hervor. Ein Scheinwerfer roten Lichts blendete ihn und hielt ihn an Ort und Stelle fest.

»Oh«, sagte Tenser Ursuul, »und denk nicht, ich hätte dich vergessen, König. Ich kann es gar nicht erwarten, meinem Vater mitzuteilen, dass ich Logan Gyre gefunden habe, der sich in den tiefsten Tiefen seiner eigenen Kerker versteckt hält. Er wird meine Geschichte lieben.«

Garoth Ursuul war nicht erfreut, seinen Edeling zu sehen. Er hatte Tenser nicht rufen lassen, und trotz all der Vorsichtsmaßnahmen, die Neph Dada ergriffen hatte – er hatte Tenser zu Garoths privaten Gemächern gebracht und jedem Diener, an dem sie vorbeikamen, mit Magie die Zunge herausgerissen, sodass sie nicht berichten konnten, was sie gesehen hatten -, besaß diese Burg trotzdem zu viele Augen. Es war nur zu wahrscheinlich, dass irgendjemand Tenser hatte kommen sehen. Gewiss hatten die Gefangenen im Schlund ihn das Gefängnis verlassen sehen.

Garoths Einschätzung nach bestand sogar die Chance, dass Tenser soeben seine Nützlichkeit zerstört hatte. Garoth mochte es nicht, wenn seine Edelinges sich Freiheiten herausnahmen. Niemand traf Entscheidungen für den Gottkönig.

Tenser sah das Missvergnügen auf Garoths Gesicht und kam eilig zum Ende seiner Geschichte.

»Ich, ich dachte, Logan könnte ein perfektes Opfer für Khali abgeben, möge ihr Name für immer verehrt werden, während sie ihr neues Heim bezieht«, sagte Tenser mit bebender Stimme. »Und ich habe mir überlegt, dass Baron Kirof inzwischen gefangen genommen worden sein muss ...«

»Das hast du dir überlegt, ja?«, fragte Garoth.

»Er ist nicht gefangen genommen worden?«

»Baron Kirof ist bei einem Fluchtversuch von einem Bergpass in den Tod gestürzt«, sagte Neph. »Seinen Leichnam konnte man nicht bergen.«

Tensors Mund bewegte sich wie der eines Fisches, während er versuchte, die Neuigkeit zu verarbeiten.

»Dein Schuldspruch wird Bestand haben müssen«, sagte Garoth. »Es spielt keine Rolle. Diese Cenarier wussten meine Barmherzigkeit ohnehin nicht zu schätzen. Dies wird eine Lektion für künftige Eroberungen sein. Deine Nützlichkeit, Junge, hat sich erschöpft. Die Cenarier sind nicht befriedet. Du bist in deiner Uurdthan gescheitert.«

»Euer Heiligkeit«, sagte Tenser und fiel auf die Knie. »Bitte. Ich werde alles tun. Benutzt mich, wie auch immer es Euch gefällt. Ich diene mit ganzem Herzen, ich schwöre es. Ich werde alles tun.«

»Ja«, erwiderte Garoth. »Das wirst du.«

Aus sich heraus war Tenser nichts Besonderes. Er hatte seine Ausbildung überlebt, mit knapper Not. Aber er war kein Sohn von Garoths Seele. Er würde es niemals sein. Er würde niemals sein Erbe sein. Aber das wusste Tenser nicht. Und wichtiger noch, Moburu wusste es auch nicht.

»Neph, wo ist die jungfräuliche Königin?«

»Euer Heiligkeit«, antwortete der verhutzelte Vürdmeister, »sie erwartet Euer Vergnügen im Nordturm.«

»Ah, ja.« Nicht dass Garoth es vergessen hätte, aber er wollte Neph nicht wissen lassen, wie sehr das Mädchen ihn faszinierte.

»Ich könnte auf der Stelle nach ihr schicken lassen, wenn es Euch gefällt, sie zu opfern«, sagte Neph.

»Die beiden würden eine hübsche Opfergabe für Khali abgeben, wenn sie ihren neuen *ras* bezieht, nicht wahr?«, fragte Garoth. Aber er würde Jenine nicht hergeben, und er brauchte Tenser, damit dieser Moburu ablenkte. »Mein Same, ich setze große Hoffnungen in dich«, verkündete Garoth. »Der Tod Baron Kirofs war nicht deine Schuld, daher gefällt es mir, dir eine zweite Chance zu geben. Geh und richte dich präsentabel her, damit du aussiehst wie mein Sohn, und dann hole mir diesen Logan Gyre. Ich werde ihm kein zweites Mal erlauben, vor meiner Nase zu entkommen. Ich werde dir deine neue Uurdthan später geben.«

Sobald sich die Tür hinter Tenser schloss, wandte Garoth sich Vürdmeister Dada zu. »Bring ihn in den Schlund und lass ihn einen Ferali bauen, neben dem seines Bruders. Hilf ihm und rühme seine Arbeit vor Moburu. Tu so viel selbst, wie du tun musst. Und nun schick Hu Gibbet herein.«

»Ich bin mir nicht ganz sicher, wie es funktionieren wird«, sagte Schwester Ariel. Der Wald war jetzt zur Gänze dunkel, bis auf das Licht ihrer Magie. »Aber wenn ich richtig beobachtet habe, sollte es dir besonders leicht fallen, diese Form von Magie aufzunehmen. Nimm einfach so viel, wie du kannst.«

»Und was dann?«, fragte Kylar.

»Dann rennst du.«

»Ich renne? Das ist das Lächerlichste, das ich je gehört habe.« *Du sprichst, wenn du zuhören solltest*, hallte die Stimme des Wolfs in seinem Kopf wider. Er knirschte mit den Zähnen. »Entschuldigung. Erzählt mir mehr.«

»Du wirst nicht müde werden ... denke ich. Du wirst trotzdem einen Preis für

jeden Teil deiner eigenen Magie bezahlen, den du benutzt, aber du wirst nicht annähernd so viel für das bezahlen, was du von mir nimmst«, erklärte Schwester Ariel. »Ich bin bereit. Bist du es auch?«

Kylar zuckte die Achseln. Die Wahrheit war, er fühlte sich mehr als bereit. Seine Augen kribbelten auf die gleiche Weise, wie sie gekribbelt hatten, als er den ersten Ka'kari gebunden hatte. Er rieb sie sich abermals.

Ich werde mächtiger. Der Gedanke war eine Offenbarung. Er hatte während seines Trainings auf den Dächern gelernt, seine Magie besser zu kontrollieren, aber dies war etwas anderes. Dies war anders, und er hatte es schon einmal wahrgenommen.

Er hatte es jedes Mal wahrgenommen, wenn er gestorben war. Wann immer er starb, dehnte seine Magie sich aus, und auch in seiner visuellen Wahrnehmung veränderte sich etwas. Der Gedanke hätte ihn mit Jubel erfüllen sollen. Stattdessen spürte er die kalten Fingerspitzen des Todes, die über seinen nackten Rücken strichen.

Es muss einen Preis geben. Es muss einen geben. Natürlich, es hatte Kylar bereits Elene gekostet. Der Gedanke verursachte ihm auf Neue Qualen. Vielleicht war der Preis lediglich ein menschlicher.

Der Wolf hatte davon gesprochen, dass Durzo eine Ketzerei begangen habe, die noch schlimmer gewesen sei, als Geld zu nehmen, um zu sterben. Hatte Durzo Selbstmord begangen? Ja. Kylar war sich dessen gewiss. Hatte er es nur aus Neugier getan? Aus einem Verlangen nach Macht heraus? Oder hatte er das Gefühl gehabt, in der Falle zu sitzen? Selbstmord war unmöglich.

Für einen Mann, der so unglücklich, so einsam, so isoliert war, wie Durzo es gewesen war, musste es grässlich gewesen sein, an das Leben gekettet zu sein. Oh, Meister, es tut mir so leid. Ich habe es nicht verstanden. Und einfach so riss die rohe Wunde, die Durzos Tod war, von neuem auf. Die Zeit hatte nur wenig dazu beigetragen, Kylar zu heilen. Selbst das Wissen, dass er Durzo von einer Existenz erlöst hatte, die er nicht gewollt hatte, war kein Trost. Kylar hatte eine Legende getötet, hatte einen Mann getötet, der ihm alles gegeben hatte, und er hatte es mit Hass im Herzen getan. Selbst wenn Durzo es als ein Opfer betrachtet hatte, hatte Kylar ihn nicht aus Barmherzigkeit getötet. Er hatte ihn aus purer Rachsucht ermordet. Kylar erinnerte sich an die süße Galle des Zorns, des Hasses für jede Prüfung, der Durzo ihn unterzogen hatte. Diese Galle hatte ihn gesättigt, hatte ihn stark gemacht, während er sich verletzt an die Decke

dieses Tunnels geklammert hatte.

Jetzt war Durzo wahrhaft tot, freigelassen aus dem Gefängnis seines eigenen Fleisches. Aber es fühlte sich einsam und ungerecht an. Durzos Belohnung für sieben Jahrhunderte der Isolation und des Dienstes für ein Ziel, das er nicht verstand, hätte nicht der Tod sein sollen. Es hätte eine Entschleierung des Wertes dieses Ziels sein sollen. Es hätte Wiedersehen, Vereinigung und Gemeinschaft sein sollen. Kylar lernte jetzt seinen Meister zu verstehen, und jetzt, da er die Dinge wiedergutmachen wollte, gab es keinen Durzo, bei dem er etwas hätte wiedergutmachen können. Er war aus dem Bildteppich von Kylars Leben geschnitten worden und hatte ein hässliches Loch hinterlassen, das nichts ausfüllen konnte.

»Ich kann das volle Maß meiner Magie nur für eine begrenzte Zeit festhalten, junger Mann«, sagte Schwester Ariel, der der Schweiß auf der Stirn stand.

»Oh, richtig«, erwiderte Kylar.

Ein Teich aus konzentriertem Licht brannte in Schwester Ariels Händen. Kylar legte eine Hand hinein und zog Macht in sich hinein.

Nichts geschah.

Er brachte den Ka'kari dazu, sich in seinen Handtellern zu materialisieren. Noch immer geschah nichts.

Es war seltsam peinlich, so unfähig zu wirken. »Lass es einfach geschehen«, riet Schwester Ariel.

Lass es einfach geschehen. Das machte ihn wütend. Es war dieser falsche, weise Mist, zu dem Lehrer griffen. Dein Körper weiß, was er tun muss. Du denkst zu viel nach. Klar.

»Könntet Ihr für einen Moment den Blick abwenden?«, fragte er.

»Auf keinen Fall«, antwortete Schwester Ariel.

Er hatte dies schon früher getan, während er den Ka'kari als eine zweite Haut getragen hatte. Er wusste, dass er es tun konnte.

»Ich kann nicht mehr lange so weitermachen«, bemerkte Schwester Ariel.

Kylar zog den Ka'kari in seiner Hand zu einer Kugel zusammen und hielt sie mit der Innenfläche nach unten über den Teich aus Magie in Ariels Händen.

Komm schon, bitte, funktioniere!

~ Da du so nett darum bittest ... ~

Kylar blinzelte. Dann erlosch die gesammelte Magie wie eine Kerze in starkem Wind. Kylar hatte nur einen Moment Zeit, um beunruhigt zu sein,

bevor der Gedanke ausgelöscht wurde. Wo die metallische Kugel seine Hand berührte, hatte Kylar das Gefühl, Licht in den Fingern zu halten. Er verlor die Kontrolle über seinen Körper, während das Licht ihn durchströmte, ihn erstarren ließ und seinen Drang ignorierte, sich zurückzuziehen – zurückziehen, zurückziehen! -, bevor er von innen gegrillt wurde.

Schwester Ariel zog sich zurück, aber der Ka'kari erstreckte sich zwischen ihnen und saugte Magie ein, wie ein Neunauge Blut einsaugte.

Kylar spürte, wie er sich füllte, wie er sich herrlich mit Magie füllte, mit Macht, Licht und Leben. Er konnte die Adern in seinen Händen sehen, die Adern in den wenigen verbliebenen Blättern über ihm. Er konnte überall im Wald Leben sehen, das zappelte und sich wand. Er sah durch das Gras zum Bau des Fuchses, durch die Borke der Fichte zum Nest des Spechts. Er konnte den Kuss von Sternenlicht auf seiner Haut spüren. Er konnte hundert verschiedene Männer aus dem Rebellenlager riechen, konnte erkennen, was sie gegessen und wie viel sie gearbeitet hatten, wer gesund war und wer krank. Er konnte so viel hören, dass es überwältigend war, er konnte die Fäden kaum entwirren. Der Wind ließ die Blätter wie Zimbeln gegeneinanderklirren, da war ein Tosen, das der Atem von zwei – nein, drei – großen Tieren war, ihm selbst, Schwester Ariel und einer weiteren Person. Die Blätter selbst atmeten. Er hörte den Herzschlag einer Eule, das Donnern von ... einem Knie, das auf dem Boden aufschlug.

»Halt! Halt!«, sagte Schwester Ariel. Sie war auf dem Boden in sich zusammengesunken, und noch immer entströmte ihr Magie.

Kylar riss den Ka'kari zurück und zog ihn in seinen Körper hinein.

Schwester Ariel fiel, aber er bemerkte sie nicht. Licht – Magie – Leben – schwirrte, blutete, explodierte aus jeder Pore seines Körpers. Es war zu viel. Es tat weh. Jeder Schlag seines Herzens versengte seine Adern mit noch mehr Macht. Sein Körper war zu klein.

»EEEEEEH«, sagte Schwester Ariel. Das Wort kam lächerlich langsam. Er wartete, während ihre Lippen sich bewegten. »REETTE...« Rette? Rette was? Warum sagte sie es nicht einfach? Warum war alles so langsam, so unendlich, so verdammt langsam? Er konnte kaum stillhalten. Er blutete Licht. Sein Kopf pulsierte. Eine weitere Kammer seines Herzens zog sich zusammen, während er wartete und wartete. »DEN...«

Rette den König, ergänzte seine Ungeduld. Er musste den König retten. Er

musste Logan retten.

Bevor Schwester Ariel das nächste Mal sprach, rannte Kylar bereits.

Er rannte? Nein, rennen war ein zu gemäßigter Ausdruck. Er bewegte sich mit der doppelten Geschwindigkeit des schnellsten Mannes, nein, mit der dreifachen.

Es war pures Glück. Es war purer Augenblick, denn es gab nichts anderes als den Augenblick. Er wich aus und schlug Haken, er blickte geradeaus, so weit seine leuchtenden Augen sehen konnten.

Er bewegte sich so schnell, dass die Luft gegen ihn zu kämpfen begann. Seine Füße fanden nicht den Halt, den sie brauchten, um ihn noch schneller anzutreiben. Er drohte die Erde zu verlassen.

Dann sah er vor sich ein Lager, mitten auf seinem Weg. Er sprang, und jetzt verließ er die Erde doch. Hundert Schritt weit flog er. Zweihundert. Direkt auf einen Baum zu.

Er riss den Ka'kari nach vorn und zuckte, als er durch den einen Meter breiten Stamm krachte. Holz explodierte in alle Richtungen, aber Kylar eilte weiter. Hinter sich hörte er, wie der Baum barst und umzustürzen begann, aber er war bereits zu weit entfernt, um ihn aufschlagen zu hören.

Also rannte er. Er streckte den Ka'kari vor sich aus, sodass er den Wind zerschnitt, streckte ihn hinter sich, sodass er seine Füße auf die Erde presste, damit er noch schneller rennen konnte.

Die Nacht verblasste, und er rannte. Die Sonne stieg empor, und er rannte noch immer, ein Vielfraß, der Meilen verschlang.

Schwester Ariel kroch zu dem Baum zurück, an den sie Ulyssandra gefesselt hatte. Es dauerte lange, aber sie musste es tun. Sie war sich nicht sicher, ob sie, wenn sie schlief, jemals wieder erwachen würde. Endlich erreichte sie Uly. Das kleine Mädchen war wach, die Augen gerötet, und Tränen rannen ihr über die Wangen. Also wusste sie, dass Kylar erwacht war und dass Schwester Ariel sie versteckt hatte, sie verraten hatte.

Es gab nichts, was Schwester Ariel hätte sagen können. Und es gab auch nichts, was eine von ihnen hätte tun können. Schwester Ariel hatte Vi und Kylar freigelassen wie ein Zwillingsspaar von Jagdfalken. Es war unmöglich, sie zurückzurufen. Wenn Uly noch hier war, wenn Ariel erwachte, würde sie das

Mädchen zur Chantry bringen. Es würde eine lange Reise werden, und sie würde ihr vielleicht ein wenig Zeit geben, um über das nachzudenken, was sie soeben erlebt hatte.

Bei allen Göttern, der Junge hatte sie vollkommen ausgesaugt und noch immer Raum für mehr gehabt. Sie! Eine der mächtigsten Frauen in der Chantry! Er war so jung, so unbekümmert und erschreckend.

Es kostete sie all ihre Willenskraft, Uly loszubinden. Jetzt Magie zu berühren, war so, als tränke man Alkohol, während man noch verkatert war. Aber binnen eines Augenblicks war es geschehen, und sie brach zusammen.

Irgendwie hatte Logan geglaubt, dass etwas Besonderes an ihm sei. Ihm war alles weggenommen worden. Seine Freunde hatte man ihm weggenommen, seine Ehefrau, seine Hoffnungen, seine Freiheit, seine Würde, seine Naivität. Aber sein Leben war verschont geblieben.

Jetzt würde ihm auch das genommen werden. Der Gottkönig würde ihn nicht hier unten lassen. Logan war bereits einmal gestorben und wiederauferstanden. Diesmal würde Garoth Ursuul Logan mit eigenen Augen sterben sehen wollen. Dem Tod würde zweifellos Folter vorausgehen, aber Logan war es gleichgültig.

Wäre er stärker gewesen, hätte er versucht, einen letzten verzweifelten Plan auszuführen, aber nach seinem Fieber war er nur noch ein Schatten seiner selbst. Zumindest konnte er sein eigenes Leben wegwerfen, um Fin zu töten. Er hätte es tun können – vor dem Fieber. Er war einfach nicht bereit gewesen, dieses Opfer zu bringen, solange er noch Hoffnung gehabt hatte. Er hatte immer sein eigenes Leben erhalten wollen, und jetzt hatte er sein Leben verloren und nichts damit gewonnen. Nicht einmal für seine Freunde.

Logan grübelte in der Dunkelheit. Barmherzigerweise war Khali, was immer sie war, anscheinend weitergezogen, und das erdrückende Gefühl, das den Schlund so sehr durchtränkt hatte, war jetzt nur noch als dumpfer Widerhall spürbar. Alles, was ihm am Loch so unerträglich erschienen war – der Gestank, die Hitze, das Heulen –, war wieder vertraut, wenn nicht behaglich.

»Miststück, komm her«, sagte Fin.

Lilly stand auf und klopfte Logan auf die Schulter. Sie flüsterte Knirscher etwas zu; wahrscheinlich bat sie ihn, über Logan zu wachen, und dann ging sie.

Natürlich ging sie. Er machte ihr nicht einmal einen Vorwurf daraus, obwohl er sich noch leerer und trostloser fühlte. Lilly musste praktisch denken. Die Sentimentalität aller Bücher, die Logan einst geliebt hatte, erstarb, wenn sie in Reichweite des Lochs kam. Lilly war eine Überlebenskünstlerin. Logan würde binnen ein oder zwei Stunden tot sein. Das Leben ging weiter. Logans Herz mochte ihr Vorwürfe machen, aber sein Verstand konnte es nicht. In jeder anderen Situation hätte er sich dafür verdammt, menschliches Fleisch zu essen.

Dann stand Knirscher auf und ging davon.

Stinke ich so sehr nach Tod? Es war nicht gerecht, Knirscher Vorwürfe zu

machen und Lilly keine zu machen, aber Logan tat es. Plötzlich hasste er den simplen, missgestalteten Mann. Wie konnte er fortgehen? Nach allem, was er verloren hatte, wollte Logan zumindest glauben, dass er ein oder zwei Freunde gewonnen hatte.

Knirscher wusste wahrscheinlich nicht einmal, dass Logan sterben würde. Er war einfach gegangen, um mit dem Ende von Fins Sehnenseil zu spielen – Fin war zu beschäftigt damit, Lilly zu bumsen, um ihn zu beachten. Logan betrachtete Knirsch und versuchte, ihn voller Mitleid zu sehen. Der einfältige Mann war gewiss aus weniger gewichtigen Gründen hier als Logan. Er hatte Logan nicht verraten, er sah nur eine Chance, mit etwas Neuem zu spielen. Fin ließ niemals jemanden sein Seil berühren.

Logan lächelte, während er beobachtete, wie Knirscher sich setzte und das Seil in beide Hände nahm, es mit der ganzen Konzentration der Welt so fest drückte, wie er nur konnte, als würde es ihm irgendwie entfliehen können. Der Mann lebte wahrhaft in einer anderen Welt.

Logan wurde bewusst, dass die anderen Locher ihn anstarrten. Er konnte erkennen, was sie dachten. König. Er hatte sich König genannt, ein grimmiger Witz, als er hier heruntergefallen war – ein dummer, irrsinniger Witz, aber der Witz eines Mannes, der gerade mit angesehen hatte, wie seine Frau verblutet war. Sie brauchten Zeit, um die Tatsache zu begreifen, dass es real war.

Tatts stand auf und kam herüber. Er hockte sich neben Logan. Unter dem Schmutz, der seine Haut bedeckte, sahen seine dunklen Tätowierungen aus wie Vir. Er saugte an seinem Zahnfleisch und spuckte Blut; der Skorbut hatte auch ihn erwischt.

»Es hätte mir gefallen«, sagte Tatts, und Logan hörte ihn zum dritten Mal in all der Zeit sprechen. »Wenn du König gewesen wärst. Du hast Eier wie ein Mann, wie kein anderer König, von dem ich je gehört habe.«

»Eier!« Fin hielt in seinem Rammeln inne, stützte sich auf die Hände und lachte. Er bot einen schauerlichen Anblick, schwitzend und schmutzig, den Mund blutverschmiert, das Sehnenseil halb gelöst, halb noch immer um seinen nackten Leib geschlungen. »Schon bald wird jemand anderer seine Eier haben.«

Logan wandte den Blick ab, nach wie vor peinlich berührt, Lilly tun zu sehen, was sie tun musste, um zu überleben, daher wäre es ihm beinahe entgangen. Lilly versetzte Fin einen Stoß, und Fin schrie auf, und Logan sah ihn am Rand des Loches auf der Seite liegen, während er sich um sein

Gleichgewicht bemühte und mit den Armen ruderte.

Dann trat Lilly ihm mit aller Kraft in die Lenden, und er fiel ins Loch.

Lilly riss sich von den Spulen des Seils zurück, das sich unter ihr stramm zog. Gebunden an Fin, verschwand Spule um Spule im Loch.

Knirscher riss die Arme hoch, und sein ganzer Körper tat einen Satz nach vorn. Das geschah wieder und wieder, während das Sehnenseil Fins Sturz anhielt, wieder freigab, wieder anhielt ... bis sich schließlich mit hohem Tempo die Länge des Seils abzuwickeln begann, die Fin sich um den Leib gerollt hatte.

Dann musste Fins Körper auf dem Boden aufgeschlagen sein, denn der Zug auf das Seil ließ nach.

Lilly schrie auf, umarmte Knirscher und küsste ihn. »Das hast du großartig gemacht! Einfach großartig!« Sie wandte sich an Logan. »Du dagegen hättest ein wenig hilfreicher sein können.«

Logan war sprachlos. Er hatte seit... nun, seit seiner ersten Stunde in dieser Hölle über Möglichkeiten nachgesonnen, Fin zu töten. Jetzt war er einfach tot. Tot, und Logan hatte nichts dazu beigetragen.

»Jetzt hört mir zu«, sagte Lilly. »Ihr alle. Wir sind beschissen dran. Wir sind es immer gewesen. Wir haben alle getan, was wir getan haben, und keiner von uns ist es wert, dass man ihm vertraut. Aber König ist keiner von uns. Ihm können wir vertrauen. Wir haben nur eine halbe Chance, und um wenigstens die zu haben, müssen wir alle zusammenarbeiten.«

»Was willst du?«, fragte Neunfinger-Nick.

»Wir hatten einen Schlüssel. Jetzt haben wir Fins Seil. Aber wir haben keine Zeit. Ich sage, wir lassen König und Knirscher ins Loch hinab. König, weil wir ihm vertrauen können und er gesehen hat, wohin der Schlüssel gefallen ist, und Knirsch, weil er als Einziger stark genug ist, um wenn nötig am Seil wieder hinaufzuklettern. Sie gehen nach unten und sehen sich um, schauen nach, ob sie dort unten einen Weg hinaus oder den Schlüssel finden können. So oder so, es könnte uns eine Chance geben, hier herauszukommen, bevor die Bleichen zurückkehren.«

»Warum klettern wir nicht alle runter?«, fragte Nick.

»Weil wir alle das Seil halten müssen, Idiot. Es gibt nichts, woran wir es festbinden könnten.«

»Wir könnten es am Gitter festbinden«, schlug Nick vor.

»Fins Körper ist immer noch daran festgebunden. Wir müssten einen drei

Personen hohen Turm machen und dann Fins Gewicht anheben – das ist unmöglich. Nachdem König Fins Körper losgemacht hat, können wir das tun. Dann kommen wir alle hier heraus. Oder wenn es dort unten keinen Ausgang gibt, findet er vielleicht den Schlüssel, und wir können es durchs Gitter versuchen.«

»Wir müssten an diesem ... Ding ... vorbeigehen«, wandte Nick angstvoll ein.

»Niemand hat gesagt, es sei eine gute Chance«, erwiderte Lilly. »Wenn du bleiben willst, stirbst du mit Sicherheit.«

Tatts nickte. Er war dabei.

»Ich sage immer noch, dass wir jemand anderen hinunterlassen sollten«, meldete sich Nick abermals zu Wort.

»Ich habe uns das Seil beschafft«, erklärte Lilly. »Wir machen es auf meine Weise oder gar nicht.«

»Komm schon, Lill ...«

»Würdest du uns zutrauen, das Seil zu halten, wenn du daran befestigt bist, Nick? Wir lassen es los, und wir bekommen deinen Anteil am Essen.«

Das brachte Nick zum Schweigen.

»Kannst du uns vertrauen, König?«, fragte Tatts.

»Ich vertraue Euch.« *Ich habe nichts zu verlieren.*

Sie brauchten einige Minuten, um es Knirscher zu erklären, und selbst dann war Logan sich nicht sicher, ob der Mann verstanden hatte. Sie brachten die übrigen Locher dazu, sich mit dem Seil rund um das Loch zu verteilen. Lilly stand vorn. Sie erklärte den Lochern, dass sie, selbst wenn die anderen losließen, es nicht tun würde. Wenn sie sich weiter ihrer sexuellen Gefälligkeiten erfreuen wollten, sollten sie besser nicht loslassen.

»Ich verdanke dir alles«, sagte Logan zu ihr. Lilly war alles andere als eine schöne Frau, aber im Augenblick sah sie strahlend aus. Zum ersten Mal, seit Logan ihr begegnet war, sah sie aus, als sei sie stolz auf sich.

»Nein, ich stehe in deiner Schuld, König. Als du hier heruntergekommen bist, habe ich dir geraten, an etwas Gutem festzuhalten, aber du bist derjenige, der mir gezeigt hat, wie das geht. Ich bin mehr als das hier, ganz gleich, was ich getan habe. Wenn ich jetzt sterbe, spielt es keine Rolle. Ich bin nicht gut, aber du bist es, und ich helfe dir. Das kann mir niemand nehmen. Versprich mir nur, König, dass du, wenn du alles zurückbekommst und zu deinen eleganten Festen

gehst, dich erinnerst. Du bist auch der König von uns Verbrechern.«

»Ich werde es nicht vergessen.« Er trat an den Rand des Lochs. »Lilly, wie ist dein richtiger Name?«

Sie zögerte, als könnte sie sich beinahe nicht daran erinnern, dann antwortete sie scheu: »Lilene. Lilene Rauzana.«

Er straffte sich und begann zu sprechen: »Kraft der Macht, mit der unsere Person und unser königliches Amt ausgestattet wurden, sei hiermit verfügt, dass Lilene Rauzana aller bisher begangenen Verbrechen freigesprochen ist und dass alle daraus resultierenden Strafen aufgehoben sind. Lilene Rauzana ist unschuldig in unseren Augen. Sollen die Dokumente über das von ihr begangene Unrecht so weit fortgebracht werden, wie der Osten vom Westen entfernt ist. So soll es geschrieben werden, so soll es geschehen.«

Es war lächerlich, dass ein Mann in Lumpen solche Worte zu einer Prostituierten sprach. Doch irgendwie war es richtig. Logan hatte niemals mehr Macht gehabt als in diesem Augenblick, da er die Macht besaß zu heilen. Die Locher spotteten nicht einmal.

Aus Lillys Augen quollen Tränen. »Du weißt nicht, was ich getan habe«, sagte sie.

»Ich brauche es auch nicht zu wissen.«

»Ich will es wiedergutmachen. Ich will nicht mehr so sein, wie ich war ...«

»Das brauchst du auch nicht. Von jetzt an bist du unschuldig.«

Mit diesen Worten stieg Logan ins Loch.

Es stellte sich heraus, dass Schwester Ariel Wyant Sa'fastae mehrere Wochen in Torras Bend verbracht hatte und die Dorf bewohner sie gut kannten. Obwohl sich nur wenige wohl dabei fühlten, eine Schwester in ihrer Mitte zu haben, hatte sie auf die Leute den Eindruck gemacht, klug, geistesabwesend und freundlich zu sein. Die Beschreibung war ein immenser Trost für Elene. Es bedeutete, dass der Brief wahrscheinlich der Wahrheit entsprach.

Deshalb hatte sie nun ein Problem. Ritt sie nach Norden, zur Chantry, um Uly zu folgen, oder ritt sie nach Westen, um Kylar zu folgen?

Sie hatte beschlossen, sich auf den Weg zu Uly zu machen. Cenaria war für sie nicht sicher. Ihre Anwesenheit würde es Kylar erschweren, seine Arbeit zu tun, und sie konnte ihm nicht helfen. Die Chantry war sicher, wenn auch einschüchternd, und Elene konnte zumindest dafür sorgen, dass Uly in Sicherheit war – falls sie sie nicht mit nach Hause nahm.

Also hatte sie am nächsten Morgen ihren Weg nach Norden fortgesetzt. Abgesehen davon, dass sie damit ihre geringen Ersparnisse beinahe aufgebraucht hatte, hatte eine Nacht in einem Bett ihren Körper anscheinend nur an all seine Schmerzen erinnert, daher kam sie nicht gut voran. Sie würde die Chantry rascher erreichen, wenn sie ihr Pferd zu einer schnelleren Gangart als dem Schritt antrieb, aber der bloße Gedanke an einen Galopp entlockte Elene ein Stöhnen. Die Stute stellte die Ohren auf, als frage sie sich, was ihre Herrin sagte.

Dann sah Elene den Reiter, vierzig Schritt entfernt. Er trug eine schwarze Rüstung, wenn auch keinen Helm, und er hatte weder ein Schwert noch einen Schild bei sich. Er saß in gebeugter Haltung im Sattel auf einem kleinen, langhaarigen Pferd. Außerdem presste er sich eine Hand auf den Leib, um eine Wunde zu bedecken, und sein bleiches Gesicht war voller Blutspritzer.

Als Elene ihre Stute jäh anhielt, blickte er auf und sah sie. Seine Lippen bewegten sich, aber es kamen keine Worte heraus. Er versuchte es noch einmal. »Hilfe. Bitte«, sagte er mit einem heiseren Flüstern.

Sie nahm die Zügel auf und ritt an seine Seite. Trotz des Schmerzes auf seinem Gesicht war er ein gutaussehender junger Mann, kaum älter als sie selbst. »Wasser«, flehte er.

Elene griff nach ihrem Wasserschlauch, dann hielt sie inne. Am Sattel des

jungen Kriegers baumelte ein voller Weinschlauch, und seine Blässe kam nicht vom Blutverlust: Er war ein Khalidori.

Seine Augen leuchteten triumphierend auf, noch während sie der Stute die Absätze in die Flanken grub. Er riss nach dem Zügel, der ihm am nächsten war. Elenes Stute tänzelte in einem Kreis, dem das kleine Pferd des Mannes schnell folgte. Elene versuchte, aus dem Sattel zu springen, aber ihr Bein war zwischen den Pferden eingekeilt.

Dann schnellte seine gepanzerte Faust vor. Sie traf sie überm Ohr. Sie fiel.

Es war ein Abstieg in die Hölle. Logan war noch immer zu schwach, auch nur die Hälfte der erforderlichen Arbeit zu leisten, um sich hinabzulassen, aber Knirscher schien es zufrieden zu sein, fast alles allein zu machen, und er ließ sie am Seil Hand für Hand in die Tiefe hinab. Logan schaute nur zu.

Die ersten sechs oder sieben Meter waren steiles, schwarzes Feuerglas, aus dem auch das Loch bestand, und absolut glatt und konturlos. Dann öffnete sich das Loch zu einem riesigen Gewölbe.

Schimmernde, grüne Algen klebten an den fernen Wänden und gaben gerade genug Licht ab, um schwach sehen zu können, und es war, als seien sie in eine fremde Welt gelangt. Der Geruch nach verfaulten Eiern war hier unten schärfer, und schwere Rauchschwaden rollten auf sie zu und versperrten Logan den Blick auf Tausende von Stalagmiten, die ungleichmäßig aus dem unsichtbaren Höhlenboden emporragten. Die Locher waren still, und Logan betete, dass es so bleiben würde. Im Laufe der Monate hatte er seine Zuversicht verloren, dass das Geräusch lediglich der Wind sei, der durch die Felsen emporstieg.

Knirscher begann schwer zu atmen, aber er behielt das Tempo bei, Hand für Hand. Überall um sie herum – nur nicht direkt unter dem Loch selbst – glitzerten Stalagmiten wie eisige Messer, und das Geräusch des Wassers, das von ihren Spitzen tropfte, war im Rauschen des Windes kaum zu hören. Der Wind stöhnte nur, während er sich aus der Tiefe erhob.

Sie stiegen noch zwei weitere Minuten hinab, bevor Logan die erste Leiche sah. Sie war ausgedörrt von den trockenen, heißen Winden, aber es musste sich um einen Locher handeln, der vor Jahrzehnten oder Jahrhunderten hier heruntergestürzt, gestoßen worden oder gesprungen war. Der Leichnam ruhte bereits so lange Zeit aufgespießt auf einem Stalagmiten, dass der Kalkstein über

ihn hinweggewachsen war und langsam ein Grab um den Mann herum bildete.

Es kamen noch weitere. Knirscher musste mehrmals seinen Abstieg verlangsamen, um sich von Stalagmiten abzustößeln, und jedes Mal sahen sie weitere Gefangene. Einige waren noch älter als der Erste, ihre Leiber aufgeschlitzt, weil sie auf dem Weg nach unten auf mehreren Stalagmiten aufgeschlagen waren. Einigen fehlten Körperteile, die der Fels abgetrennt hatte oder die im Laufe der Jahre abgefallen waren, aber die glitschige Oberfläche der Stalagmiten hatte die Ratten daran gehindert, an die Leichname heranzukommen, und der stetige Wind hatte dazu geführt, dass sie nicht verwest waren. Die einzigen unkenntlichen Leichen waren die wenigen entlang der feuchteren Bereiche an der Wand, die zum Heim für die Algen geworden war. Diese leuchteten grün, wie Geister, die versuchten, sich aus der Wand zu lösen.

Schließlich kamen sie zu den ersten Felsvorsprüngen, die meisten davon zu weit seitlich gelegen, als dass Logan und Knirsch sie hätten erreichen können. Auf einem davon befand sich ein Leichnam in sitzender Position. Seine ausgetrockneten Knochen waren unversehrt. Irgendwie hatte der Mann den Sturz überlebt, ob er nun ein Seil benutzt hatte oder einfach wie durch ein Wunder verschont geblieben war. Dann war er hier unten gestorben. Seine leeren Augenhöhlen waren wie eine Frage an Logan: »Kannst du es besser?«

Plötzlich zitterte das Sehnenseil. Logan blickte auf, aber da war nur Schwärze. Seine Sicht nach unten wurde durch Knirscher versperrt.

»Wir sollten uns beeilen, Knirsch.«

Der große Mann protestierte wortlos.

»Ich weiß, du machst deine Sache hervorragend. Du bist einfach fantastisch, aber ich habe keine Ahnung, wie lange Lilly das Seil halten kann. Wir wollen doch nicht wie diese Burschen enden, oder?«

Knirscher seilte sie schneller ab.

Sie kamen an einem anderen Vorsprung vorbei, und Logan sah, dass der Boden rund um den Sockel der Stalagmiten dick mit Erde bedeckt war, statt aus nacktem Gestein zu bestehen. Erde? Hier?

Nicht Erde. Menschliche Exkremente. Generationen von Verbrechern hatten ihre Fäkalien ins Loch befördert. Zwischen den Felstürmen waren die Fäkalien nicht alle getrocknet, daher roch der ganze Bereich wie eine offene Kanalisation, durchmischt mit dem Gestank von faulen Eiern.

Logan wollte sich gerade abwenden, als er etwas glitzern sah, während sie

sich zum nächsten Vorsprung hinabbewegten. Er schaute noch einmal hin und konnte nichts sehen.

»Mach mal für eine Sekunde halt, Knirscher.«

Logan schob die Hand in den fünfzehn Zentimeter hohen Haufen Scheiße und tastete darin herum. Nichts. Er stieß den Arm bis zum Ellbogen hinein, ohne auf den Schleim zu achten, der über seine Haut glitt. Da.

Er zog einen Klumpen von irgendetwas heraus und wischte ihn am anderen Arm ab. Es war der Schlüssel.

»Erstaunlich«, sagte er. »Ein Wunder. Wir werden doch nicht hier unten sterben, Knirsch. Jetzt lass uns nach unten weiterklettern und Fins Körper losbinden, dann können wir versuchen, wieder hinaufzugelangen. Vielleicht sind sie sogar in der Lage, uns hochzuziehen.«

Wie sich herausstellte, waren sie dem Boden nahe oder zumindest einem weiteren Vorsprung. In der Nähe war ein Spalt, aus dem ihnen ätzender Rauch entgegenwehte, der die leuchtenden Algen tötete, sodass Logan nicht weit genug sehen konnte, um festzustellen, wo sie waren. Falls eine solche Frage in der Hölle überhaupt eine Bedeutung hatte.

Knirscher hielt inne und ächzte. Er trat von dem Seil weg und spreizte die Finger, um den Schmerz darin zu lindern. Logan stellte die Füße mit einem Seufzer wieder auf halbfesten Boden, die Abwässer waren hier nur wenige Zentimeter tief. Er hatte nicht halb so viel Gewicht gehalten wie Knirscher, aber er war trotzdem erschöpft.

Dann sah er das Seil. Es war lose.

»Knirscher«, rief Logan, und seine Kehle war wie zugeschnürt. »Wie lange ist das Seil schon schlaff?«

Knirscher sah ihn blinzelnd an. Die Frage sagte dem einfältigen Mann nichts.

»Knirsch, Fin lebt noch! Er könnte ... AH!«

Etwas Scharfes stach Logan in den Rücken, und er stürzte.

Fin fiel mehr auf ihn, als dass er sprang. Der Sträfling bewegte sich, als hätte er sich die Hüfte ausgerenkt, und er blutete am Kopf, am Mund, an beiden Schultern und an einem Bein. In der rechten Hand hielt er die abgebrochene, blutverschmierte Spitze eines Stalagmiten. Als er auf Logan fiel, begann er um sich zu schlagen. Er war verletzt und jämmerlich schwach, aber Logan war noch schwächer.

Fins scharfer Stein bohrte sich Logan in die Brust und schlitzte ihm den

Unterarm auf, obwohl er versuchte, sich zu schützen. Dann schnitt Fin ihm von der Stirn bis zum Auge das Gesicht auf. Logan versuchte, Fin von dem Vorsprung zu werfen, aber er war zu schwach.

Ein tierisches Brüllen war zu hören, lauter als das Brüllen einer plötzlichen Eruption des rauchenden Spalts unter ihnen. Heißer Dampf und fette Tropfen kochenden Wassers flogen an ihnen vorbei, einen Moment bevor Knirscher zuschlug.

Er riss Fin von Logan herunter, biss ihm in die Nase und erhob sich einen Moment später mit einem blutigen Brocken zwischen seinen abgefeilten Zähnen. Fin stieß einen gurgelnden Schrei aus. Bevor er abermals schreien konnte, packte Knirscher Fins ausgerenktes Bein und zog ihn von Logan weg.

Der Verwundete schrie abermals, lauter, höher. Er versuchte, sich an irgendetwas festzuhalten, um sich von Knirscher zu befreien. Dann verfring sich Fins Körper zwischen zwei Stalagmiten. Knirscher sah es entweder nicht, oder es kümmerte ihn nicht. Er hatte beschlossen, Fin von Logan wegzuziehen, und das war es, was er tun würde. Logan sah, wie die Muskeln in den Schultern des missgestalteten Mannes sich bewegten, sehnige Knoten voller Kraft. Knirscher stemmte die Füße in den Boden und brüllte, während Fin schrie.

Ein reißendes Geräusch folgte, als das ausgerenkte Bein nachgab. Knirscher stolperte und fiel, während er Fin das Bein abbriss und es in den Abgrund hinabsegeln ließ.

Fin richtete einen hasserfüllten Blick auf Logan, während er keuchend seine letzten Atemzüge tat und das Blut aus seiner aufgerissenen Hüfte spritzte. Sein Gesicht war geisterhaft bleich. »Ich sehe dich ... in der Hölle, König«, sagte er.

»Ich habe meine Zeit bereits abgesessen«, erwiderte Logan. Er hielt den Schlüssel hoch. »Ich verschwinde hier.«

Fins Augen leuchteten vor Hass und Ungläubigkeit, aber er hatte nicht die Kraft zu sprechen. Langsam wich der Hass aus seinen offenen Augen. Er war tot.

»Knirsch, du bist umwerfend. Danke.«

Knirsch lächelte. Mit seinen abgefeilten, blutigen Zähnen war es ein grauenvoller Anblick, aber er meinte es gut.

Logan zitterte. Er blutete ziemlich stark. Er wusste nicht, ob er es schaffen würde, selbst wenn sie bei der Flucht aus dem Loch und dem Schlund auf keinerlei Probleme stießen. Aber es gab keinen Grund, warum auch Knirsch sterben sollte oder Lilly. Und ohne ihn würde Knirsch das Seil nicht

hinaufklettern, das wusste er.

»Also gut, Knirsch, du bist stark. Bist du stark genug, um hier herauszuklettern?«

Knirscher nickte und ließ die Muskeln spielen. Es gefiel ihm, stark genannt zu werden.

»Dann lass uns aus dieser Hölle verschwinden«, fügte Logan hinzu, aber noch während er nach dem Seil griff, spürte er, dass es nach oben auch keinen Widerstand mehr bot. Einen Moment später fiel die ganze Länge des Sehnenseils auf sie herab. Sie würden nicht hinausklettern können. Sie würden den kostbaren Schlüssel nicht benutzen können. Es würde kein Entrinnen geben. Die Locher hatten das Seil fallen lassen.

»Wo zur Hölle sind sie?«, fragte Tenser Ursuul scharf. Die Locher erkannten ihn kaum in seiner feinen Robe, mit rasiertem Gesicht und gewaschenem Haar.

»Was denkst du, wo sie sind? Sie sind geflohen«, sagte Lilly.

»Sie sind geflohen? Unmöglich!«

»Ohne Scheiß«, erwiderte Lilly.

Tenser errötete, die Szene war ihm vor Neph Dada und den Wachen in seiner Begleitung höchst peinlich.

Ein magisches Licht erblühte im Loch und beleuchtete alle Anwesenden. Es tauchte sogar in den Ausschnitt ein, wo Logan sich so regelmäßig versteckt hatte. Es war niemand dort.

»Logan, Fin und Knirscher«, nannte Tenser die Namen der verschwundenen Männer. »Logan und Fin haben einander gehasst. Was ist passiert?«

»König wollte ...«, begann Lilly, aber etwas krachte ihr ins Gesicht, und sie schlug der Länge nach hin.

»Halt den Mund, Miststück«, sagte Tenser. »Ich traue dir nicht. Du, Tatts, was ist passiert?«

»Logan wollte eine weitere Pyramide bauen. Er wollte Gorkhy anlocken und sehen, ob er seine Beine packen und ihm den Schlüssel abnehmen kann. Fin wollte nicht mitmachen. Sie haben gekämpft. Fin hat Logan ins Loch geworfen, aber dann hat Knirscher ihn angegriffen, und sie sind ebenfalls hineingefallen.«

Tenser fluchte. »Warum hast du sie nicht aufgehalten?«

»Um selbst reinzufallen?«, fragte Tatts. »Jeder, der sich mit Fin, Logan oder

Knirsch angelegt hat, ist getötet worden, Kumpel – Euer Hoheit. Du warst lange genug hier unten, um das zu wissen.«

»Könnten sie den Sturz überlebt haben?«, fragte Neph Dada mit seiner eisigen Stimme.

Einer der neueren Insassen heulte auf und alle sahen ihn an. »Nein«, rief er. »Bitte!« Ein leuchtender Ball magischen Lichts traf ihn an der Brust und ein weiterer im Rücken und hob ihn über das Loch. Dann fiel er.

Alle scharten sich um das Loch und beobachteten, wie das Licht in der Dunkelheit verschwand.

»Fünf...sechs ... sieben«, zählte Neph. Das Licht erlosch kurz vor der acht. Er sah Tenser an. »Also nein. Nun, ich kann nicht behaupten, dass Euer Vater erfreut sein wird.«

Tenser fluchte. »Nehmt sie Euch, Neph. Tötet sie. Tut, was immer Ihr tut, aber sorgt dafür, dass es schmerzhaft ist.«

Hu Gibbet hockte auf dem Dach eines Lagerhauses tief im Labyrinth. In der vergangenen Zeit des Wohlstands war es als Lager für Textilien verwendet worden. Später hatten Schmuggler es benutzt. Jetzt war es eine zerfallende Ruine, die Ratten der Gilde Brennender Mann beherbergte.

Nichts von alledem hatte für Hu eine Bedeutung, bis auf die Unannehmlichkeit, den zehnjährigen Jungen töten zu müssen, der Wache stand. Vielleicht war es auch ein Mädchen gewesen. Schwer zu sagen. Das Einzige, was für Hu zählte, war ein Steinbrocken auf dem Boden vor einer eingestürzten Wand. Er sah aus, als wöge er tausend Pfund, und er war genauso verwittert wie alle anderen Steine, aber er öffnete sich auf Angeln, von denen nicht einmal die Gilderatten etwas wussten. Es war der zweite Ausgang eines der größten sicheren Häuser in der Stadt.

Im Augenblick befanden sich in dem sicheren Haus, falls Hus Quelle recht hatte, schätzungsweise dreihundert Huren, genug Essen und Wasser, um einen Monat damit auszukommen, und die wahre Beute: Momma K und ihr Leutnant, Agon Brant. Hu erwartete nicht, dass diese beiden hier sein würden, nicht wirklich. Aber man konnte immer hoffen.

Er hatte immer Probleme mit großen Aufträgen gehabt. Ein großer Auftrag stellte hohe Anforderungen an sein inneres Gleichgewicht. Die Freude an so viel Blut bedrohte seine Professionalität. Es war so leicht, von dem puren Glück mitgerissen zu werden – zuzusehen, wie Blut quoll, tröpfelte oder spritzte, Blut in all seinen herrlichen Schattierungen, das unendlich rote Blut, frisch aus der Lunge, das schwarze Blut aus der Leber und alle Schattierungen dazwischen. Er wollte jeden Körper ausbluten lassen, um Nysos zu erfreuen, aber bei den großen Aufträgen konnte er sich im Allgemeinen nicht die Zeit dazu nehmen. Es gab ihm das Gefühl, als täte er die Dinge nur halbherzig.

Außerdem war er anschließend immer niedergeschlagen. Nachdem er dreißig oder zweiunddreißig Menschen auf dem Anwesen der Gyres getötet und ausgeblutet hatte, war er wochenlang nicht derselbe gewesen. Nicht einmal all das Töten während des Staatsstreichs und der Invasion hatte ihn befriedigen können. Es war alles so enttäuschend. Das Anwesen der Gyres war das Beste gewesen. Er war noch dort gewesen, als der Herzog nach Hause gekommen war.

Er hatte beobachtet, wie Regnus Gyre von Raum zu Raum gerannt war, wahnsinnig vor Trauer, während er in den Nysos-Lachen ausrutschte, die Hu in jedem Flur hinterlassen hatte. Das Zusehen hatte ihn so sehr erregt, dass er den Herzog nicht einmal töten konnte, obwohl er gewusst hatte, dass der Gottkönig es so wünschte.

Den Auftrag hatte er natürlich in der folgenden Nacht erledigt, aber das war nichts gewesen. Gar nichts.

Dieser Auftrag würde nicht allzu schwierig sein. Zu Anfang würde es einige brenzlige Augenblicke geben. Zunächst einmal musste er hineinkommen. Er tötete auch Kinder, wenn es sein musste, aber Gilderatten waren schlüpfig. Sie kannten jedes Loch von der Größe einer Walnuss im Labyrinth, konnten sich hineinzwängen und hatten sogar noch Platz übrig. Es war besser, ihnen keine Chance zu geben, jemanden zu warnen.

Nachdem er hineingelangt war, würden am Hinterausgang ein oder zwei Wachen stehen. Es war ein Ausgang, der nie benutzt worden war, und ein Mann konnte nur begrenzte Zeit an eine Wand starren, bevor er sich langweilte und müde wurde. Daher schliefen die Wachen dort vielleicht.

Dann würde Hu die Wachen am Vordereingang töten müssen, ohne Alarm auszulösen. Als Nächstes würde er den vorderen Eingang blockieren oder zerstören müssen. An diesem Punkt würde es keine Rolle spielen, ob die Huren herausfänden, dass er da war oder nicht. Mit Huren wurde er fertig.

Dann ... nun, der Gottkönig hatte ihm erklärt, dass er vierundzwanzig Stunden Zeit habe, um zu tun, was immer er wolle. »Hu«, hatte der Gottkönig gesagt, »richte ein Blutbad an. Ein Gemetzel.«

Der Gottkönig plante, das Gebäude anschließend zu öffnen und jeden Adligen in der Stadt hindurchzuführen. Wenn die Leichen zu reifen begannen, würden sie den Rest der Stadt hindurchführen. Die Bewohner des Labyrinths würden als Letzte kommen. Dann würde der Gottkönig eine öffentliche Zeremonie abhalten. Willkürlich ausgewählte Menschen aus den Reihen der Karnickel, der Künstler und des Adels würden zum Schauplatz des Massakers geschickt werden. Während sie im Gebäude waren, würden die Hexer des Gottkönigs die Ausgänge versiegeln.

Garoth Ursuul erwartete, dass es ein mächtiges Abschreckungsmittel gegen künftige Rebellionen sein würde.

Aber Hu fühlte sich unwohl. Er war ein Profi. Er war der beste Blutjunge der

Stadt, der beste auf der Welt, der beste aller Zeiten. Diese Position war ihm teuer, und es gab nur eines, was ihr gefährlich werden konnte: er selbst. Er war auf dem Anwesen der Gyres dumme Risiken eingegangen. Idiotische Risiken. Am Ende war alles glatt gelaufen, aber die Tatsache blieb, dass er außer Kontrolle geraten war.

Es war einfach zu viel Blut da gewesen. Zu viel Erregung. Er war wie ein Gott durch eine Orgie der Zerstörung geschritten. Er hatte sich während der Stunden, in denen er die Gyres und ihre Diener niedergemetzelt hatte, unverletzbar gefühlt. Er hatte Zeit damit verbracht, die Leichen zur Schau zu stellen. Etliche davon hatte er an den Füßen aufgehängt und ihnen die Kehle aufgeschlitzt, um sie ausbluten zu lassen und diesen herrlichen See aus Blut zu schaffen.

Sein Auftrag war es zu töten, und er hatte die Grenze gefährlich weit überschritten. Durzo war ein Todbringer gewesen. Er nahm Leben mit der unpersönlichen Präzision eines Schneiders. Durzo Blint hätte sich niemals in Gefahr begeben. Das war der Grund, warum einige Leute ihn Hu für ebenbürtig gehalten hatten. Hu hasste das. Er wurde gefürchtet, aber Blint war respektiert worden. Seine nagende Sorge war die, dass dieses Urteil verdient war.

Das war der Grund, warum dreihundert seinen Untergang bedeuten konnten. Die Bestie im Innern würde herauskommen. Dreihundert waren vielleicht zu viel.

Nein. Er war Hu Gibbet. Nichts war zu viel für Hu Gibbet. Er war der beste Blutjunge auf der Welt. Taktisch gesehen würde dieser Auftrag nicht annähernd die Herausforderung darstellen, die andere Aufträge dargestellt hatten, aber wenn die Leute seinen Namen wisperten, würde es dies sein, woran sie sich erinnerten. Dies würde sein Vermächtnis sein. An diesen Auftrag würde man sich auf der ganzen Welt erinnern.

Die Gilderatten schloßen allesamt, dicht nebeneinandergekauert zum Schutz gegen die Kälte. Hu wollte sich gerade durch das Loch im Dach fallen lassen, als er etwas bemerkte.

Zuerst dachte er, er würde es sich nur einbilden. Es begann als ein Raunen des Windes, eine Staubwolke, die im Mondlicht aufwirbelte, aber der Staub legte sich nicht, und heute Nacht ging kein Wind. Trotzdem schien der Staub an einer Stelle zu kreiseln, schien sich im Mondlicht in der Nähe der Kinder zu sammeln.

Eins der Kinder erwachte und stieß einen leisen Schrei aus, und binnen einer Sekunde waren alle Kinder in der Gilde wach.

Der Wirbelwind wurde zu einem winzigen Tornado. Obwohl noch immer kein Wind ging, nahm irgendetwas Gestalt an, schwarze Flecken, die in einer Höhe von fast zwei Metern in schwindelerregendem Tempo umherwirbelten und Hu die Sicht versperrten. Der Tornado erstrahlte in einem irisierenden, schimmernden Blau. Funken schossen heraus und tanzten über dem Boden, und die Kinder schrien auf

In dem Tornado nahm ein Mann Gestalt an oder etwas wie ein Mann. Die Gestalt blitzte blau auf und sprühte Licht in alle Richtungen, und nicht einmal Hu war schnell genug, um die Augen zu bedecken.

Als er wieder hinschaute, stand vor den Kindern, die mit großen Augen auf dem Boden kauerten, eine Gestalt, wie er sie noch nie gesehen hatte. Der Mann schien aus glänzendem, schwarzem Marmor gemeißelt zu sein oder aus flüssigem Metall geformt. Seine Kleider waren weniger Kleider als Haut, obwohl es den Anschein hatte, als trüge er Schuhe und sei geschlechtslos. Sein ganzer Körper war aus ungebrochenem Schwarz, und alle Konturen zeichneten sich scharf ab. Er war hager, und jeder Muskel war wie gemeißelt, von seinen Schultern bis zu dem V seiner Brust, seinem Magen, seinen Beinen. Doch seine Haut hatte etwas Merkwürdiges. Zuerst hatte der Mann oder Dämon oder die Statue Licht widergespiegelt wie polierter Stahl. Jetzt glänzten nur einzelne Teile von ihm: die Halbmonde seiner Bizeps, die horizontalen Linien seiner Unterleibsmuskeln. Der Rest von ihm verblasste von glänzendem Schwarz zu mattem Schwarz.

Das Erschreckendste war das Gesicht des Dämons. Es sah noch weniger menschlich aus als der Rest seines Körpers. Der Mund war ein schmaler Schlitz; hohe Wangenknochen; zerzaustes Haar, stachelig und schwarz; vorspringende, missbilligende Brauen über den riesengroßen Augen eines Albtraums. Die Augen waren von dem blassesten Blau des kältesten Wintermorgens. Sie sprachen von mitleidlosem Urteil, von Strafe ohne Reue. Während die Gestalt die Kinder betrachtete, wuchs Hus Gewissheit, dass die Augen tatsächlich glühten. Rauchschwaden schlängelten sich aus infernalischen Feuern, die innerhalb dieser Höllengestalt brannten.

»Kinder«, sagte die Gestalt. »Habt keine Angst.« Die Kinder schluckten hörbar, und trotz der Worte sah jede Gilderatte so aus, als sei sie auf dem

Sprung, die Flucht zu ergreifen. »Ich werde euch nichts tun«, fuhr der Dämon fort. »Aber ihr seid hier nicht sicher. Ihr müsst zu Gwinvere Kirena gehen, der Frau, die ihr als Momma K kennt. Geht und bleibt bei ihr. Sagt ihr, der Nachtengel sei zurückgekehrt.«

Mehrere Kinder nickten mit großen Augen, aber sie alle schienen wie angewurzelt zu sein.

»Geht!«, befahl der Nachtengel. Er trat durch einen Schatten vor, der das Mondlicht auf dem Boden des Lagerhauses durchschneidet, und etwas Unheimliches geschah. Wo der Schatten durch den Nachtengel ging, verschwand der Dämon. Ein Arm und sein Kopf lösten sich auf – bis auf zwei glühende Punkte, die im leeren Raum hingen, wo seine Augen sein sollten. »Lauff!«, schrie der Nachtengel.

Die Kinder schossen davon, wie nur Gilderatten es tun können.

Hu wusste, dass er diesen Nachtengel töten sollte. Gewiss würde der Gottkönig ihn belohnen. Außerdem versperrte der Dämon Hu den Eingang zu seinem Auftrag. Der Nachtengel stand zwischen ihm und mehr als dreihundert saffigen Morden.

Aber es war schwer zu atmen. Er hatte keine Angst. Es war einfach so, dass er keine kostenlosen Aufträge übernahm. Er würde diesen Engel töten, aber zunächst einmal würde er gehen und dafür sorgen, dass der Gottkönig ihn dafür bezahlt. Falls der Nachtengel von dem unterirdischen Gewölbe wusste, war es bereits zu spät. Falls der Nachtengel nichts von dem Gewölbe wusste, würden die Huren morgen noch da sein. Er würde heute einen Vertrag für den Nachtengel abschließen und morgen zurückkehren und die Huren und den Nachtengel töten. Es war vollkommen logisch. Furcht hatte nichts damit zu tun.

Der Nachtengel wandte das Gesicht empor, und als sein Blick auf Hu Gibbet fiel, blitzten seine Augen, und aus einem schwelenden Blau wurde ein feurig brennendes Rot. Im nächsten Moment verschwand der Rest des Nachtengels, bis auf die brennenden, roten Lichtpunkte.

»Begehrst du dein Urteil heute Nacht, Hubert Marion?«, fragte der Nachtengel.

Kalte Furcht lähmte ihn. Hubert Marion. Seit fünfzehn Jahren hatte ihn niemand mehr so genannt. Der Nachtengel bewegte sich auf ihn zu. Hu war drauf und dran zu fliehen, als der Nachtengel stolperte. Hu hielt verwirrt inne.

Die Rubinaugen verdunkelten sich, flackerten. Der Nachtengel sank in sich zusammen.

Hu sprang auf den Boden und zog sein Schwert. Der Nachtengel richtete sich durch schiere Willenskraft noch einmal auf, aber Hu sah die Erschöpfung in seiner Bewegung. Er griff an.

Ihre Schwerter erfüllten die Nacht mit ihrem Klang, und dann durchbrach Hu mit einem Tritt eine Blockade und traf den Nachtengel an der Brust. Die Kreatur flog rückwärts, ihr Schwert flog ihr aus der Hand. Sie landete geräuschvoll auf dem Boden und begann zu schimmern.

Binnen Augenblicken war der Nachtengel fort. An seiner Stelle lag ein Mann, nackt und kaum bei Bewusstsein.

Es war Kylar Stern, Durzos Lehrling. Hu verfluchte ihn, und seine Angst wurde zu Entrüstung. Es waren alles nur Tricks? Illusionen?

Hu stampfte vorwärts und hieb auf Kylars entblößten Hals ein. Aber seine Klinge ging glatt durch den Kopf des Mannes, ohne auf Widerstand zu stoßen – und zerschmetterte die Illusion. Hu hatte kaum innegehalten, als er spürte, wie sich ein Seil um seine Knöchel spannte und ihn von den Füßen riss.

Finger gruben sich in seinen rechten Ellbogen, trafen den Druckpunkt und lähmten ihm den Arm. Eine Hand packte ihn an den Haaren und ließ sein Gesicht wieder und wieder auf den Boden krachen, brach ihm beim ersten Mal die Nase. Beim dritten Mal traf Hus Gesicht einen Stein. Er stach ihm ins Auge. Dann rollte er wieder und wieder über den Boden.

Er schlug mit seiner ganzen Magie um sich und traf nichts. Dann waren seine Arme hinter seinem Rücken, und mit einem schnellen Ruck nach oben waren beide Schultern ausgerenkt. Hu schrie. Als er das nächste Mal daran dachte, um sich zu schlagen, stellte er fest, dass seine Arme und Beine zusammengebunden waren.

Mit seinem verbliebenen Auge erblickte Hu Kylar Stern, schwankend und sichtlich erschöpft, aber immer noch imstande, Hu an seinem Umhang über den Boden zu ziehen. Hu schlug abermals um sich, versuchte, nach etwas zu treten, irgendetwas, versuchte aufzustehen. Kylar ließ ihn auf den Rücken fallen, und Hu schrie abermals, als der Druck auf seinen gefesselten, ausgerenkten Schultern sich verstärkte. Kylar stand über ihm. Was immer die schwarze Haut gewesen war, Illusion oder etwas anderes, Kylar hatte offensichtlich nicht die Macht, es jetzt aufrechtzuerhalten. Er stand nackt da, doch sein Gesicht war ebenso Maske,

wie die Maske es gewesen war. Hu sammelte seine Magie, um einen weiteren Tritt zu versuchen.

Kylars Fuß schoss zuerst herunter und brach Hu das Schienbein. Hu schrie gegen die explodierende Schwärze des Schmerzes an, der drohte, ihm das Bewusstsein zu rauben, und als er wieder hinschaute, trat Kylar mit dem Fuß gezielt auf den Boden. Die Stelle öffnete sich auf unsichtbaren Angeln. Darin drehte sich ein verborgenes Wasserrad, angetrieben vom fließenden Wasser des Plith. Hu begriff, dass es der Mechanismus sein musste, der die große Tür des sicheren Hauses öffnete. Die gewaltigen Zahnreihen griffen jetzt nicht ineinander, die Räder drehten sich langsam.

»Nysos ist der Gott des Wassers, richtig?«, fragte Kylar.

»Was machst du da?«, rief Hu hysterisch.

»Bete«, sagte Kylar mit mitleidloser Stimme. »Vielleicht wird er dich retten.« Kylar tat etwas mit Hus Umhang. Einen Moment lang geschah nichts. Dann wurde der Umhang um seinen Hals enger. Er begann ihn über den Boden zu ziehen.

»Nysos!«, schrie Hu durch die erstickende Enge. »Nysos!«

Der Umhang zog ihn ins Wasser, und für einen langen, gesegneten Augenblick verschwand der Druck an seinem Hals. Hu trat mit seinem unversehrten Bein und fand die Oberfläche. Dann zog der Umhang sich zu und zerrte ihn in das Zahnrad hinein. Das sich müßig drehende Zahnrad riss ihn an der Kehle aus dem Wasser und drehte ihn dann um, sodass es ihn abermals unter Wasser zerrte. Er konnte nicht atmen. Es zog ihn erneut aus dem Wasser, drehte ihn erneut um und riss ihn wieder unter Wasser.

Diesmal trat er um sich, als er aus dem Wasser kam. Es gelang ihm, um einen gewaltigen Atemzug einzusaugen, dann wurde er ein weiteres Mal umgedreht und unter Wasser gezogen. Hu versuchte, gegen seine Fesseln anzukämpfen, aber jeder Druck, den er seinen Schultern zumutete, war eine Qual. Seine Arme waren so fest zusammengebunden, dass er die Schultern nicht in ihre Gelenke zurückschieben konnte, und sein unversehrtes Bein traf mit seinen Tritten nichts als Wasser.

Er schrie erneut, als er aus dem Wasser kam, aber das Zahnrad knirschte weiter. Rauf, runter, rauf, runter.

Kylar beobachtete, wie Hu Gibbet aus dem Wasser gezogen und untergetaucht wurde, wieder und wieder, manchmal flehte er, manchmal hustete er schmutziges Flusswasser aus der Lunge. Er verspürte keine Reue. Hu verdiente sein Schicksal.

Schwankend suchte Kylar nach dem Schalter, der das sichere Haus öffnete. Er hatte seine Erschöpfung nicht gespielt. Er konnte von Glück sagen, dass er noch genug Magie übrig gehabt hatte, um Hu zu täuschen. In einem fairen Kampf hätte Hu ihn besiegt. In diesem Punkt machte Kylar sich keine Illusionen. Aber Durzo hatte ihn gelehrt, dass es so etwas wie einen fairen Kampf nicht gab. Hu ließ sich durch Überraschung besiegen, weil er glaubte, der Beste zu sein. Durzo hatte sich niemals für den Besten gehalten; er dachte nur, alle anderen seien schlechter als er selbst. Es mochte so aussehen, als sei es das Gleiche, aber das war es nicht.

Schließlich fand Kylar, wonach er suchte. Er griff nach einem Brett neben dem Stein und zog es hoch.

Das sich drehende Zahnrad glitt zur Seite, bis seine Zähne auf ein anderes Zahnrad trafen. Sie knirschten einen Moment lang, dann fügten sie sich zusammen und drehten sich. Hu wurde ein weiteres Mal unausweichlich aus dem Wasser gezogen. Er schrie. Sein Kopf verfang sich zwischen den großen Zähnen der Zahnräder, und sein Schrei wurde abrupt schriller. Die Zahnräder blieben stehen, kämpfen gegen den Widerstand.

Dann barst Hus Kopf wie ein blutiger Pickel. Seine Beine zuckten krampfhaft, und sein ganzer Körper wölbte sich aus dem Wasser. Dann fiel sein Leichnam zur Seite, und die Zahnräder drehten sich weiter. Blut färbte das Wasser rot.

Der gewaltige Steinbrocken hob sich und legte den Zugang zu einem Tunnel in die Erde frei. In den Tiefen erklang eine Alarmglocke.

Binnen Augenblicken stürmten zwei Wachen die Stufen herauf, Speere in den Händen.

»Ihr müsst ... das Haus räumen«, sagte Kylar. Er schwankte, und keiner der Männer machte Anstalten, ihm zu helfen. »... Gottkönig weiß, dass ihr hier seid. Sagt ... Momma K ...« Dann wurde er ohnmächtig.

Feir Cousat drängte einen so großen Teil seiner massigen Fülle hinter einen Baum, wie es nur möglich war. Es war zwei Stunden vor Sonnenaufgang, und die Gestalt, die am Feuer lag, hatte sich seit Stunden nicht mehr geregt. In nur wenigen Augenblicken würde Feir wissen, ob all seine Mühen sich ausgezahlt hatten.

Seine Suche nach Curoch hatte ihn nach Cenaria geführt, durch die Lager der khalidorischen Hochländer und in die Berge an der ceuranischen Grenze. Wochenlang hatten seine Hoffnungen und seine Verzweiflung der Tatsache gegolten, dass er nicht einmal ein Wispern von einem speziellen Schwert gehört hatte. Das bedeutete, dass Curoch, wenn Feir auf der richtigen Spur war, vielleicht in den Händen eines Mannes war, der keine Ahnung hatte, worum es sich handelte. Dieses Szenario war um ein Vielfaches besser als die Vorstellung, versuchen zu müssen, es einem Vürdmeister abzunehmen. Jeder Vürdmeister mit der Fähigkeit, Curoch zu benutzen, würde die Fähigkeit haben, Feir auf hundert verschiedene Weisen zu töten.

Wahrscheinlicher war, dass er sich auf der falschen Spur befand. Er hatte ein Dutzend Mal nur raten können, während er seine Liste der Möglichkeiten eingeengt hatte. Zuerst hatte er eine khalidorische Uniform genommen und Boteninsignien daraufgestickt, und er hatte an vielen Lagerfeuern gegessen. Als sie noch zur Schule gegangen waren, hatte Dorian ihm Khalidorisch beigebracht, sodass er wusste, was gesprochen wurde, selbst wenn das Gespräch in der alten Sprache geführt wurde – alle jungen Khalidori waren zweisprachig; der Gottkönig dachte, sie könnten besser herrschen, wenn sie die Ränke jener kannten, die sie eroberten.

Weil sie Curoch nicht sofort gefunden hatten und Feir vermutete, dass sich Gerüchte verbreitet hätten, hätten sie es getan, überlegte er, dass jemand das Schwert genommen haben musste. Er fand die Einheiten, die mit den Aufräumarbeiten auf der Brücke bestraft worden waren. Die meisten der Männer waren aus Einheiten gekommen, die bei den Kämpfen beinahe vernichtet worden waren. Später waren sie zu einer neuen Einheit zusammengefügt worden, und jetzt bewachten sie die Wagen, die Plündergut nach Khalidor zurückbrachten – eben jenen Wagenzug, dem er, Dorian und Solon gefolgt

waren.

Weil Dorian ihn nach Süden geschickt hatte, wusste Feir, dass das Schwert sich nicht bei dem Gepäckzug befand. Also hatte er sich nach irgendjemandem von diesen Einheiten erkundigt, der nicht nach Hause gegangen war. Und er hatte einen Mann gefunden. Herauszukriegen, wohin Ferl Khalius verschwunden war, war eine ganz andere Angelegenheit. Tatsächlich hatte Feir den Mann niemals gefunden. Stattdessen war er einem Vürdmeister gefolgt, der nach Süden geschickt worden war. Der Vürdmeister spürte Ferl Khalius auf, und Feir spürte den Vürdmeister auf. Er hatte beobachtet, wie der Vürdmeister Wurfgeschosse nach Ferl Khalius und dem Lord schleuderte, den dieser entführt hatte. Der Vürdmeister hatte das Interesse verloren, sobald der Lord von den Höhen des Berges Hezeron gestürzt war.

Während der Vürdmeister seinen Signalstock benutzt hatte, um dem Gottkönig von seinem Versagen zu berichten, hatte Feir sich an ihn herangeschlichen. Der fallende Schnee und die Konzentration, die nötig war, um Magie zu wirken, hatten den Hexer daran gehindert, Feirs Anwesenheit wahrzunehmen. Sobald der Vürdmeister fertig gewesen war, hatte Feir ihn getötet.

Dann hatte er etwas getan, das er nie wieder tun würde. Er hatte den abgebrochenen, schneebedeckten Felsvorsprung überquert. Er war über einen anderthalb Meter breiten Abgrund gesprungen, von rutschigem Schnee in rutschigen Schnee. Manche Stellen waren so steil gewesen, dass seine Füße die gleiche Strecke, die er emporgeklettert war, wieder hinuntergerutscht waren.

Am Ende hatte er Magie benutzt, um ein wenig von dem Eis gerade lange genug zu schmelzen, um weitere Schritte machen zu können. Er hatte es geschafft, aber es war eine knappe Sache gewesen.

Curoch war es wert.

Er zog sein Schwert und trat in einer abgewandelten *zhäl posto* vor, einer Kampfhaltung, um auf rutschigem Boden Gleichgewicht und Beweglichkeit zu halten. Mit wenigen schnellen Schritten stand er über dem Mann. Das Schwert senkte sich und durchbohrte der Gestalt die Brust – eine Brust aus Schnee, eingehüllt in einen Umhang.

Feir fluchte und fuhr herum, als der wahre Ferl Khalius aus dem Wald gestürmt kam, Curoch hoch erhoben. Feir hatte kaum Zeit, sich zu bewegen. Der Hieb des Hochländers hätte Feir in der Mitte durchgeschnitten, wenn er sich

nicht im letzten Moment zur Seite geworfen hätte. Curoch schlug ihm seine Klinge aus der Hand.

»Nicht viel Ehre darin, einen schlafenden Mann zu erstechen«, sagte Ferl mit schwerem khalidorischem Akzent.

»Der Einsatz ist zu hoch für Ehre«, erwiderte Feir. Er hatte gedacht, dass der Mann keine Ahnung habe, dass er ihm folgte. »Gib mir das Schwert«, verlangte Feir, »und ich werde dich am Leben lassen.«

Verständlicherweise sah Ferl ihn an, als sei er verrückt: Er war bewaffnet, Feir war es nicht. »Ich soll es dir geben? Dies ist das Schwert eines Kriegsführers.«

»Eines Kriegsführers? Das Schwert ist mehr wert als dein ganzer Clan und alle anderen Clans aufhundert Meilen zusammen.«

Ferl glaubte ihm nicht, aber es scherte ihn auch nicht. »Es gehört mir.«

Drei Punkte aus weißem Licht, ein jeder kleiner als Feirs Daumnagel, erschienen vor ihm und zischten auf Ferl Khalius zu. Der Mann war keineswegs schlecht, aber es gab für jeden Grenzen, wie schnell er ein Schwert bewegen konnte.

Die beiden Wurfgeschosse, die Ferl mit dem Schwert abwehrte, sprengten in die Nacht hinaus. Das dritte Geschoss bohrte sich direkt unter Ferls Händen in seinen Bauch. Feir streckte mit großer Mühe seine Magie aus – Magie auf eine gewisse Entfernung war nie seine Stärke gewesen – und riss das Geschoss hoch. Es brannte sich einen Pfad zu Ferls Herzen.

Der Hochländer heftete den Blick auf Feir und taumelte seitwärts.

Feir ergriff Curoch ohne Jubel. Er hatte recht gehabt. All seine Mühen und Vermutungen hatten sich ausgezahlt. Falls jemals irgendjemand diese Geschichte hörte, würden die Barden sie zu einer Legende machen. Er hatte soeben eins der mächtigsten magischen Artefakte geborgen, die je geschaffen worden waren.

Warum also fühlte er sich leer?

Es war so einfach gewesen diesmal. Es hatte lange gedauert, aber es war einfach gewesen. Vielleicht hatte Ferl recht gehabt. Es war nicht ehrenhaft gewesen, aber wenn jemand Curoch hatte, war der Kampf niemals fair.

Aber auch das war es nicht. Er hatte dieses verdammte Schwert drei Mal – drei Mal! – zurückgeholt. Man würde ihn zum offiziellen Finder des Verflixten Schwertes erklären. Er hatte es, aber er konnte es niemals benutzen. Er war mittelmäßig, und er hatte den Fehler gemacht, sich mit den Großen

anzufreunden.

Solonariwan Tofusin Sa'fasti war ein Prinz des sethischen Reiches gewesen. Kraft seines Talenten gehörte er zu den obersten Rängen aller lebenden Magier. Dorian war ebenfalls ein Prinz, ein Vürdmeister und mehr. Er war ein Magus von der Art, wie es ihn nur einmal in einer Generation gab. Feir war der Sohn eines Schuhmachers mit mittelstarkem Talent und einer guten Schwerthand. Er war Schmiedelehrling gewesen, als seine Magie entdeckt wurde, und später hatte er die Schöpferschule besucht und war dann in Sho'cendi als Schmied und Klingenunterweiser eingestellt worden. In Sho'cendi hatte er Solon und Dorian kennengelernt.

Dorian hatte seiner Geburt abgeschworen, und weder er noch Solon hatten offiziell irgendeine Sonderbehandlung erfahren. Aber das, das wusste Feir, bedeutete nicht, dass sie nicht von ihrer noblen Geburt profitiert hätten. Was auch immer mit Dorian oder Solon geschah, sie wussten, dass sie etwas Besonderes waren. Sie wussten, dass sie wichtig waren. Das war bei Feir nie der Fall gewesen. Er hatte immer den zweiten Platz inne, wenn nicht den dritten.

Der Signalstock blitzte auf, und Feir zog ihn heraus. Der junge Vürdmeister, den er getötet hatte, hatte einen Übersetzungsschlüssel bei sich getragen. Offensichtlich war es das erste Mal gewesen, dass man ihm einen Signalstock anvertraut hatte, daher konnte Feir die Lichtblitze in Buchstaben übersetzen. Aber sie waren zusätzlich kodiert: Für den ersten Buchstaben war der ihm folgende des khalidorischen Alphabets einzusetzen, für den zweiten in gleicher Weise der ihm an zweiter Stelle folgende Buchstabe des Alphabets, für den dritten der drittfolgende und so weiter. Aber die Buchstaben kamen sehr schnell, und Feir hatte nichts zum Schreiben, außerdem war sein khalidorischer Wortschatz ohnehin begrenzt.

Der Gottkönig benutzte die Stäbe auf genau die Art, auf die auch Feir sie benutzt hätte. Er koordinierte ferne Truppen und Meister. Es war einfach und dennoch ein gewaltiger Vorteil. Seine Befehle wurden unverzüglich weitergeleitet, während seine Gegner Stunden oder Tage auf Boten warten mussten. In jenen Tagen oder Stunden veränderten sich Situationen, veränderten sich Pläne.

Kein Wunder, dass er jede Armee zerstört hatte, die gegen ihn marschiert war.
»Versammelt ... nördlich ... von ...«, blitzte der Signalstock. Dann hielt er inne, und das Blau wandelte sich zu Rot. Was zur Hölle bedeutete das? Feir

entschlüsselte die Buchstaben, und aus einer Ahnung heraus übersetzte er sie. »P.A.V.V.I.L.S.H.A.I.N.« Pavvils Hain. Dann wurden die Signale wieder blau und kamen zu schnell, als dass Feir sie entschlüsseln konnte, aber ein Abschnitt der Nachricht wurde zwei Mal wiederholt. »Zwei Tage. Zwei Tage.« Dann erlosch der Stock.

Feir stieß den Atem aus. Er war auf dem Weg nach Süden durch Pavvils Hain gekommen. Es war eine kleine Holzfällerstadt, aus der das einzige Eichenholz Cenarias kam. Nördlich der Stadt lag eine Ebene, die für eine Schlacht geeignet war. Offensichtlich verfolgte der Gottkönig den Plan, die Rebellenarmee dort auszulöschen.

Feir konnte in zwei Tagen dorthin gelangen. Aber es waren immer noch zwei Stunden bis Sonnenaufgang. Zählten die Khalidori einen Tag von Sonnenaufgang oder von Mitternacht an? Bedeuteten zwei Tage zwei oder drei?

Feir fluchte. Er konnte einen obskuren Kode in einer anderen Sprache entschlüsseln, aber er konnte nicht bis drei zählen. Wunderbar.

Der Signalstock wurde gelb – etwas, das er noch nie zuvor getan hatte.

»Vürdmeister Lorus, berichte ...«

Oh nein.

Der Stock blitzte: »Warum ... geht Ihr ... Süden?«

Feir erbleichte. Also dienten Signalstöcke nicht nur der Kommunikation, sie verrieten auch seine Position. Das war nicht gut.

»Strafe wird ... wenn Ihr zurückkommt.« Meine Strafe wird festgelegt, wenn ich zurückkomme? »... Lantano ... Gerüchten zufolge in Eurer Nähe. Irgendein Zeichen?«

Feir hätte am liebsten seine eigene Ignoranz am Hals gepackt und sie zu Tode geschüttelt. Was befand sich Gerüchten zufolge in seiner Nähe?

»Vürdmeister? Lorus? Das Ausbleiben einer Antwort wird ...«

Feir warf den Stock weg und wich einige Schritte zurück. Nichts geschah. Eine Minute verstrich. Noch immer geschah nichts. Er kam sich langsam dumm vor, als der Signalstock mit solcher Wucht explodierte, dass es auf hundert Schritt den Schnee von den Bäumen schüttelte.

Nun, das wird die Nachbarn wecken.

Die Nachbarn. Kein hübscher Gedanke. Und Lantano? Der Name kam ihm bekannt vor.

Feir erklimm einen felsigen Hügel in der Nähe, um sich eine bessere

Übersicht zu verschaffen. Beinahe wünschte er, er hätte es nicht getan. Vierhundert Schritt in südlicher Richtung lagerte eine Armee von ungefähr sechstausend Mann. Der übliche Tross ergab vielleicht noch einmal viertausend Menschen: Ehefrauen und Schmiede, Prostituierte, Köche und Diener.

Die Flaggen der Armee zeigten ein grellschwarzes, senkrechtes Schwert auf einem weißen Feld: Lantano Garuwashis Wappen. Das war der Name; Feir erinnerte sich: ein General, der noch nie besiegt worden war, der Sohn eines gemeinen Mannes, der sechzig Duelle gewonnen hatte. Wenn man den Geschichten Glauben schenken konnte, kämpfte er manchmal mit hölzernen Übungsschwertern gegen den Stahl seiner Widersacher, um die Dinge interessanter zu machen.

Die Nachbarn hatten definitiv ein Geräusch gehört, und eine Traube von zehn Reitern kam in eben diesem Augenblick auf Feir zu. Mindestens hundert weitere folgten.

Kylar öffnete in einem unvertrauten Raum die Augen. Es entwickelte sich langsam zu einem allzu häufigen Vorkommnis. Diese Version war klein, schmutzig, vollgestopft. Das Bett roch, als sei das Stroh seit zwanzig Jahren nicht gewechselt worden. Sein Herz raste, während er sich wappnete, gegen was auch immer als Nächstes kommen würde.

»Entspann dich«, sagte Momma K, die an seinem Bett stand.

Es war zweifellos ein sicheres Haus, im Norden des Labyrinths, so wie es roch.

»Wie lange?«, fragte Kylar mit krächzender Stimme. »Wie lange war ich bewusstlos?«

»Freut mich auch, dich zu sehen«, bemerkte Momma K, aber sie lächelte.

»Anderthalb Tage«, erklang eine Männerstimme.

Kylar richtete sich auf. Der Sprecher war Lordgeneral Agon. Das war eine Überraschung. »Nun, sieht so aus, als sei die riesige neue Mauer um die Stadt herum nicht das Einzige, was sich verändert hat.«

»Schon erstaunlich, was die Bastarde tun können, wenn sie etwas Konstruktives versuchen, nicht wahr?«, sagte Agon. Er benutzte eine Krücke und bewegte sich, als bereite sein Knie ihm Schmerzen.

»Es ist schön, dich zu sehen, Kylar«, erklärte Momma K. »Es machen bereits Gerüchte die Runde, dass der Nachtengel Hu Gibbet getötet habe, aber die einzigen Menschen, die wissen, dass tatsächlich du derjenige bist, sind meine Wachen. Und sie sind schon sehr lange bei mir. Sie werden nichts verraten.« Also war seine Identität sicher, aber Kylar würde sich nicht ablenken lassen. Er war zu weit gekommen, zu schnell, und er hatte zu viel gegeben, weil er nur eines im Kopf hatte. »Was wisst ihr über Logan?«

Momma K und Agon sahen einander an.

»Er ist tot«, antwortete Momma K.

»Er ist nicht tot«, sagte Kylar.

»Nach unseren besten Informationen ...«

»Er ist nicht tot. Jarl ist gekommen, um es mir zu sagen, den ganzen Weg bis nach Caernarvon.«

»Kylar«, sagte Momma K, »die Khalidori haben gestern herausgefunden, wer

Logan war. Soweit wir das beurteilen können, wurde er deswegen entweder von einem anderen Insassen getötet, oder er hat sich in das Loch gestürzt, um dem zu entgehen, was der Gottkönig mit ihm gemacht hätte.«

»Ich glaube es nicht.« *Gestern? Während ich geschlafen habe? Ich war so nah dran?*

»Es tut mir leid«, sagte Momma K.

Kylar stand auf und ergriff eine neue, graue Blutjungenkluff, die am Fußende des Bettes lag. Er begann sich anzuziehen.

»Kylar«, sagte Momma K.

Er ignorierte sie.

»Sohn«, meldete Agon sich wieder zu Wort, »es wird Zeit, dass Ihr die Augen öffnet. Es gefällt niemandem, dass Logan tot ist. Er war für mich wie ein Sohn. Ihr könnt ihn nicht zurückbringen, aber Ihr könnt einige Dinge tun, die sonst niemand tun kann.«

Kylar streifte seine Robe über. »Und lasst mich raten«, erwiderte er voller Bitterkeit. »Ihr zwei habt bereits einige Dinge, für die ihr meine Talente einsetzen wollt?«

»In wenigen Tagen wird Terah Graesins Armee nördlich von Pavvils Hain auf die Armee des Gottkönigs treffen. Sie wird als Erste dort ankommen und sowohl den Vorteil des Terrains haben als auch den der größeren Streitmacht«, erklärte Momma K.

»Und das Problem ist?«

»Dass der Gottkönig sich darauf einlässt. Nach der Nocta Hemata müsste er eigentlich doppelt so vorsichtig sein, wie er es gewesen ist, aber er stürzt sich direkt in diese Schlacht hinein. Kylar, unsere Spione haben nur Andeutungen aufgeschnappt, aber ich bin davon überzeugt, dass dies eine Falle ist. Terah Graesin will nicht auf uns hören. Sie wollte nicht kämpfen, bis der Gottkönig ihr einen Kampf bot, den sie scheinbar nicht verlieren kann. Jetzt hat sie das, und nichts wird sie aufhalten. Wir wissen nur, dass er etwas Magisches tun und es etwas Großes sein wird.«

»Sagt es nicht«, erwiderte Kylar.

»Wir wollen dich für einen Auftrag engagieren, Kylar«, sagte Momma K. »Einen Auftrag, der des Nachtengels würdig ist. Wir wollen, dass du den Gottkönig tötest«, erklärte Momma K.

»Ihr seid wahnsinnig.«

»Ihr werdet eine Legende sein«, sagte Agon.

»Ich würde lieber weiterleben.« Es war unheimlich. Es war genau das, was sie von ihm gewollt hatten, bevor er die Stadt verließ. Es war genau das, worum Jarl ihn gebeten hatte und wofür er gestorben war. Den Gottkönig töten. All den Schmerz und die Vergeudung seiner Ausbildung zum Blutjungen wiedergutmachen. Eine einzige Leiche mehr, und er konnte das Schwert an den Nagel hängen, zufrieden damit, dass er mehr als das Seine getan hatte. Ein Tod, der Tausende retten würde. Es fühlte sich an wie Schicksal.

»Selbst wenn Logan noch lebt, würde es nichts nutzen, sein Leben zu retten, wenn Ihr zulassen würdet, dass seine einzige Chance auf ein Königreich zerstört wird«, sagte Agon. »Wenn er so lange überlebt hat, kann er es auch noch ein oder zwei Tage länger schaffen. Tötet den Gottkönig und rettet das Königreich, dann macht Euch auf die Suche nach unserem König.«

Kylar wählte aus der großen Sammlung, die Momma K für ihn bereitgelegt hatte, einige Waffen und verbarg sie schweigend an seinem Körper.

»Ihr werdet unser aller Verhängnis sein«, sprach Agon weiter. »Ihr habt die Art von Macht, für die ich sterben würde, und Ihr wollt sie nicht einsetzen, um uns zu helfen. Verdammt sollt Ihr sein.« Er machte auf dem Absatz kehrt und humpelte aus dem Raum.

Kylar sah Momma K an. Sie ging nicht, aber sie verstand ihn auch nicht.

»Es ist auch schön, Euch wiederzusehen, Momma«, sagte Kylar. Er holte tief Atem. »Ich habe Uly bei Elene zurückgelassen. Es wird ihnen beiden gut gehen. Ich habe genug Geld dagelassen, dass sie für den Rest ihres Lebens ausgesorgt haben. Und Elene wird sie lieben. Ich habe das Beste getan, das ich konnte ... Jarl ...«

Plötzlich brannten heiße Tränen in seinen Augen.

Momma K legte Kylar eine Hand auf den Arm, und er senkte den Blick.

»Ich weiß, es ergibt keinen Sinn«, sagte er, »aber ich habe geschworen, dies hinter mir zu lassen. Ich habe diesen Schwur um Logans willen gebrochen. Das hat mich Elenes Liebe und Ulys Vertrauen gekostet. Ich habe sie nicht im Stich gelassen, damit ich ein weiteres Leben stehlen kann, sondern damit ich ein Leben retten kann. Versteht Ihr?«

»Weißt du, an wen du mich erinnerst?«, fragte Momma K. »An Durzo. Als er jünger war, bevor er seinen Weg verlor. Er wäre stolz auf dich gewesen, Kylar. Ich ... ich bin ebenfalls stolz auf dich. Ich wünschte, ich könnte glauben,

dass das Schicksal nicht so grausam wäre, dich dazu zu zwingen, alles zu opfern, nur um Logan tot zu finden, aber diese Art von Glauben habe ich nicht. Doch ich sage dir, woran ich glaube. Ich glaube an dich.« Sie umarmte ihn.

»Ihr seid anders«, sagte er.

»Es ist alles deine Schuld«, erwiderte sie. »Als Nächstes werde ich noch senil.«

»Mir gefällt es«, erklärte er.

Sie legte die Hände auf seine Wangen und küsste ihn auf die Stirn. »Geh, Kylar. Geh, und bitte, komm zurück.«

Logan war jetzt zweimal eingeschlafen, und jedes Mal hatte er erwartet, dass er nicht wieder aufwachen würde. Er hatte aufgehört zu essen: Er würde Fins Körper nicht anrühren. Er hatte aufgehört, die schwere, beißende Luft zu riechen. Er hatte aufgehört, Knirschers leise Laute der Sorge wahrzunehmen. Er hatte auch aufgehört zu bluten, aber es war zu spät. Er hatte keine Kraft mehr.

Nachdem Knirscher ihn in aufrechter Position an einen Stalagmiten gelehnt hatte, sah Logan gut drei Meter entfernt einen weiteren zerschmetterten Leichnam in der Düsternis liegen. Es war Natassa Graesin. Die Schreie der Locher machten ihr jetzt keine Angst mehr. Ihre Glieder waren gebrochen, aber ihr Gesicht sah friedlich aus. In ihren Augen stand keine Anklage. Es stand gar nichts darin.

Die größte Leidenschaft, die Logan in sich erwecken konnte, war einfaches Bedauern. Es tat ihm leid um Natassa, die ihm niemals auch nur erzählt hatte, wie sie hier unten gelandet war. Es tat ihm um all die Dinge leid, die er niemals tun würde. Es hatte ihn niemals wahrhaft nach dem Thron verlangt. Er hatte stets den Verdacht gehabt, dass das Leben eines Königs weit härter war, als es schien. Im Loch hatte er manchmal bedauert, dass man sich seiner nicht als eines Mannes erinnern würde, der von Bedeutung gewesen war.

Während er jetzt an den Stalagmiten gelehnt dasaß, der eines Tages seinen Körper umschließen und für die Ewigkeit zu seinem Grabmal werden würde, wünschte er sich einfachere Dinge. Er vermisste Sonnenlicht. Er vermisste den Geruch von Gras, von frischem Regen, von einer Frau. Er vermisste Serah Drake und all ihre Trivialitäten. Er vermisste seine Frau. Jenine war so jung, so klug, so hübsch. Sie war ein Diamant gewesen, den er gefunden und dann für immer

verloren hatte. Er vermisste Kylar, seinen besten Freund. Ein weiterer Diamant, abgestreift, wiedergefunden und verloren ...

Logan wünschte sich Liebe und Kinder und die Möglichkeit, seine Anwesen zu verwalten. Ein einfaches Leben, eine große Familie, einige enge Freunde. Das würde ihm all die Unsterblichkeit geben, die er brauchte.

Für eine Weile betete er zu den alten Göttern. Es gab nichts anderes zu tun, und Knirscher war kein großartiger Gesprächspartner, doch die alten Götter hatten nichts zu sagen. Er betete sogar zu dem einen Gott des Grafen Drake. Er war sich nicht sicher, wie man zu dem Gott aller Dinge beten sollte. Warum sollte es ihn kümmern? Logan gab es auf.

Größtenteils versuchte er, den Schmerz zu ignorieren.

Er stand gerade im Begriff, die Augen zu schließen und noch einmal zu versuchen zu sterben – oder zu schlafen, was auch immer –, als Knirscher zu heulen begann. Es war ein hohes, durchdringendes Geräusch, anders als alles, was Logan je gehört hatte.

Der Schacht stieß beißenden Rauch aus, und die Gestalt, die Logan für eine Sekunde erblickte, wurde von der dicken Wolke und Dunkelheit verschlungen. Dann, als die Wolke sich zerstreute, kam ein Dämon herausgeschritten.

Zum ersten Mal in all der Zeit erlebte Logan, dass Knirscher Angst hatte. Er wich bis zu Logan zurück und kauerte sich wimmernd neben ihn, aber weiter würde er sich nicht zurückziehen. Die Loyalität des einfachen Mannes kannte keine Grenzen.

Der Dämon kam langsam näher, den Blick seiner leuchtend blauen Augen auf Logan geheftet. War das ein Heuler? Oder war dies der Tod, der endlich gekommen war, um ihn für sich zu fordern? Logan hatte keine Angst.

»Hm, Scheiße, Mann«, sagte der Tod mit einer vertrauten Stimme. »Ich dachte, ich müsste den ganzen Weg hinauf ins Loch klettern, um dich zu finden.«

»Was bist du?«, krächzte Logan.

Das Gesicht des Dämons schimmerte und schmolz von Kylars Gesicht herunter. Logan war davon überzeugt, dass er zu guter Letzt doch verrückt geworden war.

»Tut mir leid, die Sache mit dem Gesicht habe ich ganz vergessen«, sagte Kylar. Er grinste sein verrücktes Grinsen, um seine Sorge zu verdecken. »Du, aah, siehst aus wie das südliche Ende eines nach Norden reitenden Pferdes.« Es

war einer von Logans alten Sprüchen – Götter! – aus der Zeit, da er kaum ein Zehntel der Flüche gekannt hatte, die er im Loch gelernt hatte. Kylar grinste abermals. »Wird, aah, der große Kerl hier in Ordnung kommen?«

Knirsch zitterte am ganzen Leib, und nicht einmal Logan konnte erkennen, ob der Grund dafür Wut oder Angst war. »Knirsch«, sagte Logan, »er ist ein Freund. Er ist hier, um zu helfen.« Knirschers Gesichtsausdruck veränderte sich nicht, aber er machte keine Anstalten anzugreifen. »Du bist es doch wirklich, nicht wahr?«, fragte Logan.

»Gekommen, um dich rauszuhauen«, antwortete Kylar. Als Logan nicht reagierte, trat er näher und betrachtete seinen Freund genauer. Der Ausdruck auf seinem Gesicht war grimmig. »Nun, was ist schon ein Wunder mehr, hm? Du hast noch nicht ins Gras gebissen«, murmelte er.

Logan spürte, dass er langsam das Bewusstsein verlor, als Kylar ihm auf die Füße half. Kylar sprach, und ein Teil von Logan begriff, dass er lediglich versuchte zu verhindern, dass Logan ihm wegsackte. Er tat sein Bestes, auf Kylars Stimme zu lauschen und die Stimmen von Schmerz und Tod zu ignorieren, die nach ihm riefen.

»... denn es ist jetzt praktisch unmöglich, in den Schlund zu gelangen, verdammt. Nicht wie in alten Tagen ... Es heißt, irgendjemand oder irgendetwas residiere jetzt dort. »Residiere«, als sei der Schlund ein Palast oder so etwas.«

»Khali«, flüsterte Logan.

Kylar führte sie tiefer in das Loch hinein. Logan stolperte abermals, und als er die Augen aufschlug, stellte er fest, dass er auf Kylars Rücken gebunden war. Das konnte nicht richtig sein. Trotz all des Gewichts, das Logan verloren hatte, hätte Kylar nicht in der Lage sein sollen, ihn so mühelos zu tragen. Aber das Gefühl verblasste nicht. Kylar bahnte sich seinen Weg immer tiefer und tiefer hinein. Es gab keinen Pfad und kein leuchtendes Moos hier unten, aber Kylar bewegte sich trittsicher und sprach weiter, und seine Stimme wehrte Logans Angst vor der Dunkelheit ab.

»... war einmal in den Schloten, und mir ist wieder eingefallen, dass sie bis in den Kern der Erde selbst hinunterzuführen schienen. Ich dachte mir, dass der Schlund in die Tiefe geht, und die Schlote ebenfalls, und dass sie ziemlich dicht nebeneinanderliegen. Ich dachte, dass die Schlote, wenn ich nur tief genug hinabstiege, vielleicht zusammenlaufen würden.

Hast du jemals das Innere dieser Schlotte gesehen, die die Burg beheizen, Logan? Pures Metall, das bis in alle Ewigkeit einfach nach unten reicht. Große Windflügel drehen sich in der aufsteigenden Luft. Ich habe mir überlegt, dass ich entweder den langsamen Weg nach unten oder den schnellen Weg nehmen könnte. Du kennst mich, du kannst erraten, wie ich mich entschieden habe. Ich habe einen Schild genommen und daraus einen Schlitten gemacht, mit Bremsseilen, sodass ich ihn steuern konnte. Ich kann dir sagen, es war eine Höllenfahrt. Ich wäre auch fast bis ganz nach unten durchgerauscht. Nur gut, dass ich vor diesem letzten Windrad an Tempo verloren habe. Ich war mir sicher, dass es sich schneller drehte. Mir tun die armen Bastarde leid, die hinunterklettern werden müssen, um es zu reparieren.«

Dann brach Kylar ab und atmete tief ein. »Ich werde dich nicht belügen. Dies ist der schlimme Teil. Wir müssen unter Wasser weitergehen. Hier ist die Grenze, Logan. Dies ist es, was das Loch von den Schloten trennt. Das Wasser ist heiß, und es ist eng, und du wirst dich fühlen, als seist du begraben worden. Ich verspreche dir, wenn wir es durch diesen Tod schaffen können, wirst du zu einem neuen Leben erwachen. Du musst einfach den Atem anhalten, und ich werde all die Arbeit tun.«

»Knirscher«, sagte Logan.

»Knirscher? Oh, der große Bursche? Ähm, er sieht nicht so aus, als würde er Wasser besonders mögen, Logan.«

Logan konnte Knirscher nicht sehen. Es war nicht nur einfach dunkel hier unten. Es war pechschwarz. Es gab nicht einmal eine hellere Schwärze. Es war eine einzige, ungebrochene, alles umarmende Dunkelheit. Es war heiße, nasse, schwere, lastende Dunkelheit, die bis in seine Lunge hineinsickerte. Er hatte keine Ahnung, wie Kylar Knirsch sehen konnte, aber Logan würde ihn nicht hier zurücklassen.

»Wirst du ... zurückkommen und ihn holen?«, fragte Logan.

Es folgte ein langes Schweigen.

»Ja, mein König«, sagte Kylar schließlich.

»Ich bin ... Ich bin bereit.«

»Du zählst einfach mit. Ich bin in ungefähr einer Minute durchgekommen. Zusammen brauchen wir vielleicht ein wenig länger.«

Eine Minute?

»Bevor wir gehen ... Es tut mir leid, Logan. All das tut mir leid, und vor

allen tut es mir leid, wie viel davon meine Schuld ist. Es tut mir leid, dass ich dir nicht gesagt habe, was ich war. Es tut mir leid, dass ich Tenser nicht getötet habe, als ich die Chance hatte. Es ... tut mir einfach leid.«

Logan erwiderte nichts. Er konnte die Worte nicht finden, genauso wenig die Kraft, um Kylar zu geben, was er verdiente.

Kylar wartete nicht ab. Er begann tiefe Atemzüge in seine Lunge zu ziehen, und Logan folgte seinem Beispiel. Einen Moment später sprangen sie gemeinsam ins Wasser. Logan lehnte sich dicht an Kylars Körper und versuchte, seinen Armen nicht in die Quere zu kommen, versuchte, seinen Körper im Wasser stromlinienförmig zu machen.

Das Wasser war heiß, sengend heiß. Logan spürte, wie sie sich kopfüber drehten, dann musste Kylar nach den Felsen gegriffen haben, um sie hinabzuziehen, denn sie bewegten sich schnell. Tatsächlich bewegten sie sich schneller, als Logan es unter Wasser für möglich gehalten hätte. Er wusste, dass Kylar stark war. Er hatte mit ihm gerungen und Übungskämpfe mit ihm ausgefochten, aber die Geschwindigkeit, mit der sie sich bewegten, hätte angesichts der Masse, die Kylar durchs Wasser zog, nicht möglich sein dürfen.

Zehn. Elf Das Wasser bedrängte ihn von allen Seiten, schnürte ihn ein. Ein Teil von Logan staunte, dass Kylar dies bereits geschafft hatte, allein, ohne irgendeine konkrete Vorstellung davon, ob die Tunnel tatsächlich zusammenliefen oder wie lange er würde schwimmen müssen. Bei vierzehn Sekunden brannte Logans Lunge bereits.

Er hielt durch, versuchte, nicht zu verkrampfen, sich seine Kräfte einzuteilen. Der Schmerz war nichts, sagte er sich.

Es vergingen zwanzig Sekunden, bis er spürte, dass sie jetzt auf gleicher Höhe blieben. Sein Rücken kratzte gegen Fels. Es fühlte sich anders an, obwohl er nicht hätte sagen können, welcher Sinn ihm das verriet. Sie hatten vielleicht einen Tunnel erreicht, und nach der Art zu schließen, wie Kylar sich bewegte, war es ein enger Tunnel.

Vierzig. Einundvierzig. Jetzt war der Schmerz unlegbar. Die Luft presste sich seine Kehle hinauf, flehte um Erlösung. Sie hämmerte in ihm. Nur ein klein wenig Erlösung, ein klein wenig.

Bei fünfzig steckten sie fest. Plötzlich stoppte alle Vorwärtsbewegung. Der Schock war so groß, dass Logan die Augen öffnete. Heißes, saures Wasser attackierte seine Augen, und er hustete. Eine riesige Blase lebenspendender Luft

entwich seiner Lunge.

Kylar zog und zog. Logan spürte, wie etwas riss, sei es seine zerlumpfte Robe oder seine Haut, er wusste es nicht, aber dann bewegten sie sich wieder.

Er hatte weniger als eine halbe Lunge voller Luft. Kylar bewegte sich erneut mit unglaublicher Geschwindigkeit, aber sie waren immer noch nicht auf dem Weg nach oben.

Dann spürte Logan, dass Kylar sich umdrehte, aber sein Freund stieß sich nicht aufwärts. Stattdessen zog er mit einer hektischen, von blauem, magischem Licht beleuchteten Bewegung ein kurzes Schwert aus dem Gürtel. Logan wurde hin und her geschleudert, während Kylar auf etwas einstach, das wie ein silberner Blitz im Wasser aussah.

Auf keinen Fall konnte er noch mehr ertragen. Kylar begann sich aufwärtszubewegen, aber Logan konnte es nicht noch einmal zwanzig Sekunden schaffen. Er konnte nicht so lange durchhalten.

Bei siebenundsechzig Sekunden ließ er den letzten Rest seiner Luft entweichen.

Sie bewegten sich so schnell empor, dass er spürte, wie sie über sein Gesicht strich, als sie hinaufschossen. Sie schwammen an der Blase vorbei.

Seine Lunge brannte. Er kapitulierte und atmete ein.

Sengendes Wasser ergoss sich in seine Lunge – gefolgt von Luft. Logan hustete und hustete, und das heiße, beißende Zeug schoss ihm aus Mund und Nase. Es verbrannte seine Schleimhäute, aber einen Moment später wurde es ersetzt durch süße, kühle Luft.

Kylar band ihn los und ließ ihn sanft zu Boden gleiten. Logan lag auf dem Rücken und atmete nur. Es war immer noch dunkel, aber hoch über ihnen sah er das Funkeln ferner Fackeln. Nach den schwarzen Wassern fühlte es sich an, als sei er in ein Universum aus Licht getreten.

»Mein König«, sagte Kylar. »Da ist etwas im Wasser. Eine riesige, schreckliche Eidechse. Wenn ich zurückgehe, weiß ich nicht, ob ich wiederkommen werde. Du bist nicht in der Verfassung, es allein hinauszuschaffen, und ohne mich wirst du hier sterben. Willst du immer noch, dass ich den Narren hole?«

Logan wollte nein sagen. Er war wichtiger für das Königreich als Knirscher. Und er hatte Angst, allein zurückzubleiben. Das Leben war plötzlich so nah, und er wollte nicht sterben.

»Ich kann ihn nicht im Stich lassen, Kylar. Vergib mir.«

»Du würdest nur Vergebung brauchen, wenn du mich bätest, ihn zurückzulassen«, erwiderte Kylar und tauchte dann ins Wasser.

Er blieb fünf qualvolle Minuten verschwunden. Als er die Oberfläche des Wassers durchbrach, schwamm er in einem solchen Tempo, dass es ihn geradewegs in die Luft katapultierte. Er landete auf den Füßen. Er hatte aus dem Seil ein Geschirr gemacht und Knirscher hinter sich hergezogen. Jetzt packte er das Seil und zog es hastig ein.

Knirscher flog buchstäblich aus dem Wasser heraus. Er nahm einen tiefen Atemzug und lächelte Logan an. »Halten Atem an gut!«, sagte er.

Kylar riss Logan in seine Arme, als etwa Riesiges hinter ihnen durchs Wasser brach. Etwas klatschte gegen Kylar, und sie alle drei fielen der Länge nach zu Boden.

Dann wurde das Gewölbe von irisierendem, blauem Licht erleuchtet, das von Kylar selbst kam. Er huschte umher, sprang von Stalagmit zu Stalagmit, benutzte sie, um die Richtungsänderungen unberechenbar zu machen. Furcht schnürte Logan die Kehle zu. Gegen was auch immer Kylar kämpfte, es war gewaltig. Riesige, mit Schwimmhäuten besetzte Hände krachten durch Stalagmiten, als seien sie Zweige. Felsen prasselten überall nieder, während Logan sich zu einem Ball zusammenrollte. Kräftige Windstöße drangen aus einem Maul, das nur sichtbar war, als die Zähne und Augen Kylars blaues Feuer zurückwarfen. Silbrig-grünes Licht blinkte auf, erlosch und blitzte von neuem auf.

Das Erschreckendste war das Unvermögen zu sehen. Die Schlacht tobte nur Schritte entfernt, und Logan konnte nichts tun, konnte es nicht einmal beobachten. Er hörte Klirren und vermutete, dass es Kylars Schwert war, das von den Schuppen der Kreatur abprallte. Er hatte keine Ahnung, wie Kylar in dieser pechschwarzen Finsternis überhaupt gegen die Kreatur kämpfen konnte, und er hatte keine Hoffnung, selbst dagegen zu kämpfen. Er wusste nicht einmal, wie groß die Kreatur war oder wie sie aussah.

Er verlor Kylar aus den Augen – oder Kylar verschwand, denn selbst die Bestie hielt inne und schnaubte. Sie begann Witterung aufzunehmen, wobei sie den riesigen Kopfhin und her drehte.

Plötzlich schoss sie auf Logan und Knirscher zu. Logan riss die Hände hoch und spürte, wie schleimige Haut an seinen Fingern vorbeistrich. Überall

krachten Stalaktiten herunter. Dann wich die Bestie zurück und drehte den Kopf. Ein Licht, so silbrig-kalt wie der Mond, erblühte in ihren marmorgrünen Augen, und dann drehte sich der gewaltige, schnüffelnde Kopf abermals.

Die schleimige Schnauze glitt an Logans Wange vorbei. Sie schnupperte und schnupperte. Logans Finger glitten über einen abgebrochenen Stalagmiten, und er packte ihn. Die Bewegung erregte die Aufmerksamkeit der Kreatur. Sie wich zurück, und das Licht aus ihrem Auge beleuchtete Logan wie eine Fackel. Das große Katzenauge wandte sich in seine Richtung und wurde scharf.

Logan begrub den gezackten Stein in diesem großen Auge und fuhr damit hin und her. Leuchtendes, grün-silbernes Licht ergoss sich mit dem Blut der Kreatur auf Logan. Das Auge erlosch wie eine ausgeblasene Kerze, und lautes Heulen erfüllte das Gewölbe. Einen Moment später schoss eine dunkle Gestalt an Logan vorbei und attackierte das blinde Auge.

Die Kreatur kreischte abermals und schlug hinter sich. Ein gewaltiges Klatschen erklang, dann war alles still.

»Logan«, sagte Kylar, dessen Stimme vor Anstrengung zitterte, »war das ... war das Khali?«

»Nein. Khali ist ... anders. Schlimmer.« Logan lachte unsicher. »Das war nur ein Drache.« Wieder lachte er wie ein Mann, der den Verstand verloren hatte.

Dann verebbte alles Licht.

Als er erwachte, waren er, Kylar und Knirscher mit Geschirren ausgerüstet, und Kylar zog sie alle mit einem Seil, das an einen Flaschenzug hoch über ihnen gebunden worden sein musste. Sie stiegen im zentralen Schlot empor. Es war ein gewaltiges Metallrohr, dreißig Schritt breit, und sämtliche der riesigen Fächer hatten innegehalten. Wie hatte Kylar das geschafft?

Die Reise nach oben dauerte mehrere Minuten, und die ganze Zeit über war Logan sich bewusst, dass sein Arm brannte und kribbelte, wo das Augenblut der Kreatur ihn benetzt hatte. Er hatte nicht den Mut, es sich anzusehen.

»Wir haben einen Mann drinnen, der mir geholfen hat«, erklärte Kylar. »Die Sa'kagé zählen jetzt zu deinen wichtigsten Verbündeten, mein König. Vielleicht sind es deine einzigen Verbündeten.«

Einige Minuten später erreichten sie einen Bereich, wo die Rohre horizontal verliefen. Mit großer Vorsicht band Kylar zuerst Logan und dann Knirscher los. Er durchschnitt die Seile und ließ sie in die Tiefe fallen. Der Flaschenzug folgte.

Dann führte er sie durch den immer schmäler werdenden, horizontalen Teil, bis sie eine Tür erreichten. Kylar klopfte dreimal dagegen.

Die Tür wurde geöffnet, und Logan stand plötzlich Gorkhy gegenüber.

»Logan, darf ich dir unseren eingeschleusten Mann vorstellen«, sagte Kylar.
»Gorkhy, dein Geld ist ...«

»Du!«, entfuhr es Gorkhy. Sein Gesicht zeigte den gleichen Abscheu, den Logan empfand.

»Töte ihn«, krächzte Logan.

Gorkhy traten schier die Augen aus den Höhlen. Er griff nach der Pfeife der Wache, die er an einer Schnur um den Hals trug. Bevor sie jedoch seine Lippen erreichte, wurde sein Kopf vom Körper getrennt. Der Leichnam fiel lautlos zu Boden.

Es ging so schnell, so einfach. Kylar zog den Leichnam den Tunnel hinunter, um ihn in den Schacht zu werfen, und kehrte eine Minute später zurück. Logan hatte soeben seinen ersten Mord befohlen.

Kylar bat nicht um eine Erklärung. Es war etwas Unheimliches, Ehrfürchtgebietendes, Schreckliches. Es war Macht, und es fühlte sich beunruhigend ... wunderbar an.

»Majestät?«, sagte Kylar und öffnete die Tür, die aus dem Schacht führte, hinaus aus dem Albtraum. »Dein Königreich wartet.«

Als Kaldrosa Wyn und zehn der anderen Mädchen aus dem Feigen Drachen aus Momma Ks sicherem Haus traten, hatte das Labyrinth sich verändert. Nervöse Erregung lag in der Luft. Die Nocta Hemata war ein Triumph gewesen, aber es würde Konsequenzen geben. Das wussten alle. Momma K hatte den Mädchen erklärt, dass sie ihr unterirdisches sicheres Haus verlassen müssten, weil das Geheimnis seiner Existenz offenbar geworden war. Irgendwie hatte der Nachtengel sie alle davor bewahrt, von Hu Gibbet niedergemetzelt zu werden.

Kaldrosa hatte schon früher Gerüchte über den Nachtengel gehört, direkt nach der Invasion, aber sie hatte ihnen keinen Glauben geschenkt. Jetzt wussten sie alle, dass es ihn wirklich gab. Sie hatten Hu Gibbets Leichnam gesehen.

Momma K hatte ihnen gesagt, dass sie sie so schnell wie möglich hinausschmuggeln würde, aber der Transport von dreihundert Frauen aus der Stadt hinaus würde seine Zeit dauern. Sie hatten Möglichkeiten, um die neuen Mauern des Gottkönigs herumzugehen oder unter ihnen hindurch, aber es war nicht einfach. Kaldrosa Wyns Gruppe sollte heute Nacht aufbrechen. Momma K hatte ihnen erklärt, dass sie, wenn sie in der Stadt bleiben wollten, wenn sie Ehemänner oder Freunde oder Familien hatten, zu denen sie zurückkehren wollten, lediglich heute Nacht nicht beim Treffpunkt aufzutauchen brauchten.

Das Labyrinth war still, erwartungsvoll, während die Frauen zu dem sicheren Haus gingen. Sie waren natürlich auffällig, allesamt noch immer gekleidet wie Huren. Meister Piccuns Entwürfe wirkten obszön bei hellem Tageslicht. Schlimmer noch, die Kostüme einiger Mädchen waren befleckt mit braunschwarzen Spritzern von getrocknetem Blut.

Aber die Frauen kamen an keinen Wachposten vorbei, und es wurde schon bald klar, dass die Khalidori jetzt nicht mehr ins Labyrinth gehen wollten. Die Bewohner, die sie erblickten, sahen sie seltsam an. Eine Gasse, die sie zu durchqueren versuchten, wurde von einem Gebäude blockiert, das während der Nocta Hemata eingerissen worden sein musste, und so waren Kaldrosa Wyn und die anderen gezwungen, direkt über den Durdun-Markt zu gehen.

Auf dem Markt herrschte geschäftiges Treiben, aber als die ehemaligen Huren ihn passierten, eilte ihnen eine Welle des Schweigens voraus. Aller Augen waren auf sie gerichtet. Die Mädchen bissen die Zähne zusammen, bereit für den

Hohn, den ihre Kleidung gewiss heraufbeschwören würde, aber nichts geschah.

Eine stämmige Fischverkäuferin beugte sich über ihren Stand und sagte: »Wir sind stolz auf euch, Mädchen.«

Darauf waren die Frauen nicht vorbereitet gewesen. Die Anerkennung traf sie wie ein Schlag ins Gesicht. Überall war es das Gleiche. Überall nickten Menschen ihnen grüßend und anerkennend zu, selbst die Frauen, die noch vor einer Woche Huren nur Hohn entgegengebracht hätten, obwohl sie sie um ihr gutes Aussehen und ihr leichtes Leben beneideten. Selbst während die Karnickel darauf warteten, dass der Gottkönig sie zerschmetterte, womit sie rechneten, teilten sie eine durch Verfolgung geschmiedete Einheit. Die Karnickel hatten sich in jener Nacht selbst mit ihrem Mut überrascht, und irgendwie zeigten die Huren sich ihnen ebenbürtig.

Der herrlich einsame Zweitagesritt nach Cenaria barg nur ein einziges Problem. Es gab kein aufreizendes Kind. Kein herrschsüchtiges altes Weib. Keine Wortgefechte. Keine Demütigung. Aber die Zeit gab Vi die Möglichkeit zu erkennen, wie dürfig ihre Pläne waren.

Der erste Plan bestand darin, zum Gottkönig zu gehen. Etwa fünf Minuten lang war ihr der Plan großartig erschienen. Sie würde ihm mitteilen, dass Kylar tot war. Sie würde ihm mitteilen, dass Jarl tot war. Sie würde um ihr Gold bitten, und sie würde fortgehen.

Na klar. Schwester Ariels Bemerkungen über den Zauber, mit dem Vi belegt war, waren zu konkret, um Vermutungen zu sein. Sie waren außerdem viel zu plausibel. Vi würde entweder an der kurzen oder an der langen Leine geführt werden, aber eine Leine würde es in jedem Fall sein. Garoth Ursuul hatte versprochen, sie zu brechen. Das war nicht die Art von Versprechen, die er vergaß.

In Wahrheit fühlte Vi sich bereits gebrochen. Sie verlor den Biss. Es war eine Sache, sich wegen der Ermordung Jarls schlecht zu fühlen. Jarl hatte sie am Leben erhalten. Er war ein Freund gewesen und jemand, der niemals die Benutzung ihres Körpers verlangt hätte. Er hatte keine Bedrohung dargestellt, weder in körperlichem noch in sexuellem Sinne.

Kylar war eine ganz andere Geschichte, und selbst jetzt, während sie langsam durch die Straßen Cenarias ritt, die Kapuze eng ums Gesicht gezogen, konnte Vi

nicht aufhören, an ihn zu denken. Es tat ihr wirklich leid, dass er tot war. Vielleicht war sie sogar traurig deswegen.

Kylar war ein verdammt guter Blutjunge gewesen. Einer der besten. Es war eine Schande, dass er durch einen Pfeil getötet worden war, wahrscheinlich aus einem Versteck heraus. So etwas konnte nicht einmal ein Blutjunge verhindern.

»Das ist es«, sagte Vi laut. »Es könnte jedem passieren. Es macht mich auf meine eigene Sterblichkeit aufmerksam. Es ist einfach eine Schande.«

Es war nicht nur eine Schande. Das war es nicht, was sie empfand, und sie wusste es. Kylar war irgendwie süß gewesen. Wenn man die Worte »irgendwie süß« mit einem geistigen Hohngrinsen denken konnte. Irgendwie charmant. Nun, nicht *so* charmant. Aber er hatte sich Mühe gegeben.

Wirklich, es war Ulys Schuld. Uly hatte die ganze Zeit davon geredet, wie großartig er sei. Verdammt.

Also hatte sie vielleicht die Wunschvorstellung gehegt, Kylar könnte der Mann sein, der sie verstehen konnte. Er war ein Blutjunge gewesen, und irgendwie hatte er dieses Geschäft hinter sich gelassen und war zu einem anständigen Menschen geworden. Wenn er es tun konnte, konnte sie es vielleicht auch.

Ja, er war ein Blutjunge gewesen, aber niemals eine Hure. *Du denkst, er hätte das verstehen können? Es verzeihen können? Klar. Gönn dir nur deine kleine Schwärmerei, Vi. Heul dir die Augen aus wie ein kleines Mädchen. Rede dir nur ein, du hättest eine Elene sein, ein kleines Heim schaffen und ein kleines Leben leben können. Ich bin davon überzeugt, es hätte ungeheuren Spaß gemacht, Bälger an der Brust zu nähren und Babydeckchen zu häkeln.*

Die Wahrheit ist, du hattest nicht einmal den Mut zuzugeben, dass du schwärmerische Gefühle für Kylar hegtest, bevor du wusstest, dass er tot war und keine Gefahr mehr darstellte.

All die Dinge, die Vi immer an Frauen gehasst hatte, zeigten sich plötzlich in ihr selbst. Um Nysos willen, sie vermisste sogar Uly. Wie eine verdamnte Mutter.

Nun, das war nett. *Buhu. Fühlen wir uns jetzt besser? Denn wir haben immer noch ein Problem.* Sie saß draußen vor Drissa Niles Laden auf ihrem Pferd. Diese Schlampe von einer Hexe hatte gesagt, die Zauber seien gefährlich, dass Drissa jedoch vielleicht in der Lage sei, Vi von der Magie des Gottkönigs zu befreien. Während Vi nun den bescheidenen Laden betrachtete, dachte sie,

dass sie ihr Geld auf den Gottkönig setzen würde.

Der Gottkönig würde sie zur Sklavin machen. Drissa Nile würde sie entweder befreien oder sie töten.

Vi ging hinein. Sie musste eine halbe Stunde warten, während die beiden winzigen, bebrillten Niles sich um einen Jungen kümmerten, der Feuerholz gespalten und sich dabei eine Axt in den Fuß geschlagen hatte, aber nachdem seine Eltern ihn nach Hause gebracht hatten, sagte Vi, dass Schwester Ariel sie geschickt habe. Die Niles schlossen sofort den Laden.

Drissa setzte sie in eine der Patientenräume, während Tevor einen Teil des Daches zurückzog, um Sonnenlicht einzulassen. Sie sahen einander sehr ähnlich, ausgebeulte Kleider über kleinen, klobigen Körpern und ergrauendes, braunes Haar, das so glatt war wie Weizenhalme, Brillen und je ein einzelner Ohrring. Sie bewegten sich mit der unbekümmerten Vertrautheit langer Partnerschaft, aber Tevor Nile ordnete sich seiner Frau offenkundig unter. Vi schätzte, dass beide über vierzig waren, aber der gelehrtenhafte Tevor wirkte permanent verwirrt, während Drissa keinen Zweifel daran aufkommen ließ, dass sie sich ständig aller Dinge bewusst war.

Sie nahmen links und rechts von ihr Platz und hielten sich hinter ihrem Rücken an den Händen. Drissa legte ihre freie Hand in Vis Nacken, und Tevor berührte mit den Fingern die Haut ihres Unterarms. Ein kühles Kribbeln überlief Vi.

»Woher kennt Ihr Ariel?«, fragte Drissa, deren Augen hinter ihren Brillengläsern überaus aufmerksam waren. Tevor schien vollkommen in sich versunken zu sein.

»Sie hat mein Pferd getötet, um mich daran zu hindern, in Ezras Wald zu reiten.«

Drissa räusperte sich. »Ich verstehe ...«

»Gwaa!«, brüllte Tevor. Er fuhr mit einem Ruck zurück, fiel von seinem Hocker und schlug sich an den Steinen des Kamins den Kopf an.

»Berühre nichts davon!« So schnell er gefallen war, war er auch wieder auf den Beinen.

Vi und Drissa starrten ihn verwundert an. Er rieb sich den Hinterkopf »Bei den Hundert, ich hätte uns um ein Haar alle in Brand gesteckt.« Er setzte sich wieder. »Drissa, sieh dir das an.«

»Oh«, sagte Vi. »Ariel meinte, es sei auf einige interessante Arten mit Fallen

versehen.«

»Das sagt Ihr mir jetzt?«, fragte Tevor. »Interessant? Sie nennt das interessant?«

»Sie sagte, Ihr wärt die Besten für winzige Zaubergewebe.«

»Das hat sie gesagt?« Tevors Verhalten änderte sich von einem Moment auf den anderen.

»Nun, sie hat Drissa gemeint.«

Er warf die Hände hoch. »Natürlich hat sie Drissa gemeint. Die verdammten Schwestern können nicht zugeben, dass ein Mann gut sein könnte, nicht einmal für eine Sekunde.«

»Tevor«, sagte Drissa.

Er verstummte abrupt. »Ja, Liebes?«

»Ich kann es nicht sehen. Kannst du es anheben ...« Plötzlich stieß sie den Atem aus. »Oje. Oje. Nein, heb es nicht an.«

Tevor erwiderte nichts. Vi drehte sich um, um seinen Gesichtsausdruck zu betrachten.

»Bitte, haltet still, Kind«, sagte Drissa.

Zehn Minuten lang arbeiteten sie in schweigender Eintracht. Oder zumindest glaubte Vi, dass sie arbeiteten. Abgesehen von etwas, das sich wie die Berührung von Federn auf ihrem Rückgrat anfühlte, spürte sie nichts.

Schließlich brummte Tevor, als sei er zufrieden.

»Sind wir fertig?«, fragte Vi.

»Fertig?«, wiederholte er. »Wir haben noch gar nicht angefangen. Ich habe den Schaden untersucht. Interessant? Ich möchte meinen, dass es interessant ist. Es gibt drei Nebenzauber, die den Hauptzauber schützen. An die komme ich heran. Das Brechen des letzten Zaubers wird schmerzhaft sein, sehr schmerzhaft. Die gute Nachricht ist, dass Ihr zu uns gekommen seid. Die schlechte Nachricht ist, dass ich das Gewebe durch meine Berührung zerrissen habe. Wenn ich den Zauber nicht in etwa einer Stunde gebrochen habe, wird er Euch den Kopf wegreißen. Ihr hättet vielleicht sagen sollen, dass es ein Vürdmeister war, der Euch mit dem Zauber belegt hat. Gibt es noch andere Überraschungen?«

»Was ist der Hauptzauber?«, fragte Vi Drissa.

»Es ist ein Zwangzauber, Vi. Nur zu, Tevor.«

Der Mann seufzte und sank wieder in sich zusammen. Er schien nicht in der Lage zu sein zu sprechen, während er arbeitete. Drissa dagegen hatte keine

solchen Probleme. Vi konnte sehen, wie ihre Hände leicht zu leuchten begannen, während sie sprach. »Es wird bald anfangen zu schmerzen, Vi. Und nicht nur körperlich. Wir können den Schmerz nicht betäuben, weil der Vürdmeister diesen Bereich Eures Gehirns mit einer Falle versehen hat. Euch zu betäuben wäre eins der ersten Dinge, die ein Heiler normalerweise tun würde. Daher hat er dafür gesorgt, dass es tödlich wäre. Haltet jetzt still.«

Die Welt wurde weiß und blieb weiß. Vi war blind.

»Lauscht einfach meiner Stimme, Vi«, sagte Drissa. »Entspannt Euch.«

Vi atmete in schnellen, flachen Zügen. Plötzlich kehrte die Welt zurück. Sie konnte wieder sehen.

»Noch vier Mal, und wir werden den ersten Zauber haben«, erklärte Drissa. »Es ist vielleicht einfacher, wenn Ihr die Augen schließt.«

Vi schloss sofort die Augen. »Also, Zwang«, sagte sie.

»Richtig«, erwiderte Drissa. »Zwangsmagie ist sehr eingeschränkt. Damit der Zauber hält, muss der, der ihn webt, Autorität über Euch haben. Ihr müsst das Gefühl haben, dem Betreffenden Gehorsam zu schulden. Am schlimmsten wäre es, wenn es sich um einen Elternteil oder einen Mentor handelte oder einen General, wenn Ihr in der Armee wärt.«

Oder einen König. Oder einen Gott. Heilige Höllen.

»Nichtsdestoweniger«, fuhr Drissa fort, »die gute Nachricht ist, dass man einen Zwang abstreifen kann, wenn man die Macht abstreifen kann, die diese Person über einen hat.«

»Brillant«, sagte Tevor. »Verdammt brilliant. Verrückt und krank, aber genial. Hast du gesehen, wie er die Fallen in ihrer Glore Fryden verankert hat? Er sorgt dafür, dass *sie* in jedem Fall *seine* Zauber aufrechterhält. Schrecklich ineffizient, aber ...«

»Tevor.«

»Richtig. Zurück an die Arbeit.«

Vis Muskeln verkrampften sich, als müsse sie sich übergeben. Als der Krampf vorüber war, fragte sie: »Wie soll ich es abstreifen?«

»Oh, den Zwang? Nun, wir sollten in der Lage sein, ihn noch heute Nachmittag zu brechen. Es ist jedoch ein wenig heikel. Wenn man auf die falsche Weise versucht, ihn zu lösen, wird er dadurch nur umso fester. Es wird aber kein Problem für Euch sein.«

»Warum ...« Vis sich verkrampfender Magen machte es ihr unmöglich, den

Satz zu vollenden.

»Magae ist es verboten, Zwang zu benutzen, aber wir lernen, uns dagegen zu schützen. Wenn Ihr uns nicht hättet, würde das Abstreifen des Zwangs eines äußeren Zeichens für eine innere Veränderung bedürfen, eines Symbols zum Zeichen, dass Eure Loyalität jetzt jemand anderem gilt. Ihr werdet auch diese Bedingung erfüllt haben, sobald Ihr das weiße Gewand und den Anhänger nehmt.«

Vi sah sie verständnislos an.

»Wenn Ihr Euch in der Chantry einschreibt«, erklärte Drissa. »Ihr habt doch die Absicht, Euch in der Chantry einzuschreiben, nicht wahr?«

»Ich schätze, so ist es«, antwortete Vi. Sie hatte nicht wirklich über die Zukunft nachgedacht, aber in der Chantry wäre sie vor dem Gottkönig sicher.

»Zwei. Ha«, sagte Tevor triumphierend. »Erzähl ihr von Pulleta Vikrasin.«

»Du magst diese Geschichte nur, weil sie ein schlechtes Bild auf die Chantry wirft.«

»Oh, nur weiter so, verdirb die Geschichte«, erwiderte Tevor.

Drissa verdrehte die Augen. »Um eine lange Geschichte kurz zu machen, vor zweihundert Jahren benutzte die Priorin eines der Orden Zwang bei ihren Untergebenen, und sie haben es erst herausgefunden, als eine der Magae, Pulleta Vikrasin, einen Magus heiratete. Ihre neue Loyalität ihrem Mann gegenüber brach den Zwang und führte dazu, dass mehrere Schwestern streng bestraft wurden.«

»Das war die schlechteste Wiedergabe dieser Geschichte, die ich je gehört habe«, bemerkte Tevor. Er sah Vi an. »Diese Heirat hat nicht nur wahrscheinlich die Chantry gerettet, sondern in dem verdrehten Denken jener Jungfern auch bestätigt, dass eine Frau, die heiratet, der Chantry gegenüber niemals wahrhaft loyal sein würde. Ich kann es gar nicht erwarten, bis ...«

»Tevor. Noch einen weiteren?«, fragte Drissa. Wieder machte der kleine Mann sich an die Arbeit. »Entschuldigt, Ihr werdet schon bald mehr als genug über die Politik der Chantry zu hören bekommen. Tevor ist immer noch verbittert darüber, wie sie mich behandelt haben, nachdem wir die Ringe angelegt haben.« Sie zog an ihrem Ohrring.

»Ist das die Bedeutung dieser Ohrringe?«, erkundigte sich Vi. Kein Wunder, dass sie in Waeddryn so viele Ohrringe gesehen hatte. Es waren Eheohrringe.

»Abgesehen von einigen tausend Königinnen aus Eurer Börse, ja. Die

Ringschmiede erzählen Frauen, dass die Ringe ihre Ehemänner unterwürfiger machen würden, und den Männern erzählen sie, dass ihre Frauen dadurch, sagen wir, stärkere Leidenschaft entwickeln. Es heißt, dass in alten Zeiten ein beringter Ehemann von keiner anderen Frau als seiner Gemahlin erregt werden konnte. Ihr könnt Euch vorstellen, wie gut sie sich verkauft haben. Aber es sind alles Lügen. Vielleicht war es einmal die Wahrheit, aber jetzt haben Ringe kaum genug Magie, um sich nahtlos zusammenzufügen und ihren Glanz zu behalten.«

Oh, Nysos. Plötzlich ergab Kylars Brief an Elene erheblich mehr Sinn. Vi hatte nicht irgendeinen teuren Schmuck gestohlen; sie hatte das Versprechen eines Mannes auf unsterbliche Liebe gestohlen. Wieder stieg Übelkeit in Vi auf, aber diesmal dachte sie nicht, dass es etwas mit Tevors Magie zu tun hatte.

»Seid Ihr bereit, Vi? Dies hier wird wirklich wehtun, und nicht nur körperlich. Wenn wir den Zwang aufheben, werdet Ihr Eure bedeutungsvollsten Erfahrungen in Bezug auf Autorität noch einmal durchleben. Ich vermute, es wird nicht angenehm für Euch sein.«

Zutreffende Vermutung.

Drissa Nile war die Einzige, die jetzt noch helfen konnte. Logan war in schlechter Verfassung. Es war nicht weiter schwierig gewesen, ihn von der Insel Vos herunterzuholen, aber es hatte Zeit gekostet, und Kylar war sich nicht sicher, wie viel Logan davon noch blieb.

Logan hatte einen dolchartigen Stein in den Rücken gerammt bekommen, und er hatte alle möglichen Schnittwunden davongetragen, einige davon auf den Rippen und den Armen, und diese Wunden waren rot, entzündet und gefüllt mit Eiter.

Während der letzten Jahrzehnte hatten nur wenige Magier die Stadt zu ihrer Heimat gemacht, aber Kylar begann langsam zu glauben, dass die Chantry niemals irgendeinen Winkel der Welt aufgab. Er wusste von einer Frau in der Stadt, die einen vorzüglichen Ruf als Heilerin genoss, und wenn überhaupt jemand in der Stadt ein Magier war, dann sie. Er hoffte nur, dass er sich nicht irrte; wenn irgendjemand magischer Heilung bedurfte, dann war es Logan. Vor allem mit diesem Zeug auf seinem Arm.

Kylar war sich nicht einmal sicher, worum es sich dabei handelte, aber es schien sich in Logans Fleisch gebrannt zu haben. Das Seltsamste war, dass es

anscheinend nicht willkürlich auf Logans Arm gefallen war, wie er es bei spritzendem Blut erwartet hätte, sondern in einem Muster. Kylar wusste nicht einmal, ob er es mit Wasser abtupfen, abdecken oder sonst irgendetwas damit machen sollte. Alles könnte den Zustand der Wunde verschlimmern.

Und was zur Hölle war das überhaupt für ein Ding gewesen? Als Vergeltung für die vielen Schnittwunden, die es ihm zugefügt hatte, hatte Kylar der Bestie einen Reißzahn genommen, aber sein Überleben verdankte er ebenso dem Glück wie seinen Fähigkeiten. Wenn es nicht so viele Stalagmiten in dem Gewölbe gegeben hätte, wäre die Kreatur um ein Vielfaches schneller gewesen als Kylar. Ihre Haut war undurchdringlich, selbst für die gesamte Kraft von Kylars Magie. Er hatte vermutet, dass ihre Augen verletzbar sein würden, aber die Kreatur hatte sie bereits drei Mal vor ihm geschützt, bevor Logan und Knirscher sie abgelenkt hatten. Und wie sie geschwommen war – unter ihm durchs Wasser geschossen praktisch –, das pure Grauen! Wahrscheinlich würde er für den Rest seines Lebens davon träumen.

Nichtsdestoweniger war die Rettung Logans das Beste, was er je getan hatte. Logan hatte gerettet werden müssen, hatte es verdient, gerettet zu werden, und Kylar war der Einzige gewesen, der ihn hatte retten können. Dies war Kylars Aufgabe. Dies wog seine Opfer auf. Dies war der Grund, warum er der Nachtengel war.

Er betrat mit seiner seltsamen Last das Labyrinth und lud sie in einen geschlossenen Wagen. Dann fuhr er zu Drissa Niles Laden.

Der Laden lag im wohlhabendsten Teil des Labyrinths, gleich hinter der Vanden-Brücke, und er war ziemlich groß, mit einem Schild darüber, auf dem zu lesen stand: »Nile und Nile, Bader«. Darunter befand sich ein Bild des heilenden Zauberstabs für diejenigen, die des Lesens nicht mächtig waren. Wie Durzo vor ihm hatte Kylar den Ort gemieden, weil er befürchtete, eine Magierin könne erkennen, was er war. Jetzt hatte er keine Wahl mehr. Er fuhr hinter dem Laden an den Straßenrand, zog Logan von der Ladefläche des Wagens und trug ihn, gefolgt von Knirscher, zur Hintertür.

Die Tür war verschlossen.

Ein kleines Aufwallen von Magie erledigte das Problem. Der Riegel barst, und Holz splitterte. Kylar trug Logan hinein.

Der Laden verfügte über mehrere Räume, die von einem zentralen Wartebereich abzweigten. Angelockt vom Geräusch des berstenden Riegels, kam

ein Mann aus einem der Patientenzimmer, wo Kylar flüchtig zwei Frauen im Gespräch sah, bevor der Bader die Tür schloss. Ein schneller Blick bestätigte, dass auch die Vordertür verriegelt war.

»Was macht Ihr hier?«, fragte der Bader. »Ihr könnt nicht hier einbrechen.«

»Was zur Hölle seid Ihr für ein Bader, dass Ihr mitten am Tag Eure Türen verschließt?«, fragte Kylar. Als er dem Bader in die Augen schaute, wusste er, dass der Mann kein Verbrecher war, aber er sah etwas anderes, ein warmes, grünes Licht wie von einem Wald nach einem Unwetter, wenn die Sonne hervorkommt.

»Ihr seid ein Magier«, sagte Kylar. Er hatte gedacht, dass dieser Mann lediglich zur Tarnung diene, ein männlicher Bader, den Drissa Nile benutzte, um von ihren eigenen allzu wunderbaren Heilungen abzulenken. Er hatte sich getäuscht.

Der Mann erstarrte. Er trug eine Brille, und das rechte Glas war erheblich stärker als das linke, was seinen plötzlich geweiteten Augen ein beunruhigend schiefes Aussehen verlieh. Er sagte: »Ich weiß nicht, wovon Ihr redet ...« Kylar spürte, wie ihn etwas schnell streifte und versuchte, ihn abzutasten, aber der Ka'kari ließ es nicht zu. Der Magier brachte seinen Satz nicht zu Ende. »Ihr seid unsichtbar für mich. Es ist, als ... als wärt Ihr tot.«

Scheiße. »Seid Ihr ein Heiler oder nicht? Mein Freund stirbt«, erklärte Kylar.

Zum ersten Mal richtete der Mann den Blick seiner bebrillten Augen auf Logan. Kylar hatte eine Decke über den König geworfen, um ihn vor neugierigen Blicken zu schützen. »Ja«, sagte der Mann. »Tevor Nile, zu Euren Diensten. Bitte, legt ihn dort auf den Tisch.«

Sie gingen in einen leeren Raum. Tevor Nile zog die Decke zurück und schnalzte mit der Zunge. Kylar hatte Logan mit dem Gesicht nach unten auf den Tisch gelegt. Der Bader schlitzte Logans von Blut, Schmutz und Schweiß starren Lumpen von einer Robe auf, um sich die Schnittwunde auf Logans Rücken anzusehen. Er schüttelte bereits den Kopf.

»Es ist zu viel«, erklärte er. »Ich weiß nicht einmal, wo ich anfangen soll.«

»Ihr seid ein Magier, also fängt mit Magie an.«

»Ich bin kein ...«

»Wenn Ihr mich noch ein einziges Mal belügt, schwöre ich, dass ich Euch töten werde«, schnitt Kylar ihm das Wort ab. »Weshalb sonst ein Herd dieser Größe in einem so kleinen Raum? Weshalb sonst das Schiebedach? Weil Ihr für

Magie Feuer oder Sonnenlicht braucht. Ich werde es niemandem erzählen. Ihr müsst diesen Mann heilen. Seht ihn Euch an. Wisst Ihr, wer er ist?«

Kylar rollte Logan auf den Rücken und zog seine Robe weg.

Tevor Nile schnappte nach Luft, aber er sah nicht Logans Gesicht an. Er betrachtete den leuchtenden Abdruck auf seinem Arm.

»Drissa!«, rief er.

Aus dem Nebenzimmer konnte Kylar die beiden Frauen reden hören. »... Denkt Ihr? Was meint Ihr denn nun wirklich? Ist er weg oder nicht?«

»Wir sind ziemlich sicher, dass er weg ist«, antwortete eine Frau.

»DRISSA!«, brüllte Tevor.

Eine Tür wurde geöffnet und geschlossen, dann wurde ihre Tür geöffnet, und Drissa Niles verärgertes Gesicht erschien. Wie ihr Mann wirkte sie verhutzelt, obwohl sie vermutlich erst Ende vierzig war. Beide waren klein und gelehrtenhaft und trugen Brillen und formlose Kleidung. Wie bei ihrem Mann konnte Kylar keinen Anflug von Bösem in ihr wahrnehmen, aber da war definitiv etwas vorhanden, das er für Magie hielt.

Zwei miteinander verheiratete Magier. In Cenaria. Es war eine Kuriosität, gewiss, vor allem hier. Kylar konnte nur glauben, dass es die denkbar glücklichste Kuriosität war. Wenn zwei magiebegabte Heiler Logan nicht helfen konnten, konnte es niemand.

Drissas Verärgerung verschwand, sobald sie Logan sah. Ihre Augen weiteten sich. Sie kam näher heran und blickte voller Staunen von seinem leuchtenden Arm zu seinem Gesicht und wieder zurück.

»Woher hat er das?«, fragte sie.

»Könnt Ihr ihm helfen?«, verlangte Kylar zu erfahren.

Drissa sah Tevor an. Er schüttelte den Kopf. »Nicht nach dem, was wir gerade getan haben. Ich glaube nicht, dass ich noch genug Macht in mir habe. Nicht dafür.«

»Wir werden es versuchen«, sagte Drissa.

Tevor nickte unterwürfig, und zum ersten Mal bemerkte Kylar die Ringe in ihren Ohren. Beide Ringe waren aus Gold und passten zusammen. Sie waren Waeddryni. In jeder anderen Situation hätte er sie gefragt, ob diese verdammten Ringe wirklich Zauber in sich trugen.

Tevor zog den Teilbereich des Daches zurück, um das Sonnenlicht des bewölkten Morgens einzulassen. Drissa berührte das bereits im Kamin

aufgestapelte Holz, und es loderte auf. Dann nahmen die beiden links und rechts von Logan Aufstellung, und die Luft über ihm begann zu schimmern.

Kylar brachte den Ka'kari in sich dazu, sich in seinen Augen zu sammeln. Es war, als setze man einem fast Blinden eine Brille auf. Das Zaubergewebe, das über Logan gebreitet und für ihn nur gerade eben sichtbar gewesen war, wurde plötzlich klar und deutlich.

»Kennt Ihr Euch mit Kräutern aus?«, fragte Drissa Kylar. Als er nickte, sagte sie: »Holt aus dem großen Raum Tuntunblätter, Grubelsalbe, Silberblatt, Greiskraut und den weißen Brei vom oberen Regal.«

Eine Minute später kam Kylar mit den Zutaten zurück, außerdem mit einigen anderen Dingen, von denen er dachte, sie würden helfen. Bevor betrachtete sie und nickte, schien aber außerstande zu sprechen.

»Gut, gut«, bemerkte Drissa.

Kylar begann die Kräuter und Breiumschläge anzuwenden, während Drissa und Tevor an den Zaubern arbeiteten. Wieder und wieder sah er, wie sie ein gobelindickes Gewebe von Magie in Logan hineintauchten, es so zurechtmachten, dass es ihm passte, es wieder über ihn hoben, ausbesserten und wieder in ihn hinabtunkten. Was ihn jedoch besonders überraschte, war die Art, wie einige der Kräuter reagierten.

Er hatte nie darüber nachgedacht, dass normale Pflanzen auf Magie reagieren könnten, aber offensichtlich taten sie es. Das Silberblatt, das Kylar in die Stichwunde auf Logans Rücken gedrückt hatte, färbte sich binnen Sekunden schwarz – etwas, das er bei diesem Blatt noch nie erlebt hatte.

Für Kylar war es so, als beobachte er einen Tanz. Tevor und Drissa arbeiteten in perfekter Harmonie zusammen, aber Tevor wurde müde. Binnen fünf Minuten verließen ihn die Kräfte. Seine Teile der Zauberei wurden zittrig, ihr Gewebe dünn. Sein Gesicht war bleich und verschwitzt. Immer wieder blinzelte er und schob sich die Brille an seiner langen Nase hinauf. Kylar konnte die Erschöpfung des Magiers sehen, jedoch nichts dagegen tun. Einen Tänzer zu kritisieren war etwas anderes, als imstande zu sein, vorzutreten und es besser zu machen. Das war es, was er jetzt am liebsten getan hätte. Er war sich nicht sicher, woher er es wusste, aber es schien, als versuche Drissa von Mal zu Mal kleinere Veränderungen in Logan zu bewirken, und er hatte immer noch einige fürchtbare Verletzungen. Während er ihn durch das heilende Zaubergewebe betrachtete, schien sein ganzer Körper die falsche Farbe zu haben. Kylar berührte

ihn, und er fühlte sich heiß an.

Ohnmächtig sah Kylar weiter zu. Er hatte Magie, hatte Magie übrig; selbst nach allem, was hinter ihm lag, verfügte er nach wie vor über Magie. Er zwang den Ka'kari zurückzukommen, zwang ihn, von seinem Schutz abzusehen, und versuchte mit aller Macht, diese Magie in Logan hineinfließen zu lassen. Nichts geschah.

Nimm sie, du verdammter Kerl. Genese!

Logan regte sich nicht. Kylar konnte die Magie nicht benutzen; er wusste nicht, wie man einen Zauber webte, erst recht nicht einen, der so komplex war wie das, was die Niles taten.

Tevor sah Kylar entschuldigend an und tätschelte seine Hand.

Bei der Berührung flammte Licht durch den ganzen Raum. Es brannte jenseits des magischen Spektrums in das sichtbare Spektrum hinein und warf Schatten an die Wände. Die Zaubergewebe über Logan, die noch eine Sekunde zuvor erschlaft und verblasst waren, brannten jetzt in einem weißen, glühenden Licht. Hitze schoss durch Kylars Hand.

Tevor öffnete den Mund wie ein Fisch.

»Tevor!«, sagte Drissa. »Benutz sie!«

Während die Magie aus Kylar abfloss, spürte er, wie sie durch Tevor und in Logans Körper hineingezogen wurde. Er hatte keine Kontrolle darüber. Tevor bediente sich jetzt Kylars gesamter Magie. Kylar begriff, dass Tevor diese Magie benutzen könnte, um ihn zu töten, und nachdem er, Kylar, sich dermaßen unterworfen hatte, würde er den anderen Mann nicht aufhalten können.

Auf Drissas Gesicht zeigten sich Schweißperlen, und Kylar konnte spüren, dass die beiden Magier fieberhaft arbeiteten. Sie schleusten Magie durch Logans Körper, wie man einen Kamm durch verheddertes Haar zog. Sie berührten die leuchtende Narbe an seinem Arm – die noch Stunden später weiter leuchtete -, aber seltsamerweise war es keine Verletzung. Es war nichts, was sie in Ordnung bringen konnten. Die heilende Magie glitt direkt darüber hinweg.

Schließlich holte Drissa tief Luft und ließ das Gewebe sich auflösen.

Logan würde überleben; tatsächlich war er wahrscheinlich gesünder als an dem Tag, an dem er in den Schlund gegangen war.

Aber Tevor ließ Kylar nicht los. Er drehte sich um und starrte ihn mit großen Augen an.

»Tevor«, sagte Drissa warnend.

»Was seid Ihr? Ein Vürdmeister?«, fragte Tevor.

Kylar versuchte, den Ka'kari hinaufzuziehen, um die Verbindung zu durchtrennen, aber er konnte es nicht. Er versuchte, seine Muskeln mit magischer Stärke bereit zu machen, aber er konnte es nicht.

»Tevor«, wiederholte Drissa.

»Hast du es gesehen? Hast du das gesehen? Ich habe noch nie ...«

»Tevor, lass ihn los.«

»Schatz, mit so viel Magie könnte er uns beide in Brand stecken. Er ...«

»Du würdest also die eigene Magie eines Mannes gegen ihn benutzen, nachdem er sich dir unterworfen hat? Wie würden die Brüder wohl dazu stehen? Ist das die Art Mann, die ich geheiratet habe?«

Tevor ließ den Kopf sinken und gab gleichzeitig Kylars Magie frei. »Es tut mir leid.«

Kylar schauderte, erschöpft, leer, schwach. Es war beinahe genauso beunruhigend, die Kontrolle über seine Magie zurückzuerlangen, wie es beunruhigend gewesen war, sie preiszugeben. Er fühlte sich, als hätte er zwei Tage lang nicht geschlafen. Er hatte kaum noch die Energie, um sich darüber zu freuen, dass Logan durchkommen würde.

»Ich denke, wir sollten uns jetzt besser um Euch und Euren einfältigen Freund kümmern. Eure Wunden kann man mit weltlicheren Behandlungsmethoden heilen«, sagte Drissa. Dann senkte sie die Stimme: »Der, ähm, König sollte heute Abend erwachen. Warum begleitet Ihr mich nicht nach nebenan?«

Sie öffnete die Tür, und Kylar trat in den Wartebereich. Knirscher hatte sich in einer Ecke zusammengerollt und schlief. Aber direkt vor Kylar stand eine schöne, wohlgeformte Frau mit langem, rotem Haar. Vi. Sie starrte ihn über ein funkelndes Schwert hinweg an. Die Spitze des Schwertes berührte seine Kehle.

Kylar griff nach seiner Magie, aber sie schlüpfte ihm durch die Finger. Er war zu müde. Sie war fort. Er konnte nichts tun, um sie aufzuhalten.

Vis Augen waren rot und geschwollen, als habe sie gerade eine Tortur hinter sich gebracht, obwohl Kylar keine Ahnung hatte, wie oder warum.

Für einen Moment, der sich endlos auszudehnen schien, schaute sie ihn über den Stahl hinweg an. Er konnte den Ausdruck in diesen grünen Augen nicht deuten, aber es war etwas Wildes.

Vi trat drei wohl bemessene, ausbalancierte Schritte zurück, Valdé Docci, der

Schwertkämpfer zieht sich zurück. Dann kniete sie in der Mitte des Raums nieder, senkte den Kopf, zog ihren Pferdeschwanz zu einer Seite und legte das Schwert quer über ihre Hände. Schließlich bot sie ihm die Waffe dar.

»Mein Leben gehört dir, Kylar. Ich unterwerfe mich deinem Urteil.«

Sieben der elf Huren hatten das sichere Haus verlassen, um festzustellen, ob sie noch Familien hatten, zu denen sie zurückkehren konnten. Sechs waren weinend zurückgekommen. Einige waren jetzt Witwen. Andere waren von Vätern, Freunden und Ehemännern, die nur Huren und Schande sehen konnten, zurückgewiesen worden.

Kaldrosa hatte den Mut verloren; sie hatte das sichere Haus überhaupt nicht erst verlassen. Aus irgendeinem Grund war sie imstande gewesen, dem Tod ins Auge zu blicken. Sie hatte Burl Laghar entmannt und zugesehen, wie er, an ihr Bett gefesselt, verblutet war, während er in einen Knebel geschrien hatte. Dann hatte sie den Leichnam vom Bett genommen, frische Laken aufgezogen und einen weiteren khalidorischen Soldaten willkommen geheißen. Er war ein junger Mann gewesen, der stets zuerst Sex verlangte und anschließend, wenn es um Prügel und Beschwörungen ging, halbherzig gewesen war. Sie hatte immer den Eindruck gehabt, dass er von sich selbst angewidert war. Sie hatte ihn gefragt: »Warum tust du das? Du findest keinen Gefallen daran, mir Schmerzen zuzufügen. Ich weiß es.«

Er konnte ihr nicht in die Augen sehen. »Du weißt nicht, wie es ist«, sagte er. »Sie haben überall Spione. Deine eigene Familie wird dich anzeigen, wenn du den falschen Scherz machst. Er weiß Bescheid.«

»Aber warum Huren verprügeln?«

»Wir machen es nicht nur mit Huren. Wir machen es mit allen. Es ist das Leid, das wir brauchen. Für die *Fremden*.«

»Wie meinst du das? Welche Fremden?«

Aber er wollte nicht mehr sagen. Einen Moment später startete er auf die Bettlaken. Das Blut in der Matratze sickerte durch das frische Laken. Kaldrosa rammte ihm einen Dolch ins Auge. Und die ganze Zeit über, selbst als er blutend, brüllend und zornig hinter ihr hergelaufen war, hatte sie keine Angst gehabt. Doch Tomman gegenüberzutreten, das war zu viel. Sie hatten erbittert gestritten, bevor sie zu Momma K gegangen war. Er hätte sie mit Gewalt festgehalten, nur dass er so schwer verprügelt worden war, dass er nicht aus dem Bett kam. Tomman war immer eifersüchtig gewesen. Nein, ihm konnte Kaldrosa nicht gegenübertreten. Sie würde mit den anderen aufbrechen und ins

Rebellenlager gehen. Sie wusste nicht, was sie dort tun sollte. Sie waren im Landesinnern und nicht einmal in der Nähe eines Flusses, daher würden Arbeitsstellen für einen Kapitän wohl dünn gesät sein. Tatsächlich würde wohl überhaupt jede Art von ehrlicher Arbeit dünn gesät sein, wenn sie keine Kleider finden konnte, die sie besser bedeckten. Trotzdem, nach den Khalidori würde die Arbeit als Hure für Cenarier vielleicht gar nicht mehr so schlimm sein.

Es klopfte an der Tür, und alle Mädchen zuckten zusammen. Es war nicht das Signalklopfen. Niemand bewegte sich. Daydra nahm ein Schüreisen vom Kamin.

Es klopfte abermals. »Bitte«, erklang eine Männerstimme. »Ich führe nichts Böses im Schilde. Ich bin unbewaffnet. Bitte, lasst mich herein.«

Kaldrosa sprang das Herz in die Kehle. Wie in einem Nebel ging sie zur Tür.

»Was machst du da?«, flüsterte Daydra.

Kaldrosa öffnete das kleine Sichtfenster, und da stand er. Tomman sah sie, und seine Miene hellte sich auf »Du lebst! Oh, Götter, Kaldrosa, ich dachte, du wärest vielleicht tot. Was ist los? Lass mich rein.«

Der Riegel schien sich von selbst anzuheben. Kaldrosa war hilflos. Die Tür wurde aufgestoßen, und Tomman riss sie in seine Arme.

»Oh, Kally«, sagte er, immer noch im Glückstaumel. Tomman war stets ein wenig langsam gewesen. »Ich wusste nicht, ob ...«

Erst jetzt bemerkte er die anderen Frauen im Raum, deren Gesichter entweder Freude oder Eifersucht zeigten. Obwohl er sie umarmte und sie sein Gesicht nicht sehen konnte, wusste Kaldrosa, dass er beim Anblick so vieler schöner, exotischer Frauen, die allesamt kaum etwas am Leibe trugen, töricht blinzeln würde. Selbst Daydras jungfräuliches Kleid atmete Sinnlichkeit. Seine Umarmung versteifte sich langsam, und Kaldrosa erschlaffte in seinen Armen.

Tomman trat zurück und sah sie an. Seine Hände fielen von ihren Schultern wie ein Fisch aufs Deck.

Es war wirklich ein schönes Kostüm. Kaldrosa hatte ihre magere Figur stets gehasst; sie fand, dass sie aussah wie ein Knabe. In diesem Gewand fühlte sie sich nicht mager oder knabenhaft – sie fühlte sich hübsch und erotisch. Die an der Vorderseite offene Bluse offenbarte nicht nur, dass sie bis zur Taille gebräunt war, sie entblößte auch die Hälfte einer jeden Brust. Die skandalöse Hose passte wie ein Handschuh.

Kurzum, es war genau die Art von Gewand, in dem Tomman Kaldrosa in

ihrer Heim liebend gern gesehen hätte – für die kurze Zeit, die verging, nachdem sie ihn darin überrascht hatte und er sie einfing, nachdem er sie durchs Haus gejagt hatte.

Aber dies war nicht ihr Heim, und diese Kleider waren nicht für Tomman bestimmt. Trauer trat in seine Augen. Er wandte den Blick ab.

Die Mädchen wurden sehr still.

Nach einem quälenden Augenblick sagte er: »Du bist schön.« Dann versagte ihm die Stimme, und Tränen rannen ihm übers Gesicht.

»Tomman ...« Sie weinte ebenfalls und versuchte, sich mit den Armen zu bedecken. Es war eine bittere Ironie. Sie versuchte, sich vor den Augen ihres Ehemanns zu bedecken, obwohl sie sich für Fremde, die sie verachtete, zur Schau gestellt hatte.

»Mit wie vielen Männern warst du zusammen?«, fragte er erstickt.

»Sie hätten dich getötet ...«

»Jetzt bin ich also nicht Manns genug?«, blaffte er. Er weinte inzwischen nicht mehr. Er war immer tapfer gewesen, wild. Es war eins der Dinge, die sie an ihm liebte. Er wäre gestorben, um sie vor dem hier zu retten. Er hatte nie begriffen, dass er gestorben wäre, und dann hätte sie dies trotzdem tun müssen.

»Sie haben mich geschlagen«, sagte sie.

»Wie viele?« Seine Stimme war hart, brüchig.

»Ich weiß es nicht.« Ein Teil von ihr wusste, dass er wie ein vor Schmerz wahnsinniger Hund war, der nach seinem Herrn schnappte. Aber der Ekel auf seinem Gesicht war zu viel. Sie war ekelhaft. Sie ergab sich der Leere und der Verzweiflung. »Viele. Neun oder zehn am Tag.«

Sein Gesicht verzerrte sich, und er wandte sich ab.

»Tomman, verlass mich nicht. Bitte.«

Er blieb stehen, doch er drehte sich nicht um. Dann ging er hinaus.

Als die Tür sanft hinter ihm zufiel, begann sie schrill zu weinen. Die anderen Mädchen kamen zu ihr, ihre Herzen von neuem gebrochen, während Kaldrosas Trauer ihre eigene Trauer widerspiegelte. In dem Wissen, dass sie sich nicht trösten lassen würde, gingen sie zu ihr, weil sie sonst niemanden hatte, der es tun würde, genauso wenig wie sie selbst jemanden hatten.

Momma K trat gerade in das Haus der Bader, als Kylar das Schwert an sich riss, aber sie kam zu spät, um ihn aufzuhalten.

Vi bewegte sich nicht. Sie kniete reglos da, das glänzende rote Haar zur Seite gezogen, um den Weg für das Schwert freizumachen. Die Klinge senkte sich herunter – und prallte ab. Beim Schock des Zusammenstoßes klornte das Schwert wie eine Glocke. Dann entfiel es Kylars krafflosem Griff.

»Ihr werdet in meinem Haus keinen Mord begehen«, sagte Drissa Nile. Ihre Stimme war von solcher Macht und ihr Blick von solchem Feuer, dass ihre winzige Gestalt geradeso gut die eines Riesen hätte sein können. Obwohl Kylar den Blick senken musste, um ihr in die Augen zu sehen, war er eingeschüchtert. »Wir haben an dieser Frau eine hervorragende Leistung in puncto Heilkunst vollbracht, und Ihr werdet das nicht verderben«, flüchte Drissa hinzu.

»Ihr habt sie geheilt?«, fragte Kylar.

Vi hatte sich immer noch nicht bewegt. Sie schaute zu Boden.

»Vom Zwang«, bemerkte Momma K. »Hab ich recht?«

»Woher habt Ihr das gewusst?«, fragte Tevor.

»Wenn es in meiner Stadt geschieht, weiß ich es«, antwortete Momma K. Dann wandte sie sich Kylar zu. »Der Gottkönig hat sie mit einer Magie gebunden, die sie zwang, seine direkten Befehle auszuführen.«

»Wie praktisch«, sagte Kylar. Sein Gesicht verzog sich, als er die aufsteigenden Tränen unterdrückte. »Mich kümmert das nicht. Sie hat Jarl getötet. Ich habe sein Blut aufgewischt. Ich habe ihn begraben.«

Momma K berührte Kylar am Arm. »Kylar, Vi und Jarl sind praktisch zusammen aufgewachsen. Jarl hat sie beschützt. Sie waren Freunde, Kylar. Die Art von Freunden, die niemals vergessen. Ich glaube nicht, dass irgendetwas Geringeres als Magie sie dazu hätte zwingen können, ihm etwas anzutun. Ist das nicht richtig, Vi?« Momma K legte Vi eine Hand unters Kinn, sodass diese den Kopfheben musste.

Die Tränen, die ihr übers Gesicht rannen, waren stummes Zeugnis.

»Was hat Durzo dich gelehrt, Kylar?«, fragte Momma K. »Ein Blutjunge ist ein Messer. Ist es die Schuld des Messers oder die der Hand?«

»Beides, und verdammt soll Durzo sein für seine Lügen.«

In Kylars Gürtel steckte ein Messer, aber er hatte die Schneide bereits überprüft. Schwester Drissa hatte es stumpf gemacht, wie er vermutet hatte. Aber sie wusste nichts von den Klingen, die in seinen Ärmeln steckten. Noch konnte sie den Waffen Einhalt gebieten, die seine Hände waren ...

Vi sah den Ausdruck in seinen Augen. Sie war ein Blutjunge. Sie wusste Bescheid. Er konnte in der Zeit, die Drissa für ein Blinzeln brauchte, ein Messer herausholen und ihr über die Kehle ziehen. Sollte die Heilerin doch versuchen, den Tod zu kurieren. Vis Augen waren schwarz von Schuld, eine Mischung von dunklen Bildern, die er nicht verstehen konnte. Eine kurze Flut schwarzer Gestalten zog vor seinem inneren Auge vorbei. Ihre Opfer?

~ *Sie hat weniger Menschen umgebracht als du.* ~

Der Gedanke traf ihn wie ein Hieb in die Magengrube. Die gleiche Schuld. Das gleiche Urteil.

Und der Ausdruck auf ihrem Gesicht zeigte durch die Tränen Bereitschaft. Da war kein Selbstmitleid, kein Leugnen der Verantwortung. Ihre Augen sprachen für sie: *Ich habe Jarl getötet, ich verdiene es zu sterben. Wenn du mich tötest, werde ich dir keinen Vorwurf machen.*

»Bevor du dich entscheidest, musst du wissen, dass da noch mehr ist«, sagte Vi. »Du warst ein sekundäres Ziel. Nach ... nach Jarl konnte ich es nicht tun ...«

»Nun, das ist löblich«, bemerkte Momma K.

»... also habe ich Uly entführt, um sicherzustellen, dass du mir folgen würdest.«

»Du hast was getan?«, fragte Kylar.

»Ich habe vermutet, dass du mir nach Cenaria folgen würdest. Der Gottkönig will dich lebend. Aber Schwester Ariel hat mich und Uly eingefangen. Als wir dich fanden, hielt ich dich für tot. Ich dachte, ich sei frei, also bin ich Schwester Ariel entflohen und hierhergekommen.«

»Wo ist Uly?«

»Auf dem Weg in die Chantry. Uly ist magiebegabt. Sie wird eine Maya sein.«

Es war entsetzlich und doch perfekt.

Uly würde eine Schwester sein. Man würde sich um sie kümmern, sie ausbilden. Kylar hatte Uly Elene aufgedrängt. Elene hatte es sich nicht aus freien Stücken ausgesucht, eine Tochter zu haben, die eher das Alter einer kleinen

Schwester hatte. Es war unrecht von Kylar gewesen, sie zu bitten, diese Last zu schultern. Auf diese Weise und mit dem Vermögen, das Kylar für sie zurückgelassen hatte, würde es Elene freistehen, wieder ihr eigenes Leben zu leben. Es war alles logisch.

Ein Zweifel nagte an ihm, dass er nicht so dachte, wie Elene denken würde, doch was das betraf, konnte er nichts tun. Die Entdeckung, dass der Schaden begrenzt worden war – oder etwa nicht? –, entlastete sein Gewissen.

Bei dem Gedanken daran, dass ihre Tochter in die Chantry gebracht wurde, flammte in Momma Ks Augen ein jähes Feuer auf, aber Kylar konnte nicht erkennen, ob es sie erregte, dass ihre Tochter entführt worden war, oder ob sie sich darüber freute, dass ihre Tochter gewiss zu einer bedeutenden Frau werden würde. So oder so, Momma K erstickte die Regung im Keim. Sie würde Fremde nicht wissen lassen, dass Uly ihre Tochter war.

Wenn er dies hier hinter sich gebracht hatte, würde Kylar zur Chantry reisen und Uly besuchen. Er war nicht wütend, dass man sie Vi weggenommen hatte. Wenn überhaupt, stand er in der Schuld dieser Leute. Und ein Mädchen mit magischer Begabung hatte ohnehin keine Wahl, wenn es um den Besuch der Chantry ging. Es galt als gefährlich, es einem Kind zu überlassen, den Umgang mit seiner Magie selbst zu erlernen. Aber wenn Uly nicht bleiben wollte und sie versuchten, sie dort festzuhalten, würde Kylar dafür sorgen, dass der ganze Weiße Seraph den Schwestern um die Ohren flog.

Aber allein der Gedanke an Uly ließ ihn an Elene denken, und bei dem Gedanken an Elene gerieten seine Gefühle in Aufruhr, daher fragte Kylar: »Warum seid Ihr so erpicht darauf, Vi zu retten?« Momma K arbeitete niemals nur auf einer Ebene.

»Weil«, sagte Momma K, »du Vis Hilfe brauchen wirst, wenn du den Gottkönig tötest.«

Eines musste man Curoch lassen: Die Magier irrten sich. Das Artefakt hatte nicht nur aus rein symbolischen Gründen die Form eines Schwertes. Es hatte nicht umsonst eine verdammt scharfe Klinge.

Und das war gut so. Die Sa'ceurai waren unversöhnlich. Es gab einen guten Grund, warum man sie *Sa'ceurai* nannte, das altjaeranische Wort für »Schwertfürsten«.

Nichtsdestoweniger war Feir ein Schwertmeister Zweiten Grades. Nach dem ersten Zusammenstoß waren drei der ceuranischen Krieger tot, und Feir gewann ein kleines, zähes Pony.

Schon bald erwiesen sich Feirs Körpergröße und Gewicht abermals als Nachteil. Das Pony wurde müde und langsamer. In der Dunkelheit ließ Feir es gehen. Bedauerlicherweise war das kleine Streitross zu gut ausgebildet. Es blieb stehen und wartete auf seinen Reiter, sobald es freigelassen worden war. Feir löste das Problem, indem er einen winzigen Funken Magie unter den Sattel sandte, der dort immer wieder kratzte und stach. Auf diese Weise würde das Tier stundenlang laufen. Wenn er Glück hatte, würden die Sa'ceurai seine Fährte verlieren und dem Pferd folgen.

Er hatte Glück. Dieser Umstand bescherte ihm etliche Stunden – Stunden, die er sich zu Fuß fortbewegte. Sein Marsch führte ihn auf den Gipfel eines Berges. Er hatte einen jungen Baum gefällt, bevor er die Baumlinie hinter sich ließ, und jetzt arbeitete er mit Curoch an dem Holz. Das Schwert hatte eine unglaubliche Schärfe, aber es war kein Hobel und auch kein Beitel. Im Augenblick brauchte er beides und dazu noch einige andere Werkzeuge.

Dorian hatte ihm einmal von einem Sport erzählt, in dem sich die selbstmörderisch veranlagten Hochlandstämme übten. Sie nannten es *Schluss*. Der Sport sah wie folgt aus: Man befestigte schmale Schlitten an seinen Füßen und glitt darauf mit unglaublicher Geschwindigkeit zu Tal. Dorian behauptete, dass sie lenken könnten, aber Feir hatte nicht erkennen können, wie das möglich sein sollte. Er wusste nur, dass er schneller gehen musste, als die Ceuraner ihn verfolgten, und auf keinen Fall würde er in der ihm bleibenden Zeit einen richtigen Schlitten bauen können.

Was er mit der Klinge nicht vollbringen konnte, vollbrachte er mit Magie: Er war schließlich ein Schöpfer. Während die Sonne aufging, stoben Holzspäne in alle Richtungen davon.

Aber er hatte sich wie ein Narr exponiert, wie er da direkt auf dem Kamm des Berges stand, sodass man seine Gestalt meilenweit sehen konnte. Die Sa'ceurai bemerkten ihn, bevor er sie sah. Sie waren abgestiegen und gingen mit breiten, gewebten Bambusschuhen, die sie an ihre Füße gebunden hatten, über den Schnee. Die Gangart, derer sie sich mit den Schneeschuhen befleißigen mussten, war komisch – bis Feir begriff, wie schnell sie sich damit fortbewegen konnten. Sie würden in wenigen Minuten die Strecke überwinden, für die Feir sich

unbeholfen taumelnd eine halbe Stunde durch den Schnee gemüht hatte.

Er arbeitete schneller. Er vergaß beinahe, die Vorderenden der beiden langen, schmalen Schlitten aufzubiegen. Schließlich schüttelte er den Kopf. Er hatte diesen Fehler bemerkt, aber was hatte er übersehen? Um eine Bindung für seine Stiefel herzustellen, blieb ihm keine Zeit mehr. Also band er sich die langen Holzkufen mit Magie unter. Er stand auf ihnen ... Verflucht, warum hatte er die Enden rechteckig gemacht? Er hätte sie rundlich belassen sollen, so wie einen Bootsrumpf – und verkantete sie sofort und fiel in den Schnee.

Das Aufstehen war äußerst schwierig. Feir fluchte, als die Ceuraner näher kamen. Er war ein Klingenmeister Zweiten Grades – und er war derart unbeholfen? Dies hier war Wahnsinn. Er hätte einfach hügelabwärts rennen sollen.

Er rollte sich auf den Hintern und benutzte schließlich die Bretter, um wenigstens in die Hocke zu kommen. Dann stand er auf und versuchte, einen Schritt nach vorn zu machen. Die Kufen, die geglättet und poliert worden waren, taten genau das, was sie tun sollten: Sie rutschten hin und her, und Feir bewegte sich kaum.

Feir blickte über die Schulter. Die Sa'ceurai waren jetzt nur noch knapp hundert Schritt hinter ihm. Wenn es zu einem Kampf kam, würden die Kufen sein Untergang sein. Er stolperte, verkantete die Kufen erneut und warf sein Bein zur Seite, um das Gleichgewicht zu wahren. Er taumelte – und rutschte vorwärts.

Die Freude war so groß wie die, die er empfunden hatte, als er zu einem Schöpfer der Bruderschaft ernannt worden war. Er drehte beide Kufen nach außen und stieß sich vorwärts.

Es funktionierte, bis er zum Rand kam und anfang, sich schneller hügelabwärts zu bewegen, als er treten konnte. Jede Kufe ging in die Richtung, in der er sie gelenkt hatte: nach außen. Seine Beine streckten sich, bis sie sich nicht weiter strecken konnten und er nach vorn aufs Gesicht fiel.

Der Berg war steil und der Schnee barmherzig tief. Die Luft wurde knapp, als Feir sich wieder und wieder überschlug. Vage nahm er wahr, dass er die Kufen hügelabwärts ausrichten musste. Nach sechs oder sieben Umdrehungen gelang es ihm.

Plötzlich brach Feir aus dem allgegenwärtigen Schnee. Der Schnee war mindestens einen Meter tief, aber er befand sich darüber. Sein Herz war ein

Donnern in seiner Brust. Er bewegte sich mit unglaublicher Geschwindigkeit geradeaus den Berg hinunter. Binnen weniger Augenblicke würde er sich schneller fortbewegen als das schnellste Pferd und dann noch schneller und noch schneller. Es war fast unmöglich, die beiden Kufen unabhängig voneinander zu kontrollieren, daher band er sie mit Magie schnell zusammen, sowohl vorn als auch hinten, wobei er jeder ein wenig Spiel ließ.

Er landete noch mehrmals im Schnee, der manchmal nicht so nachgiebig war. Schließlich lernte Feir zu lenken. Er lenkte um einen felsigen Tod herum und blickte zum ersten Mal hügelabwärts, wobei er die Augen gegen das grelle Weiß zusammenkneifen musste. Er blinzelte. *Was ist diese Linie im Schnee?*

Er schoss über den Felsvorsprung. Zwei Sekunden lang war keine der Kufen auf dem Schnee. Die Welt war still, bis auf das Tosen des Windes in seinen Ohren.

Dann landete er. Er krachte durch eine Welt aus weißem Pulver, überschlug sich, und seine Arme und Beine wurden in alle Richtungen gerissen. Dann geschah das Wunder abermals, und er sprang aus dem Schnee, um erneut hügelabwärts zu fliegen. Sein Herz hämmerte. Er lachte.

Er hatte Curoch. Die Ceuraner würden ihm nicht den Berg hinunter folgen. Wenn sie das täten, würden sie in Cenaria landen. Er war entkommen!

»Unglaublich«, sagte Lantano Garuwashi. Er war groß für einen Ceuraner. Sein rotes Haar hing ihm dicht und lang vom Kopf, und es war mit Dutzenden schmaler, andersfarbiger Strähnen durchzogen. In Ceura hieß es, man könne das Leben eines Mannes an seinen Haaren ablesen. Bei der Claninitiation eines Jungen wurde ihm der Kopf bis auf eine Stirnlocke kahl geschoren. Wenn die Stirnlocke auf die Länge von drei Fingern gewachsen war, wurde sie mit einem winzigen Ring zusammengebunden, und der Junge wurde zum Mann erklärt. Wenn er seinen ersten Krieger tötete, wurde die Stirnlocke an der Kopfhaut abermals gebunden, und er wurde zum Sa'ceurai. Je kürzer die Spanne zwischen den zwei Ringen an ihren Stirnlocken, umso besser. Danach band der Sa'ceurai jedes Mal, wenn er einen Feind tötete, die Stirnlocke des erschlagenen Mannes an sein eigenes Haar.

Zuerst hatten einige Krieger gedacht, Lantano trage nur einen einzigen Ring, weil seine beiden ersten sich direkt übereinander befänden. Er hatte seinen ersten

Gegner mit dreizehn getötet. In den siebzehn Jahren, die seither vergangen waren, hatte er neunundfünfzig Locken seinem eigenen Haar hinzugefügt. Wäre er von ein wenig höherer Geburt gewesen, wäre ganz Ceura ihm gefolgt. Aber die Seele eines Sa'ceurai war sein Schwert, und nichts konnte die Tatsache ändern, dass Lantano mit einem eisernen Schwert geboren worden war, einem Bauernschwert. Lantano war ein Kriegsfürst, weil die ceuranische Tradition es jedem herausragenden Mann erlaubte, Armeen zu führen, aber für Lantano war es zu einer Falle geworden. Sobald er aufhörte zu kämpfen, endete seine Macht. Er hatte begonnen für Ceuras Regenten zu kämpfen, Hideo Watanabe. Als der Regent ihm dann befahl, seine Einheit aufzulösen, war er stattdessen zum Söldner geworden. Verzweifelte Männer scharten sich aus einem einzigen Grund unter seinem Banner: Er verlor niemals.

Der Riese wurde zu einem Punkt in der Ferne.

»Kriegsmeister, wünscht Ihr, dass wir ihm folgen?«, fragte ein Stumpfen von einem Mann, an dessen bereits spärlich werdendes Haar ungefähr zwanzig Locken gebunden waren.

»Wir werden es durch die Höhlen versuchen«, sagte Lantano.

»Wir gehen nach Cenaria?«

»Nur hundert Sa'ceurai. Es wird ein kalter Winter sein. Das Töten dieses Riesen wird uns mit einer Geschichte versorgen, die uns warm hält.«

Momma K wollte, dass Agon und seine Armee Logan ins Rebellenlager brachten. Wenn er König werden sollte, brauchte er eine Armee. Kylar weigerte sich, seinen Freund zu verlassen, zumindest bis Logan bei Bewusstsein war. Als Kylar ohnmächtig wurde, fragte Agon Momma K, ob sie Logan in den Wagen laden sollten. Momma K fluchte und zürnte, doch sie sagte nein.

Niemand fragte Vi nach ihrer Meinung. Sie war es zufrieden. Sie wollte wiedergutmachen, was sie getan hatte, aber sie wollte nicht nachdenken.

Noch während sie mit Kylar, Momma K und Agon dasaß, drängte ein Teil von ihr sie, sie zu töten. Der Gottkönig entlohnte jene, die ihm dienten, gut. Sie könnte binnen einer einzigen Minute die größten Bedrohungen für die Herrschaft des Gottkönigs auslöschen.

Sie gehorchte diesem Gedanken nicht. Sie war für unschuldig erklärt worden. Sie war vollkommen rein geworden.

Beinahe. Erst spät hatte sie begriffen, dass das Schlimmste, was sie Kylar angetan hatte, vielleicht etwas war, das ihr zu jener Zeit nichtig erschienen war, eine kleine Geste der Verachtung. Sie hatte den Brief und die Ohrringe eingesteckt, die Kylar für Elene dagelassen hatte.

Erst heute hatte sie erfahren, dass es Eheringe waren. Drissa und Tevor hatten ihr die Sitte ausführlich erklärt. Indem Vi die Ringe und den Brief gestohlen hatte, hatte sie Elene alles genommen.

Sie war nicht mutig genug gewesen, um Kylar davon zu erzählen, nicht wahr?

Es war einfach zu viel Wahrheit. Sie hätte akzeptieren können, wenn Kylar sie tötete, aber sie wusste nicht, was sie tun sollte, wenn Kylar sie verachtete. Wenn er sie kannte, würde er sie verachten. Es war unmöglich, dass Liebe so viel überwinden konnte.

Liebe? Was denke ich mir nur dabei? Beschränke dich aufs Kämpfen und Ficken, Vi. Beides kannst du gut.

Die Tür eines Behandlungsraums wurde geöffnet, und Kylar kam herein. Logan trat aus einem anderen Raum.

Zum ersten Mal sah Vi Kylar lächeln. Es bewirkte etwas Seltsames in ihr, wenn er so lächelte – und dabei sah er sie nicht einmal an. Er machte eine tiefe

Verbeugung. »Majestät«, sagte Kylar.

»Mein Freund«, erwiderte Logan. Er war qualvoll dünn, und seine Knochen zeichneten sich scharf unter seiner Haut ab. Trotzdem besaß er eine unverkennbare Aura von strahlender Gesundheit. Wieder kostbar gewandet, sah er trotz seines Martyriums gut aus. Er überwand die Entfernung sehr schnell und umarmte Kylar.

»Es tut mir leid«, sagte Kylar. »Ich bin in jener Nacht zu spät gekommen. Ich habe Blut gefunden und gedacht ... Es tut mir so leid.«

Logan drückte Kylar stumm an sich und atmete schwer. Schließlich trat er zurück und hielt Kylar an den Schultern fest.

»Du hast deine Sache so gut gemacht, mein Freund. Ich bin derjenige, dem es leidtut. Es tut mir leid, dass ich je an dir gezweifelt habe. Wir werden eines nicht allzu fernem Tages reden müssen. Du ... du hast dort unten einige Dinge getan, die ...« Logan blickte sich um, wissend, dass sie nicht allein waren. »Dinge, die mich wirklich neugierig machen. Und ich habe anscheinend Löcher in meinem Gedächtnis, wie zum Beispiel die Frage betreffend, wie ich mir dies hier zugezogen habe.«

Er zog seinen Ärmel zurück, und Vi und Momma K schnappten nach Luft. Eingesunken in seinen Arm war etwas wie eine leuchtende, silbrig-grüne Tätowierung. Er zeigte ihnen nicht die ganze Tätowierung, aber für Vi sahen die Linien stilisiert und abstrakt aus, nicht willkürlich.

»Euer Majestät«, sagte Drissa Nile. »Ich wäre ... sehr vorsichtig damit, dies vorzuzeigen.«

»Es tut mir leid, wenn ich Euch bedränge«, fiel Momma K ein, »aber wir müssen einige Entscheidungen treffen.«

»Ihr meint, ich muss einige Entscheidungen treffen«, sagte Logan lächelnd.

»Ja, Euer Majestät, vergebt mir.«

Als Erstes wandte Logan sich an Kylar. »Du hast uns einen größeren Dienst erwiesen, als wir hätten verlangen oder erhoffen können. Ich werde dir keine Befehle erteilen, aber es dünkt uns höchst füglich, wenn ...« Ein entrückter Ausdruck trat in seine Augen, und er ließ den Satz in der Luft hängen.

»Sire?«, fragte Kylar.

Logan kehrte ruckartig in die Gegenwart zurück. »Seltsam. Monatelang habe ich mit den schlimmsten der Locher geflucht, und jetzt dünkt es mich höchst füglich.« Er schüttelte den Kopf und grinste kläglich. »Kylar, es läuft auf

Folgendes hinaus. Wenn du den Gottkönig töten kannst, bevor unsere Armeen die Klingen kreuzen, können wir eine Schlacht vielleicht ganz abwenden. Ich bitte dich, das zu tun, aber ich werde es nicht befehlen. Du hast bereits ungeheure Opfer gebracht, um mich zu retten. Und ich weiß, dass du dieser Frau nicht traust, aber wenn sie helfen kann, benutze ihre Hilfe. Ihre Kapitulation, als sie uns hätte töten können, ist für mich Beweis genug, was ihre guten Absichten betrifft. Vi ist genauso sehr eine Waffe, wie du es bist, und ich kann keine der Waffen in meinem kleinen Arsenal ungenutzt lassen.«

»Du denkst, dass dies das Richtige ist?«, fragte Kylar.

Logan warf ihm einen bedächtigen Blick zu. »Ja.«

»Dann soll es so sein«, erwiderte Kylar. »Was wirst du tun?«

»Ich werde Terah Graesin um meine Armee bitten. Dann werde ich mir unser Land zurückholen.«

»So einfach wird das nicht sein«, bemerkte Momma K.

Logan lächelte ein mattes, geistesabwesendes Lächeln. »Das ist es nie.«

Elene erwachte mit schrecklichen Kopfschmerzen. Sie konnte weder Arme noch Beine bewegen; wenn sie es versuchte, kribbelten ihre Hände und Füße. Als sie die Augen aufschlug, sah sie drei weitere Gefangene, die genau wie sie an Händen und Füßen gefesselt waren. Mit einem weiteren Seil waren sie aneinandergebunden. Sie lagen in der Dunkelheit da, ihre Gestalten einzig vom flackernden Licht des Feuers der Khalidori beleuchtet. Elene lag den sechs Khalidori am nächsten; die Männer lachten und tranken und wechselten hin und her zwischen Worten, die Elene verstand, und solchen, von denen sie vermutete, es müsse Khalidorisch sein.

Sie wagte es nicht, sich allzu sehr zu bewegen und ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, daher konnte sie nur den jungen Mann sehen, der sie gefangen hatte. Aus dem Gespräch hatte sie entnommen, dass sein Name Ghorran war. Die anderen verspotteten ihn, weil er von irgendeiner Frau verletzt worden war.

Einen Moment lang drohte der Ernst ihrer Situation Elene zu überwältigen. Kylar wusste nicht, dass sie hier war. Niemand wusste, dass sie hier war. Niemand würde zu ihrer Rettung kommen. Diese Männer konnten mit ihr machen, was immer sie wollten, und sie konnte nichts tun, um sie daran zu hindern. Angst schnürte ihr die Brust zusammen, und sie konnte nicht denken, konnte nicht atmen.

Dann begann sie zu beten und rief sich ins Gedächtnis, dass der Gott wusste, wo sie war. Für den Gott war es eine Kleinigkeit, sie zu retten. Schließlich beruhigte sie sich. Zu diesem Zeitpunkt waren einige der Soldaten zum Schlafen zu ihren Decken gegangen, und sie ließen nur Ghorran zurück und jemanden, den sie nicht sehen konnte. Die beiden unterhielten sich mit gedämpfter Stimme.

»Ich glaube nicht, dass Vürdmeister Dada Seiner Heiligkeit überhaupt erzählt hat, was wir tun«, sagte Ghorran. »Es gibt einen Grund, warum der Schwarze Hügel verbotenes Terrain ist. Was geschieht mit uns, wenn Seine Heiligkeit es herausfindet?«

»Neph Dada ist ein großer Mann und überaus eifrig in seinem Dienst an Khali. Wenn er ihr dient und Seine Heiligkeit es nicht tut, auf wessen Seite wärst du dann lieber?«, fragte der andere.

»Ich habe gehört, er wolle einen Titanen heranziehen, ist es das, was du sagen willst?«

Der andere Mann lachte leise. »Der Vürdmeister will hundert Dinge tun. Natürlich will er einen Titanen, aber das ist nicht der Grund, warum er unberührte junge Frauen braucht, nicht wahr?«

»Khalivos ras en me«, sagte Ghorran voller Ehrfurcht. »Khali, komm und lebe in mir.«

»In der Tat.«

»Ist es möglich?«

»Der Vürdmeister denkt es.«

Ghorran murmelte einen Fluch. »Was ist dann mit dem Jungen? Wozu dient er?«

»Hm, nicht so wichtig. Sie werden ihn töten und feststellen, was sie mit seinem Leichnam machen können. Die Meister wollen nur, dass der Leichnam frisch ist.«

Elene hatte vom Schwarzen Hügel gehört; es war ein uraltes, totes Schlachtfeld. Es hieß, bis auf den heutigen Tag sei dort nichts gewachsen. Aber den Rest der Unterhaltung verstand sie nicht, nur dass Vürdmeister Neph Dada etwas für sie geplant hatte, das schlimmer war als Sklaverei. Sie ließ den Kopf wieder sinken und sah, dass der Gefangene, der ihr am nächsten war, wach war. Es war ein Junge. Er wirkte vollkommen verängstigt.

Momma K hatte Logan heute das Leben gerettet.

Seine kleine Armee, bestehend aus Lordgeneral Agon, Momma K und Agons Hunden, ritt unter dem Jubel der Menschen in das Rebellenlager ein. Es wäre ganz anders gewesen, hätte Momma K nicht Gerüchte ausgestreut, dass Logan zurückkehre, nachdem er über die schlimmsten Gräueltaten des Schlunds triumphiert hatte. Ohne die Gerüchte, die ihnen vorausgeeilt waren, hätte man die kleine Schar als eine unbekannte Armee begrüßt, und Terah Graesin hätte Logan töten lassen können. Zweifellos wären anschließend wegen des schrecklichen Fehlers viele Tränen vergossen worden.

Der alte, naive Logan hätte nicht geglaubt, dass Terah Graesin etwas Derartiges tun würde. Logan der Locher wusste es besser. Er war ein anderer Mann geworden, stiller, nüchterner. Er wusste nur allzu gut, wozu Menschen fähig waren, wenn sie sich bedroht fühlten.

Und Terah Graesin musste in Logan eine Bedrohung sehen. Sie hatte während der letzten drei Monate Anhänger um sich geschart. Sie hatte Attentate überlebt und Familienmitglieder verloren. Sie hatte eine Armee auf die Beine gestellt und sie zum Schlachtfeld geführt. Alles, um Königin zu sein.

Logans Erscheinen drohte, ihren Ehrgeiz am Vorabend ihres Triumphs zunichtezumachen. Sein Anspruch auf den Thron war unbestreitbar: Er kam aus der führenden Familie des Landes, er war zu Gunders Erben erklärt worden, und er hatte in die Familie Gunder eingeheiratet. Zahlreiche Familien hatten Terah Graesin nur deshalb Treue geschworen, weil sie gedacht hatten, sie seien von ihrem früheren Eid den Gyres gegenüber entbunden.

Zu jeder anderen Zeit wäre Logan nach Havermere gegangen und hätte an alle Familien im Reich Sendschreiben geschickt, auch die Graesins. Er hätte Terah eine Chance gegeben zu sehen, dass ihre Koalition in Stücke brach, und dann hätte er ihr eine gezielte Position angeboten.

Aber dies war keine andere Zeit. Die Rebellenarmee hatte sich weniger als eine Meile von der des Gottkönigs entfernt versammelt. Die cenarische Armee war doppelt so groß wie die khalidorische. Die Khalidori hatten Meister und Vürdmeister, aber es sah trotzdem nach einem sicheren Sieg aus.

Für Logan, Agon und Momma K sah es so aus, als drohe ein Massaker. Und

hier war er nun und ritt an der Spitze seiner winzigen Armee von hundert Mann in das Herz des Rebellenlagers.

Er hatte Glück, und es war ein bewölkter Tag, denn nach drei Monaten im Loch wurden seine Augen noch nicht mit gleißendem Tageslicht fertig. Blinzelnd hätte er keinen besonders königlichen Eindruck gemacht.

Sie näherten sich gerade den Pavillons der Edelleute, als ihnen eine Gruppe von zwölf Reitern entgegenkam. Angeführt wurden sie von einem Offizier, der einen unbespannten altaerischen Langbogen wie einen Stab vor sich her trug. Logan und seine Schar machten halt.

»Erklärt Euer Begehr«, sagte Sergeant Gamble.

»Dies«, erwiderte Agon so laut, dass der Mann und die Umstehenden es hören konnten, »ist König Logan Gyre, nach Gesetz und Tradition Erbe des Throns und jetzt König unseres großartigen Landes. Der König ist tot, lang lebe der König.«

Es war eine Kriegserklärung, und das Wort würde sich binnen Minuten wie ein Lauffeuer im Lager verbreiten. Momma K hatte Logans Haushofmeister bereits eine Nachricht geschickt, und die Gyreschen Soldaten hatten bereits in der Nähe der Pavillons der Edelleute Position bezogen. Sie jubelten.

»Die Königin wird Euch jetzt empfangen, Mylord«, sagte Sergeant Gamble.

Logan saß vor Terah Graesins Pavillon ab. Als Momma K und Agon Brant Anstalten machten, ihm zu folgen, hielten die Wachen sie auf »Nur Ihr, Herr«, sagte einer von ihnen.

Logan starrte den Mann an. Er erwiderte nichts. Für einen Moment ließ er die Bestie in sich aufsteigen. Er hatte nicht die Hölle durchlebt, um von einem Wachposten aufgehalten zu werden. Das Gefühl entwickelte sich von Entschlossenheit zu Zorn. Er spürte, wie sein Unterarm kribbelte.

Der Wachposten trat zurück und schluckte. »Mylord«, sagte er schwach, »nur Edelleute dürfen ...«

Logan starrte ihn an, und die Worte verklangen. Momma K und Agon folgten ihm in den Pavillon.

Der Pavillon der Königin war riesig. Darin fanden sich Tische und Karten und Edelleute. Einige der Männer sahen geradezu komisch aus, ihr Fett eingezwängt in eine Rüstung, die sie seit zwanzig Jahren nicht getragen hatten. Auf einem

der Tische lagen in zwei Schalen schwarze und weiße Kacheln. *Bei den Göttern, sie stimmen über ihren Schlachtplan ab.* Neben Momma K stieß Brant Agon einen erstickten Zorneslaut aus.

Momma K sah sich so schnell wie möglich im Raum um und zählte Verbündete, potenzielle Verbündete und gewisse Feinde. Sie wusste, dass sie Logan eine Krone geben könnte, wenn er ihr zwei Wochen gab, um ihre Art von Wahrheiten wirken zu lassen. Dass ihnen nur ein einziger Tag bis zu einer bedeutenden Schlacht gegen den einzigen Feind blieb, den alle hassten, ließ ihre Möglichkeiten indes drastisch schrumpfen. Ihre einzige Hoffnung war, dass jemand, der entbehrlich war, zuerst sie oder Logan oder Brant Agon angreifen würde. Dann konnte sie ihn vernichten, und es würde Logan keinen allzu großen Schaden zufügen, wenn er sich auf diese Weise einen unversöhnlichen Feind machte.

»Nun, Logan Gyre, wie tief die Mächtigen gefallen sind«, sagte Terah Graesin. Sie kam hinter mehreren größeren Lords hervor und tänzelte über die kostbaren Teppiche. »Wer hätte gedacht, dass Ihr in der Gesellschaft von Huren und abgehalfterten Soldaten erscheinen würdet? Oder sollte ich Krüppel und Mösen sagen?«

Die Edelleute kicherten.

»Tragt Ihr Euch mit der Absicht, in das Geschäft einzusteigen?«, fragte Momma K.

In der plötzlichen Stille hätte man eine Feder fallen hören können. Der Schock der Edelleute interessierte Momma K jedoch nicht im Geringsten. Terah Graesin hatte Logan mit ausgefahrenen Krallen begrüßt. Das war nicht gut.

Ein junger Mann trat aus der Menge. »Wenn Ihr noch einmal so sprecht, werde ich Euch persönlich töten«, sagte Luc Graesin. Er war Terahs Bruder, siebzehn Jahre alt, gutaussehend und ein verdammter Narr.

Oh, Luc, du hast ja keine Ahnung. Ich kenne dein Geheimnis. Ich könnte dich gleich hier vernichten.

Nur dass sie es eben nicht tun konnte. Hier und jetzt würde man wilden Wahrheiten, die ohne Vorspiel hervorgestoßen wurden, keinen Glauben schenken. Terah Graesin würde sich nur umso sturer zeigen. »Vergebt mir«, sagte Momma K. »In letzter Zeit wechseln die Titel so schnell den Besitzer, dass ich vergessen habe, dass ich mit einer Herzogin gesprochen habe.«

»Königin!«, sagte Luc. »Eurer Königin!«

Momma K zog die Augenbrauen hoch, als versuche er, sie für dumm zu verkaufen. Eine kleine Erinnerung für alle Anwesenden, wie weit und wie schnell Terah Graesin aufzusteigen versuchte. »Aber hier steht der rechtmäßige König«, erwiderte Momma K. »Der von König Gunder IX. ernannte und durch allgemeine Akklamation bestätigte Thronerbe. Der Mann, dem Ihr bereits Treue gelobt habt.« Aber sie wusste, dass sie bereits verloren hatte. Sie sah es in dem Trotz, dem absoluten Hass in Terah Graesins Gesicht.

»Das ist genug, Gwinvere«, sagte Logan.

Sie lächelte zustimmend. Dann trat sie mit gesenktem Kopf zurück und gab sich plötzlich ganz unterwürfig.

»Darf ich alle daran erinnern«, erklang eine Stimme in der Nähe der Karten, »dass wir morgen dem Gottkönig und seinen Hexern gegenübertreten?« Es war Graf Drake, wie immer ganz Friedenstifter.

»Wir brauchen keine Erinnerung«, sagte Terah Graesin. »Wir haben unsere Armee, wir haben unser Schlachtfeld, wir haben den Vorteil, und in wenigen Augenblicken werden wir unseren Schlachtplan haben.«

»Nein«, unterbrach Agon sie.

»Entschuldigung?«, fragte Terah entrüstet.

»Ihr habt die Armee Seiner Majestät«, erklärte Agon. »Mylords, viele von Euch waren bei dem Bankett vor dem Staatsstreich zugegen. Garret Urwer, Euer Vater ist an meiner Seite im Nordturm gestorben. Ebenso wie Euer Onkel, Braen Braeton. Sie sind gestorben, um unseren König zu retten, Logan Gyre. Ihr wart anwesend ...«

»Genug!«, rief Terah Graesin. »Wir wissen, was der verrückte König gesagt hat.«

Also war der König wahnsinnig gewesen, als er Logan zu seinem Erben bestimmt hatte. Es war kein perfektes Argument, aber es war gut genug. Wenn sie Zeit gehabt hätte, hätte Momma K allen ins Gedächtnis gerufen, zu welchem Zeitpunkt der Staatsstreich stattgefunden hatte und wie wenig Relevanz die geistige Gesundheit des Königs für die Legalität seiner Erlasse hatte. Und sie hätte auch an Logans Heirat mit Jenine erinnert. Wenn sie Zeit gehabt hätte, hätte Momma K Druck von allen Seiten aufbauen können, um Terah dazu zu bringen, auf ihren Anspruch zu verzichten. Jetzt war all das unerheblich. Sie musste einfach das Unausweichliche abwarten.

»My lady«, ergriff Herzog Havrin Wesseros das Wort. »Sie sagen nur, was

überall im Königreich in den Hinterzimmern und den großen Räumen gesagt werden würde, bliebe noch Zeit. Mir scheint, dass wir alle jetzt Entscheidungen zu treffen haben und herzlich wenig Zeit, in der wir sie treffen können.«

»Ich werde mir ihre Lügen nicht anhören«, zischte Terah.

»Versteht Ihr denn nicht?«, fragte Herzog Wesseros. »Wenn Ihr sie nicht anhört, wird Logan fortgehen, und er wird nicht allein fortgehen. Er wird die Hälfte unserer Armee mitnehmen, vielleicht mehr. Möchte irgendjemand es mit der Hälfte dieser Armee mit den Khalidori aufnehmen?«

Schon besser. Aber du machst dir Sorgen, dass die falsche Person fortgehen könnte.

Agon bemerkte: »Wie Ihr sagt, der König war verrückt, als er starb. Die Sa'kagé hat ihn beim Bankett vergiftet.«

»Vergiftet? Ihr habt ihn ermordet, Brant!«, rief Garret Urwer aus.

»Ja, ich habe ihn getötet«, bestätigte Agon. »Ich werde diese Tat jetzt nicht rechtfertigen. Wichtig ist, dass Khalidor die königliche Familie auszulöschen wünschte, um genau eine solche Situation heraufzubeschwören. Sie wünschten, jeden Widerstand zu spalten, bevor er auch nur auf keimen konnte. König Gunder hat das kommen sehen, was der Grund ist, warum er – nicht am Abend des Staatsstreichs, als er vergiftet wurde, sondern früher an jenem Tag – seine Tochter Jenine mit Logan vermählt hat. Viele von Euch haben Lady Graesin einen Eid geschworen. Aber Ihr schuldet Eure Treue bereits Logan Gyre. Daher seid Ihr von Eurem Eid der Herzogin gegenüber entbunden.«

»Ich entbinde keinen von Euch!«, kreischte Terah Graesin.

Die Hölle brach los. Edelleute schrien einander an, scharten sich in Gruppen zusammen, um mit ihren Ratgebern und den ihnen am nächsten stehenden Lords zu sprechen, und einige drängten auf Terah Graesin zu, andere auf Logan. Logan verfolgte das Ganze mit leidenschaftsloser Miene. Auch er verstand.

»Haltet ein«, sagte Herzog Wesseros. Er sah seiner Schwester Nalia, der letzten Königin, sehr ähnlich. Am Abend des Staatsstreichs war er außerhalb der Stadt gewesen und hatte nach den Ländereien gesehen, die die Lae'knaught im Osten Cenarias besetzt hatten. Er hob die Hände, und allmählich verstummten die Adligen. »Es wird spät, und eine Armee wartet auf uns«, erklärte Herzog Wesseros. »Tretet an die Seite des Mannes oder der Frau, der oder die Eurer Meinung nach über uns herrschen sollte.«

»Warum stimmt Ihr nicht stattdessen mit den Steinen ab, damit die Leute für

den stimmen können, von dem sie wahrhaft wünschen, dass er uns anführen möge?«, schlug Momma K vor. Im Geiste fluchte sie. Sie hätte diesen Vorschlag einen der anderen Lords machen lassen sollen, aber Wesseros war so schnell auf das Thema Abstimmung zu sprechen gekommen, dass Momma K keine Chance gehabt hatte. Alles Gerede war nichts wert, wenn sie nicht geheim abstimmen konnten.

»Morgen müssen wir auf dem Schlachtfeld stehen. Ich denke, heute haben wir den Mut, in einem Zelt zu stehen«, sagte Terah Graesin. Kluges Miststück.

Wieder senkte sich Schweigen herab, dann begannen die Menschen sich zu bewegen.

Momma K hatte niederschmetternd korrekt geraten, wer wo enden würde. Die meisten der geringeren Adligen sahen so aus, als würden sie lieber zu Logan gehen, aber sie wagten es nicht, ihren Lords zu trotzen, weshalb Momma K die geheime Abstimmung gewollt hatte. Terah hatte ihre Bestechungsgelder auf die Mächtigen konzentriert.

Wie die Dinge lagen, gab es am Ende drei Parteien. Logan, Terah und unentschieden.

»Wie ich vermutet habe«, bemerkte Herzog Wesseros. Er war der Anführer der Unentschlossenen. »Die Rhetorik hat nichts gebracht. Durch die Ermordung der Gunders sind in unserem Land nur drei große Familien verblieben, und hier stehen wir. Mir scheint, dass es einen goldenen Mittelweg gibt. Logan Gyre, Terah Graesin, werdet Ihr Euren eigenen selbstsüchtigen Ehrgeiz beiseiteschieben, da das Schicksal all Eurer Landsleute auf dem Spiel steht?« Der Narr. Der Idiot. Der von Pocken durchlöcherter Windbeutel. Er hielt sich für ungeheuer klug. Wenn der Herzog kein drittes Lager geschaffen hätte, hätte Logan zumindest eine Mehrheit gehabt.

»Was redet Ihr da?«, fragte Terah.

Logan wusste es bereits. Momma K konnte es an seiner steinernen Miene sehen.

»Werdet Ihr heute Nacht, am Vorabend einer Schlacht, die über die Zukunft unseres Landes entscheiden wird, unsere Streitkräfte spalten, oder werdet Ihr sie einen? Logan, Terah, seid Ihr bereit, heute Abend zu heiraten?«

Terah sah sich schnell im Raum um, um abzuschätzen, wer auf ihrer Seite stand. Ihre Anhänger liefen ihr davon. Sie schaute zu jenen hinüber, die trotzig neben Logan standen, jenen, die teilnahmslos bei Herzog Wesseros verharrten.

Dann sah sie Logan an. Es war nicht der Blick, mit dem eine Frau einen Verehrer betrachtet. Es war die Suche nach Schwäche.

»Für das Land, das ich liebe, ja«, sagte Terah Graesin.

»Logan?«

»Ja«, sagte Logan ausdruckslos. Mochten die Götter ihm helfen.

Sie hatten ein Podest errichtet, sodass die ganze Armee die Hochzeit mitverfolgen konnte. Viele Männer hatten sich bereits von ihren Feuern erhoben, und ihre Offiziere begannen bei Aufgang des Mondes, sie für die Zeremonie Aufstellung nehmen zu lassen. Außer der Armee selbst hatten sich mehrere tausend gemeine Leute und der Tross versammelt.

»Logan«, sagte Graf Drake und schloss die Lasche des kleinen Zelttes, in dem Logan sich bereit machte, »Ihr könnt das nicht tun.«

Lange Sekunden blieb Logan eine Antwort schuldig. Als sie dann kam, war seine Stimme leise und ernst: »Was könnte ich sonst tun?«

»Der eine Gott sagt, er werde eine Flucht aus jeder Versuchung ermöglichen.«

»Ich glaube nicht an einen Gott, Drake.«

»Die Wahrheit hängt nicht von Eurem Glauben daran ab.«

Logan schüttelte langsam den Kopf, wie ein Bär, der nach Monaten des Winterschlafes ausgemergelt hervorkommt. »Die Heirat mit Terah ist keine Versuchung. Mein Vater hat eine schöne, gehässige Frau geheiratet, und ich habe gesehen, was das mit ihm gemacht hat.«

»Eine Lektion, aus der zu lernen Ihr gut beraten wäret. Der Unterschied ist, dass Eure Mutter nicht einmal annähernd so großer Zerstörungen fähig war wie Terah.«

Logans Augen blitzten; der Bär hob langsam den Kopf, um alle anderen zu überragen. »Wenn es einen Ausweg aus dieser Angelegenheit gibt, der uns nicht vernichtet, sagt mir, wie er aussieht! Ich will nicht heiraten ...«

»Ich habe nicht gesagt, die Ehe sei die Versuchung.«

»Was ist es dann?«

»Macht«, antwortete Graf Drake und stieß mit seinem Rohrstock auf den Boden.

»Verdammt, Mann! Ich stehe vor der Wahl, entweder Terah zu heiraten oder uns alle dem Untergang zu weihen. Ihr denkt, ich hätte keine Möglichkeit gefunden, die Mehrheit dieser Leute dazu zu bringen, mir zu folgen? Ich habe durchaus eine gefunden! Ich könnte vielleicht zwei Drittel von ihnen nehmen und fortgehen. Damit würde ich ein Drittel zum Tode verurteilen. Ihr wollt,

dass ich Tausende bitte zu sterben, damit ich eine schlechte Ehe vermeiden kann?«

»Nein, Logan.« Graf Drake stützte sich auf seinen Rohrstock. Er sah aus, als brauche er diesen Halt. »Meine Frage ist, könnt Ihr der König sein, der Ihr sein müsst, wenn Ihr eine solche Königin an Eurer Seite habt? Terah Graesin ist heute vom Gang der Ereignisse überrumpelt worden. Ihr habt sie in einem Augenblick der Schwäche erwischt. Das wird nicht noch einmal geschehen.«

»Nun, danke, dass Ihr mir die Trostlosigkeit meiner Zukunft vor Augen führt«, bemerkte Logan. »Aber wenn Ihr mir nicht helfen könnt, dieser Ehe zu entinnen, helf mir, mich anzukleiden.«

»Mein König«, sagte Graf Drake, »manchmal ist der Ausweg aus einem Loch nicht das Klettern.«

»Geht«, befahl Logan.

Graf Drake verneigte sich und verließ traurig das Zelt.

Logan griff nach dem Diadem und setzte es sich auf den Kopf. Momma K hatte dafür gesorgt, dass er wie ein König aussah. Er war rasiert worden, man hatte ihm das Haar geschnitten und seinen Körper mit Ölen gesalbt und mit Fellen geschmückt. Er trug eine feine, dunkelgraue Robe und einen weißen, mit Gold durchwirkten seidenen Umhang. Unmittelbar vor dem Umsturz hatte er das Alter der Mannbarkeit erreicht, aber er hatte vergessen, sein eigenes Siegel zu wählen. Jetzt sah er, dass Momma K für ihn gewählt hatte. Das Siegel zeigte den weißen Gyre-Falken auf einem Feldzobel, aber sein Falke trug an den Füßen aufgebrochene Ketten, und das Zobelfeld war ein schwarzer Kreis, der an das Loch erinnerte. Die Flügel des Gyre-Falken waren ausgebreitet. Es war ein würdiges Siegel. Sein Vater wäre stolz auf ihn gewesen. *Was würdest du tun, Vater?* Als junger Mann hatte sein Vater geheiratet, um die Familie zu retten. Hätte er es, mit dem Abstand der Jahre betrachtet, noch einmal getan?

Die Zeltflasche wurde geöffnet, und Momma K trat ein. Sie sah ihn mit leichtem, aber echtem Mitgefühl an. Sie konnte es nicht verstehen. Sie hatte nie geliebt, wie Logan geliebt hatte. Für sie musste es so aussehen, als sei dies die offensichtliche Entscheidung. Heirate Terah, und kümmere dich später um die Probleme. An seiner Stelle hätte Momma K Ränke geschmiedet und manipuliert und Terah am Ende töten lassen.

»Es ist Zeit«, sagte sie.

»Das Siegel ist perfekt«, erwiderte Logan. »Danke.«

»Habt Ihr die Flügel bemerkt?«, fragte sie. »Die Spitzen der Flügel reichen über den Kreis hinaus, Euer Majestät. Der Falke der Gyres wird stets frei fliegen.«

Zusammen stiegen sie auf das Podest. Es war ein Kreis, der fast die gleiche Größe hatte wie das Loch. Es war ein Kreis, der die perfekte, ewige, unverbrüchliche Natur der Ehe symbolisierte. Als Logan hinaufstieg, gefolgt von Tausenden von Blicken, um seinen Platz direkt in der Mitte einzunehmen, wo der Sturz in den Tod gedroht hatte, zog sich sein Herz zusammen. Ihm war übel, und er fühlte sich beengt. Er erinnerte sich daran, sich über das Loch gereckt zu haben, sich so weit er konnte gereckt zu haben. Wofür? Für Brot, auf das ein anderer gepinkelt hatte und das er nicht einmal einem Tier geben würde.

Musik begann zu spielen, und sein bepinkeltes Brot trat anmutig auf das Podest.

Ein Teil von Logan hungerte nach ihr, wie er im Loch gehungert hatte. Während der vergangenen drei Monate war er so schwach gewesen, so ausgehungert, so beschäftigt mit dem Überleben, dass er kaum einen Gedanken an Sex verschwendet hatte. Vor dem Loch, so schien es ihm, hatte er kaum einen Gedanken an etwas anderes verschwendet. Jetzt, da er in Freiheit war und seine Stärke wiederfand, kehrte der alte Logan zurück. Terah Graesin war hochgewachsen und geschmeidig, ihre Kurven beinahe knabenhaft, aber ihr Lächeln war ganz das einer Frau. Sie bewegte sich wie eine Frau, die wusste, was Männern gefiel, und die wusste, dass sie es besaß. Der ausgehungerte, gierige Teil Logans wollte sie besteigen.

Und bepinkeltes Brot sah immer gut aus, bis man es kostete. Aber zumindest sättigte es einen, ganz gleich, was man anschließend empfand. Zumindest würde er Sex haben. Bei allen Göttern; mit einundzwanzig war er immer noch eine verdamnte Jungfrau!

Die Ironie des Gedankens entlockte ihm ein grimmiges Lächeln. Terah sah das Lächeln und lächelte zurück. Sie sah tatsächlich fantastisch aus. Ihr Haar war zu einer – nun ja, einer fantastischen Frisur aufgesteckt worden. Logan fragte sich, wie viele Schneider einander während der beiden letzten Stunden beschimpft hatten, während sie eins ihrer Kleider irgendwie in ein Hochzeitskleid verwandelt hatten. Es zeigte das traditionelle Grün der Fruchtbarkeit und neuen Lebens, außerdem war es schmal geschnitten, um Terahs schmalen Körper gerecht zu werden, und zeigte ihr Bein bis hinauf zum

Oberschenkel – das entsprach gewiss nicht der Tradition, gefiel ihm aber dennoch. Vervollständigt wurde es von einem modischen Schleier als Symbol der Keuschheit, der perfekt zu dem Kleid passte, wenn auch nicht allzu gut zu der Frau, die es trug.

Nun, ich werde so viel Sex haben, wie ich will, wenn sie ihren Ruf auch nur im Mindesten verdient. Der Gedanke schwappte in seinem Magen wie warme Pisse. Nein, es war besser, nicht an ihren Ruf zu denken.

Was immer er empfand, Terah Graesin schaffte es irgendwie, zu verkörpern, was er für unmöglich gehalten hätte. Sie war erotisch und königlich gleichzeitig – bei ihr ging alles um Macht, ob es um ihren Rang, ihre Persönlichkeit oder ihren Körper handelte. Sie alle waren Werkzeuge, um ihren Willen durchzusetzen.

Macht. Graf Drake hatte gesagt, die Versuchung sei Macht.

Terah trat neben ihn und nahm scheu seine Hand. Die Menschen jubelten. Es war ganz so wie in dem Moment, als Jenine Gunder seine Hand genommen hatte, nachdem ihr Vater ihre Heirat bekannt gegeben hatte. Logan schluckte das Essen hinunter, das in seiner Kehle aufstieg. Bei Jenine war es ein spontaner Akt gewesen. Terah war bei diesem Essen zugegen gewesen. Sie hatte gesehen, was Jenine getan und welchen Beifall es bei den Menschen gefunden hatte. Sie ahmte Jenine bewusst nach.

»Entspannt Euch«, sagte Terah. »Ihr seid fünf Minuten von allem entfernt, was Ihr Euch je gewünscht habt.«

Du bist eine Närrin, wenn du das glaubst, Terah. Logan setzte ein Lächeln auf und zwang seinen Körper, sich zu entspannen. Nein, es war nicht das, was er gewählt hätte, aber er würde imstande sein, alles zu verändern. Er konnte König Ursuul besiegen. Er konnte die Sa'kagé mit Stumpf und Stiel ausrotten. Er konnte die Armengesetze aufheben. Er konnte ...

Das war es. Das war es, was Graf Drake meinte. Das war die Versuchung der Macht. Er hatte seinen Ehrgeiz im Geiste umgedreht. Ich tue es nicht für mich, hatte er sich eingeredet, ich tue es für das Volk. Aber das war nicht ganz die Wahrheit, oder? Es hatte ihm gefallen, Gorkhys Tod zu befehlen; es hatte ihm gefallen, den Grafen zu entlassen. Logan sprach, und Dinge geschahen. Menschen gehorchten. Er war im Loch so lange Zeit so machtlos gewesen, dass der Gedanke, niemals wieder jemandem unterworfen zu sein, Honig auf seiner Zunge war.

Schön, Graf Drake, ich verstehe. Und wo ist nun der Ausweg?

Es war zu spät. Auf einer Seite stand ein Hektonarch in seinem kostbaren Umhang – hundert Farben für die hundert Götter. Auf der anderen stand ein Mann in schlichten, braunen Roben, ein Pater des einen Gottes. Herzog Wesseros nahm seinen Platz in der Mitte ein. Terah hatte dafür gesorgt, dass ihre Heirat mit drei Personen vollzogen werden würde. Der Jubel schwoll an, während fünfzehntausend Menschen sich für das Paar heiser schrien, von dem sie dachten, es würde sie retten.

»Darf ich das Wort an die Menschen richten?«, fragte Logan.

»Auf keinen Fall«, sagte Terah. »Was für eine Verschwörung ist das?«

»Es ist keine Verschwörung. Ich wünsche lediglich zu jenen zu sprechen, die für uns bluten und sterben werden. Ich hatte bisher noch keine Chance, das zu tun.«

»Ihr werdet sie gegen mich aufbringen«, erklärte Terah.

»Wie wäre es«, schlug Herzog Wesseros vor, »wenn Logan schwört, nichts Negatives über Euch zu sagen? Und wenn er es tut, werde ich eingreifen und ihn aufhalten? Ist das akzeptabel, Mylord?«

»Ja.«

»Mylady?«, sagte Herzog Wesseros. »Er ist ihr König.«

»Fasst Euch kurz.«

»Logan, fünf Minuten«, sagte Herzog Wesseros. Er trat dicht an ihn heran und senkte die Stimme. »Und möge der Geist Timaeus Rindders Euch leiten.«

Es war eine eingeschränkte Erklärung seiner Unterstützung. Timaeus Rindder war ein Redner von solchem Talent gewesen, dass er aus einer Niederlage in einem Streitwagenrennen einen Staatsstreich gemacht hatte, obwohl er genau den Einschränkungen unterworfen gewesen war, die Herzog Wesseros Logan auferlegt hatte. Indem er die Regeln formulierte, wie er es getan hatte, sagte Wesseros: *Wenn Ihr die Menschen auf Eure Seite ziehen könnt, werde ich ihnen folgen.*

»Meine Freunde, morgen werden wir zusammen im Tosen einer Schlacht stehen.« Logan hatte kaum den ersten Satz gesprochen, als seine Worte das Doppelte und dann das Vierfache ihrer Lautstärke annahmen. Er hielt inne, dann sah er Meister Nile lächelnd in einer der vorderen Reihen stehen. Logan tat so, als sei es nicht wichtig, und binnen eines Augenblicks taten alle anderen es ebenfalls. »Morgen werden wir einem Widersacher gegenüber treten, dessen

Gesicht wir kennen. Ihr habt sein Gesicht Eure Türen verdunkeln sehen. Ihr habt seine Stiefel Eure Böden beschmutzen sehen. Ihr habt seine Fackeln gesehen, wie sie Eure Felder anzündeten. Ihr habt seine Fäuste gespürt, seine Peitschen und seine Verachtung, aber Ihr habt Euch geweigert, Euch zu ergeben!«

Logans Nervosität und Selbstkritik – *Hätte ich es besser sagen können? Klingt meine Stimme ruhig? Warum ist es so schwer, genug Luft zu bekommen?* – verblassten, als er die zu ihm emporgewandten Gesichter der Menschen betrachtete, die sein Volk sein würden. Er hatte noch vor wenigen Monaten keine Ahnung gehabt, wer das cenarische Volk war. Er hatte die kleinen Leute der Gyres gekannt und geliebt, aber er hatte die modische Geringschätzung der Adligen für die ungewaschenen Massen geteilt. Wie einfach es war, einen namenlosen, gesichtslosen Mob zu bitten zu sterben.

»Meine Freunde, ich habe die letzten drei Monate in den Tiefen des Arschlochs der Hölle verbracht. Ich war dort mit der Scheiße und dem Gestank der Menschheit gefangen. Ich habe meine Zeit damit verbracht, den Tod zu fürchten und die Dinge, die schlimmer sind als der Tod. Sie haben mir meine Kleider genommen. Sie haben mir meine Würde genommen. Ich sah die Guten zusammen mit den Bösen leiden. Ich sah, wie einer Frau Gewalt angetan wurde, und eine Frau, die sich das Leben nahm, damit ihr nicht noch einmal Gewalt angetan würde. Ich sah gute Männer und schlechte ihren Handel mit der Dunkelheit schließen. Und ich habe meinen eigenen Handel geschlossen. Um zu überleben.

Meine Freunde, ich war unter der Erde eingekerkert. Ihr wart darüber eingekerkert. Ihr kanntet die Ängste, die ich kannte. Ihr habt die Gräuel gesehen, die ich sah, und Schlimmeres. Wir alle haben den Tod von Freunden erlebt. Wir wussten, dass Widerstand den Tod bedeutete ... und meine Freunde, mein Volk, wir haben unsere Chancen betrachtet, und wir haben keine Hoffnung gesehen. Wir sind geflohen. Wir haben uns versteckt.« Logan hielt inne, und die Menschen schwiegen.

»Wart Ihr mit mir dort?«, fragte Logan. »Habt Ihr Zorn verspürt? Habt Ihr Euch machtlos gefühlt? Habt Ihr das Böse gesehen und nichts getan, um Euch ihm zu widersetzen? Wart Ihr voller Scham?«

Die Männer und Frauen blickten weder nach links noch nach rechts, aus Angst, dass ihre Nachbarn die Tränen in ihren Augen sehen würden. Aber sie nickten, ja, ja.

»Ich habe Scham empfunden«, fuhr Logan fort. »Lasst Euch erzählen, was ich im Loch erfahren habe. Ich habe erfahren, dass wir im Leiden das wahre Maß unserer Stärke finden. Ich habe erfahren, dass ein Mann an einem Tag ein Feigling sein kann und am nächsten ein Held. Ich habe erfahren, dass ich kein so guter Mann bin, wie ich gedacht habe. Aber das Wichtigste ist Folgendes: Ich habe erfahren, dass ich mich ändern kann, auch wenn es mir einen hohen Preis abverlangt. Ich habe erfahren, dass das, was zerbrochen wurde, neu geschaffen werden kann. Wisst Ihr, wer mich das gelehrt hat? Eine Prostituierte. In einer verbitterten Frau, die ihren Lebensunterhalt in Schande verdiente, habe ich Ehre, Mut und Loyalität gefunden. Sie hat mich inspiriert, und sie hat mich gerettet.

Heute sind hier Frauen versammelt, die Euch die gleichen Lektionen erteilt haben. Viele von Euch schämen sich für Eure Mütter und Ehefrauen und Töchter, die vergewaltigt wurden, die in der Burg in die sexuelle Sklaverei gepresst wurden, die sich in Bordellen verkaufen, damit sie überleben konnten. Ihr habt sie gemieden, sie zurückgewiesen.

Aber ich sage, Eure Frauen, Mütter und Töchter haben uns gezeigt, wie man kämpft. Sie haben uns die Nocta Hemata gegeben. Sie haben uns Mut gegeben. Sie haben uns den Weg von Schande zu Ehre gezeigt. Möge jede Frau vortreten, die in jener Nacht gekämpft hat!«

Einige Frauen traten auf der Stelle vor. Ermutigt von diesen, folgten andere ihrem Beispiel. Männer traten schweigend beiseite. Binnen weniger Augenblicke versammelte sich eine Gruppe von dreihundert Frauen vor dem Podest. Einige ließen ihren Tränen freien Lauf, aber sie hielten sich gerade, das Kinn hoch erhoben. Männer in den Reihen der Soldaten weinten jetzt unverhohlen. Nicht nur die Männer, die von den jetzt Vorgetretenen jemanden kannten, sondern auch Männer vom Land, Männer, die gewusst haben mussten, dass ihre eigenen Frauen beschämt und entehrt worden waren, Männer, die sich jetzt ihrer selbst schämten.

»Heute«, sprach Logan weiter, »erkläre ich Euch zu den ersten Mitgliedern des Ordens des Strumpfbandes. Ein Strumpfband, weil Ihr alle Scham in Ehre verwandelt habt. Stellt es voller Stolz zur Schau und erzählt Euren Enkelkindern für alle Zeit von Eurem Mut. Und kein Mann soll jemals Eurem Orden beitreten, es sei denn, er zeigt das höchste Maß an Heldentum und Mut.«

Die Menschen jubelten. Es war das Beste, was Logan je getan hatte.

»Ich befürchte«, sagte Logan, nachdem er die Menge zum Schweigen gebracht hatte, »dass Eure Strumpf bänder noch nicht bereit sind. Es scheint, wir haben die Materialien nicht zur Hand. Seht Ihr, wir werden sie aus den khalidorischen Schlachtenbannern machen.«

Sie jubelten.

»Was sagt Ihr dazu, Männer? Denkt Ihr, wir können ihnen aushelfen?«

Sie jubelten noch lauter.

»Und nun, Brüder, bitte, heißt Eure Geliebten willkommen. Sie brauchen Euch. Und Schwestern, heißt diese beschämten und gebrochenen Männer willkommen. Sie brauchen Euch.

Ich habe noch einige weitere Dinge zu sagen.« Logan holte tief Luft. Er hatte bereits länger gesprochen, als es seine Absicht gewesen war. Er hatte den Orden des Strumpf bandes nicht geschaffen, um Zustimmung zu gewinnen. Es war einfach etwas, das in Ordnung gebracht werden musste. Aber irgendwie sah er, wo immer er hinschaute, Gesichter voller Hoffnung.

»Vor einigen Monaten wollte ich nicht König sein«, fuhr Logan fort, »aber im Loch hat mich etwas verändert. Vor dem Loch konnte ich Euch als einen Mob sehen. Jetzt sehe ich Euch als Brüder und Schwestern. Ich kann Euch bitten, mit mir zu bluten, mit mir zu sterben, und ich tue es. Viele von uns werden morgen bluten, und einige von uns werden sterben.« Er schaute in das Loch, auf dem er stand. *Ist dies Euer Ausweg, Graf Drake? Oh, Vater, würde dies dich stolz machen?*»Ich kann Euch bitten zu bluten, um Eure Ketten abzuwerfen, aber ich kann Euch nicht bitten, für meinen Ehrgeiz zu bluten.«

Die Menge wurde still.

»Im Loch habe ich gelernt, dass ein Mann oder eine Frau Macht über Leben und Tod haben kann, aber es gibt keine Macht über die Liebe. Meine Freunde, ich liebe Euch und diese Nation und die Freiheit, die wir gewinnen werden. Aber ich empfinde keine Liebe für diese Frau. Ich werde Terah Graesin nicht heiraten, nicht heute und auch an keinem anderen Tag.«

»Was?«, schrie Terah Graesin. Sie trat vor. »Gebietet ihm Einhalt, Havrin!«

Aber Herzog Wesseros hielt sie zurück, und Meister Nile verstärkte ihre Stimme nicht. »Terah«, sagte der Herzog, »wenn Ihr jetzt versucht, ihm Einhalt zu gebieten, wird auf der Stelle ein Bürgerkrieg ausbrechen.«

Ein Brüllen durchlief die Menge, und Männer sahen ihre Nachbarn an, zogen ihre Waffen aus der Scheide und versuchten herauszufinden, wer sich auf welche

Seite stellen würde.

»HALT!«, rief Logan, und seine Stimme dröhnte über die Menge hinweg. Er hob die Hände. »Ich will nicht, dass auch nur ein einziger Mann stirbt, um mich zum König zu machen, geschweige denn tausend.« Er drehte sich um. »Lady Graesin, werdet Ihr mir Treue schwören?«

Ihre Augen blitzten, und diesmal verstärkte Meister Nile ihre Stimme durchaus. »Nicht wenn es tausend Mal tausend Leben kostet!«

Logan hob die Hände, um dem Aufruhr Einhalt zu gebieten. »Meine Freunde, wir haben keine Hoffnung, Khalidor zu besiegen, wenn wir nicht geeint sind. Also«, er wandte sich an Terah Graesin, die mit Zornesflecken im Gesicht ganz und gar nicht mehr schön war, »verspricht mir, dass Ihr den Strumpfbandorden einrichten und meine Gefolgsleute von allen Verbrechen bis zum heutigen Tag freisprechen werdet ... Verspricht mir das, und ich werde Euch Treue schwören.«

Terah Graesin zögerte nur einen Moment lang. Ihre Augen weiteten sich vor Ungläubigkeit, aber sie erholte sich schnell, bevor auch nur ein einziger Schrei laut werden konnte. »Abgemacht«, sagte sie. »Schwört jetzt.«

Logan kniete nieder und streckte die Hand nach der Mitte des Podests aus, wo Terah stand. In der perfekten Umkehrung eines Gyre-Falken, der die Flügel über den schwarzen Kreis von Unterwerfung und Einkerkung hinaus ausstreckte, legte er seine Hand zurück in diesen Kreis.

Manchmal ist der einzige Ausweg aus einem Loch nicht das Klettern. Er berührte ihren Fuß im Eid der Unterwerfung.

»In Anerkennung Eurer Tapferkeit«, sagte Königin Graesin mit einem Tonfall, der nur so troff vor Gift, »werdet Ihr die Ehre haben, den ersten Angriff zu führen. Eure honigsüßen Worte werden die Vürdmeister zweifellos beeindrucken.«

Kaldrosa Wyn stand mit Hunderten von Frauen an der Spitze der Menge, alle in verschiedenen Stadien des Schocks, der Ungläubigkeit und der Tränen. Es waren zu viele Gefühle, um sie alle im Zaum zu halten. Im Allgemeinen hasste es Kaldrosa Wyn zu weinen. Jetzt waren ihre Tränen eine Erleichterung.

Sie hatte das Gefühl, als sei ihr Herz gerade auf das Dreifache seiner Größe angeschwollen. Herzog Gyre verblüffte sie. Hier war ein Mann, der um der Liebe willen den größten Ehrgeiz auf der Welt beiseiteschob. Er hatte die harte Schale der Bitternis aufgebrochen, die um ihr Herz herum gewachsen war. Er hatte sie von Huren in Heldinnen verwandelt. Er war ein Heiliger, und dieses Miststück würde ihn in den Tod schicken.

Dann drängte sich die Menge um sie und die anderen Frauen; die Männer suchten nach geliebten Menschen, die sie verschmäht hatten. Neben Kaldrosa stand Daydra und schluchzte. Ein Bär von einem Mann schob sich durch das Gedränge, um sie zu erreichen, und als sie ihn sah, schwoll ihr Weinen an. Er war ein älterer Mann, ihr Vater, und Tränen quollen ihm aus den Augen. Schnodder tropfte auf seinen großen, buschigen Schnurrbart. Bevor er ein Wort sagen konnte, fiel Daydra in Ohnmacht. Er fing sie auf und hielt sie so mühelos wie ein Baby auf den Armen. Ein anderes Paar umarmte sich neben Kaldrosa; die beiden konnten einfach nicht voneinander lassen.

Kaldrosa versuchte, diese Frauen nicht um ihres Glückes willen zu hassen. Sie fühlte sich tatsächlich neu, anders, nachdem der Berg der Scham von ihren Schultern gerutscht war. Aber Tomman war sicher in Cenaria. Würde er ihr so schnell vergeben? Würde sie jemals wieder in seinen Armen liegen, nachdem sie sich geliebt hatten, in dieser Zeit, da alle Dinge neu geschaffen wurden?

Die Frauen, die ihre verlorenen Geliebten nicht gefunden hatten, scharten sich zusammen. Sie sahen einander an, und sie kannten einander, selbst Frauen, die sich noch nie begegnet waren. Sie waren Schwestern. Aber selbst jetzt waren sie nicht allein. Die Bordellwirtinnen, die während der Ansprache weiter hinten gestanden und gewusst hatten, dass Mädchen übrig bleiben würden, hatten sich mittlerweile durch die Reihen der Männer gedrängt und – allesamt Fremde – fielen einander in die Arme und weinten zusammen.

Ein wenig abseits sah Kaldrosa Wyn Momma K, die das Geschehen

verfolgte. In den Augen der großartigen Frau standen keine Tränen, aber obwohl sie sich stockgerade hielt, sah sie aus, als wüsste sie, es hätte einen Mann gegeben, der sich für sie durch die Menge drängte. Kaldrosa wollte gerade auf sie zugehen, wobei sie über ihre eigene Tapferkeit staunte – gehen, um Momma K zu trösten! –, als sie ihn sah.

Er trug die Uniform eines Hexenjähgers General Agons: einen fremdartigen Kurzbogen in einer Hand, einen Köcher auf dem Rücken und eine Rüstung aus gekochtem Leder über einem dunkelgrünen, mit gelben Streifen durchzogenen Gewand. Aber als er die Menge absuchte, wirkte ihr grimmiger, feuriger Tomman ängstlich. Dann trafen sich ihre Blicke.

Wie eine Marionette, deren Fäden durchtrennt waren, ließ Tomman sich auf die Knie sinken. Der Bogen fiel vergessen in den Schlamm. Tommans Gesicht verzerrte sich. Er streckte die Arme aus, und in seinen Augen stiegen Tränen auf. Es war eine innigere Entschuldigung, als er sie jemals in Worte hätte fassen können.

Kaldrosa lief auf ihn zu.

»Ich fühle mich, als sei ich öfter hier gewesen als einige der Menschen, die hier leben«, erklärte Kylar.

»Still«, sagte Vi.

Als er gekommen war, um Logan zu holen, hatte Kylar ein Skiff genommen, das kaum groß genug für sie gewesen war. Obwohl recht klein, war das Boot unglaublich schnell gewesen, und es war Kylar gelungen, dem einzigen Boot auszuweichen, das vor der Insel Vos patrouilliert hatte. Jetzt waren drei Boote auf Patrouille, daher würden sie auf die gleiche Weise auf die Insel übersetzen, wie er es getan hatte, als er zu Elenes Rettung gekommen war.

Kylar folgte Vis Beispiel, warf ein Knie über das Seil und zog sich Hand für Hand das Seil entlang, das unter der Brücke hing. Vis Schuss war perfekt gewesen, daher konnten sie das Seil viel fester anziehen, als es ihm bei seinem früheren Versuch gelungen war. Als sie an den Überresten seines Pfeils vorbeikam, der noch von seinem miserablen Schuss im Holz steckte, hielt sie inne. »Eine Legende, bei meinem Arsch«, murmelte sie.

Eine Bemerkung, die Kylars Aufmerksamkeit unweigerlich auf besagten Körperteil lenkte. Schon wieder. Obwohl ihm dazu nicht als Erstes das Wort

»legendär« eingefallen wäre. Aber ihr Hintern war nett. Schön gerundet. Und kam in ihren engen, dehnbaren Roben wunderbar zur Geltung. Anders als so viele andere athletische Frauen hatte Vi Kurven. Runde Hüften und ehrfürchtgebietende Brüste.

Warum denke ich über Vis Brüste nach?

Kylar zog sich Hand über Hand weiter und runzelte finster die Stirn. Das war eine Ablenkung, die er nicht gebrauchen konnte. Wieder betrachtete er Vis Hintern. Schüttelte den Kopf. Schaute wieder hin. *Warum fühle ich mich so zu ihrem Hintern hingezogen? Wie verrückt ist das denn? Warum mögen Männer überhaupt Hintern?*

Vi erreichte die Burgmauer und ließ ein Seil herunter. Sie flüsterte einige Worte, und Schatten hüllten sie ein. Es war nichts Großartiges, nicht annähernd so großartig wie das, wozu Durzo fähig gewesen war oder was Kylar vermochte. Ihre Schatten waren lediglich schwarz und verhüllten die erkennbare Menschlichkeit ihrer Gestalt. Trotzdem war es weniger auffällig als ein halbnacktes Flittchen, dessen ganzer Körper schrie: »Seht mich an!«

Kylar folgte ihr und ließ sich schnell an dem Seil hinunter. Sie kauerten sich im Schatten eines Felsens zusammen, während das Patrouillenboot vorbeifuhr.

»Also, du hast gar nichts über meine grauen Roben gesagt.«

Kylar zog eine Augenbraue hoch. »Was? Soll ich dir sagen, ob dein Hintern in deiner Hose dick aussieht? Er tut es. Glückliche?«

»Du hast also meinen Hintern betrachtet. Was hältst du von dem Rest?«

»Führen wir dieses Gespräch wirklich? Jetzt?« Kylar schaute wieder auf ihre Brüste – und wurde erwischt.

»Deine hochmütige Geringschätzung würde besser funktionieren, wenn du dabei nicht erröten würdest«, bemerkte Vi.

»Sie sind großartig«, sagte Kylar. Er hustelte. »Ich meine, deine grauen Roben. Nicht dass deine Brüste – ich meine, der Stil ist perfekt für dich. Direkt jenseits der Grenze zwischen sexy und obszön.«

Sie weigerte sich, dies als Kränkung aufzufassen. »Zuerst nehme ich mir ihre Aufmerksamkeit, dann ihr Leben.«

»Sieht so aus, als seist du nicht warm genug angezogen.« Diesmal schaute er ihr nicht auf die Brüste. Beinahe nicht – obwohl die kleinen Aufmerksamkeitserreger auf ihren großen Aufmerksamkeitserregern Hab-Acht-Stellung angenommen hatten.

»Ich bin eine Frau. Ich wähle meine Kleider nicht nach der Bequemlichkeit aus.«

»Ich kann nicht glauben, dass ich ein so langes Gespräch über Kleider führe.«

»Du nennst das ein langes Gespräch über Kleider?«, fragte Vi. »Du hast nicht viele Geliebte gehabt, oder?«

»Nur eine einzige. Und dank dir nicht einmal lange«, erwiderte Kylar.

Das brachte sie zum Schweigen. Dank sei dem Gott.

Er stand auf und setzte sich in Bewegung. Wann immer das Patrouillenboot vorbeikam, mussten sie sich verstecken, Vi, um nicht gesehen zu werden, und Kylar, damit Vi nicht erfuhr, dass er sich unsichtbar machen konnte. Kylar trug selbst ziemlich eng sitzende Kleidung, ein altes Paar grauer Roben, das Momma K ihm beschafft hatte. Je mehr irgendjemand über das Ausmaß seiner Kräfte wusste, umso verletzbarer war er.

Sie erreichten das eingefallene Tor zum Schlund eine Stunde nach Mitternacht. Es standen keine Wachposten davor.

Kylar bewegte den Riegel. Das Tor war nicht verschlossen. Er betrachtete Vi. Offensichtlich gefiel ihm dies genauso wenig wie ihr. Trotzdem, wie konnte der Gottkönig wissen, dass sie kamen? Er machte Anstalten, die Tür zu öffnen, als Vi seinen Arm berührte. Sie zeigte auf die rostigen Angeln und bedeutete ihm zu warten.

Nacheinander berührte sie jede der Angeln, murmelte vor sich hin und nickte ihm dann zu.

Er drückte gegen die rostige Tür. Sie öffnete sich lautlos.

»Nun, ich will verdammt sein«, sagte Vi. »Es funktioniert also nicht nur bei kleinen Mädchen.«

Kylar schob die Tür vorsichtig zu und starrte sie an. »Warum probierst du es nicht an dir selbst aus?«, fragte er.

»Das habe ich bereits getan«, antwortete sie. »Wer weiter als fünf Schritt entfernt ist, kann mich nicht hören.«

»Das meinte ich nicht. Wie dem auch sei, wie kannst du dir sicher sein, dass es funktioniert?«

»Du hast nicht gehört, was ich dir gerade zugerufen habe.«

»Was denn?«

»Es war die Wahrheit, aber nicht klug genug, um es zu wiederholen.«
Er zögerte. »Vi, bevor wir hineingehen, muss ich dich etwas fragen.«
»Schieß los.«

»Ich bin wegen eines Kindes namens Ratte Blutjunge geworden. Er war Garoth Ursuuls Sohn, und um Garoth zu gefallen, hat Ratte Elenes Gesicht zerschnitten, Jarl vergewaltigt und versucht, auch mich zu vergewaltigen.«

»Das wusste ich nicht«, sagte Vi. »Es tut mir leid.«

»Es ist nicht wichtig«, entgegnete Kylar schroff. »Ich bin entkommen.«

»Ich nicht«, murmelte Vi. Sie zuckte zusammen, versank in jenen Jahren des Albtraums. »Bei mir waren es die Geliebten meiner Mutter. Sie wusste, was sie taten, aber sie hat ihnen niemals Einhalt geboten. Sie hat mich immer wegen des Geldes gehasst, das ich sie gekostet habe. Als sei ich diejenige, die mit einem Fremden geschlafen hätte und schwanger geworden wäre, sodass sie davonlaufen musste. Ich weiß nicht, ob sie mich zuerst wirklich wollte oder ob sie nur zu feige war, um Mutterkorn oder Tansy-Tee zu nehmen.«

Vi wusste, dass es eine vernünftige Furcht war. Eine ausreichende Dosis, um eine Abtreibung auszulösen, war nur um Haaresbreite von einer tödlichen Dosis entfernt. Jedes Jahr, so behauptete Hu, hatten Tausende von Mädchen, die »krank wurden und starben«, zu viel von dem Gift eingenommen. Andere nahmen zu wenig und brachten verstümmelte Kinder zur Welt.

»Nachdem sie davongelaufen war, hatte meine Mutter zum Überleben nichts als ihr Aussehen. Sie war zu stolz, um eine richtige Hure zu werden, daher hängte sie sich an einen Bastard nach dem anderen. Sie konnte niemals tun, was getan werden musste.«

»Und das ist der Punkt, in dem du dich von ihr unterscheidest?«

»Ja«, sagte sie leise. Dann riss sie sich zusammen. Warum hatte sie so viel geredet? Sie hatte diesen Scheiß noch nie jemandem erzählt. Sie hatte nie jemanden gehabt, den es geschert hätte. »Tut mir leid, das brauchtest du nicht zu hören. Du hattest eine Frage?«

Kylar antwortete nicht. Er sah sie an, wie noch nie zuvor jemand sie angesehen hatte. Es war der Blick, mit dem eine Mutter ihr Kind bedachte, wenn es fiel und sich die Knie aufschürfte. Es war Mitgefühl, und es ging ihr durch Mark und Bein, vorbei an ihrem Sarkasmus und ihrer Großtuerei. Es bohrte sich durch das Eis und das tote Fleisch, von dem sie gedacht hatte, es sei alles, was sie noch in sich habe, und dann fand dieses Mitgefühl etwas Kleines

und Lebendiges, etwas, das in warmes Licht getaucht war. Er sah all den schwelenden Eiter, der sie umgab, und er wich nicht vor ihr zurück, wie er es hätte tun sollen.

»Hu Gibbet hat dich dazu gezwungen, sie zu töten, nicht wahr?«

Sie senkte den Blick, außerstande, sich der offenen Wärme weiterhin zu stellen. Sie traute ihrer Stimme nicht.

»Dein zweiter Mord? Zuerst einer der Liebhaber?«

Sie nickte.

Es war lächerlich. Sie führten dieses Gespräch direkt vor dem Schlund? »Was wolltest du eigentlich fragen?«, erkundigte sie sich.

»Als ich dem Gewerbe des Blutjungen den Rücken kehrte, konnte ich es nicht einfach gut sein lassen, und erst jetzt weiß ich, warum. Als Jarl an meiner Tür auftauchte, war ein Teil von mir erleichtert. Ich hatte, was ich mir mein Leben lang gewünscht hatte, aber ich war trotzdem nicht glücklich. Hat dich jemals jemand angesehen und dich verstanden und dich vollkommen akzeptiert? Und aus irgendeinem Grund konntest du diese Akzeptanz einfach nicht akzeptieren?«

Vi schluckte. Ihr Herz füllte sich mit Sehnsucht.

»Das ist es, was Elene für mich war. Ich meine, was sie für mich ist. Ich habe ihr versprochen, dass ich nie wieder töten würde, aber ich kann nicht glücklich sein, wenn ich dies nicht zu Ende bringe. Als ich fortging, habe ich ihr ein Paar Eheringe hinterlassen, damit sie wusste, dass ich sie immer noch liebte und für alle Ewigkeit mit ihr zusammen sein wollte. Aber ich bin mir sicher, dass sie fürchtbar wütend auf mich ist.«

Die Ringe in Vis Tasche brannten. Sie befahl ihrer Zunge, sich zu bewegen, es ihm zu erzählen, aber ihre Zunge war Blei in ihrem Mund.

»Wenn es um etwas anderes ginge als das hier, würde sie mir niemals vergeben. Wenn ich dies tue, werden die Khalidori verlieren, Logan wird König sein, das Labyrinth wird sich für alle Zeit verändern, und Jarl wird nicht umsonst gestorben sein. Wenn es den einen Gott gibt, wie Elene immer behauptet, hat er mich für diesen Auftrag geschaffen.«

Jarl? Wie kann er mit mir so ruhig über Jarl reden? »Also, was war deine Frage?« Sie klang ein wenig streitlustig, selbst in ihren eigenen Ohren – Jarl! Götter! Ihre Gefühle waren derart außer Kontrolle geraten, dass sie sie nicht einmal identifizieren konnte, aber Kylars Antwort war sanft.

»Ich muss wissen, ob du in dieser Sache hinter mir stehst. Den ganzen Weg bis zum Gottkönig. Den ganzen Weg bis in den Tod, wenn es notwendig sein sollte. Aber ich denke, du hast mir diese Frage bereits beantwortet.«

»Ich stehe hinter dir«, bekräftigte Vi. Ihr ganzes Herz schwor es.

»Ich weiß. Ich vertraue dir.« Als sie in seine Augen blickte, wusste Vi, dass er die Wahrheit sagte. Aber die Worte ergaben keinen Sinn. Vertrauen? Nach dem, was sie getan hatte?

Er wandte sich wieder der Tür zu.

»Kylar«, sagte sie. Ihr Herz hämmerte. Sie würde ihm zuerst von Jarl erzählen, dann von dem Brief und den Ohrringen, alles. Sie würde sich ihm zu Füßen werfen und ihn herausfordern, das alles zu akzeptieren. »Es tut mir leid. Wegen Jarl. Ich wollte nie ...«

»Ich weiß«, sagte er. »Ich sehe seine Ermordung nicht in dir.«

»Hm?«

»Vi ...«, sagte er leise. Als er die Hand auf ihre Schulter legte, schoss ein Kribbeln durch ihren ganzen Körper. Sie betrachtete seine Lippen, und er trat dicht vor sie, und ihr Kopf neigte sich ihm aus eigenem Antrieb entgegen, ihre Lippen öffneten sich leicht, und er war so nah, dass sie seine Gegenwart wie eine Liebkosung auf ihrer nackten Haut spüren konnte. Ihre Augen schlossen sich, und seine Lippen berührten sie – an der Stirn.

Vi blinzelte.

Kylar ließ die Hand fallen, als stünde ihre Schulter in Flammen. Etwas Schwarzes huschte über die Oberfläche seiner Augen.

»Was zur Hölle war das?«, fragte Vi scharf

»Entschuldige. Ich hätte beinahe – du meinst meine Augen? Ich habe überprüft, ob du einen Glanzzauber benutzt. Ich meine, es tut mir leid. Ich war nur – ähm, lass uns das hinter uns bringen, ja?«

Jetzt war sie vollkommen verwirrt. Er hatte gedacht, sie habe einen Glanzzauber benutzt? Bedeutete das, dass er – dass er beinahe ... nein, gewiss nicht.

Was denkst du dir nur, Vi? »Tut mir leid, dass ich deinen besten Freund getötet habe, Kylar, willst du ficken?«

Kylar öffnete die Tür, und Vi sah das klaffende Maul, nach dem der Schlund seinerzeit benannt worden war. Der Schlund sah aus wie ein Drache, der das Maul öffnete, um sie zu verschlucken. Rote Glasaugen mit Fackeln dahinter

leuchteten in bössartiger Absicht. Alles andere war aus schwarzem Feuerglas gemeißelt; die schwarze Zunge, auf der sie gingen, die schwarzen Reißzähne, die über ihnen hingen. Sobald sie in das Maul traten, hatten sie kein Licht mehr.

»Hier stimmt etwas nicht«, sagte Kylar und blieb stehen. »Es hat sich vollkommen verändert.«

Als Kylar Elene und Uly gerettet hatte, hatte die Rampe im Schlund durch einen kurzen Tunnel hinuntergeführt und sich dann gegabelt. Die Zellen der Edelleute waren auf der rechten Seite gewesen, der Rest auf der linken. Die Decke war überall etwa zwei Meter hoch gewesen und hatte dem Schlund etwas Klaustrophobisches verliehen.

»Ich dachte, du wärest erst vor wenigen Monaten hier gewesen«, bemerkte Vi.

»Sieht so aus, als seien die Hexer fleißig gewesen.«

Sie gelangten in ein gewaltiges, unterirdisches Gewölbe. Die Rampe, die einst zehn Meter in die Tiefe geführt hatte, stürzte jetzt in eine Tiefe von mehr als dreißig hinab. Die Zellen der Edelleute und die Zellen vom ersten und zweiten Stockwerk des Schlundes waren verschwunden. Die Rampe war so breit, dass vier Pferde nebeneinander Platz fanden, und sie wand sich um eine große, zentrale Grube. Auf dem Grund konnten sie einen goldenen Altar sehen, an den ein Mann gekettet war, und Meister, die um ihn herumstanden.

»Scheiße«, hauchte Vi. »Wir müssen dort hinunter.«

Kylar folgte ihrem Blick. Sie schaute nicht den Mann auf dem goldenen Altar an. Sie schaute zum südlichen Ende der Grube hinüber, wo ein schmaler Tunnel zur Burg führte.

Der Ort fühlte sich falsch an. Es waren nicht der Altar oder die Dunkelheit. Der Geruch des Loches hing hier schwer in der Luft. Schwefelhaltiger Rauch kroch über den Boden. Das Ganze erinnerte Kylar an seinen Kampf mit Durzo.

Unter dem Rauch nahm er noch andere Gerüche wahr. Altes Blut und den klebrigen Gestank von verwesendem Fleisch. Unter der Dunkelheit und dem merkwürdigen Singsang der Hexer und den heiseren Schmerzensschreien aus der Tiefe des Tunnels – barmherzigerweise aus der Richtung, in der das Loch lag, und nicht aus der, in die er und Vi gehen würden – war noch etwas anderes.

Es war eine Schwere. Bedrückung. Kylar hatte die Nacht so viele Jahre lang zu seinem Heim gemacht, dass er sich nicht vor der Dunkelheit fürchtete – dachte er. Aber hier, in der bloßen Luft, die er atmete, hier war etwas Tieferes, Dunkleres, Älteres und Bössartigeres, als er es sich vorstellen konnte. Der bloße

Gestank erinnerte ihn ans Töten. Er erinnerte sich an die schändliche Häme, die er verspürt hatte, als die Schlinge sich um Rattes Knöchel geschlossen hatte. Er erinnerte sich an den Tag, an dem er den Eintopf eines Sattelmachers vergiftet hatte und der Mann keinen Hunger gehabt und den Eintopf seinem Sohn überlassen hatte. Er erinnerte sich an die genaue Purpurschattierung, die das Gesicht des Jungen angenommen hatte, während seine Kehle zugeschwollen und er erstickt war. Er erinnerte sich an hundert Taten, derer er sich schämte, an hundert andere Dinge, die er hätte tun sollen und nicht getan hatte. Wie gelähmt stand er da und atmete die widerwärtige Luft ein.

»Komm weiter«, sagte Vi. In ihren riesigen Augen stand ein gehetzter Ausdruck, aber sie bewegte sich. »Atme durch den Mund. Denk nicht nach, tu es einfach.«

Kylar blinzelte töricht, dann kam er wieder zu sich und folgte Vi. Das Wesen, das er hier spürte, war Khali. Genau davor hatte Logan ihn gewarnt.

Sie gingen in die Grube hinunter. Kylar bewegte sich am Rand entlang und blickte in die Tiefe. Als er näher kam, konnte er sehen, dass die Meister den Mann nicht opferten, zumindest nicht in einem herkömmlichen Sinn. Ihr Opfer war ein Lodricari, dessen gesamter Körper von Tätowierungen bedeckt war. Die Haut hing ihm dünn und schlaff am großen, verhutzelten Körper. Er war mit dem Gesicht nach unten mit dicken Ketten an den goldenen Altar gebunden, und man hatte ihn bis zur Taille entkleidet.

Sechs Meister saßen mit gekreuzten Beinen und geschlossenen Augen an den Spitzen des goldenen lodricarischen Sterns im Boden und setzten ihren Singsang fort. Zwei weitere standen links und rechts des Altars. Einer hielt einen Hammer in der Hand und der andere ...

Kylar konnte es nicht glauben, bis er den Boden der Grube erreicht hatte. Der erste Meister hielt einen Zimmermannshammer und goldene Nägel in Händen, während der zweite das Rückgrat eines Pferdes über das Steißbein des tätowierten Mannes hielt.

Der Meister legte das Rückgrat zurecht, und der andere Meister knirschte mit den Zähnen und hielt den fünfzehn Zentimeter langen goldenen Nagel darüber. Dann schlug er den Hammer ein. Der tätowierte Mann schrie und bäumte sich auf. Mit zwei weiteren schweren Schlägen bohrte sich der Nagel ganz hinein. Anschließend traten beide Meister zurück, und Kylar konnte das Opfer zum ersten Mal richtig sehen.

Irgendetwas stimmte nicht mit seiner Haut. Zuerst konnte Kylar wegen all der Tätowierungen nicht erkennen, was es war, doch zwischen den Tätowierungen konnte er sehen, dass der Mann gerötet war. Seine Adern drängten an die Oberfläche der Haut, als hebe er ein schweres Gewicht. Das wäre noch verständlich gewesen angesichts dessen, was er durchmachte, aber die Adern waren nicht an den richtigen Stellen. Dicke Adern und Arterien, blau und rot, drückten überall gegen die Haut. Und die Haut selbst wirkte seltsam gesprenkelt, als hätte der Mann auf dem ganzen Körper Pockennarben.

Die Meister traten zurück und riefen einen Befehl. Ein Gefangener wurde aus dem Nordtunnel gebracht, wo Kylar eine Zelle mit einem Dutzend Männer darin ausmachen konnte. Der Mann war an Händen und Füßen gefesselt, und um seinen Hals lag ein Seil. Eine junge, hübsche Meisterin wickelte das Seil auf, wobei sie achtgab, dass sie mit keinem Teil ihres Körpers in den magischen Kreis geriet. Sie stand dem Gefangenen gegenüber auf der anderen Seite des Kreises; der Mann brüllte vor Angst. Kalter Schweiß lief ihm übers Gesicht, und Urin rann ihm am Bein hinab. Sein Blick war auf den Mann auf dem Altar geheftet. Die junge Meisterin begann an dem Seil um den Hals des Mannes zu ziehen und zog ihn in den Kreis hinein. Er humpelte einen Schritt weit, bevor er begann, sich zu wehren, und dann war es zu spät. Er verlor das Gleichgewicht und machte stolpernd einige Schritte vorwärts, um nicht zu stürzen. Als er sah, dass sein Weg ihn direkt zu dem tätowierten Mann führen würde, warf er sich zur Seite.

Mit hinter dem Rücken gefesselten Händen hatte das Opfer keine Chance, sich zu fangen. Sein Gesicht krachte auf den Feuerglasboden.

Die Meister, die nicht saßen oder sangen, fluchten. Die Frau positionierte sich neu und warf das Seil über den Altar. Ein Meister trat neben sie, und sie begannen den halb bewusstlosen Mann wieder zum Altar zu ziehen.

Warum benutzen sie nicht einfach Magie? Aber dann blickte Kylar durch den Ka'kari und glaubte, den Grund zu kennen.

Das ganze Gewölbe war voller Magie. Die Magie wogte von den Meistern weg, wie Schwefelrauch vom Loch wegzogte. Sie sickerte über den Boden. Die bloße Luft war davon erfüllt – überall, nur nicht um den Altar herum. Dort war die Luft tot. Die Meister schufen etwas, das sich Magie widersetzen würde – selbst ihrer eigenen. Aber während Kylar genauer hinschaute, sah er, dass der Mann nicht unberührt war von ihrer Magie. Alle Meister, die sangen, verwoben

irgendetwas in der Luft über dem Altar, und sie senkten es an zwei Punkten auf den Mann hinab. Im Nacken des Mannes, links und rechts seines Rückgrats, waren zwei Diamanten eingenaelt, ein jeder von der Größe eines Daumennagels. Im sichtbaren Spektrum waren sie unsichtbar, bedeckt mit Blut und Schmutz und dem Haar des Mannes. Im magischen Spektrum verströmten sie ein flammendes Leuchten. Nur durch sie konnten die Meister den Körper des Mannes berühren.

Schließlich zogen die Meister den würgenden und hustenden Gefangenen hoch. Kylar spürte, dass Vi an seiner Robe zupfte, eine dringende Mahnung, schleunigst das Weite zu suchen, aber er beachtete sie nicht. Der Gefangene taumelte vorwärts und fiel auf den Altar, quer über den tätowierten Mann.

Obwohl er schräg über ihm landete und hätte herunterrollen sollen, bewegte er sich nicht. Die Meister ließen das Seil fallen und traten schnell zurück, beinahe als flüchteten sie. Der Singsang wurde schriller. Der Gefangene schrie, aber Kylar konnte nicht erkennen, warum. Die Muskeln des tätowierten Mannes waren verkrampft, und seine Haut wurde noch röter – und dann floss Blut über seinen Rücken.

Der Gefangene wurde von den Füßen gerissen und auf den Rücken des tätowierten Mannes gezogen. Dann riss man dem Gefangenen das Gewand herunter, und Kylar sah, wie die tätowierte Haut sich krümmte. Jede einzelne der vielen tausend Pockennarben öffnete sich in Form eines mit Reißzähnen bewehrten, kleinen Mundes. Überall nagte tätowierte Haut am Fleisch des Gefangenen.

Während der Gefangene direkt in diesen tätowierten Rücken hineingezogen wurde, schrie der Mann auf dem Altar in einer Qual, die der seines Opfers ebenbürtig war. Durch den Ka'kari sah Kylar, wie ganze Rippen aus dem Gefangenen herausgerissen, durch die Haut gezogen und an dem neuen Rückgrat befestigt wurden. Auch Haut schwoll an und wuchs über das Rückgrat. Die Meister sangen, und Kylar sah, dass sie das Wachstum leiteten. Was immer diese tätowierte Bestie war, sie schufen sie nicht. Sie war bereits geschaffen worden. Sie gaben ihr nur eine Gestalt, die für den Krieg taugte.

Weitere zehn Sekunden später war der Gefangene fort. Mehr oder weniger. Ein Teil von ihm war in die neue Kreatur aufgenommen worden. Die Monstrosität auf dem Altar hatte vielleicht die Hälfte der Masse des Gefangenen zugelegt. Das Rückgrat des Gefangenen hatte ihr Rückgrat verstärkt. Rippen hatten dem

Oberkörper zusätzliche Länge verschafft. Haut hatte sich über das neu gewachsene Fleisch gespannt, obwohl sie jetzt ebenfalls mit diesen kleinen Mündern übersät war. Die Knochen des Gefangenen waren gemahlen und in den Schädel der Kreatur geschafft worden, der auf das Zweifache seiner Größe angeschwollen war.

Die zuständigen Meister brüllten etwas, das nach Beifall klang, dann winkten sie den nächsten Gefangenen heran.

Vi zog ihn abermals am Ärmel. Kylar drehte sich um und schaute in die Schatten, wo ihre Augen sein würden.

»Du gehst voraus«, flüsterte er. »Ich werde dir folgen.«

»Du hast die Absicht, eine Dummheit zu begehen, nicht wahr?«

Kylar lächelte grimmig. Sie schüttelte nur den Kopf.

Lantano Garuwashi führte seine blutverschmierten, von Jubel erfüllten Männer aus den Höhlen, die es ihnen ermöglicht hatten, durch die Berge zu gelangen. Das letzte Gewölbe war mit zweihundert schlafenden Khalidori gefüllt gewesen. Ihre vier Hexer hatten an der tiefsten Stelle in der Höhle geschlafen, wahrscheinlich in der Annahme, sie sei der sicherste Ort, und sie waren gestorben, bevor auch nur jemand Alarm geschlagen hatte. Der Rest der Khalidori war orientierungslos gewesen und hatte es geschafft, ebenso viele Männer aus ihren Reihen zu töten, wie Garuwashis Soldaten es getan hatten.

Im schwachen Licht kurz vor Sonnenaufgang erschienen die Sa'ceurai südwestlich von Pavvils Hain. Zwei Armeen lagerten einander gegenüber auf der Ebene. Es überraschte Garuwashi, dass es die Khalidori waren, die sich in die Höhlen zurückgezogen hatten. Da sie auf heimatlichem Terrain kämpften, hätten es die Cenarier sein sollen, die dort Reserven versteckt hielten. Wenn diese Höhle eine Kostprobe war, könnte der Gottkönig ohne weiteres noch einmal fünftausend Männer außer Sicht versteckt haben, Männer, die binnen zehn Minuten Gefechtsformation annehmen konnten.

Es genügte beinahe, um Garuwashi umkehren zu lassen. Sofern die Cenarier keine besseren Asse im Ärmel hatten, sah es so aus, als würde Khalidor dauerhaft Ceuras nördlicher Nachbar werden.

Trotzdem, dies würde die letzte Schlacht der Saison sein. Wenn er den Ausgang beobachtete, würde Garuwashi wissen, ob die Rebellen imstande sein würden, sich neu zu gruppieren, oder ob sie ausgelöscht waren. Er würde die khalidorische Taktik selbst beobachten können, was ihn vielleicht in der Zukunft retten würde.

»Die Männer sollen ausschwärmen«, sagte er zu seinem kahl werdenden Hauptmann, Otaru Tomaki. Dann trat er in den Eingang der Höhle, wobei er mit der schnellen Präzision langer Übung die vier schwarzen Stimlocken, die er erobert hatte, an sein Haar band.

»Ihr werdet unser Glück nicht fassen, Kriegsmeister«, sagte Tomaki.

Garuwashi zog eine Augenbraue hoch.

»Herr, er ist gleich dort.« Tomaki streckte die Hand aus.

Keine dreihundert Schritt entfernt sah Garuwashi durch die Bäume den

Riesen, der hügelaufwärts auf das Schlachtfeld zulief, auf das cenarische Lager zu. Er blickte über seine Schulter. Einen Moment lang konnte Garuwashi wegen der Bäume den Grund dafür nicht erkennen. Dann brachen vier khalidorische Kavalleristen oben auf dem Hügel durch die Bäume.

Der Riese sah, dass er es nicht bis auf den Gipfel schaffen würde, bevor sie ihn einholten. Er blieb stehen und zog sein Schwert.

»Die Götter haben ihn mir in die Hände gespielt«, sagte Garuwashi.
»Nachdem er die Reiter getötet hat, werden wir feststellen, ob dieser Riese es mit Lantano Garuwashi aufnehmen kann.«

»Du sicherst den Tunnel zur Burg«, flüsterte Kylar. »Wenn sie sich mir an die Fersen heften, werden wir uns beeilen müssen.«

»Was hast du vor?«, flüsterte Vi.

Sie brachten gerade einen weiteren Gefangenen heraus. Dieser schlurfte vorwärts wie ein Lamm.

»Geh einfach«, murmelte Kylar.

»Ich bin nicht dein verdammter Lakai«, protestierte Vi und hob die Stimme in einem gefährlichen Maß.

»Nun denn. Du tust, was du tun musst«, sagte Kylar.

Vi funkelte ihn an – und ging.

Kylar wartete, während die Meister kurz debattierten und dem Gefangenen dann die Kleider vom Leib schnitten, damit er leichter zu verdauen sein würde. Kylar hatte eine Vorstellung davon, was er tun wollte, aber dazu musste alles am rechten Platz sein. Das bedeutete, dass er warten musste, damit Vi den Tunnel sichern konnte. Es bedeutete, den Gefangenen sterben zu lassen.

Er hasste es. Aber er wartete. *Verdammt, Mann, kämpfe. Das wird mir alle Zeit geben, die ich brauche.* Aber der nackte Gefangene tat überhaupt nichts. Er starrte voller Entsetzen auf die sich krümmende Masse auf dem goldenen Altar.

Warum kämpfst du nicht? Sie können dir nichts Schlimmeres antun, als dich zu töten.

Im letzten Augenblick stieß der Mann ein ersticktes Schluchzen aus und versuchte aufzustehen, aber das Seil um seinen Hals riss ihn vorwärts. Er landete auf der Kreatur und schrie. Der Singsang schwoll abermals an, und Meister, die nicht an den Ecken des lodricarischen Sterns standen und sangen, sahen mit

großen Augen zu, wie der Gefängene verschlungen wurde. Diesmal ging es noch schneller als zuvor.

Kylar hüllte sich vollkommen ein, und der Ka'kari glitt über seine Haut wie eine lange getragene Robe. Er lief auf den Altar zu, direkt an einem singenden Meister vorbei.

Als er in den Kreis trat, der um den lodricarischen Stern herum verlief, brannte die machtvolle Magie in der Luft auf seiner Haut. Khalis Stimme kreischte in ihm, eine Stimme der Verzweiflung, des Selbstmords, der Scham, der Verderbtheit.

Noch ein Schritt, und er machte einen Salto über den Altar und die auf ihn gekettete Kreatur. Es war, als springe er durch einen Blitz. Nadeln stachen in jede Stelle seiner Haut, füllten jede Ader mit Macht. Während er über den verformten grauen Kopf der Kreatur hinwegstrich, packte er die Diamanten.

Sie glitten heraus, als sei die Haut der Kreatur Butter. Er landete auf der anderen Seite des Altars und schleuderte die Diamanten von sich, als seien sie brennende Kohlen. In der nächsten Sekunde hatte er den Stern verlassen und jagte auf die Wand zu, in die Runen und Muster so tief eingemeißelt waren, dass er sich daran festklammern konnte. Was immer als Nächstes geschah, er war es zufrieden, sich in Sicherheit zu bringen und unsichtbar zuzuschauen.

Um den Stern herum öffneten sich Augen. Die Kreatur verschlang noch immer den Gefängenen, aber die Magie der Meister hing in der Luft wie die baumelnden Tentakel einer Qualle. Sie konnte nirgendwohin.

Die singenden Meister brachen ab, einer nach dem anderen. Jeder einzelne drehte sich zu Kylar um und starrte ihn mit offenem Mund an, als sähe er etwas Unmögliches.

Sie können mich sehen! Kylar klammerte sich wie eine Spinne an die Wand, Hände und Füße in Risse hinter sich gekrallt, während er auf den ersten Angriff wartete.

Die Stille wurde durchbrochen von dem Geräusch einer berstenden Kette und einem kehligen, beinahe menschlichen Brüllen. Die Kreatur, die jetzt einen langen Rücken hatte, beinahe wie eine riesige Raupe, schüttelte sich, und der Rest der Ketten zersprang wie gerösteter Mais. Kylar war vergessen.

Auf sechs menschlichen Armen stehend eilte die Kreatur auf einen Meister zu und zertrampelte ihn. Sechs Arme und Hände rissen den Meister in Stücke und befestigten seine Gliedmaßen an ihrem Körper. Die kleinen Münder

funktionierten besser als jeder Leim. Ein Feuerball prallte von der Haut der Bestie ab. Er wurde weniger abgeblockt als neu ausgerichtet. Der Feuerball verlor nicht an Schwungkraft, richtete keinen Schaden an.

Drei weitere Feuerbälle folgten im nächsten Moment, und ein jeder flog weg und zerplatzte an den Wänden oder auf dem Boden. Die Meister kreischten. Eine Meisterin eilte die Treppe empor, die sich aus der Tiefe emporwand. Die Kreatur rannte hinter ihr her, aber statt ihr die Treppe hinaufzufolgen, lief sie durch die runde Halle. Die Kreatur versuchte, die Frau zu packen. Die Frau drückte sich an die Wand, so weit entfernt wie möglich von der greifenden Hand.

Es war weit genug. Auf diese Höhe reichte der Arm der Kreatur nicht. Die Meisterin kroch auf Händen und Füßen weiter die Treppe hinauf. Kylar dachte, dass sie entkommen würde, aber dann sank die Kreatur in sich zusammen. Ihre Armbeine erschlafften. Unter der Oberfläche ihrer Haut bewegten sich lange Armknochen, einer nach dem anderen, zu dem Arm hin, der nach der Frau griff. Die Hand löste sich und glitt vorwärts, und ein Knochen nach dem anderen wurde eingefügt – mit dem übelkeiterregenden *Plopp* eines Gelenks, das aus- und dann wieder eingerenkt wird. Im Nu hatte der Arm vier weitere Armeslängen dazugewonnen. Die Kreatur packte die Frau und zog sie zu sich hinab. Die Schreie der Meisterin verklangen zu einem gedämpften Röcheln.

Die Kreatur presste drei weitere Meister gegen die Wand. Sie hielt inne, während all ihre kleinen Münder Kleidung und Fleisch zerkauten. Ein vierter Hexer ergriff eine der Meisterinnen an der Hand und versuchte, sie loszureißen. Er stellte einen Fuß auf die Kreatur, um besser Halt zu finden. Aber obwohl die Kreatur es nicht zu bemerken schien, war es, als besäße ihre bloße Haut Intelligenz oder zumindest unersättlichen Hunger. Der Meister hatte noch keine Sekunde lang gezogen, als ihm die Augen aus den Höhlen traten. Er warf sich zurück, aber sein Fuß klebte auf der Haut der Kreatur fest. Der Mann landete schreiend auf dem Rücken. Eine Sekunde lang sah es so aus, als werde er sich vielleicht losreißen, auf Kosten allen Fleisches an seinem Fuß.

Eine Flanke erbebt, so wie die Flanke eines Pferdes zuckt, wenn das Tier sich lästiger Fliegen entledigen will, und in einer Welle leckte die zahnbefingerte Haut bis zu seinem Knöchel über den Fuß des Meisters. Ein weiteres Zucken, und die Kreatur hatte sich bis zur Mitte der Wade hinauf bewegt. Noch eins, und sie verdaute vier Meister.

Das war alles an Ablenkung, was Kylar brauchte. Er stieß sich von der Wand ab und rannte den südlichen Tunnel in Richtung Burg hinauf. Unterwegs kam er an vier blutüberströmten Meistern vorbei, um die Vi sich gekümmert hatte. Als er Vi fand, stöberte sie in der Börse eines toten Wachpostens, der vor einer mächtigen Eichentür lag. Er lächelte verwegen. Sie sah ihn mit großen Augen an.

»Scheiße, Kylar, du leuchtest.«

»Ich war umwerfend da hinten«, sagte er und vergaß, dass er hätte unsichtbar sein sollen.

»Nein, ich meine, scheiße, Kylar, du leuchtest.«

Kylar blickte an sich hinab. Er sah aus, als stünde er in Flammen, ganz in Purpur- und Grüntönen im magischen Spektrum und im sichtbaren Spektrum in einem dumpfen Schmiedefeuerrot. Kein Wunder, dass die Meister ihn angestarrt hatten. Er war durch das Herz ihrer gesamten Magie gesprungen, und es war zu viel gewesen, als dass der Ka'kari es hätte verschlingen können. Er verströmte überschüssige Magie wie Licht.

Ohne nachzudenken, versuchte er, den Ka'kari wieder einzusaugen. Es war, als bekäme er einen Bauch voller heißen Bleis in seine Glore Fryden. »Au! Au!«

»Hast du es getötet?«, fragte Vi.

Kylar sah sie an, als sei sie verrückt. »Hast du nicht gesehen, was dieses ... dieses Ding getan hat?«

»Nein. Ich habe meine Befehle befolgt und den Tunnel gesichert.« Vi, das begriff Kylar jetzt, konnte ausgesprochen hochnäsig sein. »Nicht dass es besonders viel genutzt hätte, denn es gibt keinen Schlüssel. Sie müssen Angst vor diesem ... diesem Ding gehabt haben«, äffte sie ihn nach. »Jetzt werden wir zurückgehen müssen. Ich würde empfehlen, dass wir unauffällig schleichen, aber du scheinst ja in Flammen zu stehen.«

Kylar schob sich an Vi vorbei und legte die Hände, eine über die andere, auf die Kante der Eichentür.

»Was machst du da?«, fragte sie.

Gott, war die Tür dick. Trotzdem, wenn er die Magie nicht in sich aufnehmen konnte, warum sollte er sie dann nicht kanalisiert abgeben? Er spürte, wie die Magie ihn verließ. Er blickte hinab und sah, dass er Löcher von der Größe und Form seiner Hände durch die fußdicke Eiche und die eisernen

Beschläge der Tür gebrannt hatte.

Er schluckte – *wie zur Hölle habe ich das gemacht?*- und drückte gegen die Tür. Sie gab nicht nach, bis er erneut Magie einsetzte; dann öffnete sie sich und fiel zu Boden.

Kylar trat hindurch. Als Vi ihm nicht folgte, drehte er sich um. Auf ihrem Gesicht lag ein Ausdruck, der so verblüfft und verwirrt und beredt war, dass er genau wusste, was sie sagen würde.

»Was zur Hölle bist du?«, fragte Vi. »Hu hat mir niemals etwas Derartiges beigebracht. Hu wusste überhaupt nicht von etwas Derartigem.«

»Ich bin einfach ein Blutjunge.«

»Nein, Kylar. Ich weiß nicht, was du bist, aber du bist überhaupt nicht ›einfach‹.«

»Warum habt Ihr mir meine königlichen Gewänder verweigert?«, fragte das Mädchen. Die Prinzessin trug ein trostloses Kleid, das ihr viel zu groß war, und hatte sich das Haar zu einem schlichten Pferdeschwanz zurückgebunden. Der Gottkönig hatte ihr sogar Kämme vorenthalten.

»Glaubst du an das Böse, Jenine?« Garoth saß auf Jenines Bett im Nordturm. Es war kurz vor Sonnenaufgang an dem Tag, an dem er den cenarischen Widerstand endlich vernichten würde. Es würde ein guter Tag werden. Er war bester Laune.

»Wie könnte ich in Eurer Gegenwart dasitzen und nicht daran glauben?«, zischte sie. »Wo sind meine Sachen?«

»Eine schöne Frau bewirkt Dinge bei einem Mann, junge Dame. Es ginge nicht an, dir Gewalt anzutun. Es würde mir Missvergnügen bereiten, dich so schnell gebrochen zu sehen.«

»Habt Ihr keine Kontrolle über Eure Männer? Ein schöner Gott seid Ihr. Ein schöner König.«

»Ich spreche nicht von meinen Männern«, sagte Garoth leise.

Sie blinzelte.

»Du erregst mich. Du hast das, was wir *yushai* nennen. Es ist Leben und Feuer und Stahl und Lebensfreude. Ich habe es zuvor in meinen Ehefrauen ausgelöscht; das ist der Grund, warum du in Abgeschiedenheit lebst und keine hübschen Kleider tragen darfst. Es ist der Grund, warum ich mein Verlangen an einer deiner Kammerzofen gestillt habe: um dich zu schützen. Du wirst meine Königin sein, und du wirst mein Bett teilen, aber nicht jetzt schon.«

»Niemals!«

»Siehst du? *Yushai*.«

»Fahrt zur Hölle«, sagte Jenine.

»Du bist eine verfluchte Frau, nicht wahr? Meine Familie ist die dritte königliche Familie, zu der du gehörst – und den beiden ersten ist es nicht gut ergangen, nicht wahr? Dein Ehemann hat sich ... wie lange gehalten? Eine Stunde?«

»Bei dem Einen und den Hundert«, erwiderte sie, »möge Eure Seele in die Grube geworfen werden. Möge jede Frucht in Eurer Reichweite voller Würmer

sein und verfaulen. Mögen Eure Kinder Euch verraten ...«

Er ohrfeigte sie. Einen Moment lang bewegte sie den Kiefer und blinzelte sich Tränen aus den Augen.

Dann fuhr sie fort. »Möge ...«

Er schlug sie abermals, härter diesmal, und verspürte ein gefährliches Aufwallen von Lust in seinen Lenden. Verdammte Khali.

Sie wollte ihn gerade anspucken, als er sie mit den Vir knebelte.

»Führe einen Mann niemals so sehr in Versuchung, dass er es nicht mehr ertragen kann. Verstehst du?«, fragte er.

Sie nickte, die Augen weit aufgerissen und auf die schwarzen Vir gerichtet, die über seine Haut glitten.

Die Vir ließen sie los. Garoth Ursuul seufzte enttäuscht und ignorierte die *Fremden*. Jenine wirkte vollkommen verängstigt.

Gut. Vielleicht wird es sie Vorsicht lehren. Nachdem Neph ihm die Prinzessin als Geschenk und Entschuldigung für das Durcheinander dargebracht hatte, zu dem Cenaria geworden war, war Garoth sofort hingerissen gewesen. Er hatte Prinzessin Gunder zuerst mit dem Gepäckzug, der ihre besten Beutestücke trug, nach Khaliras geschickt, aber er hatte sie sich nicht aus dem Kopf schlagen können. Schließlich hatte er befohlen, sie zurückzubringen. Es war ein verrücktes Risiko. Wenn die Cenarier erfuhren, dass sie noch lebte, und sie retteten, würden sie eine legitime Regentin haben. Und dieses Mädchen würde regieren, wenn sich ihr die Chance bot und sie ein wenig Glück hatte. Sie war furchtlos.

»Zurück zu meiner Frage, Jenine. Glaubst du an das Böse?«, wiederholte der Gottkönig. Es war das Beste, seinem Geist etwas zu tun zu geben, wenn dieses Gespräch nicht für sie mit Tränen und für ihn mit gestilltem Abscheu enden sollte. »Manche Menschen nennen es böse, wenn meine Soldaten des Nachts an eine Tür klopfen und einen Mann fragen, wo sein Bruder sei, und der eingeschüchterte Mann es ihnen erzählt. Oder wenn eine Frau eine gefüllte Börse auf der Straße liegen sieht und sie an sich nimmt. Ich frage dich nicht, ob du an Schwäche oder Ignoranz glaubst, die anderen schadet. Ich frage dich, ob du an ein Böses glaubst, das in Zerstörung schwelgt, in Perversion. Ein Böses, das dem Guten ins Antlitz blicken und es anspucken würde.

Verstehst du, wenn ich einen Spross meines Samens töte, ist es kein Akt des Bösen. Ich weiß, wenn ich das schlagende Herz aus der Brust dieses Knaben

reißt, tötet ich ihn nicht nur. Ich wecke in allen anderen eine solche Furcht, dass es mich mehr Mann sein lässt. Es macht mich unantastbar, unergründlich, es macht mich zu einem Gott. Das sichert meine Herrschaft und mein Königreich. Wenn ich eine Stadt einnehmen will, treibe ich die Bewohner nahe gelegener Dörfer vor meiner Armee her. Wenn die Stadt Kriegsmaschinen gegen meine Männer einsetzen will, müssen sie zuerst ihre Freunde und Nachbarn töten. Brutal, ja. Aber böse? Man könnte sagen, es rettet Leben, weil die Städte sich im Allgemeinen ergeben. Oder sie tun es, wenn ich anfangs, lebende Menschen in die Stadt zu katapultieren. Du würdest staunen, was das simple Geräusch eines Schreis, der schriller wird und mit einem dumpfen Aufprall endet, mit Soldaten macht, wenn es alle dreizehn Minuten wiederholt wird. Sie können nicht umhin, sich zu fragen – kenne ich diese Stimme? Aber ich schweife ab. Verstehst du, ich nenne nichts von all dem böse. Unsere Gesellschaft ruht auf dem Fundament der Macht des Gottkönigs. Wenn der Gottkönig keine absolute Macht hat, bricht alles zusammen. Dann kommen Chaos, Krieg, Hunger, Seuchen, die nicht unterscheiden zwischen den Unschuldigen und den Schuldigen. Alles, was ich tue, wehrt diese Situation ab. Ein wenig Brutalität bewahrt uns, wie das Messer eines Chirurgen Leben bewahrt. Meine Frage ist, glaubst du an ein Böses, das besessen ist von seiner eigenen Reinheit? Oder liegt hinter jeder Tat eine gute Absicht?«

»Warum stellt Ihr mir diese Fragen?«, wollte Jenine wissen. Ihr Gesicht hatte eine wächserne Blässe angenommen. Sie hätte damit wie eine Khalidori ausgesehen, wäre ihre Haut nicht leicht grünlich gewesen.

»Ich rede immer mit meinen Ehefrauen«, erwiderte der Gottkönig. »Zunächst einmal weil nur Wahnsinnige regelmäßig Selbstgespräche führen. Außerdem besteht eine geringe Chance, dass eine Frau zu einer Einsicht kommen könnte.«

Er köderte sie und wurde belohnt, als sie ein wenig von ihrem *yushai* wiederfand. Sie erinnerte ihn an Dorians Mutter und an die Mutter Moburus.

»Ich denke, das Böse hat Handlanger«, sagte Jenine. »Ich denke, wir gestatten dem Bösen, uns zu benutzen. Das Böse schert sich nicht darum, ob wir wissen, dass das, was wir tun, böse ist oder nicht. Nachdem wir seinen Willen getan haben, kann es, wenn wir uns schuldig fühlen, diese Schuld benutzen, um uns in unseren eigenen Augen zu verdammen. Wenn wir uns gut fühlen, kann es uns unverzüglich für sein nächstes Ziel benutzen.«

»Du bist ein faszinierendes Kind«, bemerkte Garoth. »Eine solche Idee ist

mir noch nie gekommen.« Es gefiel Garoth nicht. Es machte ihn zu etwas Geringerem: zu einem bloßen Werkzeug, ignorant oder wissend, aber immer nur beteiligt an etwas. »Weißt du, ich hätte diesen Thron beinahe freigegeben. Ich hätte beinahe alles zurückgewiesen, was es bedeutet, in der Ahnenreihe der Götter zu stehen.«

»Wirklich?«

»Ja, zweimal. Das erste Mal, als ich noch ein Edeling war, und dann, als ich Vater war. Stärke holte mich zurück, beide Male. *Non takuulam*.« Ich werde nicht dienen.« Verstehst du, wir hatten einen Sohn namens Dorian. Er erinnerte mich an mich selbst. Ich sah, wie er sich vom Pfad des Gottseins abwandte, wie ich es um ein Haar getan hätte.« Er hielt inne. »Hast du jemals vor einem Abgrund gestanden und gedacht, du könntest springen?«

»Ja«, antwortete Jenine.

»Das tut jeder«, sagte Garoth. »Hast du mit jemand anderem dort gestanden und gedacht, du könntest ihn hinunterstoßen?«

Entsetzt schüttelte sie den Kopf.

»Ich glaube dir nicht. Wie dem auch sei, so war es bei Dorian. Ich dachte, ich könnte ihn hinunterstoßen. Also habe ich es getan. Nicht weil es mir geholfen hat, sondern nur weil ich es konnte. Ich zog ihn ins Vertrauen, und er hätte mich beinahe vom Gottsein abgewendet – also habe ich ihn auf die tiefgreifendste Art verraten, die ich mir vorstellen konnte. Es war der Moment, in dem ich der Reinheit des Bösen am nächsten gekommen bin.

Verstehst du, in meinen Augen birgt die Welt nur zwei Mysterien. Das Böse ist das erste, und die Liebe ist das zweite. Ich habe Liebe gesehen, die benutzt wurde, die zu einem Hohn ihrer selbst übertrieben wurde, die pervertiert, geheuchelt und verraten wurde. Liebe ist etwas Zerbrechliches, Verderbliches. Und doch habe ich sie eine seltsame Stärke an den Tag legen sehen. Sie entzieht sich meinem Verständnis. Liebe ist Schwäche, die ganz selten einmal über Stärke triumphiert. Verwirrend. Was meinst du dazu, Jenine?«

Ihr Gesicht war steinern. »Ich weiß nichts über Liebe.«

Er schnaubte. »Du brauchst dich nicht zu schämen. Ein einziger interessanter Gedanke ist mehr, als ich von den meisten meiner Ehefrauen bekomme. Macht ist eine Hure. Sobald du sie endlich in Händen hältst, begreifst du, dass sie jeden Mann in Sichtweite umwirbt.«

»Was ist der Sinn all Eurer Macht?«, fragte Jenine.

Er legte die Stirn in Falten. »Wie meinst du das?«

»Ich würde sagen, das ist Euer Problem, hier und jetzt.«

»Jetzt sprichst du mit der Einsicht, die ich von einer Frau erwarte. Nämlich mit gar keiner.«

»Danke, dass Ihr das klargestellt habt.«

Ah, sie war also tatsächlich so klug, wie behauptet wurde. Als er gehört hatte, dass sie Bücher erbeten hatte, war er ins Grübeln gekommen. Es war besser, Frauen nicht lesen zu lassen. »Gern geschehen. Also, wo war ich?«

Sie antwortete, aber er hörte ihr nicht zu. Irgendetwas war gerade mit Tensors Ferali geschehen. Er konnte es durch die Netze der Magie spüren, die er überall in der Burg verankert hatte. Was immer das gerade bewirkt hatte, es war mächtiger, als er erwartet hatte.

»Ich kann erkennen, dass du hier nicht glücklich bist, daher schicke ich dich nach Khaliras«, sagte er, während er zur Tür ging. »Solltest du irgendwelche Botschaften verschicken oder eine Flucht versuchen, werde ich all deine Freunde und hundert Unschuldige zusammentreiben lassen und sie töten.« Er durchquerte den Raum und küsste sie wild. Ihre Lippen waren kalt und vollkommen unnachgiebig.

»Leb wohl, meine Prinzessin«, sagte er.

Draußen vor der Tür hielt er inne, bis er hörte, dass sie in Tränen ausbrach. Es folgte das Rascheln von Decken, als sie sich aufs Bett warf, und er glaubte, Logans Namen zu hören. Was das betraf, hatte er Befehle gegeben. Falls Jenine herausfand, dass Logan noch lebte, würde sie sich Garoths Willen niemals beugen. Dieses Ziehen am Netz lockte ihn, aber er hielt dennoch inne. Im Allgemeinen bedeutete das Weinen einer Frau ihm nichts, aber heute ... Er drehte das Gefühl um wie einen Stein von seltsamer Farbe. Waren das Schuldgefühle? Reue? Warum verspürte er den verrückten Drang, sich zu entschuldigen?

Eigenartig. Er würde später darüber nachdenken müssen. Wenn Jenine sich in sicherer Entfernung befand.

Er befahl sechs riesigen Hochländern von der Wache des Gottkönigs, sie auf der Stelle nach Khalidor zu bringen, dann ging er die Treppe hinunter.

Feir suchte in der Abenddämmerung die cenarische Armee ab, in der Hoffnung, Solon oder Dorian zu finden. Doch er entdeckte keinen der beiden. Als er sich erkundigte, warum die Gamison Schreiende Winde nicht hier sei, erzählte ihm ein Graf namens Rimbold Drake von dem Massaker und teilte ihm auch eine Sorge mit: Wenn Khali Veteranen niedergemetzelt hatte, was würde geschehen, wenn sie die Göttin hierherbrachten?

Verzweifelt ritt Feir weiter. Er trug die einzige mögliche Rettung für die ganze ignorante Armee bei sich. Um die Dinge noch schlimmer zu machen, war er kein Seher, zumindest nicht in einem nützlichen Sinne. Er konnte magische Gewebe sehen, die ihm nah waren, sehen wie durch ein ladishes Vergrößerungsglas, aber wenn man einen Mann, der über Magie verfügte, nur vierzig Schritt von ihm entfernte, konnte Feir nicht einmal ein Flackern ausmachen.

Nachdem er hektisch Erkundigungen eingezogen hatte, hatte er zwei Magier gefunden: einen Mann und seine Frau, die beide über kein allzu großes Talent verfügten, die aber beide Heiler waren. Ihren Worten zufolge hatten sie in der ganzen Armee niemanden gesehen, der über große Magie verfügte. Aber dann hatte Tevor Nile sich umgesehen – und innegehalten.

»Drissa«, hatte er gesagt.

Sie war gekommen und hatte seine Hand ergriffen. Beide hatten ihre Aufmerksamkeit auf einen einige hundert Schritt von der Armee entfernten Vorhügel gerichtet.

»Leih uns Eure Macht, und wir werden Euch unsere Fähigkeiten als Seher leihen«, hatte Drissa zu Feir gesagt. Er hatte es getan, obwohl es ihm Unbehagen bereitet hatte, sich zu unterwerfen, während er Curoch bei sich trug, und im nächsten Moment hatte der Vorhügel in flammendem Licht aufgeleuchtet.

Die Männer waren zu weit entfernt, als dass Feir ihre Gesichter erkennen konnte, und sie hatten darauf geachtet, sich selbst nicht allzu sehr zu exponieren, aber die Magie eines jeden Mannes war so individuell wie die Muster seiner Iris. Feir kannte diese Männer genau. Sie waren sechs von Sho'cendis mächtigsten Magi. Feir wusste, weshalb sie gekommen waren.

Zweifelloso glaubten die Bastarde, dass Curoch ihnen gehöre. Aber sie konnten das Schwert benutzen; er konnte es nicht. Wenn er ihnen Curoch brachte und schwor, es bedingungslos auszuliefern, könnte jeder einzelne dieser Männer die gesamte khalidorische Armee in Flammen setzen. Feir besaß nicht Solons silberne Zunge, aber mit Curoch in der Hand würde seine bleierne Zunge ihren Zweck vielleicht ebenso gut erfüllen.

Also ritt er in halsbrecherischem Tempo und auf einem Pferd, das er sich von den Niles geborgt hatte, auf die Brüder zu, wobei er betete, dass er sie erreichte, bevor die Armeen aufeinanderstießen. Wenn er rechtzeitig ankam, würde Cenaria vielleicht siegen, ohne einen einzigen Mann zu verlieren.

Der Pfad führte ihn in eine Schlucht, die die Magi nicht einsehen konnten, und dort war er prompt auf khalidorische Reiter gestoßen. Ein Bogenschütze hatte sein Pferd getötet, dann hatten sich die Lanzenträger ihm genähert, weil das Vergnügen, einen unberittenen Mann zu töten, Pfeile ihrer Meinung nach nicht lohnte.

Jetzt waren drei von ihnen tot, und Feir hatte größere Probleme. Hinter den Khalidori waren unglaublicherweise Sa'ceurai.

Während er also gegen den letzten Reiter kämpfte, versuchte er, sich in Sichtweite der Magi zu bewegen. Götter! Sie waren kaum hundert Schritt entfernt. Wenn sie Feir sahen, würden nicht einmal tausend Sa'ceurai in der Lage sein, sich zwischen diese sechs Magi und Curoch zu stellen.

Die Sa'ceurai würden Feir nicht erlauben, ihre Reihen zu durchbrechen. Sie waren zu diszipliniert. Stattdessen würden sie seine Kampftechniken abschätzen, und Sa'ceurai hatten ganz bestimmte Vorstellungen darüber, wie man kämpfen sollte.

Der Weg des Schwertes hatte spezielle Vorstellungen. Dazu gehörte, dass man, wann immer man in die Schlacht zog, davon ausging, dass man sterben würde, und man verachtete den Tod so lange, wie man ehrenhaft starb. Die beste Möglichkeit, einen Feind niederzustrecken, bestand darin, ihn einen Sekundenbruchteil eher zu töten, als er selbst den tödlichen Hieb gegen einen führen konnte.

Feirs Auffassung nach war das gut und schön und praktikabel, wenn der Abstand gering war, wie es zwischen den besten Kämpfern der Fall war. Wenn man zu große Angst vor einer Verletzung hatte, würde man nie den Schaden riskieren, den man akzeptieren musste, um die besten Gegner zu töten. Man

würde zurückzucken. Wenn man zurückzuckte, starb man, und – was für die Ceuraner noch schlimmer war – man verlor.

Das Töten von drei Reitern war keine geringe Leistung. Ein kampferprobter Reiter war zehn Fußsoldaten wert. Aber ein Magier zu Fuß war nicht nur ein Fußsoldat, und Feir hatte keine Bedenken, Magie zu benutzen, um dabei zu helfen, die ersten drei zu erschlagen. Er wusste, dass er den letzten Khalidori, der sich ihm näherte, töten konnte, aber das Wie bereitete ihm Kopfzerbrechen. Welchen Eindruck wollte er bei diesen Schwertfürsten hinterlassen? Für einen Ceuraner war Kampf Kommunikation. Ein Mann mochte mit seinen Worten täuschen, aber sein Körper sagte die Wahrheit.

Feir schob Curoch in die Scheide – das war ein weiteres Problem, über das er später nachdenken würde – und rannte auf den Reiter zu. In der Schlacht würde der Mann damit zufrieden sein, Feir von seinem Bergpony niederreiten zu lassen, aber jetzt war Feir sich sicher, dass sein Gegner versuchen würde, ihn persönlich zu töten. Und ... da!

Der Mann beugte sich zur Seite und senkte seine drei Meter lange Lanze aus Eschenholz. Feir sprang. Es war kein großartiger Sprung, aber der Khalidori ritt ein kleines Bergpony, kein alitaerisches Streitross. Feir flog über die Lanze hinweg und traf den Khalidori mit dem Fuß im Gesicht.

Beim Aufprall wurden Feir zwei Dinge klar: Erstens, die ceuranischen Dorfbewohner, die einen Tritt ersonnen hatten, um Reiter aus dem Sattel zu heben, hatten es wahrscheinlich nicht versucht, wenn das Pferd galoppierte. Zweitens, etwas knackte, und es war nicht der Hals des Khalidori.

Er krachte zu Boden. Als er wieder aufstand, schrie sein Knöchel vor Schmerz, und vor seinen Augen trieben schwarze Punkte. Aber er durfte seine Schwäche nicht zeigen, nicht vor den Sa'ceurai. Noch während er dastand, schlossen sie den Kreis. Einer von ihnen untersuchte den Khalidori mit gezücktem Messer, um ihm den Rest zu geben, aber der Mann war bereits tot.

Feir stand in hochmütigem Schweigen da, die fleischigen Arme vor der Brust verschränkt, aber sein Herz war kalt. Zwischen ihm und dem Magi auf dem Hügel lag noch eine weitere Biegung massiven Felsens. Wenn er zehn Schritte gehen und seine Magie anzapfen könnte, würden sie ihn trotz der Bäume sehen. Aber er konnte keine zehn Schritte gehen. Er konnte nicht einmal fünf gehen.

Außerhalb des Rings gezückter Schwerter und gespannter Pfeile untersuchte ein Mann jede der Leichen. Überall in seinem Haar waren die angebundenen

Stimlocken seiner toten Widersacher. Die meisten waren an beiden Enden gebunden – die der getöteten Sa'ceurai -, aber andere waren nur an sein Haar gebunden – Fremdländer. Der Kreis aus Eisen teilte sich, und Lantano Garuwashi blickte zu Feir auf.

»Ihr seid so groß und kämpft so gut wie ein Nephilim, doch Ihr habt Euer Schwert an diesen Hunden nicht einmal blutig gemacht. Wer seid Ihr, Riese?«, fragte Lantano Garuwashi.

Ein Nephilim? Feir zermartete sich das Gehirn auf der Suche nach allem, was er über Ceura wusste. Den Göttern sei Dank, war es recht viel. Die meisten Schwertmeister lernten eine Menge über Ceura, da nicht wenige ihrer Ausbilder exilierte Ceuraner waren, die bei dem einen oder anderen ihrer unablässigen Kriege der falschen Seite gedient hatten. Aber ein Nephilim? Der Weg des Schwertes. Die ersten Männer, die geschmiedet waren ... aus Eisen? Die Seele eines Mannes ist sein Schwert ...

Ich kann nicht kämpfen! Ich bin lahm! Lantano Garuwashi hat mich kämpfen sehen, und jetzt wird er beweisen wollen, dass er größer ist als dieser »Riese«.

Das war es! »Das waren die Helden und die großen Männer alter Zeiten.« Die Nephilim waren die Kinder, die sterbliche Frauen den Söhnen der Götter geboren hatten. Oder war es der Gott? Ah, Hölle, er konnte sich nicht daran erinnern, ob Ceuraner mehreren Göttern dienten. Nun, er würde sich in religiöser Hinsicht vage ausdrücken müssen.

»Habt keine Furcht«, sagte Feir.

Er sah Entrüstung über diese eisernen Gesichter gleiten. Wer sagte Lantano Garuwashi, er solle keine Angst haben? Feir vermutete, dass er, wenn er schon blühen würde, geradeso gut aufs Ganze gehen konnte.

Jetzt war vielleicht der richtige Zeitpunkt, um Curoch sein Kunststückchen machen zu lassen. Ein Teil von Curochs schlafender Magie bestand darin, dass es jede Form eines Schwertes annehmen konnte, die sein Besitzer wünschte. Einzelne Teile davon veränderten sich niemals, aber insgesamt konnte das Schwert sich weit genug verändern, um Feir zu helfen, seine ihm plötzlich auferlegte Rolle als göttlicher Bote zu spielen. Er hatte Beschreibungen eines ceuranischen Schwertes gelesen, das dem Zweck aufs Beste dienen sollte, daher gab er Curoch den Befehl, die richtige Gestalt anzunehmen – *ist das alles, was ich tun muss?*

Langsam zog er das Schwert und hielt den Blick auf Lantano Garuwashi gerichtet, bis der Mann nach unten schaute. Überall im Kreis wurden Augen aufgerissen, Männer schnappten nach Luft, Unterkiefer klappten herunter – und das bei diesen Männern, Lantano Garuwashis Elite!

Feir folgte ihren Blicken. Curoch hatte nicht nur verstanden, welche Art von Schwert Feir sich wünschte, er hatte das Schwert selbst gekannt. Feir hatte sich vorgestellt, dass ein Schwert »mit den Feuern des Himmels auf der Klinge« entweder bedeuten müsse, dass der gefaltete Stahl exquisit gemustert oder dass ein Emblem des Feuers eingraviert worden war. Eine andere Übersetzung lautete hingegen: »mit dem Feuer des Himmels in der Klinge«. Curoch hatte sich für Letzteres entschieden.

Zwillingdrachen – Feir brauchte nicht hinzuschauen, um zu wissen, dass es Zwillinge sein würden -, die sich auf subtile Weise voneinander unterschieden, waren auf beiden Seiten der Klinge eingraviert, in der Nähe des Griffs. Jeder atmete Feuer in Richtung der Spitze der Klinge. Aber es war kein gemeißeltes Feuer. Es war echtes Feuer, im Schwert selbst. Wo das Feuer brannte und noch etliche Zentimeter darüber hinaus wurde die Schwertklinge so durchsichtig wie Glas. Es war, als hielte Feir einen Stock aus Flammen in der Hand. Das Schwert behielt eine konstante Länge, aber Feuer in seinem Innern wuchsen und schrumpften, abhängig von – Feir wusste nicht, wovon es abhing, aber im Augenblick atmeten die Drachen Feuer bis zur Spitze des Schwertes, einen ganzen Meter vom Griff entfernt, und dann erstarb das Feuer.

Feir hatte die Absicht gehabt zu beeindrucken, aber der Ausdruck auf den Gesichtern der Sa'ceurai glich eher Anbetung. Er war kaum imstande, das Erstaunen von seinem eigenen Gesicht zu nehmen, bevor die Blicke sich wieder auf ihn richteten.

Lantano Garuwashi sah aus, als sei er soeben zum ersten Mal in seinem Leben von Furcht durchstoßen worden. Dann war der Ausdruck fort, und von allen Männern war er der einzige, der wütend wirkte. »Warum trägt ein Nephilim Ceur'caelestos?« Die Klinge des Himmels. Feir wurde von dem jähem Argwohn befallen, dass Curoch zu leicht zu dieser speziellen Klinge geworden war. Es war, als hätte das Schwert gewusst, wie es aussehen sollte. *Was ist, wenn es nicht nur vorgibt, Ceur'caelestos zu sein – was ist, wenn es Ceur'caelestos ist?*

Ich habe keine beeindruckende Klinge geschaffen. Ich habe das heiligste

Artefakt geschaffen, das diese Menschen kennen. Wie kann ich jetzt davonhumpeln? Es spielte keine Rolle. Es war zu spät, um innezuhalten.

»Ich bin ein bloßer Diener. Ich bringe eine Nachricht für Euch, Lantano Garuwashi, solltet Ihr Sa'ceurai genug sein, um sie zu akzeptieren.« Feir ließ Magie in seine Stimme fließen, veränderte sie und fügte Resonanz und Tiefe hinzu, die der Stimme des Himmels gerecht wurden. »Dieser Weg liegt vor Euch. Bekämpf Khalidor und werdet ein großer König.« Nicht die großartigste Botschaft für einen Gott, aber kurz genug, dass Feirs Mangel an Beredsamkeit vielleicht nicht hindurchschimmerte. Mit der zusätzlichen Lautstärke, dachte er, war seine Stimme angemessen ehrfürchteregend.

Aber Garuwashi sah nicht ehrfürchtig aus. Langsam zog er sein Schwert. Feir erkannte seinen Fehler zu spät. Warum hatte er diesen speziellen Preis in Aussicht gestellt? Er hatte Garuwashi gesagt, dass er König sein werde, aber für den Sohn eines Mannes aus dem gemeinen Volk war das eine Unmöglichkeit. Garuwashis Schwert war aus schlichtem Eisen, ein zerschrammtes, trauriges Ding, das er mit grimmigem Stolz hielt, weil so viel tiefe Scham in ihm war.

Ein eisernes Schwert würde niemals herrschen. Und Schwerter konnte man nicht tauschen. Die Seele eines Sa'ceurai war sein Schwert. Für Ceuraner war das keine Abstraktion. Es war eine Tatsache.

Dieses scharfe, traurige Stück Eisen gab schroffes Zeugnis von Feirs Lüge. Garuwashi umfasste seine Seele fester, und die Spitze der Klinge hob sich trotzig. Überall im Kreis hielten die Sa'ceurai noch immer ihre Waffen, aber die Bögen waren nicht länger gespannt, und die Schwerter waren vergessen. Die Sa'ceurai sahen aus, als würde sich dieser Augenblick für immer in ihr Gedächtnis eingraben. Ihr Kriegsmeister, der größte Sa'ceurai aller Zeiten, stand vor einem Nephilim, der ein legendäres Schwert in Händen hielt – und ihr Lantano Garuwashi zeigte keinen Funken Furcht.

»Falls ich Sa'ceurai genug bin?«, wiederholte Lantano Garuwashi. »Ich werde sterben, bevor ich Spott dulde, selbst den Spott der Götter. Ich bin Sa'ceurai genug, um durch das Schwert des Himmels zu sterben, oder ich werde Sa'ceurai genug sein, um den Boten der Götter zu töten.«

Dann griff er mit der Geschwindigkeit an, die Lantano Garuwashi zur Legende gemacht hatte.

Feir konnte nicht kämpfen. Mit nur einem gesunden Bein gegen diesen Mann zu kämpfen, war Selbstmord. Er blockierte Garuwashis ersten Angriff, dann

streckte er seine Magie aus und riss den Mann auf sich zu.

Der Ceuraner flog ihm an die Brust, und die Männer drängten sich aneinander, die Schwerter gekreuzt, die Gesichter nur Zentimeter voneinander entfernt. Curoch – oder Ceur'caelestos, was immer es war – erwachte zu flammendem Leben. Die Drachen atmeten Feuer aus der Spitze der Klinge.

Feirs einziger Gedanke war, dass seine Arme stärker sein mussten als die von Garuwashi. Wenn der Mann weiter entfernt gestanden hätte, hätte er Feir getötet, aber sobald Feir ihn in seinen starken Armen hatte, gab es eine Chance für ihn. Bevor aber einer der beiden Männer etwas tun konnte, erblühte ein zweites Licht zwischen ihnen. Es konnte nur eine Sekunde gedauert haben, aber während dieser Sekunde schien es, als hätte ihre kriegerische Ausbildung beide Männer im Stich gelassen. Sie standen lediglich da, mühten sich, einander aus dem Gleichgewicht zu bringen, während jeder versuchte zu ignorieren, was jeder so verzweifelt betrachten wollte. Feir hatte nichts getan – vielleicht reagierte Curoch auf die Magie, die er benutzt hatte, um Garuwashi an sich zu ziehen. Garuwashis Schwert wurde rot und dann weiß. Es brannte heller als Curoch, und dann, als die Männer sich aneinanderdrängten, explodierte Garuwashis Schwert.

Für eine Explosion war es ein beinahe sanftes Geschehen: Keine brennenden Bruchstücke des Schwertes bohrten sich in Feirs Fleisch, aber man konnte die Wucht auch nicht aufhalten. Er wurde kopfüber rückwärtsgeschleudert und landete, gute fünf Meter entfernt, mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden. Als er versuchte aufzustehen, durchzuckte der Schmerz in seinem Knöchel ihn mit solcher Heftigkeit, dass er wusste, dass er ohnmächtig werden würde, wenn er sich erhob. Er blieb auf den Knien. Er starrte den Hügel hinauf und zog so viel Macht in sich hinein, wie er nur konnte.

Schau her, du verdammter Kerl! Lucius! Schau her! Er war noch immer verborgen durch Bäume, aber falls einer der Seher auch nur hinsah, würde er ihn entdecken.

Zehn Meter entfernt erhob sich Lantano Garuwashi. Es war unmöglich, aber er hielt sein Schwert – nein, nicht sein Schwert. Sein Schwert war verschwunden. Es waren nicht einmal schwelende Bruchstücke davon übrig geblieben. Mit einem Ausdruck absoluten Staunens in den Augen hielt er Ceur'caelestos, und es sah perfekt aus, als sei Lantano Garuwashi für dieses Schwert geboren und das Schwert vor tausend Jahren in Gedanken an Lantano Garuwashi gefertigt

worden.

Wenn die Sa'ceurai zuvor erstaunt gewesen waren, waren sie jetzt vollkommen sprachlos. Sie ließen sich auf die Knie fallen. Einer von ihnen sagte: »Die Götter haben Lantano Garuwashi ein neues Schwert gegeben.« Er meinte, dass die Götter Lantano Garuwashi eine neue Seele gegeben hätten, die Seele einer Legende, die Seele eines Königs. In aller Augen sah Feir, dass die Männer diese Entwicklung mit Wohlwollen betrachteten. Sie hatten es gewusst. Sie hatten Lantano Garuwashi gedient, bevor er zu *dem* Lantano Garuwashi geworden war, König Lantano, bevor er einem Nephilim getrotzt und diesen gedemütigt hatte.

Auch Feir war auf den Knien, außerstande, sich zu erheben. In Lantano Garuwashis Augen brannte das Schicksal, während er auf den Riesen hinabblickte.

»In der Tat, es ist so, wie die Götter es vorhergesehen haben. Ceur'caelestos gehört Euch«, sagte Feir. Was hätte er auch sonst sagen können?

Lantano Garuwashi berührte mit der Klinge Feirs Kinn. »Nephilim, Bote und Diener der Götter, du trägst das Gesicht eines Alitaeri, aber du kämpfst und sprichst, wie nur ein Sa'ceurai es vermag. Ich möchte, dass du mir dienst.« Seine Augen sagten: *Oder du kannst sterben.*

Feir brauchte keinen Nephilim von den Göttern, um zu begreifen, welches sein Schicksal war. Er blickte den Hügel hinauf und keine Hilfe kam. Es überraschte ihn nicht; er war bereits das, was er für immer sein würde: der kleine Mann, der großen Männern diente. Er würde für alle Ewigkeit der Mann sein, der Curoch verlor. Geschlagen senkte er den Kopf

»Ich ... ich werde dienen.«

Vierhundert Schritt entfernt hörte Agon die Explosion und riss den Kopf herum, um zu versuchen, ihre Quelle aufzuspüren. Die khalidorische Armee lagerte im Westen, aber keiner dieser fernen Soldaten reagierte. Er sah seinen Hauptmann an.

»Ich werde einen Läufer zu Lord Graesin schicken«, sagte der Hauptmann. Die Königin hatte ihrem kleinen Bruder Luc das Kommando über die Späher gegeben, denn sie schien zu denken, dass sie dem jungen Cretin irgendeine Aufgabe zu geben verpflichtet war. Und sie dachte wohl, dass dies eine Aufgabe war, die er unmöglich vermessen konnte. Der Siebzehnjährige hatte beschlossen, dass alle Späher nur ihm Bericht erstatten würden. Erst nachdem die Späher ihm Bericht erstattet hatten, wobei sie manchmal eine Stunde oder länger in einer Schlange hinter anderen Spähern warten mussten, würden sie zu den Lords gehen können, die ihre Nachrichten hören mussten.

Zusammen mit allem anderen führte es bei Agons Offizieren zu allerlei Flüchen. Keiner von ihnen fasste seine Befürchtungen in Worte. Das war nicht notwendig. Jeder Veteran wusste, dass sie mit einer unfertigen Armee in die Schlacht ziehen würden. Tatsächlich war es gewagt, überhaupt von einer Armee zu sprechen. Die Einheiten hatten nicht lange genug miteinander trainiert, um gut zusammenzuarbeiten. Unterschiedliche Lords hatten unterschiedliche Signale, und in dem Gedränge und der Kakophonie der Schlacht konnte man Stimmen häufig nicht unterscheiden. Ein Offizier würde nicht in der Lage sein, dem Offizier am anderen Ende der Reihe ein Handsignal zu geben, um die Befehle des Generals weiterzuleiten oder auch nur auf eine neue Situation zu reagieren. Das und die politischen Erwägungen folgende Positionierung der Einheiten, die die Königin vorgenommen hatte, ließ jeden Veteranen mit den Zähnen knirschen.

Agon konnte sich glücklich schätzen, überhaupt die tausend Männer zu haben, die seinem Befehl unterstanden. Und er hatte sie auch nur, weil Herzog Logan Gyre sein ganzes politisches Kapital aufgebraucht hatte, um diese Regelung zu erbitten – und die Männer, die zuvor unter Agon gedient hatten, hatten mit Meuterei gedroht, falls er sie nicht anführte.

Also hatte Agon ein Zehntel der cenarischen Armee. Die Königin hatte ihm

die Mitte der Linie gegeben, obwohl sie so tat, als sei diese Ehre dem Lord zugefallen, der neben Agon stationiert war.

»Vergesst es«, sagte er. »Die Schlacht wird vorüber sein, bevor wir etwas von einem Späher hören. Wie geht es den Männern?«

»Sie sind bereit, Mylord«, antwortete der Hauptmann.

Agon betrachtete den heller werdenden Himmel. Es würde die Art von Tag werden, die ein Mann mit Ootai – oder Brandy – vor einem Feuer verbringen sollte. Dunkle Wolken verhüllten die aufgehende Sonne, streckten die Dunkelheit bis in den Tag hinein und verzögerten die unausweichliche Schlacht. Diese flache Landschaft vor ihnen – das Land eines Dutzends verstreuter Höfe – war kahl. Die Weizenernte war eingeholt worden, und die Schafe hatte man auf die Winterweiden geführt. Niedrige, steinerne Schafszäune durchliefen das Schlachtfeld.

Es würde ein schmutziger, tückischer Ort für einen Kampf sein. Das war nur zum Teil ein Segen. Angesichts der Zäune und des Schlammes würde die khalidorische Kavallerie vorsichtig und langsam sein. Ein schwer gepanzertes Pferd mit einem schwer gepanzerten Mann darauf dazu zu bringen, über einen Zaun auf schlammigen Boden zu springen, war eine gute Methode, um beide umzubringen. Andererseits würde es auch Agons Männer langsamer machen, und das bedeutete, dass es den khalidorischen Hexern mehr Zeit gab, um Feuer und Blitz zu schleudern.

Agon führte sein Pferd vor seine Fußsoldaten und Bogenschützen. Er hatte keine Reiter bis auf seine Sa'kagé-Wachen und Hexerjäger.

Da er Logan am vergangenen Abend hatte sprechen hören, wusste Agon, dass Logan, wäre er jetzt hier gewesen, diese Männer dazu hätte bringen können, sich selbst als Teil von etwas Gewaltigem und Gutem zu sehen. Logan hätte jedem von ihnen das Herz eines Helden gegeben. Unter Logan hätten diese Männer keine Sekunde gezögert, ihr Leben hinzugeben. Jene, die überlebten, selbst wenn sie für den Rest ihres Lebens verstümmelt gewesen wären, würden es als eine große Ehre ansehen, das Schlachtfeld mit dem Mann geteilt zu haben. Agon war nicht wie Logan.

»Ich bin ein einfacher Mann«, sagte Agon zu der Gruppe, die aufgestellt war, um sich den Schrecken von Magie und Tod entgegenzuwerfen. »Und ich habe nur einfache Worte für Euch. Die meisten von Euch haben schon früher mit mir gekämpft, und es ...« Götter, waren das Tränen? Er blinzelte sie weg. »Es ist

mir eine Ehre, dass Ihr abermals meiner Führung folgen wollt. Dies wird kein einfacher Kampf sein. Das wisst Ihr. Aber wir kämpfen gegen ein Böses, das nicht obsiegen darf. An uns ist es, diesem Bösen Einhalt zu gebieten, und heute ist unsere einzige Chance.

Männer, wenn wir siegen, wird man mich des Kommandos entheben, also werdet Ihr, wenn Ihr tut, worum ich Euch gleich bitten werde, möglicherweise bestraft werden, aber ich bitte Euch dennoch darum. Herzog Gyre ist die ... Ehre zugefallen, den ersten Angriff anzuführen.« Daraufhin ging ein Murren durch die Reihen der Männer. Sie wussten, worauf die Königin hoffte. Agon hob die Hand. »Falls er den ersten Angriff überlebt, bitte ich Euch, ihn mit Eurem Leben zu schützen.« Agon wagte es nicht, mehr zu sagen. Wenn sie siegten, würde die Königin zweifellos alles hören, was er gesagt hatte.

Seine Männer blieben ernst und pflichtbewusst zurück, bereit für die Schlacht. Agon wünschte, er wäre die Art von Anführer gewesen, der Jubel in ihren Herzen und Feuer in ihren Augen entfacht hätte, aber bei diesen Männern würde genügen, was er soeben getan hatte.

Er ritt auf die sich beratenden Lords zu, um sich letzte Anweisungen zu holen, wobei er nicht beabsichtigte, ihnen zu gehorchen. Agon hatte lang und gründlich darüber nachgedacht, wie er gegen eine Streitmacht vorgehen wollte, zu der Hexer zählten, und er dachte, dass er sich eine bessere Strategie zurechtgelegt hatte, als sie einem dieser Pfäuen eingefallen wäre. Aber auf diese Weise kam er zum letzten Mal in Logans Nähe.

»Mylord«, sagte Agon.

Logan lächelte. »General«, erwiderte er. Er sah umwerfend aus in seiner Familienrüstung, obwohl einige Änderungen erforderlich gewesen waren, damit sie nicht allzu lose an seinem knöchigen Körper hing.

Agon rang um Worte. »Herr«, sagte er. »Ihr werdet immer mein König sein.«

Logan legte dem General eine Hand auf die Schulter und sah ihm in die Augen. Er sprach nicht, aber sein Gesicht sagte Agon alles.

Dann ritt eine Sethi aus der Linie vor. Agon kannte sie nicht. Sie war gepanzert und trug ein Schwert und eine Lanze.

»Mylord«, sagte sie an Logan gewandt. »Hauptmann Kaldrosa Wyn. Wir sind eingetroffen.«

»Wovon redet Ihr?«, fragte Logan.

Sie hob eine Hand, und die Reihen der Männer teilten sich neugierig, als dreißig ebenso wie Kaldrosa gepanzerte Frauen durch die Reihen kamen. Eine jede führte ein Pferd mit sich. Nicht alle waren schön, und nicht alle waren jung, aber alle waren Mitglieder des Strumpfbandordens.

»Was tut Ihr da?«, fragte Logan.

»Wir sind hier, um zu kämpfen. Alle wollten mitkommen, aber ich habe nur Frauen ausgewählt, die eine gewisse Erfahrung im Kämpfen haben. Wir sind Piratinnen und Kaufmannswachen, Grubenkämpferinnen und Bogenschützinnen, und wir gehören Euch. Ihr habt uns ein neues Leben gegeben, Mylord. Wir werden nicht zulassen, dass Ihr Eures wegwerft.«

»Woher habt Ihr die Waffen?«

»Die Frauen, die nicht kämpfen können, haben alle mitgeholfen«, antwortete Hauptmann Wyn vage.

»Und dreißig Pferde?«

»Momma K«, vermutete Agon stimrunzelnd.

»Ja«, erklang Momma Ks Stimme hinter ihnen. Den Göttern sei Dank, zumindest sie war nicht bewaffnet. »Herzog Gyre, Euer Haushofmeister hat einige prächtige Streitrosse gefunden, die die Revisoren der Königin irgendwie ... übersehen haben. Ihr werdet feststellen, dass diese Damen erpicht darauf sind, jeden Befehl anzunehmen, bei dem es ums Kämpfen geht.«

»Diese Frauen sind nicht ...« Logan brach ab. Er wollte sie nicht beleidigen. Er senkte die Stimme. »Sie werden abgeschlachtet werden.«

»Momma K hat uns nicht darum gebeten, das zu tun«, erklärte Kaldrosa Wyn. »Sie hat uns gesagt, wir seien Närrinnen. Aber wir haben uns nicht beirren lassen. Herr, gestern habt Ihr unsere Schande von uns genommen. Ihr habt uns Ehre gegeben. Sie ist noch zerbrechlich. Bitte, nehmt uns das nicht.«

»Was geht hier vor? Was tun diese Huren vor meiner Armee?«, rief Terah Graesin, die ihr Pferd neben Agon zügelte.

»Sie kämpfen für Euch«, antwortete Agon. »Und es gibt nichts, aber auch gar nichts, was Ihr dagegen tun könnt.«

»Oh, ich kann nicht, ja?«, fragte Terah.

»Nein, und zwar deshalb.« Agon streckte die Hand aus. Im ersten nebligen Morgenlicht rückte die khalidorische Armee heran.

Als Kylar und Vi vom Schlund in die Burg hinaufstiegen, verblasste der heiße Gestank in der Luft, und selbst die beeindruckende Aura Khalis schien weniger schwer auf ihm zu lasten. Er war vor nur vier Monaten durch diese Hallen gegangen, und er hatte auf seinem Weg, Roth Ursuul zu töten, einige der gleichen Flure genommen. Diesmal jedoch benutzte er eine andere Strategie.

Inzwischen würden die Khalidori alle Geheimnisse der Burg kennen: die hinteren Durchgänge und falschen Mauern, die Gucklöcher und die versteckten Türen. Diesmal würde es nicht möglich sein, durch die Tunnel direkt in den Thronsaal zu gehen. Aber so weit entfernt vom Thronsaal und den Gemächern des Königs waren die Tunnel sicherer für Vi, die nicht unsichtbar werden konnte. Also betraten sie eine Stunde vor Sonnenaufgang die Gänge und bewegten sich lautlos über den Köpfen und hinter den Rücken Dutzender von Soldaten.

Kylar glaubte nicht, dass sie eine Ahnung haben konnten, dass er kam, daher hoffte er, ihre Anwesenheit bedeute nur, dass Garoth Ursuul angesichts der drohenden Schlacht mehr Sicherheit wünschte. Die schiere Anzahl an Soldaten machte ihm Sorgen. Vor einer Schlacht würde ein gewöhnlicher Kommandant in der Burg nur eine Resttruppe zurücklassen.

Die königlichen Gemächer lagen im Westflügel. Kylar und Vi verließen die Tunnel in einem leeren Dienstbotenraum am Fuß der letzten Treppe vor den Räumen des Königs. Kylar streckte den Kopf in die Halle.

Die Tür zum königlichen Schlafgemach befand sich am Ende eines langen, breiten Flurs. Zwei Hochländer mit Speeren bewachten die Tür. Anders als die zahlreichen Türen zu den Dienstbotenräumen, die die Flure säumten, bot dieser Flur keine Deckung. Auch diesmal, dachte Kylar, war es kein Problem für ihn, aber ein ernsthaftes Problem für Vi. Vielleicht hätte er sie nicht mitnehmen sollen. Momma K dachte, dass er sie brauchen würde, aber langsam sah es so aus, als würde sie ihn nur auf halten. Er würde beide Wachen selbst überwältigen müssen. Es war möglich, aber jeder Mann hatte ein Glockenseil, um Alarm zu schlagen. Kylar hegte keinen Zweifel, dass er sie beide töten konnte, aber sie beide töten und von ihren Seilen wegbekommen ...?

Als Kylar wieder in den Raum trat, sagte er: »Warum wartest du nicht hier, bis sie ...«

Vi war barbrüstig und faltete ein Kleid auseinander, das sie aus ihrem Bündel genommen hatte. Kylar erstarrte und gaffte sie an. Als er den Blick endlich hob,

war Vis Miene vollkommen gelassen. Errötend wandte er den Kopf ab. Ein Bündel traf ihn im Bauch. »Schnapp dir das Mieder, ja?«, sagte Vi.

Er zog das Mieder aus dem Bündel und reichte es ihr, während sie sich in ein enges Schankfrauenkleid zwängte. Dann beugte sie sich vor und zog die Beine ihrer Hose hoch, sodass sie unter dem Kleid nicht zu sehen sein würden, wodurch sie Kylar abermals einen guten Ausblick bot. Er hüstelte.

Sie nahm ihm das Mieder aus den gefühllosen Fingern. »Im Ernst, Kylar, hör auf, dich wie eine Jungfrau zu benehmen ...« Jungfrau! Wie unendlich er das Wort verabscheute! »Ich bin sicher, es ist nicht das erste Mal, dass du eine Frau nackt gesehen hast.«

Tatsächlich war es das erste Mal, aber Kylar wäre gestorben – wirklich gestorben –, bevor er das Vi gegenüber zugegeben hätte. Elene hatte ihn niemals ihre Brüste sehen lassen, obwohl sie seine Hände nicht immer daran gehindert hatte, wenn sie sich in dieses goldene Territorium verirrt hatten. Sie hatte immer so viel wie möglich für den Tag aufgespart, an dem sie wirklich heiraten würden. Und wenn Kylar diese Grenzen ein wenig ausgehöhlt hatte – Bastard –, war jeder Schritt ihm wie ein riesiges, kostbares Geschenk erschienen. Damals war es ungeheuer frustrierend gewesen, aber als Vi nun hastig das Mieder verschnürte und ihren Ausschnitt richtete, war es etwas anderes. Für Vi bedeutete es nichts, ihre Brüste zu zeigen. Sie drehte sich nicht einmal um, als sie jede Brust ins Mieder packte und hin und her drückte, um sie möglichst gut zur Geltung zu bringen. Kylar hatte gedacht, dass Elene die schönsten Brüste von allen Frauen habe, aber Vis Brüste waren voller, größer. Man konnte diese Frau nicht ansehen und ihre Brüste nicht bemerken. Es machte sie automatisch erotisch – und doch ... Und doch waren sie für sie nur Titten. Werkzeuge.

Elene war weniger offenkundig erotisch, vielleicht einfach weniger erotisch, Punkt. Aber Vis Erotik hatte etwas Billiges, etwas, das Kylar verriet, dass sie keine Freude daran fand. Das hatte man ihr genommen, die lüsternen Liebhaber ihrer Mutter hatten es ihr genommen, Hu Gibbet hatte es ihr genommen, Momma Ks Kunden hatten es ihr genommen, das bedeutungslose Ficken hatte es ihr genommen. Kylars Erregung verwandelte sich in Bedauern.

Vi griff nach einem Wäschekorb aus Bast und stopfte Kleider hinein, darunter ihre eigene Robe. Unter der letzten Robe verbarg sie einen Dolch.

»Wie sehe ich aus?«

Die Aufmachung sah tatsächlich seltsam vertraut aus. Sie hatte an jenem Tag

erheblich weniger Ausschnitt gezeigt, entsprechend der Züchtigkeit des Drake'schen Haushalts, aber es waren genau dieselben Kleider, die Vi getragen hatte, als sie versucht hatte, ihn zu töten. »Verdammt noch mal«, sagte er.

Sie kicherte und drehte sich für ihn hin und her. »Macht es meinen Hintern dick?«

»Schwing du deinen dicken Arsch in die Halle.«

Sie lachte und setzte den Korb auf die Hüfte. Sie war provokativ, zauberhaft, verführerisch, und jetzt musste sie obendrein auch noch witzig sein? Verdammt, draußen hätte er sie um ein Haar geküsst! Zweifellos hätte er jetzt ein Messer im Rücken stecken, wenn er es getan hätte, aber für eine Sekunde hatte er sogar gedacht, dass sie von ihm geküsst werden wollte. Sie tänzelte den Flur entlang, und die Blicke der Khalidori fielen auf ihren Körper. Einer murmelte einen Fluch.

»Hallo«, sagte Vi und trat vor den linken Wachposten. »Ich bin neu hier, und ich habe mich gefragt, ob ...« Ihr Messer bohrte sich so tief in den Hals des Mannes, dass sie ihn beinahe enthauptete.

Kylar brach dem anderen Mann mit einer scharfen Drehung und einem fleischigen Knacken das Genick.

Vi schaute zu der Stelle, wo er war – oder nicht war, da er unsichtbar war.

»Verdammt unglaublich«, sagte sie. Sie säuberte den Dolch und legte ihn zurück in den Korb. »Schön, du kommst nach zehn Sekunden herein oder sobald du meine Stimme hörst. Wenn der Gottkönig erwacht, werde ich ihn ablenken, und du tötest ihn. Wenn er weiterschläft, erledige ich ihn.«

Langsam öffnete sie die Tür und trat lautlos hindurch.

Einen Moment später kam sie wieder heraus. Ihr Gesicht war grün. »Er ist nicht da«, sagte sie.

»Was ist los?« Kylar versuchte, an ihr vorbeizutreten, aber sie versperrte ihm den Weg.

»Du willst da nicht reingehen.«

Er drängte sich an ihr vorbei.

Der Raum war voller Frauen. Sie standen wie erstarrt da, wie Statuen in verschiedenen Posen. Eine war auf allen vieren und nackt, und sie trug eine Glasscheibe auf dem Rücken, um einen Tisch zu formen. Eine andere, eine hochgewachsene Edelfrau, die Kylar erkannte, deren Namen er jedoch nicht wusste, stand auf Zehenspitzen und reckte sich verführerisch, einen Arm und ein

Bein um einen Pfosten des massiven Himmelbetts des Gottkönigs geschlungen. Chellene Lo-Gyre saß mit gekreuzten Beinen in einem hohen Sessel. Kylar wusste nichts anderes über sie, als dass sie im Ruf stand, ein feuriges Temperament zu haben. Ihre Miene verriet dies, ebenso wie ihr zerzaustes Haar und die Anspannung in ihren hageren Muskeln. Die meisten Frauen waren nackt, und die übrigen trugen nur wenig am Leib. Zwei, die auf den Knien lagen, hielten ein Waschbecken. Zwei andere hielten einen Spiegel. Eine war an die Wand gekettet, einen Schal um den Hals. Kylar stockte der Atem.

Es war Serah Drake. Wie alle anderen war sie nicht so reglos wie eine Statue – sie war eine Statue. Mit einem kleinen Aufschrei berührte Kylar ihr Gesicht, berührte die Lippen, die er einst geküsst hatte. Sie waren so nachgiebig wie lebendes Fleisch, aber kühl, und in ihren offenen, leuchtenden Augen war kein Lebensfunke. Ihr Fleisch – das Fleisch aller Frauen – war durch Magie in der entsprechenden Pose erstarrt und so gelassen worden. Als Kunstwerk.

Unter dem Schal konnte Kylar die blauen Flecken sehen, die um Serahs Hals herumliefen. Er wandte den Blick ab. Es gab zwei Möglichkeiten zu sterben, wenn man gehängt wurde: Wenn man tief genug fiel, brach das Genick und man starb schnell, anderenfalls wurde man langsam erstickt. Serah war den qualvollen Tod gestorben.

Er trat von ihr weg, aber wo immer sein Blick hinfiel, sah er grauenvolle Einzelheiten. Die Frauen trugen Armbänder, die aufgeschlitzte Handgelenke verbargen; Hemden verdeckten durchstoßene Herzen; jene, die mehr Kleidung trugen, taten es, um die Unvollkommenheiten ihrer Taxidermie zu verbergen: Sie waren diejenigen, die sich von ihren Balkonen gestürzt und nun Schwellungen hatten, wo keine Schwellungen hingehörten.

Kylar taumelte wie ein Betrunkener. Er brauchte Luft. Er würde sich übergeben. Er stürzte hinaus auf den breiten Balkon des Gottkönigs.

Sie saß auf dem steinernen Geländer, die Füße um des Gleichgewichts willen um dessen Pfosten geschlungen. Sie lehnte sich weit zurück, und auch sie war nackt. In der Hand hielt sie ein Nachthemd, das wie ein Banner im Wind flatterte. Mags.

Kylar schrie. Magie sickerte durch seinen Zorn, und der Schrei hallte über die Burg hinweg und warf ein Echo vom tief unter ihm liegenden Innenhof zurück. Alles Leben in der Burg hielt inne. Kylar bemerkte es nicht, noch bemerkte er, dass der Ka'kari über seine Haut schoss, das Antlitz des Urteils verdeckte seine

Qual.

Er schlug mit einer Hand auf das steinerne Geländer neben Mags. Dann hob er sie hoch und trug sie hinein. Das Gefühl ihrer Haut, lebender Haut so ähnlich, war obszön. Aber ihre Glieder waren erstarrt. Er legte sie aufs Bett, dann riss er die Bolzen heraus, die Serah Drake an der Wand festhielten. Schließlich legte er Serah neben ihre Schwester. Als er sie bedeckte, sah er, dass der linke Fuß eines jeden Mädchens in einer schwungvollen Schrift unterzeichnet war, als seien ihre Leichen Kunstwerke: Trudana Jadwin.

Vi starrte mit weit aufgerissenen Augen zwischen ihm und dem zerschmetterten, fünfzehn Zentimeter breiten steinernen Geländer hin und her. »Verdammte Scheiße«, flüsterte sie. »Kylar, bist du das?«

Er nickte steif. Er wollte die Maske des Urteils absetzen, aber er konnte es nicht. Er brauchte sie im Augenblick.

»Ich habe in den Räumen der Konkubinen nachgesehen«, sagte Vi. »Nichts. Er muss bereits im Thronsaal sein.«

Kylars Magen krampfte sich zusammen. Er zuckte unwillkürlich.

»Was?«, fragte Vi.

»Böse Erinnerungen«, antwortete Kylar. »Verflucht. Lass uns gehen.«

Der Morgen nahte. Indem sie die beiden Wachen töteten, hatten sie ihr eigenes Stundenglas umgedreht. Irgendjemand würde bald nach den Männern sehen – wahrscheinlich bei Sonnenaufgang. Schlimmer noch, das Glas der cenarischen Armee leerte sich bereits. Die Schlacht würde bald beginnen, und dann würden die unangenehmen Überraschungen anfangen. Wenn Logan eine Chance haben sollte, König zu sein, musste Kylar ihm einen Sieg schenken. Die Ermordung Garoth Ursuuls würde die Khalidori entmannen.

Sie gingen durch die Flure, Vi in ihrem Schankmagdkleid, Kylar unsichtbar. Dennoch huschte er von Tür zu Tür, als sei er nicht unsichtbar, für den Fall, dass irgendwelche Meister in den Fluren unterwegs waren. Als sie den letzten Flur erreichten, kamen sie an sechs der größten Hochländern vorbei, die Kylar je gesehen hatte. Kylar versteckte sich hinter eine Statue, als er bemerkte, dass die Hochländer von zwei Vürdmeistern begleitet wurden. Das Seltsamste war, dass der Schutz einer einzigen Frau galt – anscheinend einer der Konkubinen oder Ehefrauen des Gottkönigs -, die ganz in Roben und Schleier gehüllt war, sodass man keinen Zentimeter ihrer Haut sehen konnte.

Als Kylar seine Messer zog, um sie zu töten, legte Vi ihm eine Hand auf den

Arm. Er richtete den Blick des Urteils auf sie, und sie zuckte zusammen, aber sie hatte recht. Ein Kampf an diesem Ort wäre eine Ablenkung, die ihre wahre Mission gefährden könnte, und es gab nichts, was Kylar aufhalten sollte, Garoth Ursuul zu töten.

Kylars Magen war in Aufruhr. Er beruhigte sich nicht einmal, als die Gruppe eine Ecke umrundete und verschwand. Dies war derselbe Flur, in dem er mit Elene und Uly gestanden hatte, als er in seinen ersten Tod gegangen war.

Eine gewisse Gelassenheit bemächtigte sich seiner. Garoth Ursuul war weit mächtiger als Roth Ursuul, aber Kylar war jetzt auch mächtiger. Er war zuversichtlicher. Bei dem Versuch zu beweisen, dass er ein Mann sei, war er noch ein Knabe gewesen, jetzt war er ein Mann, der eine Entscheidung traf, wohl wissend, was sie kosten könnte.

Er lächelte verwegen. »Nun, Vi, bist du bereit, einen Gott zu töten?«

Die Männer standen auf dem Gipfel eines Hügels südlich des Schlachtfeldes: sechs der mächtigsten Magi der Sa'seuraner. Ihre Kleidung verriet nichts davon. Sie alle trugen die schlichten Gewänder eines Kaufmanns aus ihrem jeweiligen Heimatland: vier Alitaeri, ein Waeddryni und ein Modaini. Ihre stämmigen Packpferde trugen sogar eine ansehnliche Menge an Handelsgütern, und wenn ihre Reittiere ein wenig besser waren als die der meisten Händler, waren sie doch nicht so prächtig, dass sie Aufsehen erregt hätten. Aber wenn die Kleidung der Männer sie nicht verriet, ihre Haltung verriet sie durchaus. Dies waren Männer, die mit der Sicherheit von Göttern auf Erden wandelten.

»Das wird nicht schön werden«, sagte der Modaini. Antoninus Vervel war ein kleines Butterfass von einem Mann, mit roter Knollennase und einem Ring braunen Haares, das er sich über seinen glänzenden Schädel kämmte. Der modainischen Mode entsprechend hatte er die Augen mit Kohlestift umrandet und seine Augenbrauen verdunkelt und verlängert. Es verlieh ihm ein finsternes Aussehen. »Was schätzt du, wie viele Meister sie haben?«, fragte er Caedan, einen der alitaerischen Zwillinge.

Der schlaksige Junge zuckte zusammen. Caedan war einer der beiden Seher in der Gruppe, und er sollte eigentlich Ausschau halten. »Tut mir leid, tut mir leid. Ich war nur – sind alle Leibwächter dieses Mannes Frauen?«

»Gewiss nicht.«

»Doch«, sagte Lord Lucius. Er war der Anführer der Expedition und der zweite Seher. Aber er hatte größeres Interesse an der gegnerischen Seite. »Die Khalidori haben mindestens zehn Meister, wahrscheinlich zwanzig. Sie stehen dicht beieinander.«

»Lord Lucius«, meldete Caedan sich furchtsam zu Wort. »Ich denke, sie haben noch sechs Vürdmeister dort, weiter hinten, in der Mitte. Es sieht aus, als versammelten sie sich um irgendetwas, aber ich kann nicht erkennen, was es ist.«

Das Butterfass brummte etwas Unverständliches. »Wie viele der Berührten kämpfen für Cenaria?« Er stellte die Frage, um die Alitaeri zu verärgern. In Modai bedeutete *berührt* magiebegabt, nicht *verrückt* wie in Alitaera.

Caedan bemerkte es nicht. »In den cenarischen Reihen befinden sich ein

Mann und eine Frau, die beide ausgebildet sind. Sie stehen nebeneinander. Außerdem andere ohne Ausbildung.«

»Und unter den ceuranischen Kämpfern?«

»Ich habe die Ceuraner nicht mehr gesehen, seit sie um die Biegung gegangen sind.«

Der andere junge Alitaeri, Jaedan, wirkte unglücklich. Er war der eineiige Zwilling des jungen Sehers, mit den gleichen hübschen Gesichtszügen, dem gleichen weichen schwarzen Haar und vollkommen anderen Gaben.

»Warum sind sie so dumm?«, fragte er. »Wir alle haben die lae'knaughtische Armee von Süden heranziehen sehen. Fünftausend Lanzenträger, die die Khalidori mehr hassen als alles andere. Warum warten die Cenarier nicht, bis sie hier sind?«

»Sie wissen vielleicht nicht, dass die Lae'knaught auf dem Weg sind«, sagte Lord Lucius.

»Oder vielleicht sind sie auch nicht auf dem Weg hierher. Sie könnten warten, um sich dann des Siegers anzunehmen. Oder Terah Graesin könnte allen Ruhm für sich allein wollen«, bemerkte Vervel.

Jaedan konnte es nicht glauben. »Wir werden doch nicht einfach nur hier herumsitzen, oder? Beim Licht! Die Cenarier werden vernichtet werden. Zwanzig Meister. Wir können sie überwältigen. Ich bin gut für drei oder vier, und ich weiß, dass ihr anderen genauso gut oder besser seid.«

»Du vergisst unsere Mission, Childe Jaedan«, sagte Lord Lucius. »Wir sind nicht ausgeschickt worden, um in irgendjemandes Krieg zu kämpfen. Die Khalidori stellen keine Gefahr für uns dar ...«

»Die Khalidori stellen für jeden eine Gefahr dar!«, widersprach Jaedan.

»RUHE!«

Jaedan brach ab, aber der Trotz in seinen Zügen verschwand keineswegs. Die cenarische Linie setzte sich in einem langsamen Laufschrift in Bewegung und erlaubte es der Armee, wie eine gewaltige Bestie Schwung aufzunehmen.

Caedan zuckte zusammen. »Hat ... hat einer von euch das gespürt?«, fragte er.

»Was?«, sagte Vervel.

»Ich weiß nicht. Nur – ich weiß nicht. Wie eine Explosion? Vielleicht gehe ich mal nachsehen, was die Ceuraner tun. Lord Lucius?«

»Wir brauchen deine Augen für die Schlacht. Beobachte und lerne, Childe.

Wir haben nur selten Gelegenheit zu sehen, wie die Khalidori kämpfen. Das gilt auch für dich, Jaedan.«

Die khalidorische Armee war in losen Reihen formiert, mit Platz für einen Bogenschützen neben jedem Krieger. Die Bogenschützen machten sich jetzt bereit, und ein jeder bohrte Pfeile in den Boden, wo sie schnell zur Hand waren. Vor allen anderen Soldaten saßen die Meister jeweils paarweise auf ihren Pferden. In den Augen der Seher leuchteten sie.

»Was werden sie tun, Caedan?«, erkundigte sich Lord Lucius.

»Feuer, Herr? Und dann Blitze?«

»Und warum?«

»Weil es den Cenariern einen beschissenen Schrecken einjagen wird? Ich meine, äh, wegen der Wirkung auf die Moral, Herr«, sagte Caedan.

Die cenarische Linie war jetzt vierhundert Schritt von ihren Feinden entfernt. Die Gruppe unter General Agon hatte sich an die Spitze gesetzt und sich geteilt. Aber sie teilten sich nicht nur in ein oder zwei oder sogar drei Gruppen. Seine wenigen Reiter sowie seine Fußsoldaten formten eine durchbrochene Linie so lang wie die cenarische Front.

»Was zur Hölle tut er da?«, fragte einer der Alitaeri.

Eine lange Sekunde antwortete niemand. Er konnte nicht hoffen, die khalidorische Linie auf diese Weise zu durchbrechen. Außerdem ließ sein Vorgehen eine Lücke in der cenarischen Mitte. Aber noch während die Männer das Geschehen beobachteten, befahl einer der anderen cenarischen Generäle, Herzog Wesseros, seinen Männern, in die Lücke vorzustoßen.

»Es ist genial. Er minimiert seine Verluste«, bemerkte Vervel.

»Was?«, fragte Jaedan verwirrt.

»Denk wie ein Meister, Childe. Deine Vir reichen für fünf bis zehn Feuerbälle, bevor du verausgabt bist. Im Allgemeinen wirst du mit jedem Feuerball zwei bis fünf Männer töten. Bei einer so dünnen Linie wirst du einen töten. Du wirst dein Ziel vielleicht sogar gänzlich verfehlen. Agon weiß, dass er ein Glücksspiel wagt. Falls die Hauptstreitmacht seiner Truppe zu spät zu Hilfe eilt, wird seine erste Linie niedergemetzelt werden, aber wenn sie binnen fünf oder zehn Sekunden treffen, wird er Hunderte gerettet und die, äh, Wirkung auf die Moral gegen null gebracht haben. Es sieht so aus, als hätten wir einen General gefunden, der weiß, wie man gegen Meister kämpft. Vielleicht besteht doch noch Hoffnung für Cenaria.«

Bei zweihundert Schritten beschleunigte die Linie ihre Geschwindigkeit.

Die Bogenschützen in den khalidorischen Reihen schossen ihre erste Salve ab, und ein Schwarm von zweitausend schwarz gefiederten Pfeilen flog durch die Luft. Für eine lange Sekunde verdunkelten sie einen bereits trostlosen Himmel und warfen den Schatten des Todes über die Morgendämmerung. Als sie sich zurück zur Erde neigten, gruben sie ihre mit Widerhaken versehenen Spitzen in Erde und Rüstung und das Fleisch von Männern und Pferden.

Die zerstreuten Reihen retteten tatsächlich Hunderte, aber überall entlang der cenarischen Linie fielen Männer auf die Stoppelfelder; binnen eines Wimpernschlags stürzten sie aus einem vollen Lauf in den Tod. Andere fielen verletzt nieder, mit durchschossenen Armen oder Beinen, und einen Moment später wurden sie von ihren Freunden und Landsleuten zertrampelt. Pferde verloren Reiter und setzten den Ansturm nur deshalb fort, weil die Pferde zu ihrer Rechten und Linken weiter vorwärtsstürmten. Reiter verloren ihre Pferde und stürzten aus vollem Galopp zu Boden – manchmal flogen sie aus dem Sattel und erhoben sich wieder, um mit den Fußsoldaten weiterzurennen; manchmal verfrachten sie sich im Sattel und wurden unter dem Körper ihres Pferdes zerquetscht.

Die khalidorische Armee leistete, wozu nur gut eingespielte Truppen imstande sind. Die Bogenschützen ließen so viele Pfeile in so wenigen Sekunden wie möglich fliegen, und dann, als ein Banner sich erhob, ergriff ein jeder seine verbliebenen Pfeile und zog sich zurück. Es gab perfekte Linien in den Reihen, um es jedem Bogenschützen zu ermöglichen, sich hinter die Speerwerfer und Schwertkämpfer zurückzuziehen, die sie vor dem Kampfgetümmel schützen würden. Während sie zurückwichen, ohne dass spezielle Befehle erteilt wurden, füllten die hinteren Reihen die Lücken, die die Bogenschützen hinterlassen hatten. Das Manöver war nichts Besonderes, aber die Geschwindigkeit, mit der die Armee es ausführte, während Tausende von Feinden auf sie zustürmten, war durchaus beeindruckend.

Die Meister ließen Feuer fliegen. Nachdem ihr ursprünglicher Plan in Trümmern lag, schleuderten einige der Meister Feuerbälle auf die heranstürmenden Pferde, während andere, die noch nicht begriffen hatten, dass ihr Plan gescheitert war, ihre Magie auf den Getreidestoppeln des Feldes verschwendeten, ohne die Cenarier in ihrem Ansturm aus dem Takt zu bringen.

Das Aufeinanderprallen der Kampfreiher war für die Magi deutlich zu hören,

trotz der großen Entfernung. Männer und Pferde spießten sich auf Speeren auf und ihr Schwung trug sie in die khalidorischen Reihen. Andere krachten mit voller Wucht gegen khalidorische Schilde, und Männer fielen der Länge nach zu Boden, aber die Cenarier in dieser ersten Reihe mussten Veteranen gewesen sein. Bei den meisten Armeen wurden viele der Männer, ganz gleich, welche Befehle ihre Kommandanten ihnen gaben, vor diesem entscheidenden Aufeinandertreffen langsamer. Die Vorstellung, mit voller Wucht gegen eine feindliche Linie zu krachen, war zu erschreckend für die meisten Männer. Diese Soldaten hatten keine solchen Zweifel. Sie brachen mit aller Macht in die khalidorische Linie ein. Es war ein ehrfürchtgebietender und furchtbarer Anblick.

Aber sie wurden beinahe verschlungen, bevor der Hauptteil der cenarischen Truppen auf die Khalidori traf. Der Schock lief durch die gesamte khalidorische Linie und drängte sie gute drei Meter zurück.

Die Meister auf ihren Pferden hantierten weiter mit Feuer und Blitz, aber weit hinter den cenarischen Frontlinien machten berittene Bogenschützen Jagd auf sie, ritten hin und her, blieben stehen, schossen mit Kurzbögen Pfeile ab und zogen weiter. Die Schüsse waren unglaublich – ein Kurzbogen, der auf eine Entfernung von zwei- oder dreihundert Schritt tödliche Pfeile verschoss? Caedan überprüfte noch einmal die Bogenschützen, aber sie waren nicht magiebegabt, davon war er überzeugt. Für Caedan war es, als beobachte er Kerzen, die eine nach der anderen ausgeblasen wurden, während Meister aus ihren Sätteln fielen.

Die Linien wogten hin und her und zerfielen in Tausende Gruppen einzelner Kämpfe. Pferde bäumten sich auf, stampften mit den Hufen, traten um sich und bissen. Meister brannten Löcher in Männer, setzten andere in Brand, schlugen mit Knüppeln oder Schwertern aus purer Magie um sich, und manchmal stürzten sie, getroffen von Pfeilen, tot zu Boden.

Binnen fünf Minuten waren siebzehn der zwanzig Meister von Pfeilen durchlöchert, und die khalidorische Linie dehnte sich in der Mitte. Der riesige Cenarier, der den ersten Ansturm angeführt hatte, schien ein Leuchtstrahl der Hoffnung zu sein. Wo immer er hinging, drängten die Cenarier ihm nach. Und jetzt stieß er ins Herz der khalidorischen Armee vor.

Caedan murmelte einen Fluch. »Woher sind *die* gekommen?«, fragte er. Die Magi folgten seinem Blick. Reihe um Reihe formierten sich khalidorische Hochländer zu beiden Seiten des Schlachtfelds.

»Aus den Höhlen«, sagte Vervel. »Was tun sie da?«

Die Hochländer teilten sich und liefen an den Flanken entlang auf den rückwärtigen Teil der cenarischen Seite des Schlachtfelds zu. Es waren mindestens fünfhundert, aber sie stürzten sich nicht in den Kampf. Es schien sie nicht im Mindesten zu beunruhigen, dass sie den Vorteil der Überraschung einbüßten. Sie zogen ihre Linie immer mehr in die Länge, als wollten sie das gesamte Schlachtfeld umstellen.

»Herr«, sagte Caedan. »Ich dachte, man versuche nur dann, einen Feind zu umzingeln, wenn man ihm zahlenmäßig überlegen ist.«

Lord Lucius wirkte beunruhigt. Er schaute zum hinteren Teil der khalidorischen Linie, wo die Vürdmeister versammelt waren. »Was ist da zwischen den Vürdmeistern angekettet?«

»Das ist doch kein ...«, sagte ein Magus.

»Gewiss nicht. Sie sind nur Legende und Aberglaube.«

»Möge der Gott uns barmherzig sein«, sagte Vervel. »Das ist es doch.«

»Nein«, sagte Vi. »Ich kann nicht.«

Kylar wandte ihr das Antlitz des Urteils zu.

»Du ... du weißt nicht, wie er ist. Du hast ihm nie in die Augen geblickt. Wenn du dich selbst in seinen Augen siehst, blickst du in das Gesicht deiner eigenen Erbärmlichkeit. Bitte, Kylar.«

Kylar knirschte mit den Zähnen, dann wandte er den Blick ab. Es schien ihn große Anstrengung zu kosten, aber langsam schmolz diese beängstigende Maske, und sein eigenes Gesicht kam wieder zum Vorschein – seine Augen waren immer noch eiskalt.

»Weißt du, mein Meister hat sich geirrt, was dich betrifft. Er war zugegen, als Hu Gibbet dich der Sa'kagé vorstellte. Er hat mir erzählt, wie du diese anderen Blutjungen erledigt hast. Er hat mir erzählt, dass du, wenn ich nicht aufpassen würde, der beste Blutjunge unserer Generation werden würdest. Er nannte dich ein Wunderkind. Er sagte, es gäbe keine fünf Männer im Königreich, die dich besiegen könnten. Aber das brauchen sie gar nicht. Du hast dich selbst besiegt. Durzo hat sich geirrt. Du spielst nicht einmal in derselben Klasse wie ich.«

»Zur Hölle mit dir! Du weißt nicht ...«

»Vi, dies ist es, was zählt. Wenn du jetzt nicht hinter mir stehst, ist alles Pferdescheiße.«

Während sein Blick sich in ihre Augen bohrte, spürte sie, dass sie sich veränderte. Sie war wütend auf sich selbst und auf ihn und dann wieder auf sich. Sie konnte Kylar nicht im Stich lassen. Es hatte niemals etwas Wichtigeres gegeben als sie selbst. Und jetzt, in der blinden Torheit des Vernunftseins, war der Respekt dieses Mannes wichtiger als ihr Leben.

Das Aufreizende war, dass es nicht einmal ein Wettbewerb war. Und doch verlor ihre Schwäche für Kylar ihr Stärke gegen den, den sie wirklich fürchten sollte – Nysos! Das war alles zu verwirrend.

»Na schön!« Sie spie die Worte praktisch aus. »Dreh dich um!«

»Hast du einen Dolch?«, fragte Kylar, während er sich umdrehte.

»Halt den Mund, du selbstgefälliger Mistkerl.« *Oh, genial, Vi. Dir wird klar, dass du ihn magst, daher beleidigst du ihn – weil er dir hilft, deinen*

Schneid zu finden. Sie zog das Kleid aus und legte ihre Blutjungenrobe an. Sie war wirklich eine Frau. AAAHHH! Sie hatte gerade binnen drei Sekunden acht Gefühle in sich wahrgenommen.

»Schön«, sagte sie. »Du kannst dich wieder umdrehen. Ich entschuldige mich wegen ... vorhin. Ich hatte gehofft ...« Was hatte sie gehofft? Ihn zu beeindrucken? Ihn zu verführen? Die Hitze des Verlangens in diesen kühlen Augen zu sehen? »... dich zu schockieren«, sagte sie.

»Das ist dir, ähm, gelungen.«

»Ich weiß.« Sie konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. »Du bist anders als jeder andere Mann, den ich je gekannt habe, Kylar. Du hast diese ... diese Unschuld an dir.«

Er zog die Brauen zusammen.

»Wenn du dort warst, wo ich gewesen bin, ist es wirklich ... süß. Ich meine, ich habe nicht gewusst, dass Männer so sein können wie du.« Warum plapperte sie plötzlich drauflos?

»Du kennst mich kaum«, wandte Kylar ein.

»Ich ... Scheiße, es ist nicht so, als gäbe es eine Liste von Tatsachen, die beweisen, dass du anders bist, Kylar. Du fühlst dich anders an.« Sie war durcheinander. Stellte er sich absichtlich dumm?

»Ah, verdammt«, sagte sie. »Denkst du, aus uns könnte jemals etwas werden?«

»Was?«, fragte Kylar. Sein Tonfall hätte sie zum Schweigen bringen sollen.

»Du weißt schon. Du und ich. Zusammen.«

Ungläubigkeit zeichnete sich auf seinen Zügen ab, und der Gesichtsausdruck bestätigte jeden verdammenden Gedanken, den sie je über sich selbst gehabt hatte.

»Nein«, antwortete Kylar. »Nein, das denke ich nicht.«

Sie konnte erkennen, dass er meinte: *Du bistbeschädigte Ware.*

»Also gut«, sagte sie. Einmal Hure, immer Hure. »Gut. Nun, vor uns liegt Arbeit. Ich habe einen Plan.«

Kylar schien drauf und dran zu sein, etwas zu sagen. Sie hatte ihn vollkommen überrumpelt. Scheiße, was hatte sie erwartet?

Beim Nysos, er hat also deine Titten betrachtet. Er ist also nett zu dir. Du bist trotzdem diejenige, die seinen besten Freund getötet, seine Tochter entführt und seine Familie gespalten hat. Scheiße, Vi, was hast du dir bloß gedacht?

»In Ordnung«, erklärte sie, bevor er etwas sagen konnte. »Wenn wir hier an der Seite hineingehen, werden sie wissen, dass es ein Angriff ist. Wir haben keine Ahnung von ihrer Stärke oder ihrer Zahl. Aber wenn ich direkt hineingehe, um deinen, nun, deinen Tod zu vermelden, werden sie keinen Verdacht schöpfen. Wenn du durch die Nebentür gehst, kannst du entscheiden, wann du losschlagen willst. Sobald ich Bleiche fallen sehe – vorzugsweise beginnend mit dem König –, werde ich ebenfalls kämpfen, in Ordnung?«

»Klingt ziemlich schwach«, bemerkte Kylar. »Aber es klingt auch besser als alles, was ich habe. Doch eins noch ...« Er verstummte.

»Was?« Jetzt brannte sie darauf zu gehen, aufzuhören zu reden, aufzuhören, alles zu vermessen.

»Falls er mich tötet, Vi ... schaff meinen Leichnam hier raus. Du darfst ihn ihnen nicht überlassen.«

»Was schert es dich?«

»Tu es einfach.«

»Warum!« Jetzt ließ sie ihre Frustration an ihm aus. Wunderbar.

»Weil ich zurückkomme. Ich bleibe nicht tot.«

»Du bist wahnsinnig.«

Er hielt einen schwarzen, glänzenden Ball hoch. Der Ball schmolz und schlang sich wie ein Handschuh um seine Hand. Seine Hand verschwand. Einen Moment später war es wieder ein Ball. »Wenn Ursuul dies nimmt, nimmt er mir meine Kräfte. Alle.«

Sie runzelte die Stirn. »Wenn wir das hier überleben, wirst du mir eine Menge Fragen beantworten müssen.«

»Das ist nur fair.« Kylar hielt inne. »Vi? Es war gut, mit dir zusammenzuarbeiten.« Ohne auf ihre Reaktion zu warten, drückte er den Ball zusammen und verschwand.

Vi trat in den Flur und setzte sich in Bewegung. Seltsamerweise stieß sie auf keinerlei Patrouillen, bis sie zu den vier Soldaten kam, die die Haupttüren zum Thronsaal bewachten. Die Männer musterten sie ungläubig. Sie schienen ihre Waffen zu vergessen, als ihre Blicke genau dort verweilten, wo sie verweilen sollten.

»Teil dem Gottkönig mit, dass Vi Sovari gekommen ist, um sich ihren Lohn abzuholen.«

»Der Gottkönig darf nicht gestört werden, es sei denn ...«

»Dies ist wichtig«, zischte Vi den Mann an, wobei sie sich zuerst vorbeugte, bis seine Augen praktisch auf ihrem Ausschnitt klebten. Dann drückte sie sein Kinn mit dem Messer hoch, das wie aus dem Nichts in ihrer Hand erschienen war. Er schluckte.

»Ja, meine Dame.«

Der Wachmann öffnete die großen Doppeltüren. »Gott, unser Gott der Hohen Reiche, Euer Heiligkeit, Vi Sovari bittet um Eintritt.«

Der Wachmann trat beiseite und gab ihr ein Zeichen. »Viel Glück«, flüsterte er mit einem entschuldigenden Lächeln. *Der Bastard. Wie konnte er es wagen, menschlich zu sein?*

Kylar, der im letzten Flur stand, hielt sich den Ka'kari vor die Augen. Er sah keine magischen Alarmvorrichtungen. Unsichtbar bewegte er sich auf die Tür zu. Die Angeln waren gut geölt.

»Komm herein, komm herein, Viridiana«, hörte er den Gottkönig sagen. »Wir haben uns zu lange nicht gesehen. Ich hatte schon befürchtet, dass ich den Tod von zehntausend Rebellen ganz allein würde genießen müssen.«

Kylar drückte die Tür einen Spaltbreit auf, während der Gottkönig sprach, und als der Mann das zugegebenermaßen beeindruckende Bild von Vi in ihrer Version von Blutjungenroben in sich aufnahm, stahl Kylar sich in den Thronsaal. Er schlüpfte hinter eine der riesigen Säulen, die die Decke trugen. Der Dienstboteneingang, den er benutzt hatte, öffnete sich in der Nähe des Fußes der vierzehn Stufen messenden Treppe zum Podest. Ursuul saß oben an der Treppe auf seinem schwarzen Feuerglasthron.

In der Mitte des gewaltigen Raumes befand sich eine gewellte Ebene am Fuß der Berge. Zu beiden Seiten der Ebene waren winzige Gestalten, die sich im Gleichklang bewegten. Kylar begriff, dass es Miniaturarmeen waren, die im Licht der frühen Morgendämmerung Aufstellung nahmen. Es war kein Gemälde und auch keine Stickerei von einer Schlacht; es war eine Schlacht. Fünfzehntausend unendlich winzige Gestalten schritten über die Ebene. Kylar konnte sogar Banner der Adelshäuser ausmachen. Die cenarischen Linien formierten sich und folgten ... Logan? Logan führte den Angriff an? Wahnsinn! Wie konnte Agon das zulassen?

Die großen Türen schlossen sich hinter Vi, während der Gottkönig ihr

bedeutete, näher zu treten. Kylar hatte den Mann noch nie gesehen oder auch nur Beschreibungen von ihm gehört. Er hatte jemand Altes und Hinfalliges erwartet, aufgedunsen oder in sich zusammengesunken von einem Leben für das Böse, aber Garoth Ursuul erfreute sich bester Gesundheit. Er war vielleicht fünfzig, sah mindestens zehn Jahre jünger aus, und obwohl er den dicken Leib und die kühle Haut eines khalidorischen Hochländers hatte, hatte er die Arme eines Kämpfers, ein hageres Gesicht mit einem geölten, schwarzen Bart und einen kahl rasierten, glänzenden Schädel. Er sah aus wie die Art Mann, die einem mit festem Griff die Hand schüttelte, und man würde dabei feststellen, dass seine Finger schwielig waren.

»Achte nicht auf die Schlacht«, sagte der Gottkönig. »Du kannst hindurchgehen; es wird die Magie nicht beschädigen, aber mach schnell. Die Rebellen werden gleich angreifen. Den Teil mag ich am liebsten.«

Durch den Ka'kari betrachtet war Garoth Ursuul jedoch ein Miasma. Verzernte, schreiende Gesichter strömten hinter ihm her wie eine Wolke. All seine Morde bildeten eine so dicke Schicht auf seinem Antlitz, dass es seine Züge verbarg. Verrat, Vergewaltigungen und beiläufige Folterungen schlangen sich um seine Gliedmaßen. Gefädelt durch all das waren, wie giftiger grüner Rauch, die Vir. Irgendwie nährte er sich von all dieser Dunkelheit und vertiefte sie, und er war so mächtig, dass er den Raum auszufüllen schien.

Während Kylar hinter der Säule stand, bemerkte er eine kleine Gruppe winziger Männer, die einen Meter von ihm entfernt kämpften. Abseits des eigentlichen Schlachtfelds befand sich ein hochgewachsener Mann, den vier khalidorische Lanzenträger niederzureiten drohten.

Nur dass der Mann nicht niedergedrückt wurde. Binnen Sekunden tötete er drei Lanzenträger. Er hatte etwas Vertrautes. *Feir Cousat!*

Kylar wusste, dass er hätte versuchen sollen, eine Möglichkeit zu finden, sich zu bewegen, ohne gesehen zu werden, aber er war vollkommen versunken in das Drama, das sich nur wenige Zentimeter entfernt lautlos entfaltete. Der Anführer der Ceuraner kam auf Feir zu. Feir zog ein Schwert, das aussah wie ein Feuerstab. Es verblüffte die Ceuraner. Feir und der Anführer kämpften etwa eine halbe Sekunde lang miteinander: Als ihre Schwerter sich das erste Mal kreuzten, blitzte Licht auf.

»Was war das?«, fragte der Gottkönig.

»Was?«, erwiderte Vi.

»Aus dem Weg, Mädchen.«

Während Feir vor dem Ceuraner kniete, wirbelte das Bild der Schlacht plötzlich herum und setzte die khalidorischen Linien an den Fuß der Treppe und die cenarischen Linien in die Nähe der großen Türen.

Garoth brummte etwas Unverständliches. »Nur einige Plünderer.«

Kylar brachte ein wenig von dem Ka'kari an seine Fingerspitzen, schärfte es zu einer Klaue und erprobte sie an der Säule. Seine Finger sanken hinein wie Butter. Er zog die Magie zurück und versuchte es noch einmal, bis er in der Lage war, die Finger hineinsinken zu lassen und zuzufassen. Das hier würde Spaß machen.

Er schüttelte den Kopf. Es schien, als habe der Ka'kari keine Grenzen, und das machte Kylar seine eigenen Grenzen nur umso bewusster.

Kylar sandte ein wenig von dem Ka'kari in seine Füße und kletterte an der Säule hinauf. Bei jedem Schritt gab es ein winziges Zischen und eine kleine Rauchwolke, aber er kletterte die Säule so mühelos hinauf wie eine Leiter. Binnen Sekunden hatte Kylar die fast zwanzig Meter hohe Decke erreicht.

Er brauchte noch einmal einige Sekunden, um herauszufinden, wie er die Krallen an der Decke einsetzen musste, aber dann klammerte er sich wie eine Spinne an die hohe Kuppeldecke des Thronsaals. Das Herz saß ihm in der Kehle. Er kroch über die Decke, bis er sich direkt über dem Thron befand.

Der Gottkönig versorgte Vi laufend mit Kommentaren.

»Nein«, sagte er gerade, »ich weiß nicht, warum die Cenarier diese Formation benutzen. Für mich sieht sie furchtbar offen aus.«

Mit dem Kopf nach unten hängend beobachtete Kylar, wie die cenarischen Reihen in die khalidorische Linie einbrachen.

Der Gottkönig fluchte. »Verdammt, genial. Genial.«

»Was ist los?«, fragte Vi.

»Weißt du, warum ich all das geschaffen habe, Vi?«

Mit hämmerndem Herzen löste Kylar die Hände von der Decke und ließ sich kopfunter hängen. Er zog seine Dolche. Garoth Ursuul trat direkt unter ihn.

Dann gab es keine Furcht mehr, nur gelassene Gewissheit. Kylar ließ sich von der Decke fallen.

Eins der dunklen Gesichter, die sich in dem Miasma um den Gottkönig herumwanden, schrie. Grünscharze Knoten von Vir brachen aus dem Gottkönig heraus in alle Richtungen. Kylar traf ein, und sie alle explodierten.

Die Explosion warf Kylar aus seiner Bahn. Er rollte über den Treppenabsatz und die zweite Treppe hinunter. Als er am Fuß der Treppe zu liegen kam, dröhnte ihm der Kopf. Er versuchte aufzustehen und fiel prompt wieder hin.

»Ich habe dies geschaffen, weil ein Gott ein wenig Spaß haben sollte. Gibst du mir nicht recht, Kylar?« Garoth lächelte ein Raubtierlächeln. Er war nicht überrascht. »Also, Vi, du hast getan, was du mir versprochen hast. Du hast Jarl getötet, und du hast mir Kylar gebracht.«

Kylar hatte ihr vertraut. Wie hatte er so töricht sein können? Es war das zweite Mal, dass er in diesem Raum in eine Falle getappt war. Unerklärlicherweise fühlte er sich gelassen. Er fühlte sich tödlich. Er war nicht so weit gekommen, um zu scheitern. Dieser Mord war sein Schicksal.

»Ich habe dich nicht verraten, Kylar«, sagte Vi mit leiser, verzweifelter Stimme.

»Oh, er hat dich mit einem Zauber belegt, der dich dazu gebracht hat, es zu tun? Ich habe dir eine Chance gegeben, Vi. Du hättest anders sein können.«

»Sie hat dich nicht verraten«, bemerkte der Gottkönig. »Du hast dich selbst verraten.« Er zog zwei Diamanten heraus, ein jeder von der Größe seines Daumens. Es waren die Steine, die das Ungeheuer unten zusammengehalten hatten. »Wer sonst hätte die körperliche Geschicklichkeit, diese Steine an sich zu reißen, wenn nicht ein Blutjunge, und wer sonst könnte die Magie überleben, wenn nicht der Träger des schwarzen Ka'kari? Ich weiß seit einer Stunde, dass du hier bist.«

»Also, wie werdet Ihr sie belohnen?«, fragte Kylar.

»Was, willst du, dass ich sie ebenfalls töte?«

Kylar runzelte die Stirn. »Ich wollte es, bis Ihr das gesagt habt.«

Der Gottkönig lachte. »Du bist eine Waise, nicht wahr, Kylar?«

»Nein«, antwortete Kylar. Er stand auf. Sein Kopf wurde langsam wieder klar, und er hätte schwören können, dass er spüren konnte, wie sein Körper seine Prellungen heilte.

»Oh, richtig, die Drakes. Magdalyn hat mir alles darüber erzählt. Sie dachte, du würdest sie retten. Traurig. Als du Hu Gibbet getötet hast, hat mich das wirklich aufgeregt, also habe ich sie getötet.«

»Lügner.«

»Hu ist tot?«, fragte Vi. Sie schien wie vom Donner gerührt.

»Fragst du dich jemals, wer dein wahrer Vater ist, Kylar?«

»Nein«, sagte Kylar. Er versuchte, sich zu bewegen, und stellte fest, dass dicke Fesseln aus Magie um seinen Körper gewickelt waren. Er untersuchte sie. Sie waren simpel und einförmig. Der Ka'kari würde sie mühelos verschlingen.
Los, lächle weiter, du Bestie.

Garoth lächelte. »Es gibt einen Grund, warum ich wusste, dass du kommen würdest, Kylar, einen Grund, warum du so außerordentlich talentiert bist. Ich bin dein Vater.«

»WAS?«

»Ah, das war nur ein Scherz.« Garoth Ursuul lachte. »Ich bin kein besonders guter Gastgeber, oder? Du bist hier hereingekommen, vollauf bereit, eine große Schlacht zu kämpfen, nicht wahr?«

»Vermutlich.«

Garoth war blendender Laune. »Das würde mir selbst guttun, mich ein wenig aufzuwärmen. Was sagst du dazu, Kylar? Willst du gegen einen Ferali kämpfen?«

»Ich habe nicht wirklich eine Wahl, oder?«

»Nein.«

»Nun denn, ich würde liebend gern gegen einen Ferali kämpfen, Gare.«

»Gare«, sagte der Gottkönig. »Das habe ich seit dreißig Jahren nicht mehr gehört. Bevor wir anfangen ... Er drehte sich um. »Vi, die Zeit der Entscheidung ist gekommen. Wenn du mir willig dienst, kann ich dich belohnen. Das würde mir gut gefallen. Aber du wirst mir in jedem Fall dienen. Du bist an mich gekettet. Der Zwang wird dir nicht gestatten, mich zu verletzen. Er wird dir auch nicht gestatten, zuzulassen, dass jemand anderer mich verletzt, solange du lebst.«

»Ich werde Euch niemals dienen!«, erklärte sie.

»Na schön, aber du willst vielleicht die schlimmsten Kämpfe dem Jungen überlassen.«

»Fick dich«, sagte sie.

»Unbedingt eine Möglichkeit, Kind.«

Garoth machte eine knappe Handbewegung, und hinter ihm flog eine Tür auf
»Tatts, warum kommst du nicht herein?«

Der Ferali schlurfte in den Raum. Er hatte jetzt die Gestalt eines riesenhaften Mannes, und die Tätowierungen auf seiner klumpigen Haut waren immer noch sichtbar. Trotz seiner Größe – mindestens drei Meter – und der Dicke seiner

Gliedmaßen sah Kylar, dass der Ferali nicht so groß war, wie er es noch vor einer Stunde gewesen war. Das Gesicht des Ungeheuers war jedoch allzu menschlich, und es wirkte beschämt.

»In einer Sekunde wird alles besser sein. Das verspreche ich«, sagte der Gottkönig. Er ließ die Diamanten in das Rückgrat des Ferali krachen. Der Ferali schrie mit einer Stimme auf, die nicht länger menschlich war, dann war er still. Garoth ignorierte ihn plötzlich. »Weißt du, warum du nie von meinem Ferali gehört hast? Sie sind teuer. Erstens, man braucht Diamanten, oder man kann die verdammten Dinger nicht kontrollieren. Aber das hast du dir bereits gedacht, nicht wahr? Zweitens, man muss einen Mann nehmen und ihn foltern, bis nichts mehr übrig ist als Zorn. Es kostet im Allgemeinen Hunderte von Versuchen, um die richtige Art von Mann zu finden. Aber nicht einmal das ist genug. Die dazugehörige Magie geht selbst über das hinaus, was ein Gottkönig ohne Hilfe tun kann. Dazu bedarf es Khalis direkten Eingreifens. Das hat einen Preis.«

»Ich verstehe nicht«, sagte Kylar. Er musterte den Ferali. Der Ferali verfügte nur über eine begrenzte Menge an Masse. Die Schnelligkeit, mit der er sich verändern konnte, war ebenfalls begrenzt. Wenn man diese Dinge beachtete, würde das alles ändern.

»Das haben Moburu und Tenser auch nicht. Jetzt jedoch verstehen sie es. Diesmal habe ich sie den Preis zahlen lassen. Siehst du, Khali labt sich an Leiden, daher widmen wir ihr jede Grausamkeit, die wir ersinnen können. Im Gegenzug gibt sie uns die Vir. Aber für größere Macht verlangt Khali mehr.

Als ich mit meinen Brüdern im Krieg lag, hat sie sich erboten, mir bei der Erschaffung eines Ferali zu helfen, falls ich einen *Fremden* beherbergen würde. Du bist nicht vertraut mit ihnen? Mein erster trug den Namen Stolz. Er war ein kleiner Preis für das Gottsein. Bedauerlicherweise hat Khali mir nicht erzählt, dass ein Ferali sich selbst verschlingt, wenn er kein anderes Fleisch bekommt. Ich habe erst einen zweiten geschaffen, als mein Sohn Dorian mich verriet, und ich habe festgestellt, dass Lust ein widerwärtigerer Gefährte war – wie Vi entdecken wird, meine Gelüste werden immer exotischer.« Auf dem Phantomschlachtfeld drängte Logan die khalidorische Linie in die Form eines Halbmonds.

»Hmm«, fuhr der Gottkönig fort. »Viel schneller, als ich erwartet habe.« Er zog einen Stock hervor, der in seiner Hand aufzublitzen begann. Von den

Rändern des Schlachtfelds schlossen sich Tausende weiterer khalidorischer Soldaten um die Flanken der cenarischen Armee. Andere Reihen rückten vor, um den Kreis um das Schlachtfeld zu verstärken.

Garoth versuchte nicht, die Schlacht zu gewinnen. Er wollte die Cenarier lediglich einkesseln, damit er Moburus Ferali auf sie loslassen konnte. Kylar war übel. Was würde der Ferali mit einer unbegrenzten Zahl an Opfern tun?

»Es wird einige Minuten dauern, bis sie in Position sind«, bemerkte Garoth.

»Wo war ich?«

»Ich denke, wir waren bei dem Teil, in dem es um Kampf auf Leben und Tod ging«, sagte Kylar.

»Oh, nein, nein. Siehst du ...« Garoth stieg zu dem Feuerglasthron hinauf und setzte sich. Kylar konnte sehen, dass er magische Schutzzauber um sich herum hochzog. »Sich selbst überlassen, ist ein Ferali beinahe vernunftlos, aber – und das ist das Schöne – sie können geritten werden. Sag mir, wie viel Spaß macht das?«

»Es macht erheblich mehr Spaß, wenn ich mich bewegen kann«, entgegnete Kylar.

»Weißt du, warum ich mir so viel Mühe gemacht habe, dich hierherzubringen, Kylar?«

»Mein herausragender Verstand?«

»Dein Verschlinger hat einen weiteren Namen. Er wird auch der Bewahrer genannt. Er heilt alles bis auf den Tod, nicht wahr?«

»Er wird Euch nicht helfen«, sagte Kylar.

»Oh doch. Ich weiß, wie man die Bindung bricht. In meinem Gehirn gibt es ein unnatürliches Gewächs. Es bringt mich um, und du hast mir das Einzige gebracht, was mich retten kann.«

»Ah. Gegen den Tumor kann es helfen«, erwiderte Kylar, »aber Eure Arroganz ist unheilbar.«

Die Augen des Gottkönigs blitzten auf. »Wie niedlich. Komm. Diese »Nachtengel«-Geschichte ist zu Ende.«

»Zu Ende?«, wiederholte Kylar. »Ich wärme mich gerade erst auf.«

Die Fesseln fielen, und Vi begann zu kämpfen. Die ganze Zeit über fluchte sie leise, um ihre Magie zu benutzen, aber sie war nicht wütend. Sie hatte sich immer für ein kaltes, herzloses Miststück gehalten. Sie hatte sich an dieser Identität festgeklammert. Sie machte sie stark gegen die nächtliche Leere, gegen den seelischen Bankrott, den sie in sich trug, seit sie denken konnte. Mit der Erklärung, dass sie dem Gottkönig niemals dienen werde – mochte sie nun melodramatisch gewesen sein oder nicht –, hatte sie das Gefühl, zum ersten Mal in ihrem Leben ein Guthaben auf ihr Lebenskonto eingezahlt zu haben.

Jetzt kämpfte sie für etwas. Nein, für jemanden, und es war die erste selbstlose Tat ihres Lebens.

Der Ferali zog den Kopf ein, und die Knochen bewegten sich blitzschnell unter seiner Haut. Während der Zeit, die Vi brauchte, um sich zu wappnen, war er zu etwas wie einem Zentaur geworden, nur dass er statt eines Pferdeleibs den Körper eines Pumas hatte. Er war kürzer und beweglicher auf seinen vier Beinen, aber er hatte einen menschlichen Oberkörper und Arme. Mit seinen menschlichen Händen packte er einen Speer und stürzte sich auf Kylar, der hinter eine Säule sprang.

Vi rannte die Treppe hinauf, immer drei Stufen gleichzeitig, um den Gottkönig anzugreifen. Er würde in Kürze herausfinden, wie sehr er sich in Bezug auf den Zwang geirrt hatte. Sollte Kylar gegen die Bestie kämpfen; sie würde sie an ihrer Quelle ausmerzen.

Sie zog ihr Schwert zurück, als sie auf den Schutzzauber traf, der den Gottkönig wie eine drei Meter dicke Blase einhüllte. Es war, als renne man gegen eine Mauer. Im nächsten Moment lag sie der Länge nach auf den Stufen – sie musste einen Teil davon hinuntergerollt sein, ohne es auch nur zu bemerken. Ihre Nase blutete, und ihr Kopfdröhnte. Sie blinzelte zu Kylar.

Der Mann war ein Virtuose. Als der Ferali mit weit vorgestrecktem Speer auf ihn zustürmte, wartete Kylar bis zum letzten Augenblick und sprang dann seinerseits vor. Messer blitzten auf, als er über die Bestie hinwegsprang, und der Speer des Ferali glitt etliche Zentimeter unter ihm hindurch, ohne Schaden anzurichten. Aber Kylar war noch nicht fertig. Er streckte eine Hand aus und bekam irgendwie die Marmorsäule zu fassen. Als der Ferali herumwirbelte, um

ihn zu fangen, tauchte Kylar an der anderen Seite der Säule auf und flog wieder über den Rücken des Ferali, wobei seine Klingen abermals aufblitzten.

Kylar landete in der Hocke, eine Hand auf dem Boden, die andere an seinem in der Scheide steckenden Schwert. Der Ferali hielt inne; er blutete heftig, die mit Mündern bedeckte Haut auf einem Handrücken aufgeschnitten, auf der Schulter und den Hinterläufen. Das Blut war rot, allzu menschlich, aber während Vi den Ferali beobachtete, wuchsen die Schnitte zu Narben zusammen. Der Ferali schleuderte seinen Speer nach Kylar. Kylar wehrte ihn mit einer Hand ab, aber der Ferali war bereits in Bewegung.

Als Kylar auf die Wand zusprang, ließ der Ferali einen Arm in seine Richtung schnellen, und binnen des Herzschlags, den er brauchte, um den Arm nach vorn zu bewegen, verlängerte sich der Arm, Knochen fügten sich mit einem Knacken an der richtigen Stelle ein, und eine gewaltige sichelartige Klaue peitschte durch die Luft. Kylar stieß sich von der Wand ab, direkt in den Pfad der Klaue hinein. Sie schlug ihn zu Boden.

Vi dachte, er müsse gewiss tot sein, aber noch während Kylar auf dem Boden aufschlug, löste sich die Klaue und schlitterte über den Boden. Kylar hatte es irgendwie geschafft, sein Schwert zu ziehen und den Hieb abzuwehren. Der Ferali, dessen linkes Bein schlaff und knochenlos an ihm herabhing, wirkte vollkommen verblüfft. Er sank in sich selbst zusammen und wurde zu einer großen Katze.

Bevor die Bestie erneut angreifen konnte, hatte Vi sich endlich gefasst und stürzte sich schreiend in den Kampf. Der Ferali fuhr herum. Sie brachte sich tänzelnd aus der Reichweite seiner Klauen, deren Seiten jetzt knochenverstärkt waren. Kylar kam wieder auf die Beine, aber er taumelte benommen. Der Ferali huschte von Vi weg und berührte mit seinem Bauch den Boden, wo seine abgetrennte Klaue lag.

Binnen einer Sekunde war dieses Fleisch wieder Teil des Ferali. Knochen verlagerten sich, und er war so groß wie ein hochgewachsener Mann, mit Knochenschwertern als Armen. In dieser Gestalt schien er sich wohler zu fühlen, muskelbepackt und schneller als jeder Mann. Ein großer Teil seiner Haut war mit beinernen Panzerplatten verstärkt.

Vi und Kylar kämpften Seite an Seite. Kylar war in der Lage, sich durch die Luft zu schwingen und Bewegungen auszuführen, die Vi nicht einmal richtig wahrnehmen konnte; er stieß sich von Wänden und von den Säulen ab, und

immer landete er wie eine Katze auf den Füßen, immer hinterließ er mit seinen stählernen Klauen blutige Furchen. Vi hatte weniger Kraft, selbst mit ihrer Magie, aber sie war schnell. Der Ferali verwandelte sich wieder und wieder. Er wurde zu einem dünnen Mann mit einer um den Kopf geschlungenen, lebenden Kette und wirbelte sie um die Säulen herum, in der Hoffnung, dass deren mit Mündern versehene Glieder einen von ihnen erwischen würden. Eins der Glieder schnappte mitten im Flug nach Kylars Ärmel. Es raubte ihm das Gleichgewicht, und er krachte auf den Boden. Der Ferali zog die Kette ein, bis Vis Schwert sich in die zwei Zentimeter messende Lücke zwischen Kylars Haut und seinem Ärmel schob und ihn befreite. Kylar hielt nicht einmal inne. Er war sofort wieder auf den Beinen und kämpfte.

Dann war der Ferali ein Riese mit einem Kriegshammer. Marmor explodierte, als er mit der riesigen Waffe um sich schlug. Kylar und Vi zogen sich durch die Illusion der großen Schlacht auf dem Boden des Thronsaals zurück und kämpften ebenso verzweifelt, wie diese Männer und Frauen kämpften.

Im Kampf fanden sie nicht nur Einklang, sondern wurden sogar zu einer Art Einheit. Nachdem Vi Kylars Stärken begriffen hatte, verließ sie sich bei ihren Bewegungen darauf, dass er entsprechend reagierte. Sie waren Krieger, sie waren Blutjungen, und sie verstanden. Für Vi, die sich stets mit Worten schwergetan hatte, war Kampf Wahrheit.

Sie und Kylar kämpften zusammen – sie sprangen hoch, trafen sich mitten in der Luft, stießen sich ab, um in eine neue Richtung zu fliegen, bevor der Ferali reagieren konnte. Sie gaben einander Deckung, retteten einander das Leben. Kylar brach das Ende einer beinernen Keule ab, der Vi niemals hätte ausweichen können. Vi sagte: »Graakos!« – und Kiefer schlossen sich um Kylars Arm und prallten dann ab.

Für sie war es ein heiliger Augenblick. Sie hatte niemals eine so innige Verbindung zu einem anderen Menschen gehabt, niemals einem anderen so bedingungslos vertraut, wie sie Kylar vertraute. In diesem Kampf und durch diesen Kampf verstand sie den Mann besser, als tausend Mal tausend Worte es hätten offenbaren können. Sie waren vollkommen eins, und das Wunder daran war, wie natürlich es sich anfühlte.

Gleichzeitig stieg Verzweiflung in ihr auf. Sie hatten den Ferali hundert Mal verletzt, zweihundert Mal. Sie hatten seine Augen angegriffen, seinen Mund. Sie hatten Teile seines Körpers abgetrennt. Er blutete, und seine Gesamtmasse

wurde um einige Pfund verringert, aber das war alles. Sie verletzten ihn, und er heilte sich. Aber sie durften niemals einen Fehler machen. Sobald diese Haut ihre berührte, würden sie sterben.

~ *Ich schneide auch.* ~

Kylar landete neben einer Säule und hielt inne. Ka'karischwarze, blau umrandete Runen leuchteten auf seinem Arm. Er starrte sie an. »Du tust was?«, fragte er.

»Ich habe nichts gesagt«, erwiderte Vi. Ihr Blick ruhte auf der riesigen Spinne, die vor ihr über den Boden huschte.

»Dumm! Bin ich denn schwer von Begriff?«, fragte Kylar und ließ sich auf den Boden fallen.

~ *Ist das eine rhetorische Frage?* ~

Der Ka'kari ließ eine dunkle Flüssigkeit aus Kylars Hand auf sein Schwert tropfen. Aber dann verfestigte sich die Flüssigkeit wie ein dünnes Schwert. Kylar teilte Hiebe nach links und rechts aus, und Spinnenbeine flogen durch die Luft. Es war nicht so, als durchschlage er Knochen; sein Schwert glitt vielmehr hindurch wie durch Butter.

Er wich zurück, und die Spinne zog ihre Beine wieder an sich, aber diesmal bluteten die Stümpfe weiter. Sie qualmten und wollten neuen Gliedmaßen nicht erlauben, dort nachzuwachsen. Der Ferali verwandelte sich wieder in den Mann mit Schwertern als Armen, aber jetzt waren die Wunden auf der Brust des Mannes, und sie bluteten und qualmten noch immer. Die Kreatur brüllte und griff Kylar an.

Kylar teilte abermals Hiebe nach links und rechts aus, und die Schwertarme fielen zu Boden. Er rammte den Ka'kari dem Ferali in die Brust. Mit einer scharfen Bewegung zog er ihn zu den Lenden der Kreatur hinab. Rauch wogte, Blut spritzte. Kylar riss das Schwert hoch und hinterließ eine weitere riesige Schnittwunde.

Er sah es zu spät. Die Haut des Ferali zog sich von dem Schwert zurück und schoss dann blitzschnell wieder hoch.

Sie verschlang Kylars Hand.

Er sprang rückwärts, aber der Ferali, der jetzt erschlafft war, fiel mit ihm zusammen vorwärts, an seine Hand gebunden. Kylar riss das Schwert hin und

her, und Rauch quoll aus dem Ferali, während Kylar ihn ausweidete, aber die Bestie ließ nicht los. Kylar griff nach einem Dolch, aber er hatte all seine Dolche in der Schlacht verbraucht.

»Vi«, rief er. »Schneid sie ab!«

Sie zögerte.

»Schneide meine Hand ab!«

Sie brachte es nicht fertig.

Die Haut zuckte abermals und schoss seinen Unterarm hinauf

Kylar schrie und wand sich. Eine Ka'kari-Klinge bildete sich an seiner linken Hand, und er schlug sich damit den rechten Arm ab. Von dem sterbenden Ferali befreit, stürzte er rückwärts.

Er hielt den blutigen Stumpf mit der linken Hand umfassen. Einen Moment später schimmerte schwarzes Metall in jeder bloßgelegten Ader, und die Blutung kam zum Stillstand. Ein schwarzer Schutzfilm legte sich über seinen Stumpf. Kylar sah Vi benommen an.

Drei Meter entfernt sickerte aus dem Leichnam des Ferali Flüssigkeit. Der Ferali begann zu zerbrechen, das magische Gewebe sich aufzulösen. Die mit Mündern bewehrte Haut kräuselte sich und verdunstete, und dann waren nur noch stinkende Fleischfetzen, Sehnen und die Knochen übrig.

»Das«, erklang die Stimme des Gottkönigs, »war beeindruckend, Kylar. Du hast mir einiges gezeigt, von dem ich nicht wusste, dass ein Ka'kari dazu in der Lage ist. Überaus lehrreich. Und Vi, du wirst mir bewundernswert dienen, und nicht nur in meinem Bett.«

Etwas in Vi zerbrach. In den letzten zwei Tagen hatte sich alles verändert. Eine neue Vi kämpfte darum, geboren zu werden – und der Gottkönig war hier und behauptete, nichts habe sich verändert. Die neue Vi war eine Totgeburt. Sie würde wieder eine Hure sein. Sie würde wieder dasselbe kalte, harte Miststück sein.

Sie hatte gedacht, dieses Leben sei das einzige, das ihr offenstehe, daher hatte sie das Unerträgliche ertragen. Aber nachdem sie eine Möglichkeit gesehen hatte, eine Frau zu sein, die sie nicht hasste, gab es kein Zurück mehr für sie.

»Bekommt es endlich in Euren fetten Kopf, Gare«, sagte sie, noch während sie spürte, wie sich magische Fesseln wieder um ihre und Kylars Glieder legten.

»Ich werde Euch nicht dienen.«

Garoth lächelte mit göttlicher Huld. »Oh doch, das wirst du.«

»Kylar«, sagte Vi. »Komm zu dir. Du musst mir helfen, diesen verdammten Dreckskerl zu töten.«

Der Gottkönig lachte. »Zwang greift nicht bei jedem, Vi. Die Magie der Niles hätte die meisten Menschen befreit. Vor ungefähr neunzehn Jahren gab es eine ceuranische Schlampe, die ich während einer diplomatischen Reise verführt habe. Als ich herausfand, dass sie schwanger war, habe ich Männer ausgeschiedt, um sie zu holen, aber sie ist davongerannt, bevor sie dort ankamen. Als ich herausfand, dass sie ein Mädchen geboren hatte, ließ ich die Angelegenheit auf sich beruhen. Normalerweise lasse ich meine Töchter ertränken – es ist eine gute Übung für meine Jungen, es macht sie hart -, aber es war die Mühe nicht wert. Zwang, Vi, funktioniert nur bei Familienmitgliedern, und manchmal nicht bei Jungen. Du ...«

»Ihr seid nicht mein Vater«, zischte Vi. »Ihr seid nur ein kranker Perverser, der gleich sterben wird. Kylar!«

»Gut, Vi, lass uns nicht sentimental werden«, sagte Garoth Ursuul. »Du bist nichts anderes für mich als fünf Minuten Vergnügen und ein Löffel voll Samen. Nun, das ist nicht wahr. Verstehst du, Vi, du wirst ein Blutjunge sein, dem ich vertrauen kann. Du wirst mir niemals den Gehorsam verweigern, mich niemals verraten.«

Vi wurde von einem Entsetzen gepackt, das sie fester umklammert hielt als die Magie, die ihre Gliedmaßen fesselte. Überall um sie herum starben Möglichkeiten.

Kylar bewegte sich. Seine Augen wurden klar. Er sah sie mit hochgezogenen Brauen an und versuchte, charmant zu sein. Die ungeheure Süße dieser Geste durchbrach ihre Lähmung. Seine hellblauen Augen sagten: Stehst du hinter mir?

Ihre Augen antworteten ihm mit einer grimmigen, verzweifelten Freude, die keiner Übersetzung bedurfte.

Leise sagte Kylar: »Du lenkst seine Aufmerksamkeit auf dich, und ich werde sein Leben nehmen.« Er lächelte, und der Rest von Vis Furcht löste sich in nichts auf. Es war ein echtes Lächeln, ohne Verzweiflung. In Kylars Augen stand kein Zweifel. Ein zusätzliches Hindernis – seien es magische Fesseln oder der Verlust eines Arms – würde seinen Sieg nur umso süßer machen. Die Vernichtung des Gottkönigs war Kylars Schicksal.

»Du lässt mir keine Wahl«, sagte Garoth Ursuul. Er schürzte die Lippen.
»Tochter, töte Kylar.«

Der Ka'kari wurde aktiv und verschlang die Fesseln, mit denen Vi und Kylar gebunden waren. Vi bewegte sich, um ihre jedes Auge fesselnde Vorstellung zu beginnen.

Dann ... stand alles still.

Sie spürte eine Leere in ihrem Willen. Vor ihrem inneren Auge sprang Vi durch die Luft und flog zum Gottkönig hinüber; ihre Klinge senkte sich, sein Gesicht verzerrte sich in einem Krampf der Furcht, als er sah, dass seine Schilde fort waren, als er begriff, dass sie seinen Zwang besiegt hatte ...

Aber das war nur ihre Einbildung.

Der Rückstoß eines Aufpralls lief Vis Arm hinauf. Ihr Handgelenk bog sich, als gelte es, einen waagrechten Stoß in ein Herz abzuschließen, aber sie sah nichts, wusste nichts, außer dass um sie Leere war.

Dann füllte sich die Leere, und Vi war wieder bei Verstand. Ihre Finger lösten sich von dem vertrauten Griff ihres Lieblingsmesser. Kylar fiel – so langsam, so quälend langsam. Er fiel vornüber zu Boden, den Kopf im Nacken, weil sie ihm das Messer in den Rücken gerammt hatte. Sein dunkles Haar zitterte noch von dem Stoß. Erst als er auf dem Boden aufschlug, begriff Vi, dass Kylar tot war. Sie hatte ihn getötet.

»Das, meine liebe Tochter«, sagte Garoth Ursuul, »ist Zwang.«

Kylar drängte sich eilig durch den Nebel. In einem Augenblick, der nirgends verankert schien, als funktionierte die Zeit hier nicht auf die gleiche Weise, war er wieder in dem undeutlichen Raum, stand wieder vor dem wölfischen, grauhaarigen Mann, dessen Haar an einer Schläfe schneeweiß war.

»Zwei Tage nützen nichts«, sagte Kylar. »Ich muss sofort zurückkehren.«

»Impertinenz das letzte Mal, Forderungen diesmal«, erwiderte der Mann.

Er neigte den Kopf zur Seite, als lausche er, und wieder nahm Kylar andere wahr. Sie waren unsichtbar, wenn er sie direkt anschaute, aber sie waren eindeutig da. Konnte er sie diesmal ein wenig besser sehen? »Ja, ja«, sagte der Wolf zu einer Stimme, die Kylar nicht hören konnte.

»Wer sind sie?«, fragte Kylar.

»Unsterblichkeit ist einsam, Kylar. Wahnsinn ist nicht notwendig.«

»Wahnsinn?«

»Begrüße die großartige Gesellschaft meiner Fantasie, entnommen jenen tiefen Seelen, die ich im Laufe der Jahre kennengelernt habe. Keine Geister, nicht real, fürchte ich.« Der Wolfsmann deutete abermals mit dem Kopf auf einen von ihnen und lachte leise.

»Wenn sie nicht real sind, warum sprichst du dann mit ihnen und nicht mit mir?«, fragte Kylar. Er war immer noch wütend, und diesmal würde er den Tadel oder die geheimnisvollen Reden des Mannes nicht hinnehmen. »Ich brauche deine Hilfe. Sofort.«

»Im Laufe der Jahrhunderte wirst du erfahren, dass solche Dringlichkeit schwer aufrechtzuerhalten ist ...«

»Es wird wirklich schwer sein, wenn Garoth Ursuul mir meine Unsterblichkeit nimmt.«

Der Wolf legte die Fingerspitzen aneinander. »Armer Garoth. Er hält sich für einen Gott. Es wird sein Untergang sein, so wie es der meine war.«

»Und noch etwas«, sagte Kylar. »Ich will meinen Arm zurück.«

»Ich habe bemerkt, dass du es geschafft hast, ihn zu verlieren. Du hast tatsächlich den Ka'kari aus jeder Zelle des Arms gezogen, den du verloren hast. War das beabsichtigt?«

»Ich wollte nicht, dass der Ferali ihn bekommt.« Zelle? »Ein weiser

Gedanke, aber eine unkluge Entscheidung. Erinnerst du dich, wie man deinen Ka'kari nennt?«

»Den Verschlinger«, antwortete Kylar. »Na und?«

Der Wolf schürzte die Lippen. Wartete.

»Du machst Witze«, sagte Kylar. Ihm war übel.

»Leider nicht. Du hättest nicht zu kämpfen brauchen. Was der Ka'kari getan hat, während er sich über dein Schwert legte, hätte getan werden können, während er sich über deinen Körper legte. Du hättest einfach durch den Ferali hindurchgehen können.«

»Einfach so?«

»Einfach so. Weil du dir stattdessen den Arm abgeschnitten hast – und zuerst den Ka'kari hinausgezogen hast –, wird dein Arm nicht nachwachsen. Tut mir leid. Ich hoffe wirklich, du kannst mit dem linken Arm kämpfen.«

»Zur Hölle mit dir! Schick mich zurück, oder Ursuul siegt.«

Der Mann schenkte ihm ein breites Grinsen, als erheitere er ihn ungemein. »Wenn ich dich zwei Tage früher zurückschicke, wird mich das etwas kosten.« Seine Augen blitzten. »Drei Jahre und siebenundzwanzig Tage meines Lebens. Ein wenig so, als würden die Reichen von den Armen stehlen, meinst du nicht auch, Unsterblicher?« Er hob seine von Brandnarben bedeckte Hand, bevor Kylar ihn beschimpfen konnte. »Ich werde dich zurückschicken, wenn du mir einen Eid leistest. Es gibt da ein Schwert. Es heißt Curoch, und ich müsste lügen, wenn ich dir nicht sagte, dass eine große Zahl mächtiger Leute sich dieses Schwert innigst wünscht. Kennst du die Stadt Torra's Bend?«

»Torras Bend?«

»Die meine ich. Hol das Schwert und bring es dort hin. Geh in den Wald, vorbei am Eichenhain, bleib vierzig oder fünfzig Schritt vom Rand des alten Waldes entfernt stehen und wirf Curoch hinein.«

»Ist das der Ort, an dem du lebst?«, fragte Kylar.

»Oh nein«, sagte der Mann. »Aber etwas anderes lebt dort. Etwas, das Curoch vor der Welt der Menschen beschützen wird. Wenn du das tust, werde ich dich jetzt zurückschicken, und wenn du das Schwert ablieferst, werde ich dafür sorgen, dass dein Arm nachwächst.«

»Wer bist du?«, fragte Kylar.

»Ich bin einer von den Guten. Zumindest so gut, wie ich es sein kann.« Seine goldenen Augen tanzten. »Aber ich möchte, dass du etwas verstehst, das

Acaelus nie verstanden hat: Ich bin kein Mann«, er hielt grinsend inne, und Kylar fragte sich tatsächlich, wie viel Menschlichkeit hinter diesen Wolfsaugen lag, »dem man sich leicht in den Weg stellt.«

»Das dachte ich mir.«

»Bist du dabei?«

»Das ist eigenartig«, sagte der Gottkönig, als er vor Kylars Leichnam stehen blieb. »Wo ist der Ka'kari? Ich spüre ... Ist er in seinem Körper?«

»Ja«, antwortete Vi, außerstande, sich daran zu hindern.

»Faszinierend. Ich nehme nicht an, dass du weißt, wozu der Ka'kari fähig ist?«

Zu ihrem Entsetzen stellte Vi fest, dass sie antwortete. Es war keine direkte Frage gewesen, daher drückte sie sich so vage aus, wie sie konnte. »Nein. Ich weiß, dass er ihn unsichtbar macht.« Sie hatte versucht zu sagen »gemacht hat«, aber sie konnte die Vergangenheit nicht in den Satz hineinzwängen. Sie hoffte, dass es dem Gottkönig nicht aufgefallen war.

»Nun, wie dem auch sei, dein Liebhaber wird warten müssen. Ich muss mich um mein Massaker kümmern.«

Vi schrie und ergriff Kylars Schwert. Garoth beobachtete sie neugierig. Das Schwert beschrieb einen Bogen – und verharnte. Sie hatte es selbst aufgehalten. Sie konnte es nicht tun.

»Erstaunlich, nicht wahr?«, bemerkte er. »Das Komische ist, dass ich Zwang von einem eurer südlichen Paarungsrituale gelernt habe – dem Beringen -, aber ihr habt dessen wahre Macht vollkommen missverstanden. Wie dem auch sei, fühl dich frei, die Schlacht zu verfolgen – und hör auf zu ächzen, Liebes. Es ist unattraktiv.«

Abrupt wurden seine Augen leer. Vi versuchte, das Schwert zu bewegen, aber es war unmöglich. Der Zwang war unleugbar.

Während die Hexer den Ferali freiließen, saß Vi auf den Stufen vor dem Thron, um zuzusehen. Aber nicht einmal dieses schreckliche Spektakel konnte ihre Aufmerksamkeit fesseln.

Sie hätte schon vor langer Zeit aufgeben sollen. All ihr Widerstand war eine Farce. Sie hatte alles getan, was der Gottkönig von ihr gewollt hatte. Sie hatte Jarl getötet, und sie hatte Kylar getötet. In den nächsten Jahren würde sie

zweifelloos weiter töten. Hunderte. Tausende. Es würde keine Rolle spielen. Niemand konnte ihr jemals bedeuten, was Jarl und Kylar ihr bedeutet hatten. Jarl, ihr einziger Freund, gestorben durch ihre Hand. Kylar, ein Mann, der irgendwie etwas in ihr entfacht hatte ... was? Leidenschaft? Vielleicht nur Wärme, Wärme in einem kalten, toten Herzen. Ein Mann, der ... mehr hätte sein können.

Sie hasste jeden Mann, den sie je gekannt hatte. Es lag in der Natur des Mannes zu töten, zu vernichten. Die Frau war die Schenkerin des Lebens, die Ernährerin. Und doch ... Kylar.

Er stand wie ein Koloss quer zu all ihren Erwartungen und Erfahrungen. Kylar, der legendäre Blutjunge, der die Quintessenz der Zerstörung hätte sein sollen, hatte ein kleines Mädchen gerettet und adoptiert, hatte eine Frau gerettet, hatte Edelleute gerettet, die es nicht verdienten, gerettet zu werden, und er hatte versucht, dem bitteren Geschäft den Rücken zuzukehren. *Und er hätte es auch getan, wäre ich nicht gewesen.*

Wäre Vi nicht gewesen, wäre Kylar in Caernarvon und würde eine Art von Tageslichtleben führen, das Vi sich nicht einmal vorstellen konnte. Und was war mit Elene? Kylar hätte jede Frau haben können, die er wollte. Und er hatte sich für ein mit Narben bedecktes Mädchen entschieden. Ihrer Erfahrung nach flogen Männer auf die heißeste Hündin, in die sie ihren Schwanz stecken konnten. Wenn die Hündin heiß war, scherte es sie nicht, dass sie ein Miststück war. Aber Kylar war nicht so.

Eine fürchtbare Intuition blitzte in Vi auf. Sie sah Elene – eine Frau, der sie nie begegnet war – als ihren Zwilling und Gegensatz. Elene hatte zwei Zentimeter tiefe Narben, aber darunter war sie ganz Schönheit, Anmut und Liebe. Vi war ganz Hässlichkeit, bis auf den dünnen Schleier ihrer Haut. Kylars Liebe war nicht länger ein Rätsel. Der Mann, der über Jarls Ermordung hinwegsehen konnte, konnte mühelos über einige Narben hinwegsehen. Natürlich liebte er Elene. Oder hatte es getan, bevor Vi ihn getötet hatte.

Kylar hatte gesagt, er werde zurückkommen. Aber er würde nicht zurückkommen. Der Gottkönig hatte gesiegt.

Vi zog ihr Messer aus Kylars Rücken und rollte ihn herum. Seine Augen waren offen, leer, tot. Sie schloss diese anklagenden Augen, nahm seinen Kopf auf den Schoß und drehte sich um, um zu beobachten, wie der Gottkönig Cenarias letzte Hoffnung massakrierte.

Alle Vortäuschung gelehrtenhafter Distanziertheit war verschwunden. Zuerst hatten die Magi Mühe gehabt, den Ferali zu entdecken. Er war von ihnen praktisch unbemerkt auf dem Schlachtfeld erschienen und aktiv geworden.

Binnen einer Minute sagte einer der Magier: »McHalkin hatte recht. Ich dachte, er hätte es erfunden.«

»Wir alle dachten, er hätte es erfunden. Was bedeutet das im Hinblick auf all die anderen Kreaturen in seinen Schriften?«

»Götter, es ist genauso, wie er gesagt hat. Die Kreatur wird geritten, sie ist besessen.«

Auf dem Schlachtfeld bemerkten immer mehr Kämpfer die Gegenwart der Bestie. Sie war zu einem gewaltigen Bullen geworden, der durch die Reihen der Cenarier pflügte. Welche Wunden die Soldaten der Kreatur auch beizubringen vermochten, sie wurden schnell geheilt, und der Ferali wuchs.

Das Getöse der Schlacht, die Schreie von Zorn und Schmerz und klirrendem Stahl waren seit Beginn der Schlacht den Felsvorsprung hinaufgeweht. Jetzt erhoben sich neue Geräusche: Entsetzensschreie.

Der gewaltige Bulle kam außerhalb der khalidorischen Umzingelung zum Stehen. Ein halbes Dutzend Männer, einige davon noch lebendig, hingen an der Bestie. Sie verleibte sie sich ein und hielt dann inne, während sie sie verdaute, um sich neu zu arrangieren. Der Ferali rollte sich zu einem Ball zusammen, und Metallplatten drängten an die Oberflächen seiner Haut. Er streckte die Glieder und erhob sich.

Jetzt trug der Ferali die Gestalt eines Trolls. Er war dreimal so groß wie ein Mann, seine Haut war Panzer und klaffende, kleine Münder. Er hatte sich sogar die Schwerter und Speere seiner toten Widersacher einverleibt, die jetzt aus seinem Rücken und seinen Flanken ragten.

Die erste Reaktion der Cenarier war überraschend heldenhaff. Sie griffen die Bestie an.

Es war zwecklos. Der Ferali pflügte durch die Reihen und bewegte sich niemals so schnell, dass die khalidorische Linie sich nicht hinter ihm schließen konnte, und wo immer er mordend hinging, gab er acht, jeden Mann, den er getötet oder verstümmelt hatte, mit einem seiner vier Arme aufzuheben und ihn

an seine Haut zu kleben oder auf die Speere an seinem Rücken zu speißen. Er verschlang eins seiner Opfer nach dem anderen, ohne je eines auszulassen.

Ob die Soldaten die Bestie auch nur verwundeten, konnten die Magi nicht erkennen. Ohne jemals langsamer zu werden, verschlang sie Kampfreihe um Kampfreihe.

Im Angesicht dieses unausweichlichen Todes griff General Agon mit allem, was er hatte, einen Teil der khalidorischen Linie an und versuchte zu fliehen. Aufgrund von Glück oder Können schlossen sich ihm Hunderte seiner Männer an; sie alle attackierten verzweifelt die gleiche Stelle. Die khalidorische Linie beugte sich und brach beinahe, aber die Kavallerie des khalidorischen Prinzen Moburu verstärkte die Linie, bis der Ferali durch die Reihen watete, um dorthin zu gelangen. Abrupt brach der Angriff ab, und die cenarischen Generäle versuchten, ihre Männer dazu zu bringen, auf einem anderen Weg anzugreifen. Aber das Getöse der Schlacht, die Verwirrung, von Khalidori umzingelt zu sein, und das Grauen der immer größer werdenden Bestie waren zu viel.

Die Cenarier kämpften in verzweifelter Raserei. Sie waren nur Augenblicke von einer Panik entfernt.

»Wir müssen ihnen helfen«, sagte Jaedan.

Die Magi sahen ihn an, als sei er wahnsinnig.

»Was? Wir sind einige der mächtigsten Magi auf der Welt! Wenn wir ihnen nicht helfen, werden sie sterben. Wenn wir uns jetzt nicht Khalidor in den Weg stellen, wird es zu spät sein.«

»Jaedan«, sagte Vervel leise. »Der Ferali ist beinahe unempfindlich für Magie – und zwar sogar für die Magie der Alten. Es ist bereits zu spät.«

Lord Lucius war nicht in der Stimmung, den jungen Mann zu beschwichtigen. Er sagte: »Wir wurden ausgeschickt, das große Schwert zu finden oder eine Nachricht über seinen Verbleib zu erhalten. Wenn Curoch hier ist, glaub mir, Jaedan, werden wir bald davon erfahren. Wenn die Cenarier es haben, werden sie es jetzt benutzen. Der Rat ...«

»Der Rat ist nicht hier!«, unterbrach ihn Jaedan. »Ich denke ...«

»Was du denkst, ist unerheblich! Wir werden nicht kämpfen. Das ist das letzte Wort. Verstanden?«

Jaedans Kiefer verkrampften sich vor Anstrengung, Worte zurückzuhalten, die man ihn bedauern lassen würde. Er richtete den Blick wieder auf die Männer, die wegen Lord Lucius' Apathie starben. »Verstanden, Herr.«

Ein Punkt, der in Geschichten über Schlachten nie erwähnt wurde – den Geschichten, die Logan als Junge so sehr geliebt hatte –, war der Geruch. Er dachte, nach dem Loch könne ihn nichts jemals wieder erschüttern, aber das war ein Irrtum. Er hatte den Überblick über die Zahl der Männer verloren, die er im Loch hatte sterben sehen, aber wie viele es auch gewesen sein mochten – Zwölf? Fünfzehn? –, es war nichts verglichen mit der Zahl der Toten hier allein beim ersten Angriff. Der Geruch hatte von Erregung und Furcht gestammt, von Regen und Schlamm, unbedeutende Gerüche neben den Bildern von blitzendem Stahl und stolzen Pferden, den grimmigen Gesichtern der Frauen, die mit ihm ritten.

Die Khalidori hatten sie eingeschlossen. Ohne Flaggen oder Handzeichen, um sich mit entfernten Kommandanten in Verbindung zu setzen, konnten die Cenarier nicht entkommen. Wenn sich zu wenige einem Angriff anschlossen, verlief er im Nichts. Waren es zu viele, wurden sie von hinten massakriert. Die cenarische Armee war gelähmt, und es tauchten immer mehr Khalidori auf – woher? Warum zur Hölle hatten sie nicht gewusst, dass sie da waren? Hatte Luc Graesin seinen Auftrag verpfuscht, oder hatte er sie verraten? Es spielte jetzt keine Rolle mehr, es zählte nur das Vermeiden eines endlosen Gemetzels, und der Gestank biss ihn in die Nase.

Es waren dicht an dicht gedrängte Männer, ihre Körperwärme und ihr Schweiß und ihre Angst, die sich mit der Panik der Pferde vermischten. Es war eine Kloake, während die Toten und Ängstlichen die Kontrolle über ihre Gedärme verloren. Es waren Magensäfte aus aufgeschnittenen Bäuchen, zerhackten Eingeweiden und sterbenden Tieren, die brüllend um sich traten. Es war Blut, das sich mit dem Regen in Pfützen sammelte. Es war der süßere Geruch vom Schweiß der Frauen; ihre Anzahl wurde geringer, aber sie waren noch immer furchtlos, solange Logan furchtlos war.

Wo immer er hinkam, ordneten sich die cenarischen Linien. Es war nicht nur seine Anwesenheit. Es waren diese prachtvollen Frauen, blutverschmiert und fluchend wie Seeleute. Ihr bloßer Anblick verwirrte die Khalidori.

Wäre der Orden nicht gewesen, wäre Logan beim ersten Angriff gestorben. Sie kämpften mit beinahe selbstmörderischer Raserei, um an seiner Seite zu sein, und sie hatten den Preis dafür gezahlt. Von den dreißig Frauen, die mit ihm geritten waren, waren nur noch zehn übrig. Mit einer so kleinen Leibwache wäre

Logan gewiss überwältigt worden, hätten sich ihnen nicht in den Minuten nach dem ersten Angriff hundert Männer angeschlossen – Agons Hunde. Er hatte ihnen Worte gegeben, und jetzt gaben sie ihm ihr Leben.

Logan hätte nicht sagen können, wie lange die Schlacht schon im Gang war, als ein neuer Geruch sich durch die Reihen verbreitete. Es war etwas Ranziges, was keinen Sinn ergab. Heute Nacht würden die Armeen reichlich Fleisch auf dem Schlachtfeld zum Verwesen liegen lassen, aber noch hätte nichts verwest sein dürfen. Er hörte und spürte die Reaktion der Cenarier, lange bevor er die Quelle ihrer neuesten Angst sah. Dann entdeckte er vom Rücken seines Pferdes etwas, das aussah wie ein Bulle, ein Bulle von der Größe eines Streitrosses, der durch die Linien stürmte und Männer mit sich riss.

Eine andere Kreatur kehrte zurück. Es war ein Troll mit vier Armen, vier Augen, klumpiger, grauer Haut und Klingen, die aus seinem Rücken ragten. Logan wusste, dass er hätte Angst haben sollen, und ein Teil von ihm staunte über das Ausbleiben dieser Furcht. Die Angst war einfach nicht da. Diese Kreatur tötete seine Leute. Er musste sie aufhalten.

General Agon führte einen weiteren Angriff an. Seine Männer krachten in die Kavallerie wie ein Hammer aus Balsaholz auf einen Amboss. Agon blieb nichts übrig als der Versuch, von diesem verdammten Kavallerieoffizier mit der ladischen Haut und den alitaerischen Kleidern und Pferden wieder loszukommen.

Logan stürmte auf die Bestie zu. Sie schien jetzt noch größer zu sein. Nun war ein ganzer Arm eine Sichelklinge, und der Troll ließ sie etwa einen Meter über dem Boden über das Feld sausen und brachte eine volle Ernte ein. Es gab kein Entrinnen. Einige Männer sprangen, andere warfen sich zu Boden, aber die meisten wurden entzweigeschnitten. Der Troll bewegte sich vorwärts; seine Arme hoben die Toten an und spießten sie auf die Lanzen und Schwerter, mit denen sein Körper bedeckt war.

Logan ritt in die frei gewordene Lücke, während die Cenarier so weit wie möglich vor dem Troll zurückwichen. Sein weißes Streitross tänzelte nervös.

Der Troll hielt inne und musterte Logan. Er stieß ein lautes Brüllen aus, bei dem Logan um ein Haar die Kontrolle über sein Pferd verloren hätte, dann schüttelte sich die Kreatur. Aus dem Bauch des Trolls trat ein menschlicher Kopf hervor.

»Logan«, sagte der Kopf mit vollkommen menschlicher Stimme, in der nur ein Anflug khalidorischen Akzents lag. Der Kopf schob sich weiter aus dem

Bauch des Trolls auf Logan zu.

»Ursuul«, knurrte Logan.

»Es gibt da etwas, das du über Jenine wissen solltest.«

Logan war zu Beginn der Schlacht nicht stark gewesen. Nach Monaten der Entbehrungen war er ausgemergelt und schwach. Sein Überleben am heutigen Tag verdankte er dem Glück und der Wildheit des Strumpfbandordens und Agons Hunden, nicht seiner eigenen Stärke oder Tüchtigkeit, aber als Jenines Name über die widerwärtige Zunge der Bestie kam, verspürte Logan die Macht gerechten Zorns.

»Eure entzückende, entzückende Frau le...«

Logans Schwert blitzte auf, und er schlug den Kopf ab. Auf dem Boden zerplatzte er zu Klumpen verwesenden Fleisches.

Einen Moment lang erstarrte die Bestie. Sie bewegte keinen Muskel, und während der Moment sich in die Länge zog, jubelten die Cenarier plötzlich, weil sie dachten, Logan habe die Bestie irgendwie getötet.

Dann reckte der Troll die Arme gen Himmel und stieß ein Brüllen aus, das die Erde erbeben ließ. Zwei seiner Augen waren auf Logan gerichtet, und die riesige, beinerne Sichel wurde zurückgezogen.

Vi strich mit sanften Fingern über Kylars Haar. Der Ferali vor ihnen hatte sich in einen Troll verwandelt und watete durch die cenarischen Linien. Sie sah ihn kaum. Sie starrte auf Kylars totes Gesicht. Zum ersten Mal wurde ihr bewusst, wie jung er aussah. Kylar war heiter, friedlich. Vi hatte ihn ermordet. Sie hatte dem Gottkönig Unsterblichkeit geliefert.

Etwas spritzte auf seine Wange. Vi blinzelte. *Was zur Hölle?* Der Tropfen rollte an seiner Wange hinunter zu seinem Ohr. Sie blinzelte abermals, schneller diesmal, und weigerte sich zu glauben, dass sie weinte. Was hatte Schwester Ariel gesagt? Etwas darüber, dass sie ein emotionaler Krüppel sei? Vi betrachtete ihre Träne, die auf Kylars Ohr glänzte, und wischte sie weg. *Dieses Miststück hat mich dumm genannt.*

Und genau das war sie. Ihr Finger erstarrte.

Es traf Vi wie ein Streitross in vollem Galopp. Sie war Schwester Ariel doch nicht entkommen.

Plötzlich bekam Vi keine Luft mehr. Jetzt sah sie die Falle der Schwester, ausgelegt in jedem Wort, das Ariel gesprochen hatte. Sie sah den Köder und die Konsequenzen. Es war keine Flucht, aber es war eine Flucht vor dem Gottkönig.

Dazu musste Vi Kylar lediglich etwas antun, das schlimmer als alles war, was Hu Gibbet ihr jemals angetan hatte. Sie schob unsicher eine Hand in einen Beutel und fand das Kästchen genau da, wo sie es hingelegt hatte. Nachdem sie das Kästchen geöffnet hatte, betrachtete sie die waeddrynischen Eheringe, die darin lagen.

Wenn sie das tat, würde es wie eine Vergewaltigung sein, und Vi wusste, was eine Vergewaltigung war.

Aber es war die einzige Möglichkeit. Schwester Ariel hatte ihr durch die Niles alle Informationen geben lassen, die Vi benötigen würde. Sie hatten ihr erklärt, dass sie »ein äußeres Zeichen für eine innere Veränderung« benötigen würde, um den Zwang zu durchbrechen. Sie hatten von der mächtigen Magie in einigen der alten Ringe gesprochen und darüber, dass sie eine Art von Zwangzauber bargen. Und das Miststück von Hexerin hatte die Karotte selbst vor ihrer Nase baumeln lassen: schnelle Beförderung, privater Unterricht,

Wichtigkeit.

Vi scherte es nicht. Sie würde das nicht für sich selbst tun. Sie würde es tun, weil der Gottkönig, wenn sie es nicht tat, unsterblich werden würde. Und Vi seine handzahme Attentäterin sein würde, eine Landplage, die jeden niedermetzte, der es wagte, ihm zu trotzen. Sie würde dies für die armen Bastarde tun, die auf dem Schlachtfeld bei lebendigem Leib gefressen wurden. Sie würde es tun, weil Kylar, wenn sie es nicht tat, wahrhaft sterben würde.

Aber er würde ihr niemals verzeihen.

Sie fuhr mit den Fingern durch Kylars Haar. Sein Gesicht sah kalt und reglos aus, verurteilend. Sie würde entfliehen; sie würde sich verändern, aber Kylar und Elene würden den Preis zahlen.

Der Ohrring durchstach ihr linkes Ohr, und der Verschluss schmolz nahtlos zusammen. Der Schmerz trieb ihr Tränen in die Augen. Im nächsten Moment rannen sie ihr übers Gesicht, während sie den anderen Ring durch Kylars Ohr stach.

Eine Woge der Wärme entzündete sie von Kopf bis Fuß. Sie spürte, wie der Zwang verwelkte und in Stücke brach. Das war nichts verglichen mit der plötzlichen Sehnsucht, die sie verspürte. Sie schnappte nach Luft. In ihrer bloßen Haut, im Magen, im Rückgrat spürte sie Kylar. Seine Verletzungen heilten, aber er hatte solche Schmerzen, dass es ihr Qual bereitete. Ihre Finger kribbelten, wo sie sein Gesicht berührte. Er war attraktiver denn je. Sie wollte, dass er sie kannte. Sie wollte die Wahrheit gestehen und Vergebung erlangen und dass er ihre Liebe erwiderte. Sie wollte, dass er sie in den Arm nahm, dass er ihre Wange berührte, dass seine Finger durch ihr Haar strichen ...

Vi stieß Kylar grob von ihrem Schoß und erhob sich taumelnd. Der Ansturm von Gefühlen war zu viel, zu intensiv, zu gewaltig, um ihn zu verstehen, doch er fühlte sich nicht fremdartig an. Er fühlte sich nicht unecht an. Es fühlte sich an, als sei ihre Liebe gereinigt worden, als habe jemand auf die Kohle geblasen, sodass sie zu loderndem Leben erwacht war. Vi keuchte. Sie konnte es kaum ertragen, Kylar anzusehen. Aber sie war frei. Der Zwang war fort.

Frei! Frei von dem Gottkönig. Auf dem Boden stand ein einsamer Reiter vor dem gewaltigen Troll. Vi griff nach ihrem Dolch und stolperte auf ihren Vater zu. Sie packte seinen Körper und zwang ihn aufzustehen. Sie schüttelte ihn.

»Vater! Vater!«, schrie jemand. Wer zur Hölle schrie auf dem Schlachtfeld dieses Wort? Einen Moment später begriff Garoth, was es sein musste, und richtete sein Bewusstsein wieder auf den Thronsaal. Logan konnte einige Sekunden warten. Zur Hölle mit ihm, wenn er nicht wissen wollte, dass Jenine noch lebte.

»Vater«, begann Vi, »kannst du mir etwas sagen?« Sie hatte sich offensichtlich mit ihrem Zwang abgefunden, denn sie berührte ihn.

»Vater?« Ich bin sehr beschäftigt, wenn du nichts dagegen hast ...«

»Hast du mich dazu gebracht, Jarl zu töten? War es Zwang?«

Er lächelte. Die Lüge kam ihm leicht über die Lippen. »Nein, Moulina. Das hast du selbst getan.«

»Oh.« Die eine Silbe zerplatzte wie eine kleine Blase auf ihren Lippen.

Garoth grinste und glitt zurück in den Ferali. Garoth brüllte in den Himmel und zog seinen Sichelarm zurück. Logan ritt direkt auf ihn zu, bis sein Pferd scheute. Logan trat ihm in die Flanken und zerrte an den Zügeln, aber das Pferd verweigerte ihm den Gehorsam. Es drehte sich in einem verzweifelten Kreis und stolperte über einen Leichnam. Während Garoth die riesige Sichel schwang, um Logans Körper zu spalten, sprengte einer der berittenen Hexerjäger herbei, sprang aus dem Sattel und versuchte, Logan wegzuziehen. Die Sichel fuhr durch die Hälse beider Pferde, und die Tiere krachten auf die Erde. Blut spritzte – Zwillingsfontänen.

Logan rollte sich weg und rappelte sich hoch. Der Bogenschütze hatte bereits einen Pfeil an die Sehne gelegt. Er durchschoss erst eins von Garoths Augen, dann das andere. Garoth blinzelte, und neue Augen drückten die alten hinaus. Es spielte keine Rolle. Logan stand vor ihm, trotzig, aber schutzlos. Garoths nächster Hieb würde den kleinen Mann in zwei Hälften teilen ...

Etwas Heißes berührte ihn am Rücken. Einmal, zweimal, dreimal. Wieder und wieder. Er hob die Hände des Ferali an dessen Rücken und fragte sich, was seine dicke Haut durchstoßen könnte, fragte sich, warum seine anderen Augen den Angriff nicht gesehen hatten, aber da waren keine Pfeile oder Speere in seinem Rücken.

Der Ferali verblasste, und als Logan auf ihn zustürmte, um ihm sein Schwert in den Bauch zu rammen, begriff Garoth, dass es nicht der Ferali war, der blutete.

Er blutete.

Er hörte das Geräusch von Weinen, und er war wieder im Thronsaal.

Vi drückte ihn an ihre Brust und stach auf ihn ein, wieder und wieder, während sie wünschte, der Dolch würde den ganzen Weg bis in ihr eigenes Herz stoßen.

Garoth befahl seinen Gliedmaßen, sich zu bewegen, aber sie waren leere Fleischbrocken. Sein Körper starb, starb! Und seine Sicht trübte sich, wurde schwarz, schwarz ...

Er löste den Todeszauber aus. Es war ein schreckliches Risiko zu versuchen, sein Bewusstsein in einen anderen Körper zu schleudern. Wenn Khali dies gestattete, würde ihr Preis entsetzlich sein, aber er hatte nichts zu verlieren.

Die Vir rissen sich von seinen Armen los und umschlangen Vi in einem Wald schwarzer Finger. Sie zogen sie näher heran.

Er war nah dran! Es funktionierte! Er konnte es spüren!

Und dann wurde jeder Finger der Vir von einer durchscheinenden Klinge abgetrennt, die zwischen Garoth und Vi hindurchfuhr. Die Vir, von ihrer Quelle abgeschnitten, erstarrten, barsten und lösten sich in schwarzem Rauch auf. Garoth drehte sich um und sah das Unmögliche.

Kylar lebte. Er stand da, und auf jedem seiner Züge stand das Urteil geschrieben. In der Faust hielt er eine schwarze Ka'kari-Klinge. Die Erkenntnis schlug über Garoth zusammen wie eine Flutwelle.

Der Verschlinger verschlang Leben selbst. Der Bewahrer bewahrte Leben selbst. Es war nicht nur verlängertes Leben oder Heilung. Es war wahre Unsterblichkeit. Garoth hatte eine Chance gehabt, ein echter Gott zu werden, und er hatte sie sich durch die Finger schlüpfen lassen. Ohnmächtiger Zorn durchflutete ihn.

Dann senkte Kylars Ka'kari sich ein weiteres Mal auf seinen Kopf herab.

Logan rammte sein Schwert dem Troll in den Bauch, und die Kreatur taumelte rückwärts. Sie fiel auf die Knie, als habe sie plötzlich jedwede Koordination verloren. Logan sprang zurück und vermied es nur mit knapper Not, zerquetscht zu werden. Er war sich nicht sicher, was gerade geschehen war, aber es kam ihm so vor, als sei die Reaktion des Trolls nicht richtig. Logan hatte ihn schlimmere Wunden empfangen und nicht einmal zusammenzucken sehen.

Die Blicke beider Armeen waren auf Logan und die Bestie gerichtet. Logan

stach erneut auf sie ein und ein drittes Mal, aber die Wunden versiegelten sich, sobald er das Schwert herauszog.

Während der Ferali noch auf den Knien lag, glitten die Panzer, die den größten Teil seines Bauchs bedeckten, zu seinen Seiten hinaus – knirschend wie eine brechende Nase, aber hundertfach wiederholt. Aus der Lücke zwischen den Panzern drängte etwas gegen die Haut. In der nächsten Sekunde formte die Gestalt sich um. Aus dem Bauch des Trolls wurde, wie in einem Halbreliëf, die Form einer Frau gepresst. Ihr Gesicht bewegte sich, und ein Mund erschien.

»Ich kann nicht dagegen kämpfen, König. So hungrig. Genau wie im Loch. Ich kann nicht auf hören, König. Sieh, wozu sie mich gemacht haben. Es wird mir nicht erlauben, mich zu töten, König. So hungrig ... so hungrig.«

»Lilly? Ich dachte, es sei Garoth«, sagte Logan.

»Er ist nicht mehr. Tot. Sagt mir, was ich tun soll, König. Ich kann mich nicht aufhalten. Ich bin so hungrig, dass es mich selbst frisst.«

Logan begriff, dass der Troll in der Zeit, seit Garoth Ursuuls Gesicht aus ihm aufgetaucht war, geschrumpft war. Er verschlang sich selbst. Er musste schnell etwas unternehmen. Sie konnten die Bestie nicht töten. Sie heilte ihre Wunden, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, und jetzt wurde die Gestalt Lillys undeutlich.

»Lilly«, sagte Logan. »Lilly, hör mir zu.«

Sie fasste sich, und ihre Gestalt erschien erneut, doch diesmal ohne einen Mund.

»Lilly, iss die Khalidori. Iss sie alle und lauf in die Berge hinauf. In Ordnung?«

Aber sie war fort. Die Panzer schoben sich wieder zusammen, und der Troll rappelte sich hoch. Er heftete den Blick auf Logan und hob seine Sichel, und jede Spur von Lilly war verschwunden.

Logan ging direkt auf die Bestie zu. »Du wolltest die Dinge richtig machen, Lilly? Du erinnerst dich, Lilly?«, fragte Logan und hoffte, dass er sie durch den Klang ihres Namens zurückholen konnte. »Du wolltest dir deine Vergebung verdienen, Lilly? Bin ich dein König oder nicht?« Der Ferali blinzelte und hielt inne. Logans Stimme nahm eine Autorität an, von der er nicht gewusst hatte, dass er sie besaß, und während er auf die Khalidori zeigte, rief er: »GEH! TÖTE SIE! ICH BEFEHLE ES!«

Der Ferali blinzelte und blinzelte abermals. Dann ließ er mit einer Bewegung,

die schneller war, als jede, zu der Garoth ihn je gebracht hatte, einen Arm durch die Khalidori hinter ihm führen. Logan drehte sich um und sah Tausende von Augenpaaren, die ihn ungläubig anstarrten.

Logan Gyre, der Mann, der einem Ferali befohlen hatte innezuhalten, und der Ferali hatte gehorcht.

Die Schlacht war zum Stillstand gekommen. Khalidori und Cenarier standen in Reichweite zueinander und kämpften nicht. Der Ferali, der jetzt gut und gern zehn Meter hoch war, fesselte aller Aufmerksamkeit. Er drehte sich nicht um. Er wurde lediglich für einen Moment gallertartig, und dann war das, was seine vordere Seite gewesen war, sein Rücken. Er hatte sich den Khalidori zugewandt.

Ein Feuerball erhob sich von einem Meister und prallte von der Haut der Bestie ab, ohne Schaden anzurichten. Zehn weitere folgten und bewirkten nichts. Einen Moment später schlug ein Blitz ein und hinterließ kaum einen schwarzen Abdruck auf der Haut des Ferali. Der Ferali ging in die Hocke und dehnte jeden Muskel in seinem Körper. Sämtliche Arme und die Panzerung, die Garoth der Bestie einverleibt hatte, explodierten in alle Richtungen aus seinem Körper, Brustpanzer und Kettenhemden, Speere und Schwerter, Kriegshämmer und Dolche und Hunderte von Pfeilen, die in einem großen Umkreis klappernd zu Boden fielen.

Ein leuchtender, weißer Homunkulus kam von einem Vürdmeister aus den khalidorischen Reihen geflogen und heftete sich an den Ferali. Zwischen dem Vürdmeister und dem Homunkulus schien die Luft sich zu verzerren, als spiegele sich alles, was man durch sie hindurch sah, in einem verbogenen Spiegel.

Zehn Schritt von dem Ferali entfernt riss die Verzerrung in der Luft mit rotem Feuer auf. Der Grubenwurm griff an. Aber sein Maul bekam nichts zu fassen. Der Ferali war unglaublich schnell. Der Grubenwurm bog sich zurück, seine schwarze und feuerrote Haut wand sich weiter in die diesseitige Welt, zehn, fünfzehn, zwanzig Meter, ohne dass sein walzenförmiger Leib schmaler wurde.

Logan hörte Waffen klirrend zu Boden fallen, während die Titanen kämpften.

Aber der Kampf war praktisch bereits entschieden. Der Grubenwurm verfehlte abermals sein Ziel, und der Ferali tat es nicht. Eine gewaltige Faust zerschmetterte dem Wurm den Kopf und schlug seinen Körper wie eine Peitsche auf die khalidorischen Truppen. Der Wurm brach in blutlose Schwärze und rote Klumpen auseinander, die zischend auf den Boden fielen und sich in grünem

Rauch auflösten.

Der Ferali wandte sich den khalidorischen Truppen zu, und zwölf Arme schossen aus seinem Leib. Er begann sich wie ein gieriges Kind, das Süßigkeiten in sich hineinstopfte, Soldaten einzuverleiben.

Dann erinnerten sich die Männer auf beiden Seiten ihrer Schlacht. Die Cenarier erinnerten sich ihrer Waffen, und die Khalidori erinnerten sich ihrer Fersen. Sie warfen Waffen und Schilde beiseite, um schneller rennen zu können.

Ein Schrei erhob sich, als die Khalidori vor dem Ferali flohen.

Logan konnte es nicht glauben. Die Unmöglichkeit des Ganzen war zu gewaltig, um sie zu akzeptieren.

»Wer soll ihnen folgen?«, fragte General Agon. Er und ein blutverschmierter Herzog Wesseros waren wie aus dem Nichts aufgetaucht.

»Niemand«, sagte Logan. »Sie kann Freund nicht von Feind unterscheiden. Unser Kampfstil zu Ende.«

»Sie?«, wiederholte Herzog Wesseros.

»Fragt nicht.«

Agon, der Befehle schrie, ritt davon, und Logan wandte sich dem Mann zu, der ihn von seinem Pferd gezerrt hatte. Er kannte ihn nicht. »Du hast mir das Leben gerettet. Wer bist du?«, fragte Logan.

Kaldrosa Wyn, die sethische Frau, die ihm während der ganzen Schlacht nicht von der Seite gewichen war, trat vor. »Mylord, dies ist mein Ehemann, Tomman«, sagte sie mit grimmigem Stolz.

»Du bist ein mutiger Mann, Tomman, und kein schlechter Schütze. Welchen Lohn erbittest du?«

Tomman blickte auf und unerklärlicherweise leuchteten seine Augen. »Ihr habt mir bereits mehr gegeben, als ich verdiene. Ihr habt mir meine Liebe zurückgegeben, Mylord. Was wäre kostbarer als das?« Er streckte die Hand aus, und seine Frau ergriff sie.

Die cenarischen Reihen formierten sich neu und beobachteten, wie die Khalidori niedergemetzelt wurden. Es gab keinen Rückzug. Es war eine wilde Flucht. Sämtliche geordnete Linien brachen, und Männer rannten in alle Richtungen. Der Ferali zerfetzte sie. Er wurde zu einer Schlange und rollte sich über das ganze Schlachtfeld. Männer klebten an seinem Körper fest und schrien. Dann war der Ferali ein Drache. Immer hatte er Dutzende von Händen. Immer war er schnell und schrecklich. Jämmerliche Schreie erhoben sich zu beiden

Seiten, und Männer stürzten sich in ihrer Panik aufeinander. Einige duckten sich hinter die Schaßzäune, andere kauerten sich in die Schatten von Felsbrocken, wieder andere kletterten auf Bäume am Rand des Feldes, aber die Kreatur war gründlich in ihrer Raserei. Sie sammelte überall Männer auf – ob sie lebend oder tot waren oder verletzt, ob sie sich tot stellten, sich versteckten oder kämpften – und verschlang sie.

Nicht alle Khalidori flohen. Einige drehten sich um und kämpften. Einige trieben ihre Gefährten an und attackierten mit größerem Mut, als die Cenarier es für möglich gehalten hätten. Vielleicht mit größerem Mut, als sie selbst gezeigt hätten. Aber im Angesicht dieses Grauens war Mut bedeutungslos. Die Tapferen und die Feigen, die Hohen und die Niedrigen, die Guten und die Schlechten, sie alle starben gleichermaßen. Und die Cenarier verfolgten das Schauspiel mit offenem Mund; nicht einer von ihnen vergaß, dass das Massaker eigentlich ihr eigenes hätte sein sollen. Die wenigen Male, da ein Cenarier hier oder dort jubelte, fiel niemand in den Ruf ein. Der Ferali stürzte hierhin und dorthin und bekam nicht jede Gruppe von Khalidori zu fassen, aber doch die meisten, und immer machte er einen großen Bogen um die cenarischen Reihen, als fürchte er die Versuchung, ihnen allzu nahe zu kommen.

Zu guter Letzt und nachdem er die letzte Gruppe verschlungen hatte, die groß genug war, um sich für ihn zu lohnen, floh der Ferali in Richtung der Berge. Cenaria war entweder gesegnet oder vom Glück begünstigt, oder Lilly hatte sich besser unter Kontrolle, als Logan gehofft hatte, denn der Ferali bewegte sich in eine Richtung, in der es auf hundert Meilen keine Dörfer gab.

In der Stille stieß jemand ein Freudengeheul aus. Einen Moment lang hing der Laut allein in der Luft. Logan hatte ein neues Pferd bekommen, und im Sattel sitzend drehte er sich um und nahm abermals den Blick von Tausenden von Augenpaaren wahr, die auf ihn gerichtet waren. Warum sahen sie ihn alle an?

Dann jubelte erneut jemand, und der Gedanke drängte sich in Logans Bewusstsein: Sie hatten gesiegt. Irgendwie und gegen alle Wahrscheinlichkeit hatten sie gesiegt.

Zum ersten Mal seit Monaten verzog sich Logans Mund zu einem Grinsen. Dies entfesselte eine Sturzflut, und plötzlich konnte niemand aufhören zu lächeln oder aufhören zu brüllen oder aufhören, seinen Kameraden auf die Schulter zu schlagen. Es spielte nicht länger eine Rolle, welcher Adelsfamilie das Banner

gehörte, unter dem sie gekämpft hatten. Agons Hunde umarmten Männer in Uniform von Cenarias Stadtwache: ehemalige Diebe und ehemalige Wachposten, die als Freunde beieinanderstanden. Edelleute standen Arm in Arm mit Bauern da und brüllten gemeinsam. Die zerschmetterten Glieder des Landes schienen sich neu zu formen, noch während Logan die Armee betrachtete, deren Reihen jetzt dicht geschlossen waren. Sie hatten gesiegt. Der Preis war fürchtbar gewesen, aber sie hatten sich gegen die Macht eines Ungeheuers und die Magie eines Gottes gestellt, und sie hatten gesiegt.

Ein Schrei erhob sich über das Klirren von Schwertern und Speeren, die rhythmisch auf Schilde geschlagen wurden.

»Was sagen sie?«, rief Logan Agon zu, aber noch während er die Frage stellte, konnte Logan die Worte ausmachen, im Rhythmus mit jedem Krachen eines Schwerts auf einen Schild geschrien: »KÖNIG GYRE! KÖNIG GYRE! KÖNIG GYRE!« Es war kühn; es war verräterisch; es war schön. Logan suchte im Gedränge nach Terah Graesin. Sie war nirgends zu finden. Und dann lächelte er wirklich.

Der tote Gott fiel wie ein Sack Weizen. Vi zitterte, aber die Vir, die sich um ihren Körper geschlungen hatten, schienen ihr keinen Schaden zugefügt zu haben. Kylar starrte ungläubig auf Garoth Ursuuls Leichnam.

Kylars Schicksal lag tot auf dem Boden, und Kylar hatte ihn nicht getötet.

Der Wolf hatte seinen Teil des Handels gehalten: Kylar lebte. Aber irgendetwas fühlte sich anders an. Vi starrte ihn an, immer noch zitternd und aufgewühlt. Die Tränen brannten noch immer heiß und nass auf ihren Wangen. Er blickte auf und las Schock und Furcht in jeder Linie ihres Körpers – zusammen mit einem Anflug von Hoffnung?

Was zur Hölle? Seit wann kann ich sehen, was eine Frau fühlt?

Vi war bespritzt mit dem Blut des Gottkönigs. Es war unsichtbar auf ihrer dunkelgrauen Blutjungenrobe, aber die roten, nassen Flecken in ihrem Ausschnitt boten einen schrecklichen Anblick.

Als Kylar sie ansah, war sie so außer sich, dass er sie gern in die Arme genommen hätte. Sie brauchte seine Liebe, brauchte ihn, damit er sie aus dem Tal des Todes führte, das der Weg der Schatten war. Jetzt kannte er den Weg hinaus. Der Weg war Liebe. Sie würden sich auf die Suche nach Uly machen, und er und Vi würden diesen Pfad zusammen beschreiten ...

Ich und Vi?

Ihre Augen weiteten sich vor Furcht und Reue. Sie weinte. Für den Bruchteil einer Sekunde wollte er verstehen, aber dann hoben sich seine Finger langsam zu seinem Ohr. Dort war ein Ohrring, ein perfekter Ring ohne Öffnung, und er war erfüllt von einer so mächtigen Magie, dass Kylar sie in den Fingerspitzen spüren konnte.

»Es tut mir so leid«, sagte sie und wich vor ihm zurück. »Es tut mir so leid. Es war die einzige Möglichkeit.« Sie drehte sich um, und er sah sein letztes Geschenk an Elene – sein Gelöbnis von Liebe, für das er sein Geburtsrecht verkauft hatte –, das in Vis Ohr glänzte.

»Was hast du getan?!«, brüllte er, und er konnte erkennen, dass sein Zorn durch den Ohrring vervielfacht wurde. Während Kylars Wut auf Vi prallte, konnte er ihre Reue spüren, ihr Entsetzen, ihre Verwirrung, ihre Verzweiflung, ihren Selbsthass und ... bei allen Hölle, ihre Liebe? Liebe! Wie konnte sie es

wagen, ihn zu lieben?

Vi floh.

Er folgte ihr nicht. Was würde er tun, wenn er sie einfing?

Sie stürzte durch die Haupttür des Thronsaals, und die Wachen blickten ihr verblüfft nach.

Sie drehten sich um und sahen Kylar über dem Leichnam des Gottkönigs stehen.

Dann waren Piffe zu hören und Alarmglocken, angreifende Hochländer und murmelnde Meister. Kylar war dankbar für das Vergessen der Schlacht. Es blendete eine Zukunft aus, in der Elene niemals einen Platz haben würde. Und die Schlacht forderte seine ganze Aufmerksamkeit. Mit nur einer Hand war das Töten tatsächlich eine Herausforderung.

Lantano Garuwashi konnte nicht aufhören, die Klinge des Himmels zu berühren, obwohl er sie natürlich in der Scheide stecken ließ. Sobald ein Sa'ceurai sein Schwert zog, steckte er es nicht in die Scheide zurück, ohne es zuvor Blut kosten zu lassen. Während die Nacht sich herabsenkte, verdeckten seine Männer die Öffnung der Höhle, damit die feiernden Cenarier ihre Lagerfeuer nicht sehen konnten. Nachdem er sich mit dem Spion beraten hatte, der aus dem cenarischen Lager zurückgekehrt war, stand Garuwashi nun auf einem Felsvorsprung.

Im Licht des Feuers leuchteten die Augen seiner Männer voller Inbrunst. Sie hatten Wunder gesehen, die ihren Vätern und Großvätern vor ihnen verwehrt geblieben waren. Die Klinge des Himmels war zurückgekehrt.

Garuwashi begann ohne Vorreden, wie es seine Art war. »Die Cenarier haben diese Schlacht nicht gewonnen. Diese Kreatur hat sie für sie gewonnen. Heute Nacht trinken sie. Morgen werden sie beginnen, Jagd auf die versprengten Khalidori zu machen. Wollt Ihr wissen, was wir tun werden, während diese Dummköpfe über Fliegen schlagen?« Die Männer nickten. Sie hatten die Klinge des Himmels. Sie folgten dem Garuwashi. Sie waren unbesiegbar.

»Heute Nacht werden wir die Uniformen der toten Khalidori einsammeln. Bei Sonnenaufgang werden wir angreifen und genug Schaden anrichten, um die Cenarier zu erzürnen. Wir werden ihre Armee nach Osten locken und ihnen dabei immer um Haaresbreite durch die Finger schlüpfen. In drei Tagen wird der Rest unserer Armee hier eintreffen. In fünf Tagen wird sie die schutzlose Stadt

Cenaria einnehmen. In einem Monat wird dieses Land uns gehören. Im Frühling werden wir nach Ceura zurückkehren und ihnen ihren neuen König geben. Was sagt Ihr dazu?«

Alle Männer jubelten, bis auf einen. Feir Cousat saß still und starr da. Sein Gesicht hätte gradeso gut aus Marmor gemeißelt sein können.

Epilog

Pferdehufe klapperten hinter Dorian, als er über die letzte Anhöhe im Vorgebirge kam und Khaliras sah. Er trat beiseite und wartete geduldig, ganz versunken in den Ausblick. Die Stadt war noch immer zwei Tage entfernt, aber zwischen den Faltierbergen und dem Sklavenberg zog sich die Ebene breit und flach dahin. Die Stadt und die Burg erhoben sich mit dem Berg, ein einsamer Turm in einem Ozean von Weideland. Es war einst sein Zuhause gewesen.

Die Gruppe begann auf ihren prächtigen Pferden an Dorian vorbeizureiten. Dorian ließ sich auf die Knie nieder und verfiel in die Demutsgeste eines Bauern. Es war kein normaler Spährupp. Noch waren die Männer gewöhnliche Soldaten, obwohl ihre Rüstung etwas anderes sagte. Doch ihre Waffen und Pferde verrieten sie. Die sechs hünenhaften Soldaten waren Mitglieder der Leibwache des Gottkönigs. Und ihrem Geruch nach zu urteilen waren die Meister in ihrer Begleitung trotz der Halbmäntel tatsächlich Vürdmeister. Sie konnten nur aus Cenaria kommen, und wahrscheinlich transportierten sie in den wenigen Truhen, die sie mit sich führten, große Reichtümer.

Dorian riskierte verstohlene Blicke, als er den wahren Schatz sah. Eine Frau ritt mit den Meistern, bekleidet mit dicken Roben, das Gesicht verschleiert. Ihre Haltung hatte etwas seltsam Vertrautes, und dann sah er ihre Augen.

Es war die Frau, die er vorhergesehen hatte. Seine zukünftige Ehefrau. Ein Schauer durchlief ihn, und er erinnerte sich an Bruchstücke aus seinen alten Prophezeiungen – das Ausbrennen seiner Gabe hatte aus irgendwelchen Gründen seine Erinnerung daran blockiert.

Als er wieder zu sich kam, war er immer noch auf den Knien. Seine Muskeln waren verkrampft, und die Sonne hing tief am Himmel. Der Soldatentrupp war Meilen vor ihm auf dem Weideland. Er war den halben Tag lang bewusstlos gewesen.

Solon, wo bist du? Ich brauche dich hier. Aber Dorian kannte die Antwort. Falls Solon Schreiende Winde überlebt hatte, segelte er wahrscheinlich bereits nach Hause, nach Seth, um seine verlorene Liebe zu sehen. Diese Frau, jetzt Kaiserin Kaede Wariyamo, würde fuchsteufelswild sein. Wegen Dorians Prophezeiungen hatte Solon seine Heimat in der Stunde der Not im Stich gelassen. Dorian konnte nur hoffen, dass Solons Weg nicht so einsam war wie

der seine.

Denn selbst ohne Prophezeiungen wusste Dorian, dass er, welche Richtung er auch einschlug, einen Pfad in der Dunkelheit beschreiten würde, allein und von solchem Leid erfüllt, dass es ihm als eine gute Idee erschienen war, seine Visionen aufzugeben.

Voller Furcht und zitternd stand Dorian auf. Er betrachtete den Pfad vor ihm und den Pfad hinter ihm, die Straße nach Khaliras und zu seiner zukünftigen Frau – Jenine, so hieß sie! – oder die Straße zurück zu seinen Freunden. Tod und Liebe oder Leben und Einsamkeit. Der Gott fühlte sich so fern an wie ein Sommer im Frost.

Mit starrem Gesicht nahm Dorian seinen langen Fußweg in Richtung Khaliras wieder auf.

Ghorran hielt Elene unter ständiger Beobachtung, die Augen dunkel, der Blick eindringlich. Am ersten Tag war das kein Problem gewesen, weil sie sich nicht hatte erleichtern müssen. Am zweiten Tag war es dann zum Problem geworden. Elene war ihm ein kurzes Stück in den Wald hinein gefolgt und dann hinter einen Busch getreten, um ungestört zu sein. Er wartete, bis sie sich hingehockt und ihre Röcke gehoben hatte, dann folgte er ihr, nur um sie zu beschämen. Natürlich hatte sie sich dann nicht mehr erleichtern können.

An jenem Abend beteten die Khalidori, wie sie es jeden Abend und jeden Morgen taten: »*Khali vas, Khalivos ras en me, Khali mevirtu rapt, recu virtum defite.*« Ghorran warf Elene zu Boden und setzte sich rittlings auf sie. Während er betete, bohrte er die Finger in die Druckpunkte hinter ihren Ohren. Sie schrie und spürte, wie Feuchtigkeit ihr Kleid durchweichte, als sie die Kontrolle über ihre Blase verlor.

Als das Gebet beendet war, stand Ghorran auf, gab ihr eine Ohrfeige und sagte: »Du stinkst, dreckige Hündin.«

Als sie einen kleinen Bergbach überquerten, erlaubten sie ihr nicht, sich zu waschen. Als Ghorran sie an diesem Abend beiseitenahm, zog Elene ihre Röcke hoch und erleichterte sich vor seinen Augen. Es machte ihm kein besonderes Vergnügen, sie zu beobachten, bis sie errötete und den Blick abwandte. »Morgen«, sagte er, »werde ich dich dazu bringen, dir Scheiße ins Gesicht zu schmieren. Deine oder die eines anderen. Deine Entscheidung.«

»Warum tust du das?«, fragte Elene. »Hast du denn keinen Funken Anstand im Leib?«

Am nächsten Morgen wurden sie jedoch früh geweckt. Sie brachen unverzüglich auf. Die aneinandergefesselten Gefangenen gingen in einer Reihe hinter den Khalidori her. Elene war die sechste in der Reihe von sechs Gefangenen, und der kleine Junge, Herrald, ging direkt vor ihr. Sie brauchte eine Weile, um herauszufinden, warum die Khalidori nervös waren, denn sie schlugen die Gefangenen, wenn sie sprachen.

Heute Morgen waren nur fünf khalidorische Soldaten bei ihnen.

In der Nacht schien Ghorran seine Drohung vergessen zu haben. Als er Elene beiseitenahm, damit sie sich erleichtern konnte, behielt er das Lager im Blick. Elene hockte sich zwischen die Lärchen, die jetzt, zu Beginn des Herbstes, ihre goldenen Nadeln fallen ließen, und tat so, als störe seine Anwesenheit sie nicht. »Morgen werden die Meister vielleicht zu uns stoßen«, sagte Ghorran, ohne das Lager aus den Augen zu lassen. »Dann werden wir euch ihnen übergeben. Haavin, dieser Bastard, ist wahrscheinlich weggelaufen, der Feigling.«

Elene stand auf, und keine zehn Schritte von dem nichtsahnenden Ghorran entfernt sah sie einen Mann an einem Baum lehnen. Der Fremde trug eine Vielzahl von Umhängen, Westen, mit Taschen besetzten Hemden und Beutel aller Größen, allesamt aus Pferdehaut, allesamt im gleichen dunklen Braun gegerbt und weich geworden von langer Benutzung. Hinten in seinem Gürtel steckten zwei nach vorn gebogene Dolche, auf dem Rücken trug er einen kunstvoll geschnitzten Bogenbehälter, und zwischen den Kleidungsstücken hingen Messergriffe verschiedener Größen. Er hatte ein freundliches Gesicht, schräg stehende, mandelförmige braune Augen und offenes, glattes schwarzes Haar: ein ymmurischer Pirscher. Er legte einen Finger an die Lippen.

»Bist du fertig?«, fragte Ghorran und schaute in ihre Richtung.

»Ja«, antwortete Elene. Sie blickte zurück zu dem Pirscher, aber er war fort. Als sie an diesem Abend am Rand des Waldes ihr Lager aufschlugen, um sich den Schutz der Bäume zunutze zu machen, waren nur noch vier Soldaten bei ihnen. Die Khalidori stritten darüber, ob sie in der Dunkelheit weiterziehen sollten und ob Haavin und die anderen verschwundenen Männer wirklich weggelaufen waren. Die Nacht war kurz, und Ghorran weckte Elene in der Dunkelheit vor Tagesanbruch.

Schweigend brachte er sie in den Wald. Sie zog ihre Röcke hoch, als

kümmere es sie nicht. »Wie hast du dir die Brust verletzt?«, fragte Elene.

»Dieses wilde Miststück hat mich mit einer Mistgabel attackiert, nachdem ich ihren Mann getötet und ihre Bälger ausgeweidet hatte.« Er zuckte die Achseln, als sei es ein Augenblick der Unachtsamkeit gewesen, peinlich, aber nichts Ernstes.

Für Ghorran hatte das Ausweiden von Kindern keine besondere Bedeutung. Er hatte Elene wehgetan und sie beschämt; das konnte sie verzeihen. Aber dieses geringschätzige Achselzucken entfachte den kleinen Funken Zorn in ihrem Herzen. Zum ersten Mal in ihrem Leben seit Ratte hasste Elene.

Ghorran hatte einen Bogen mitgenommen, und jetzt spannte er ihn. »Wenn wir heute unser Lager aufschlagen«, sagte er, »wird Neph Dada dir schreckliche Dinge antun.« Ghorran leckte sich die trockenen Lippen. »Ich kann dich retten.«

»Mich retten?«

»Was er tut, sollte nicht getan werden. Es ist lodricarische Widerwärtigkeit. Wenn du jetzt wegläufst, werde ich dir einen Pfeil in den Rücken schießen und dich verschonen.«

Seine Barmherzigkeit war so bizarr, dass Elenes Hass sich auflöste.

Fünzig Schritt hinter ihnen brach ein Lichtblitz aus dem Lager und warf Schatten gegen die Bäume. Ein Schrei folgte. Dann das Geräusch galoppierender Pferde.

Elene drehte sich um und sah ein Dutzend fremder khalidorischer Reiter von Norden ins Lager stürmen. Sie waren früher gekommen, um ihre Sklaven einzusammeln.

»Lauf!«, erscholl ein Ruf lauter, als ein Mann zu schreien hätte imstande sein sollen.

Durch die Bäume sah Elene den ymmurischen Pirscher mit den Khalidori kämpfen. Zwei von ihnen fällte er mit einer einzigen Bewegung. Feuer züngelte aus den Händen eines der Reiter, aber der Ymmuri wich dem Feuer aus.

Ghorran legte einen Pfeil an die Sehne und zog ihn zurück, aber zwischen ihm und dem Ymmuri waren zu viele Bäume und Khalidori. Dann kam, nur wenige Schritt entfernt, der kleine Herrald aus dem Wald geschossen und rannte davon.

Ghorran drehte sich um und fasste sein neues Ziel ins Auge.

Alles, was Elene dachte, war: *Nein*.

Sie riss Ghorran den Dolch aus dem Gürtel, brachte ihn über seinen Arm und

rammte ihn in seine Kehle. Er zuckte krampfartig, und der Pfeil sprang aus dem Bogen und sirrte, ohne Schaden anzurichten, über Herralds Kopf.

Der Bogen entfiel Ghorrans Fingern, und er und Elene sahen einander an; seine Augen waren vor Entsetzen weit aufgerissen. Der Dolch steckte in der Mitte seiner Kehle, und die breite Klinge blockierte seine Luftröhre. Er atmete aus, seine Brust spannte sich an, und Luft piff. Dann legte er eine Hand an die Kehle und tastete nach der Klinge, immer noch ungläubig.

Dann versuchte er einzuatmen. Sein Zwerchfell pumpte wie ein Blasebalg, aber er bekam keine Luft. Er fiel auf die Knie. Elene konnte sich nicht bewegen.

Ghorran riss den Dolch aus seiner Kehle und keuchte, aber das Keuchen verwandelte sich in ein Röcheln. Er hustete, und Blut bespritzte Elene.

Er versuchte weiterzuatmen, während seine Lunge sich mit Blut füllte. Binnen Augenblicken fiel er auf den Waldboden.

Trotz des Bluts auf ihrem Gesicht, ihrem Kleid und ihren Händen, trotz des mitleiderregenden Ausdrucks auf Ghorrans Gesicht und des Grauens, einen Menschen sterben zu sehen, tat es Elene nicht leid. Nur eine Minute zuvor hatte sie Ghorran gehasst, aber sie hatte ihn nicht aus Hass getötet. Er musste einfach aufgehalten werden. Wenn sie den Augenblick hätte zurückhaben können, würde sie das Gleiche tun. Und mit einem Mal verstand sie.

»Mein Gott, was für eine Närrin ich gewesen bin«, sagte sie laut. »Vergib mir, Kylar.«

Während im Wald hinter ihr Magie explodierte und die Bäume in Brand setzte, begann Elene zu rennen.

Am Nordende der Insel Vos stand Kylar in der Düsternis des verregneten Herbsttages und startete auf den ungezeichneten Steinhügel, den er errichtet hatte. Durzos Grab.

Kylar war mit Blut bespritzt, und seine grauen Blutjungenroben waren von Magie versengt. In einem Anfall von Zorn hatte er stundenlang gekämpft, hatte jeden khalidorischen Soldaten und Meister getötet, der ihm unter die Augen gekommen war. Trotz der langsam schwindenden Magie hatte er auf dem Boden des Thronsaals Logan sich erheben sehen, hatte den Ferali sich umdrehen sehen und die Vernichtung der khalidorischen Armee beobachtet. Er hatte gesehen, wie die Männer Logan bewundernd angeschaut hatten. Obwohl die Figuren winzig

waren, konnte man es in jeder Linie ihres Körpers erkennen.

Logan würde seine Armee nach Hause führen, und wenn sie in zwei Tagen ankamen, würde er feststellen, dass alle Khalidori aus seiner Burg vertrieben waren – bis auf Khali, aber das war die eine Kreatur, von der Kylar sich fernzuhalten gedachte. Sollte König Gyre einige Magier einladen, sich darum zu kümmern.

»Ich schätze, wir haben gesiegt«, erzählte er Durzos Grab. Kylar wusste, dass es keinen Sinn hatte, gegen sein Leben zu zürnen. Er war der Nachtengel, und er wurde nicht gefeiert. Wie Durzo ihm vor langer Zeit erklärt hatte, er würde immer abgeschieden von den anderen sein, allein.

~ Es ist eben so hart, unsterblich zu sein ~, sagte der Ka'kari.

Kylar war zu erschöpft, um überrascht oder gekränkt zu sein. Der Ka'kari hatte schon früher gesprochen, daran erinnerte er sich jetzt; er hatte versucht, ihm das Leben zu retten. »Du kannst also reden«, sagte er.

Der Ka'kari zog sich in seine Hand und formte ein stilisiertes Gesicht. Er lächelte und zwinkerte ihm zu. Kylar seufzte und saugte ihn zurück in seine Haut.

Dann betrachtete er seinen Stumpf. Er hatte seinen Arm umsonst verloren. Er hatte dem Wolf umsonst einen Eid geleistet. Alles, was Kylar je erfahren hatte, alles, was er je erlitten hatte, hatte einer Aufgabe gegolten: Die Tötung Garoth Ursuuls war Kylars Schicksal. Garoth war der widerwärtige Quell, aus dem Kylars, Jarls und Elenes Elend geflossen war. Es war nur passend, dass der Mann, der bewirkt hatte, dass Kylar zum Blutjungen wurde, Kylars letzte »Leiche« sein würde. Ohne Garoth hätte es keinen Roth gegeben. Ohne Roth wäre Elene ohne Narben geblieben, Jarl würde noch leben und unversehrt sein, und Kylar würde – was würde er sein? Jedenfalls kein Blutjunge.

Graf Drake hatte einmal zu Kylar gesagt: »Es gibt etwas Göttliches, das aus unseren grob gehauenen Leben Schönheit formt.« Es war eine Lüge, so wie Kylars Schicksal eine Lüge war. Vielleicht war das der Grund, warum dies so hart war: Er hatte begonnen, an Elenes göttliche Ökonomie zu glauben. Jetzt hatte er also nicht nur Elene verloren, die von Beginn an ein Teil von ihm gewesen war, die Kylar dazu gebracht hatte, gute Dinge über sich selbst zu glauben; er hatte auch sein Schicksal verloren. Wenn er ein Schicksal hatte, hatte er ein Ziel: eine Perle, die um das Böse herumgebaut wurde, das er erlitten und anderen zugefügt hatte. Wenn er für eine Aufgabe geformt worden war, dann

gab es vielleicht einen Former. Wenn es einen Former gab, war sein Name vielleicht der eine Gott. Und vielleicht war der eine Gott eine Brücke über die Kluft zwischen Todbringer und Heiligem, die Kylar von Elene trennte. Aber es gab keine Brücke, keinen Gott, keinen Former, keine Aufgabe, kein Schicksal, keine Schönheit. Es gab kein Zurück. Man hatte ihm gleichzeitig Gerechtigkeit und Rache und Liebe und Aufgabe gestohlen.

Er hatte gedacht, er könne sich verändern, dass er für den Preis eines alten Schwertes Frieden kaufen könne. Aber Vergeltung war nur ein Werkzeug der Gerechtigkeit. Es war Kylar, der danach durstete, sie auszuführen. Er hatte heute viele Männer getötet, und er konnte kein Bedauern dafür in sich finden. Das war es, was es bedeutete, der Nachtengel zu sein. Vielleicht hätte ein besserer Mann das Schwert niederlegen können. Kylar konnte es nicht, nicht einmal, nachdem es ihn Elene gekostet hatte.

Wann immer er an Elene dachte, verwandelte sich ihr Gesicht in das von Vi. Wann immer er an Vi dachte, verwandelten sich seine Fantasien, sie zu bestrafen, in Fantasien einer anderen Art.

»Meister«, sagte er zu dem Hügelgrab. »Ich weiß nicht, was ich tun soll.«

Beende den Auftrag. Er wusste genau, welchen Klang Durzo den Worten gegeben hätte, verärgert, aber entschieden.

Es war wahr. Der Wolf hatte seinen Teil des Abkommens erfüllt: Kylar war unverzüglich vom Tod zurückgekehrt. Es hatte sich herausgestellt, dass es ein lausiger Handel gewesen war, aber ein Geschäft war ein Geschäft, daher würde Kylar Curoch stehlen, nach Torras Bend reiten und sich seinen Arm zurückholen. Es klang einfach genug. Schließlich war das Stehlen nicht schwierig, wenn man sich unsichtbar machen konnte. Und es würde auch keine Sekunde zu früh geschehen, dass er seinen Arm zurückbekam. Sein Stumpf schmerzte, und er hätte es nicht gedacht, aber der Verlust einer Hand kostete ihn das Gleichgewicht.

Du bist nicht hier, weil du nicht weißt, was du tun sollst, Junge. Du wusstest immer, was zu tun war.

Auch das war wahr. Kylar würde diesen Auftrag erledigen und danach Vi suchen und sie töten.

~ *Du wirst sie nicht töten* ~, sagte der Ka'kari.

»Du bist plötzlich ganz schön redselig, hm?«, fragte Kylar.

Der Ka'kari antwortete nicht. Er hatte jedoch recht. Kylar war nicht hier, um

Rat zu erbitten. Nicht wirklich. Er vermisste nur seinen Meister. Es war das erste Mal seit Durzos Tod, dass er das Grab besuchte.

Tränen begannen zu fließen, und Kylar wusste nur, dass es Tränen der Trauer waren. Er hatte seinen Meister verloren; er hatte das Mädchen verloren, für dessen Rettung er seinen Meister verraten hatte; er hatte die Tochter seines Meisters verloren. Er hatte seine einzige Chance auf ein friedliches Leben verloren. Ein sanftmütiger Kräuterkundiger! Es war vielleicht eine süße Illusion gewesen, aber süß war es tatsächlich gewesen. Kylar war einsam, und er war es müde, einsam zu sein.

Eine Ratte hatte in der Nähe des Fußes von Durzos Hügelgrab ein Loch gegraben. Durzo würde verärgert sein, wenn er die Ewigkeit mit Ratten verbringen müsste, die seinen Leichnam beknabberten. Kylar betrachtete wütend das Loch. Es war so tief, dass das Loch für normale Augen einfach schwarz erschienen wäre, aber Kylar sah an seinem Grund ein deutliches metallisches Schimmern.

Er ließ sich auf die Knie und seinen Stumpf nieder – Au! -, bewegte den Ellbogen ein wenig zur Seite – besser – und griff hinein. Einen Moment später stand er mit einer kleinen, versiegelten Metallschatulle in der Hand auf. Ein Wort war in die Schatulle geritzt worden: »Azoth.« Ein Schauer durchlief ihn. Wie viele Menschen kannten diesen Namen? Kylar nahm die Schatulle unbeholfen zwischen seinen Stumpf und eine Hand und brach sie auf. Darin lag ein Zettel.

»He«, stand dort in Durzos enger Handschrift zu lesen, »ich dachte auch, es sei mein letztes. Er sagte, ich hätte um alter Zeiten willen noch ein weiteres bekommen ...« Das Papier vor Kylars Augen verschwamm. Er konnte es nicht glauben. Der Brief ging weiter, aber sein Blick wanderte zu den letzten Worten: »LASS DICH AUF KEINEN HANDEL MIT DEM WOLF EIN.« Der Brief war einen Monat, nachdem Kylar seinen Herrn getötet hatte, geschrieben worden. Durzo lebte.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
» The Night Angel Trilogy II. Shadow's Edge«
bei Orbit, Hachette Book Group USA, Inc., New York

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2010
bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random
House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2008 by Brent Weeks

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827
Garbsen.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Kartenillustration: Jürgen Speh
Redaktion: Alexander Groß
Lektorat: Urban Hofstetter
Herstellung: Sabine Müller
eISBN : 978-3-641-03833-5

www.blanvalet.de

www.randomhouse.de